

52. Jahrgang 2011, Heft 1

# ok

ordens  
korrespondenz

2011/Heft 1

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

20 Jahre  
im anderen  
Deutschland

Ordensbegegnungen  
Ost – West

ex oriente lux:  
Neue Klöster  
in Osteuropa

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

52. Jahrgang 2011, Heft 1

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: [gahn.pth@ksfh.de](mailto:gahn.pth@ksfh.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf,  
Telefon (09624) 92 01-0, [www.dbg.donbosco.de](http://www.dbg.donbosco.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

# Vorwort



Ähnlich wie in diesen Wochen in der arabischen Welt, so erhoben sich vor 20 Jahren die Menschen in Mittel- und Osteuropa und lehnten sich auf gegen die autoritären Regime in ihren Ländern. Manche Bilder aus dem Magreb haben an die Szenen erinnert, die sich im Herbst 1989 in den Hauptstädten der Staaten des ehemaligen Ostblockes abspielten und die Erinnerung an diese Zeit wieder wachgerufen.

Aus Sicht der Kirche und der Orden brachte der damalige Umbruch Herausforderungen besonderer Art mit sich: Seit Jahrhunderten christlich geprägte Länder hatten 50 Jahre und länger unter kommunistischen Regimen gelebt; der christliche Glaube konnte vielfach nur unter größten Schwierigkeiten gelebt und weitergegeben werden. Ordensfrauen und -männer lebten ihre Berufung vielerorts im Untergrund.

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in Europa fehlte es spirituell wie materiell am Nötigsten. Ordensgemeinschaften im Westen beschlossen gemeinsam mit der Gesamtkirche zu helfen. Trotz schwindender Zahl eigener Mitglieder sandten sie Ordensfrauen und -männer nach Osten um beim den Neuanfängen zu helfen. Sie begegneten einer ihnen vielfach fremden Welt. Es blieb jedoch nicht bei dieser Einbahnstraße. Ordensfrauen und -männer aus Osteuropa kamen umgekehrt nach Deutschland und trafen auf eine in anderer Weise säkularisierte Gesellschaft, deren Lebensrhythmen ihnen fremd waren.

Vieles ist in den vergangenen 20 Jahren geschehen. Die Ordenskorrespondenz hat Ordensfrauen und -männer, die diese Wege gegangen sind oder gerade gehen, gebeten, von ihren Erfahrungen zu berichten und einen Ausblick in die Zukunft zu wagen. Der beeindruckenden Vielfalt dieser Stimmen möchten wir möglichst viel Platz einräumen und verzichten daher in diesem Heft auf die sonst übliche Rubrik „Dokumentation“.

Arnulf Salmen

# Inhalt

.....

|                          |   |
|--------------------------|---|
| Arnulf Salmen<br>Vorwort | 1 |
|--------------------------|---|

## ● Ordensleben

|  |    |  |    |
|--|----|--|----|
| Christine Zeis MC<br>20 Jahre im anderen Deutschland   | 5  | Gudula Bonell CJ<br>Called to bring hope – Gerufen,<br>Hoffnung zu bringen | 60 |
| Athanasius Polag OSB<br>Sämann und Schnitter freuen sich<br>(Joh 4,36)                       | 17 | Hiltrud Wacker FCJM<br>Einsatz für die Ärmsten                             | 71 |
| Andrzej Walko OFM<br>20 Jahre nach dem Mauerfall und<br>fünf Jahre als Seelsorger in Franken | 24 | Heinz Lau SCJ<br>„Pater, erzählen Sie uns von Gott!“                       | 77 |
| Jelena Herasym MSsR,<br>Margret Obereder MSsR<br>Miteinander von Ost und West                | 32 | Stefan Dartmann SJ<br>„Austausch der Gaben“<br>– bereichernd für alle      | 86 |
| Renata Wehrmeyer OCD<br>Aufbau eines Karmels in Lettland                                     | 43 |  |    |
| Anezka Najmanova OSB,<br>Lucia Wagner OSB<br>Die Venio-Kommunität in Prag                    | 49 |  |    |



## ● Nachrichten

|  |    |
|--|----|
| Aus dem Vatikan  | 89 |
| Aus der Weltkirche                                     | 92 |
| Aus dem Bereich der Deutschen<br>Ordensobernkonzferenz | 99 |

## ● Neue Bücher

|                     |     |
|---------------------|-----|
| Spiritualität       | 105 |
| Ordensgeschichte    | 112 |
| Theologie und Ethik | 118 |

»Die Entfaltung des Ordenslebens  
in den mittel- und osteuropäischen  
Ländern ist eine  
,Geschichte der Hoffnung'.«

Gudula Bonell CJ



## Christine Zeis MC

Sr. Christine Zeis MC, geboren 1961, gehört seit 1988 der Gemeinschaft der Missionarinnen Christi an. Von 1991 – 2011 war sie in Leipzig und Jena tätig in Gemeindearbeit, Erwachsenenbildung und Beratung, Berufungspastoral und Exerzitienarbeit. Seit Anfang 2011 ist sie Noviziatsleiterin ihrer Gemeinschaft in Weilheim/Oberbayern.



Christine Zeis MC

## 20 Jahre im anderen Deutschland

Vom Süden in den Osten und zurück

Wie spreche ich von dem Land, wo ich fast 20 Jahre meines Lebens verbracht habe? Die ehemalige DDR, Ostdeutschland, die neuen Bundesländer, Sachsen und Thüringen, die Diözesen Dresden-Meißen und Erfurt, die Städte Leipzig und Jena. Das Land meiner Sendung, der steinige Boden im Weinberg Gottes, Experimentierfeld für die Zukunft der Kirche, Heimat und Fremde zugleich. Im Oktober 1991 bin ich von Nürnberg nach Leipzig aufgebrochen, im Februar 2011 werde ich nach Weilheim in Oberbayern ziehen, um dort meine neue Aufgabe als Noviziatsleiterin zu übernehmen. Abschiedssituationen bringen es mit sich, das Gewesene zu betrachten und zu reflektieren, auf die Erfahrungen zu schauen, zu würdigen, was geworden ist, und auch kritisch zu sein, wenn es angebracht ist. Und so

passt dieser Artikel sehr gut in meine persönliche Situation des Zurückblickens: Ich würdige das, was Gott durch mich, durch uns Missionarinnen Christi in den letzten 20 Jahren in Ostdeutschland gewirkt hat. Und ich frage nach den Erfahrungen, die für uns Missionarinnen Christi und möglicherweise auch für Andere hilfreich sein können.

### Leipzig: Aufbruch in ein neues, sehr anderes Land

Es hat sich so ergeben und war doch vielleicht kein Zufall, dass wir ausgerechnet am 3. Oktober 1991, dem Tag der deutschen Einheit, nach Leipzig aufgebrochen sind. Dem Umzug ging eine einjährige Erkundungsphase der Regionalleitung mit verschiedenen „Exkursionen“ voraus, denn wir spürten zwar

den Impuls, als Gemeinschaft in die ehemalige DDR zu gehen, hatten aber gleichzeitig wenig Vorstellung von den Gegebenheiten und Möglichkeiten. So waren wir dankbar für alle katholischen Insider vor Ort, die uns mit Ratschlägen und Vorschlägen zur Seite standen, bei der Ortsentscheidung mitwirkten, uns ermutigten zu diesem Schritt und ihn auch kritisch hinterfragten. Ich selbst war bei einer dieser Expeditionen nach Dresden und Leipzig dabei und erinnere mich an den unvertrauten Geruch nach Braunkohle, das Gefühl von Ausland, die Neugierde auf all das Neue und auf die Geschichten, die Schüchternheit als Wessi und Fremde.

Am Ende des Erkundungsprozesses stand die Entscheidung, dass wir zu dritt nach Leipzig ziehen sollten und erst vor Ort und im Gespräch mit der Leitung nach beruflichen Tätigkeiten schauen sollten. Mir stehen die spannenden Monate des Anfangs immer noch sehr lebendig vor Augen. Wir fanden Unterschlupf in drei Gemeinderäumen der kleinen katholischen Gemeinde St. Hedwig in Leipzig-Süd und waren sofort mitten drin im Gemeindegeschehen dieser lebendigen Kirche, die in einem ganz normalen Wohnhaus untergebracht war. Dankbar erinnere ich mich an das Weihnachtsgeschenk eines Gemeindeglieders von St. Hedwig: Wir Schwestern bekamen eine selbst aufgenommene Kassette mit Weihnachtsliedern des Thomanerchores. Und dazu den Kommentar, dass diese Musik uns helfen möge, uns in dieser schönen Stadt zu beheimaten. Auf der Basis beginnender Beheimatung erkundeten wir weiter und machten Erfahrungen: Es roch noch nach DDR, wir erlebten, dass es nicht alles gab,

was wir gewohnt waren, man wurde als Kundin im Milchgeschäft abgekanzelt, war froh, dass der Klempner katholisch war und uns terminlich bevorzugte, musste Fremdwörter lernen und üben, Schlange zu stehen. Unsere Besucher aus Westdeutschland verhielten sich manchmal typisch und eben deswegen peinlich: mit lauten Kommentaren über die Trabis und die neuen Gebrauchtwagen, den Blick ständig nach oben auf die Häuserfassaden gerichtet und mit Tipps, was noch alles wie zu renovieren sei, mit Erstaunen, dass es hier überhaupt Katholiken gibt, mit der Faszination, dass eine Stadt so grau sein kann. Wir alle hatten so wenig Ahnung von der Geschichte, Kultur, Geografie, dass es viel zum Nachholen und Entdecken gab. Später wurden alle unsere Gäste ins Zeitgeschichtliche Forum zur Information über die Geschichte der deutschen Teilung und der Wiedervereinigung und ins Stasimuseum geschickt, um eine geschichtliche Grundlage zu schaffen. Außerdem waren Gottesdienste in der Nikolaikirche und die Bachmotetten in der Thomaskirche Pflichtprogramm für die Besucher, dazu diverse (Bildungs-)Ausflüge nach Wittenberg, Dresden, Naumburg, Meißen, Eisleben, Merseburg ... Wichtig war für uns auch so manche kritische Anfrage, was wir Westordensleute denn hier wollten. Es wäre ja die ganze Zeit auch ohne uns gegangen. Und wir sollten nicht meinen, wir könnten irgendeinen Besserwissertipp abgeben. Da bleibt man als Neuling doch lieber schön leise und bescheiden und reflektiert das eigene Dasein und Vorgehen sehr genau. In einer ersten Zielbeschreibung formulierten wir unsere Sendung in Leipzig so: „Wir Missionarinnen Christi in Leip-



zig wollen gerne zur Verbindung und Vereinigung zwischen Ost und West beitragen, damit die noch bestehenden ‚unsichtbaren Mauern‘ durchlässiger werden. Wir wollen mit den Menschen in Leipzig das Leben teilen: hören und aufnehmen, was es durch die andersartige Geschichte an Lebenserfahrungen, an Bedürfnissen gibt und mitteilen von dem, woraus wir leben: Jesus Christus und seine befreiende, den Menschen aufrichtende Botschaft. Wir möchten nicht unbedingt in schon bestehenden binnenkirchlichen Strukturen arbeiten, sondern nach Wegen suchen, wie wir Menschen erreichen können, die das Christentum nicht kennen oder am Rande der Gesellschaft leben.“

Bald schon hatten unsere Vorstellungen von unseren Arbeitsmöglichkeiten einen realistischen Boden. Wir begannen in unseren ganz normalen, vertrauten Berufsfeldern in einer für uns ganz und gar nicht normalen und sehr unvertrauten Umgebung. Sr. Rita Kallabis arbeitete als Sozialarbeiterin in der Altenbetreuung der Caritas und organisierte mit Hilfe ihres hellblauen Diensttrabis den Umzug der Senioren in Altenheime, Sr. Juliane Lintner war als Krankenschwester eine der wenigen Katholikinnen in der neu übernommenen ambulanten Sozialstation. Ich begann als Gemeindefereferentin in der Pfarrgemeinde St. Martin im Stadtteil Grünau, bekannt als eine der größten Plattenbausiedlungen in der ehemaligen DDR. Bald kam Sr. Ulrike Baier zu uns dazu, die sich als gelernte Medizinerin in der Betreuung von Langzeit-Psychiatriepatienten engagierte und ein Enthospitalisierungsprojekt begleitete.

Damals war das Ost-West-Thema verständlicherweise allgegenwärtig und es

war immer wichtig, wer von wo kam. „Sie sind aber nicht von hier“, war oft einer der Begrüßungssätze – was mir im Lauf der Jahre zunehmend auf die Nerven ging. Dass oft selbstverständlich vorausgesetzt wurde, was man als Wessi schon alles von der Welt gesehen haben müsse, welche Werthaltungen, welches Konsumverhalten, welche Verhaltensweisen man so haben müsse, war immer wieder Anlass für klärende Gespräche. Andererseits mussten unsere Gesprächspartner immer wieder unsere unwissenden, naiven (hoffentlich nicht verletzenden) Fragen und Bemerkungen ertragen.

Der Umgang mit den gegenseitigen Klischees war täglich Brot. Dass wir Westler in manchen Dingen ein anderes Kommunikationsverhalten hatten (haben?), wurde immer wieder deutlich. Die Kunst der indirekten Rede und des „Zwischen-den-Zeilen-Sprechens“ ist einfach anders ausgeprägt, ebenso wie die Kunst des Improvisierens und Organisierens (beneidenswert), die Kunst, in vermeintlich völlig chaotischen Sitzungen doch zu Ergebnissen zu kommen, so dass sich (fast) alle wohl fühlen. Manchmal bin ich ganz schön heftig in Fettnäpfchen getappt und habe erst relativ spät gemerkt, wie meine Ansichten und meine Vertrauenswürdigkeit „getestet“ wurde.

## Der Charme der Diasporakirche

An dieser Stelle soll etwas über die Situation der Katholischen Kirche gesagt werden: Im Osten Deutschlands ist der Anteil der Christen aller Konfessionen an der Bevölkerung weniger als 20 %, wovon die Katholiken nach Regionen verschieden 3 – 5 % ausmachen. Eine

Ausnahme bilden das katholische Eichsfeld im Bistum Erfurt und die Gebiete der katholischen Sorben im Bistum Dresden-Meißen. In der Großstadt Jena mit ca. 100.000 Einwohnern gibt es eine einzige katholische Gemeinde mit ca. 5.000 Katholiken; dies ist die größte Pfarrei im Bistum Erfurt. In Leipzig beträgt der Anteil der Katholiken 3 % bei ca. 15 % evangelischen Christen. Damit ist heute bei der Katholikenzahl ungefähr ein Stand erreicht wie 1945, bevor die katholischen Flüchtlinge und Vertriebenen die wenigen bestehenden Pfarreien vergrößerten und etliche neue Kirchen und Pfarreien notwendig wurden.

Die Minderheitensituation der christlichen Diaspora in Ostdeutschland war für mich, die ich in einem katholischen Dorf aufgewachsen bin und immer in einer mehr oder weniger selbstverständlich christlichen Umgebung gelebt habe, nicht leicht zu verinnerlichen. Aber genau das war der Reiz der Gemeindegemeinschaft in der Diasporapfarrei. Die Lebendigkeit und der Zusammenhalt der Gemeinde haben mich beeindruckt ebenso wie die Geschichten, welchen Preis die religiöse Überzeugung während der DDR-Zeit hatte. Wer katholisch war, war es auch aus Überzeugung und nahm dafür etwas in Kauf, erhielt dafür aber einen relativ geschützten Raum in der Kirche. Religionsunterricht in den Gemeinderäumen, die Religiöse Kinderwoche als Höhepunkt des Jahres für die katholischen Kinder, Frohe Herrgottstunde für die Kleinen und die herausragende Bedeutung der Familienkreise, gut besuchte Sonntagsgottesdienste, Friedensarbeit und Engagement in der für Leipzig völlig neuen Situation im Umgang mit Asylbewerbern und Arbeitslosen – alles spannende Erfah-

rungen. Noch nie hatte ich die ökumenischen Beziehungen und die Gemeinsamkeiten mit den evangelischen Geschwistern so stark und prägend erlebt. Die katholische Martinsgemeinde und die evangelische Paulusgemeinde von Grünau pflegten seit Gründung der Pfarreien eine ausgesprochen enge Zusammenarbeit. Z. B. gibt es nur einen Kirchturm für beide Kirchen, dessen Glocken in beide Gottesdienste einladen. Gemeinsame Veranstaltungen, Mitarbeiterbesprechungen, Feste und Gottesdienste waren eine Selbstverständlichkeit. Für mich ist diese ökumenische Erfahrung ein bleibender Schatz und wegweisend geworden.

Was ebenfalls prägend war und bleiben wird, ist das freundschaftliche Miteinander mit anderen Ordensleuten, in unserer Situation als Neulinge besonders mit Gemeinschaften, die ebenso wie wir nach der Wende nach Ostdeutschland kamen. Die Zusammenarbeit mit den Leipziger Jesuiten, die damals begann, hält bis heute an. Die Treffen mit anderen Ordensgemeinschaften sind eine gute Tradition bis heute. Und schön ist, dass im Laufe der Jahre nicht mehr wichtig war, welche Gemeinschaften neu dazu kamen und welche „schon immer“ da waren.

Das familiäre Miteinander in den Diasporagemeinden und der Zusammenhalt der Christen ist wohltuend: Man kennt sich untereinander und auch der Bischof kennt seine Leute. Die Kehrseite davon ist, dass die Gemeinden manchmal wie „eine feste Burg“ wirken und ein Heraustreten und Hineinkommen nicht leicht ist. Für manch ein traditionell geprägtes Gemeindeglied war es sicher nicht einfach, eine Ordensfrau, wie ich sie bin, zu akzeptieren. Um

so schöner war, dass wir Schwestern, als wir 1994 nach langem Bemühen endlich in eine Wohnung im 15. Stock eines Hochhauses in Grünau umziehen konnten, als Gemeinschaft in der Grünauer St. Martinsgemeinde sehr herzlich aufgenommen wurden.

## **Und was ist mit den vielen Nichtchristen?**

So gut wie es war, sich anfangs mit der katholischen Welt Leipzigs vertraut zu machen, so merkte ich im Lauf der Zeit immer deutlicher die Herausforderung, die durch die vielen Nichtchristen gegeben war. Erstmals in der Geschichte trifft man in Ostdeutschland auf eine große areligiöse Mehrheit von mehr als 80 % der Bevölkerung. Die Herausforderung für die Kirchen ist, mit diesen Areligiösen in einen wirklichen Dialog zu treten in Ehrfurcht und Achtung vor den Anderen und ohne sie zu vereinnahmen oder zu bevormunden. Für uns als missionarische Gemeinschaft stellt sich die Frage nach dem Missionsverständnis und den Methoden, die sich daraus ergeben. Wir verstehen Mission als das alles bestimmende Verlangen, in Beziehung zu treten – in Beziehung zu treten zu den Menschen und zu Gott. In diesem Beziehungsgeschehen bedeutet Mission: aus sich heraustreten und vor andere hintreten, sich von ihrem Anderssein antasten lassen, ihnen das Kostbarste, was man hat, aussetzen, sich von ihnen in Bewegung bringen und verändern lassen. Mission ist Beziehung.

Diese Unruhe im Blick auf die areligiöse Mehrheit der Bevölkerung teilten auch die Jesuiten. Aus der Unruhe entstanden erste Ideen einer Zusam-

menarbeit, erste Überlegungen für ein Konzept, erste Verhandlungen mit den Ordensleitungen und dem Ortsbischof. Es entstand im Oktober 1997 die „Orientierung - Kontaktstelle der Katholischen Kirche für Lebens- und Glaubensfragen“ in der Trägerschaft der Jesuiten, in Zusammenarbeit mit den Missionarinnen Christi, mit der finanziellen Unterstützung des Bistums. Als ich bei einer zufälligen Begegnung mit Bischof Joachim Reinelt erstmals vorsichtig unsere Idee erzählte, meinte er, dass es nun endlich so weit sei. Er hätte schon lange auf eine Initiative der Ordensleute gewartet und wolle dies gerne unterstützen.

So offen waren manche Kollegen aus den Pfarreien nicht, denn sie setzten eher ausschließlich auf die bewährten Formen der Gemeindefarbeit, die in der kirchenfeindlichen Situation in der DDR-Zeit entstanden und damals sehr sinnvoll waren. Das Positive dieses Konzepts ist sicher zu bewahren und weiter zu führen. Allerdings war in den 90er Jahren das Bewusstsein, dass sich katholische Christen in die „Dinge der Welt“ einmischen sollten und ihren Glauben ins Gespräch mit Andersdenkenden bringen sollten, nicht weit verbreitet. Es war und ist bis heute für die katholischen Gemeinden der Diaspora nicht einfach, sich aus der Nischenkirche, wie sie zu DDR-Zeiten entstanden ist (und die in der damaligen Situation eine verständliche und gute Überlebensstrategie war), herauszubewegen und auf eine missionarische Pastoral zuzubewegen, wie sie heute notwendig ist und mittlerweile weit verbreitet gelebt wird. Damals wurde unser Versuch der Orientierung von manchen als nicht nötig und als Konkurrenz verstanden.

## Kontaktstelle Orientierung und Raum der Stille in der Leipziger City

In der Diskussion um neue Wege der missionarischen Pastoral in Ostdeutschland ist die Kontaktstelle Orientierung längst ein viel beachtetes Projekt. In Beratung, Erwachsenenbildung zu Themen der Weltanschauung und Sinnfindung, aber auch mit der Einführung in Meditation sollen Wege des Dialogs mit Nichtchristen gesucht werden. Die Anfänge waren äußerst bescheiden: P. Bernd Knüfer SJ und ich fingen in zwei kleinen Büroräumen in einem Hinterhof in der Leipziger Südvorstadt an und machten Erfahrungen mit unserem Konzept. Mir kam zugute, dass ich unterdessen eine berufsbegleitende Ausbildung in Gestalttherapie hatte und dies in Beratung und Begleitung gut nutzen konnte. Wir „erfanden“ Veranstaltungen, die in Kooperation mit der Volkshochschule stattfanden – und oft auch ausfielen. Die Rückmeldung einer Teilnehmerin am Ende eines Einführungskurses in Meditation war, dass sie, wenn sie gewusst hätte, dass Katholiken diesen Kurs leiteten, nie daran teilgenommen hätte. Aber in den Räumen der Volkshochschule müsse die Sache ja seriös sein. Sie war durchaus dankbar und hatte eine neue Erfahrung mit Christen gemacht. Und uns machte es Mut, weiter ungewöhnliche Wege des Zugangs zu suchen, Kooperationspartner zu finden, unsere Sprache zu überprüfen, die Themen aufzuspüren. Ich habe selbst erfahren, dass es gar nicht so einfach ist, aus der kirchlichen Nische hervorzutreten, die eigenen Berührungspunkte einzugestehen und die

Ratlosigkeit angesichts des Erlebens, dass unser Sinnangebot überhaupt nicht gefragt ist, auszuhalten. Ich erlebte meine Scheu vor dem Fremden und die Herausforderung, authentisch in Beziehung zu treten und phantasievoll nach Worten und Wegen der Verkündigung der Frohbotschaft zu suchen. Es ging und geht darum, Gott einen Weg zu den Herzen und Köpfen der Menschen zu bereiten. Den Weinberg Gottes in Leipzig habe ich wahrlich steinig erlebt. Hier einen Boden zu bereiten, den Acker vorsichtig zu bearbeiten, damit vielleicht irgendwann einmal ein Samenkorn Gottes landen kann, ist ein herausfordernder Auftrag. Es fordert den eigenen Glauben heraus, dass es reicht, aus der tiefen Verbundenheit mit Jesus Christus heraus sich ganz zur Verfügung zu stellen, darauf zu vertrauen, dass er längst im Anderen anwesend ist und durch uns wirkt.

Bald war klar, dass die Räume der Orientierung in die Leipziger City verlegt werden sollten. Wieder Konzeptarbeit, wieder Verhandlungen, wieder Raumsuche, wieder ganz praktische Fragen: von der Werbung ehrenamtlicher MitarbeiterInnen bis zur Farbe des Teppichs, von der Gestaltung des Raums der Stille bis zur Anschaffung von Lampen. Seit Herbst 2001 hat die Orientierung neue Räume in der Leipziger City bezogen und will mit der Kontaktstelle und dem Raum der Stille den Zugang für Interessierte, Fragende und Suchende erleichtern. Der Raum der Stille ist ein Angebot für alle, die auf der Suche nach Ruhe sind, die innehalten und Kraft schöpfen möchten. Er verzichtet bewusst auf ausdrücklich christliche Symbolik. Vielmehr erzählt die Lichtinstallation davon, wie Gott und Mensch,





Himmel und Erde sich berühren, in der Hoffnung, dass diese Erfahrung vielen suchenden Menschen in Leipzig geschenkt wird. Den Umzug in die City hat bereits meine Nachfolgerin, Sr. Susanne Schneider, mitgemacht. Seitdem ist sie eine begeisterte Mitarbeiterin in der Orientierung und arbeitet mit dem jetzigen Leiter, P. Hermann Kügler SJ, und vielen Ehrenamtlichen weiter im Sinne des Zieles dieser Einrichtung. Verschiedene Gesprächsgruppen, Glaubenskurse, Club der Nachdenklichen, Klang-Stille-Raum, Meditationsgruppen, besondere Gottesdienste, Seminare zu aktuellen Themen, Feiern des Erwachsenwerdens, Taufvorbereitung, therapeutische und geistliche Begleitung, Treffpunkt sozial engagierter Gruppen ... sind nur ein Ausschnitt aus dem aktuellen Programm der Leipziger Orientierung. Dazu gibt es 25 ehrenamtliche Mitarbeiter, die abwechselnd den Präsenzdienst in der Kontaktstelle übernehmen und sehr viele Menschen, die der Orientierung verbunden sind. Die Orientierung ist groß geworden, sie ist ein Segen für viele Suchende und eine Bereicherung der kirchlichen Landschaft in Leipzig.

Natürlich hat sich nicht nur die Orientierung weiter entwickelt, sondern auch der Einsatz der Missionarinnen Christi in Leipzig. Mit den Veränderungen in der Zusammensetzung der Schwesterngruppe waren auch immer wieder neue berufliche Einsatzfelder möglich. Sr. Rita Kallabis übernahm bald für einige Jahre die Aufgabe der Geschäftsführerin bei der Caritas, Sr. Raphaela Sinzinger arbeitete als Familientherapeutin in einem neuen Kinder- und Familienzentrum in Grünau, Sr. Petra Fink fing zunächst als Gemeindefere-

rentin an und war dann Studentin der Erziehungswissenschaften, Sr. Anna Eichinger war viele Jahre Seelsorgerin am Uni-Klinikum. Sr. Ulrike Richter arbeitete als Sozialarbeiterin im Verein Kobra e.V., der sich um Frauen kümmert, die Opfer von Menschenhandel geworden sind. Derzeit leben drei unserer jüngeren Schwestern in Leipzig: Neben Sr. Susanne Schneider sind dies Sr. Maria Wolfsberger, die ihr Studium der Kirchenmusik in Halle abgeschlossen hat und derzeit ein Orgelaufbaustudium macht, und Sr. Anita Leipold, die in Dresden Sozialarbeit studiert. Es hat

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

ein Generationenwechsel stattgefunden und kürzlich auch ein Ortswechsel: Seit Anfang 2011 wohnen die Missionarinnen Christi nicht mehr in Grünau, sondern in Zentrumsnähe. Eine neue Etappe der Missionarinnen Christi in Leipzig hat begonnen. Auch nach den vielen Jahren bleibt die Sendung der Schwestern die gleiche: Sie wollen Brückenbauerinnen sein und ihr Leben mit den Menschen teilen, jede in der Weise, wie es ihre persönliche Berufung und Sendung und der Auftrag der Gemeinschaft ermöglichen. Sie wollen Jesus Christus vergegenwärtigen und Zeuginnen sein von der leidenschaftlichen Liebe Gottes zu jedem Menschen. Sr. Susanne Schneider reflektiert ihr Wirken in Leipzig so: „Ich bin ganz herausgefordert, den Glauben neu zu buchstabieren. Ich erlebe mich stark

als Lernende und mache interessante Entdeckungen, wenn ich mir den Kopf zerbreche darüber, wie ich Inhalte rüberbringen kann. Außerdem bin ich als Person sehr gefragt, denn den Konfessionslosen sind kirchenhierarchische Probleme und innerkirchliche Auseinandersetzungen weitgehend egal. Es geht um Wesentliches: um Grundfragen nach Sinn, nach Gott, dem Leben und dem Tod; es geht um das was trägt im Leben. In der Buntheit dieser Großstadt ist alles zu finden - eben auch Missionarinnen Christi. Wir Schwestern leben private und berufliche Beziehungen, Kontakte, Freundschaften, die uns in Leipzig integrieren. Offensichtlich wird man im Lauf der Zeit zum halben Ossi. Wir gehören hier her - und ich fühle mich am richtigen Platz.“

### **Jena: ein Ort für die Orientierung**

Mein Weg führte mich im Herbst 2001 von Leipzig weg in eine neue Aufgabe: Ich wurde zur Verantwortlichen für Berufungspastoral unserer Gemeinschaft ernannt und beauftragt, ein Projekt für suchende junge Erwachsene zu entwickeln, verbunden mit der Suche nach einem geeigneten Ort für eine neue Lebensgruppe mit diesem Auftrag. Zusammen mit Sr. Barbara Hermle war ich als „Kundschafterin“ unterwegs. Der Ort hätte auch Frankfurt am Main sein können: Es gab dort sehr viele sinnvolle Anknüpfungspunkte für die Arbeit mit jungen Erwachsenen und viele Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit anderen Ordensleuten. Viele meiner Mitschwestern äußerten deutlich ihre Meinung zu unserem Suchprozess: „Wenn wir schon neu anfangen, dann in Ostdeutschland.

Da gehören wir hin. Wenn schon, dann eine Stadt, wo fast keine Ordensleute sind und wo wir wirklich gebraucht werden.“ Das heißt: Wir haben den schwierigeren Teil gewählt. Oder: Gott hat uns den Wegweiser in Richtung Jena gestellt; wir wurden wieder in einen steinigen Weinberg gelockt.

Seit Sommer 2002 leben Missionarinnen Christi in Jena und sind gemeinsam für das Projekt Orientierung verantwortlich, dessen Leiterin ich bis jetzt war. Es ist typisch für Missionarinnen Christi, auf die Zeichen der Zeit zu achten und nach ihren Möglichkeiten Antwort zu geben. Das Projekt Orientierung in Jena ist eine solche Antwort und macht die Orientierung für suchende junge Menschen zur Sendung der Missionarinnen Christi. Im Flyer beschreiben wir dies so: „Manchmal brennen die Lebensfragen, manchmal sind sie eher verdeckt. Immer geht es um ein sinnvolles, erfülltes Leben. Dies zu finden ist oft nicht einfach - aber möglich. Wir wollen suchende Menschen auf diesem Weg aufmerksam und respektvoll begleiten, damit sie dem eigenen Leben auf die Spur kommen.“

Wieder sind wir im Plattenbau gelandet, diesmal im Stadtteil Jena-Lobeda. Wieder war es ein Ankommen im Provisorium, ein Hinhören auf das Neue und Fremde, eine aufmerksame Suche, was Gott in dieser Stadt von uns und mit uns will. Ich merkte deutlich, dass mir meine Erfahrungen der 10 Jahre in Leipzig sehr zugute kamen. Anscheinend hatte ich schon ein wenig die Sprachfärbung angenommen, denn als eine Frau mich in der Straßenbahn in ein Gespräch über Lebensmittel zu DDR-Zeiten verwickelte und dabei eindeutig von „wir“ sprach, wider-

sprach ich ihr nicht, sondern war ein klein wenig stolz auf meine Inkulturation. Meine Mitschwestern hatten, wie alle neu zugezogenen Schwestern, viel zu lernen. Sr. Gerda Brockmeyer beschreibt ihre Erfahrungen der ersten Zeit in Jena so: „Für mich bedeutet das Leben in Jena ein Heraustreten aus den gewohnten Erfahrungen, sich hörend auf die Lebensgeschichten der Menschen der ehemaligen DDR einzulassen, ein Gespür zu bekommen für die Denk- und Lebensweise und für die Nöte der Menschen. Ich nutze jede Gelegenheit, um mit Leuten ins Gespräch zu kommen und scheue mich nicht, die zufälligen Bekanntschaften in der Straßenbahn, in den Geschäften, in der Nachbarschaft oder im Park zu nutzen, um mehr über das Leben der Menschen hier zu erfahren.“

Bei aller Kontaktfreude unsererseits - für unsere Mitbewohner im Haus war das Klingelschild mit „Missionarinnen Christi“ schon sehr verdächtig und ein gut gemeinter Vorstellungsbuch von Tür zu Tür im Treppenhaus ist auf ziemliches Misstrauen gestoßen. Wenn dann unsere Nachbarin nach einem Jahr zu uns sagt: „Haben Sie nicht noch mehr Schwestern? Da wird noch eine Wohnung frei“, ist dies doch ein großer Vertrauensbeweis und Erfolg! Von diesen „Erfolgen“ auf der Beziehungsebene können wir im Lauf der Jahre einige vorweisen. Dagegen können wir weniger mit einer großen Zahl von Taufbewerbern und Ordenseintritten aufwarten, denn dies ist nicht unser vorrangiges Ziel. Die Menschen sollen durch uns in Berührung mit Jesus Christus kommen. Nur manchmal führt dies in die Kirche.

## Der Laden in der Kneipengasse

Mit der Einweihung des Beratungs- und Gruppenraumes in der Jenaer Innenstadt ist im Mai 2004 eine Idee Wirklichkeit geworden, die sich Schritt für Schritt entwickelt hat und die in vielen Überlegungen und Entscheidungen Gestalt gewonnen hat. Der Raum ist ein ehemaliger Laden mit Schaufenster und liegt in der Wagnergasse, die als Jenaer Kneipengasse bekannt ist. Von der Leitung des Bistums Erfurt sind wir in unserem Vorhaben wohlwollend begleitet und bei der Renovierung und Ausstattung des Ladens großzügig finanziell unterstützt worden, so dass ein heller, lebensbejahender, einladender Raum für die Orientierung entstanden ist. Die damalige Regionalleiterin, Sr. Hildegard Schreier, drückte ihre Wünsche bei der Einweihung mit folgenden Worten aus: „Mit diesem Raum möchten wir Missionarinnen Christi einen Ort zur Verfügung stellen, an dem Menschen ihrem eigenen Leben auf die Spur kommen können. Wir eröffnen diesen Raum, damit sich vor allem für junge Menschen Räume eröffnen können - innere Räume und neue Horizonte, damit bisher unentdeckte Lebensmöglichkeiten wachsen können. Wir möchten nicht nur einen Raum, sondern Personen zur Verfügung stellen, damit junge Leute bei ihrer Lebenswegsuche Gesprächspartnerinnen finden für ihre Fragen. Ich wünsche, dass sich hier möglichst viele junge Menschen als wertvoll erleben dürfen und erfahren können, wie sich Horizonte weiten und Zukunft vorstellbar wird.“

Die Orientierung ist eine Einrichtung der *Berufungspastoral* der Missionarinnen Christi. Dabei ist wichtig, dass



„Berufung“ im weiten Sinn als Prozess des Suchens und Findens des ganz persönlichen Lebensweges gemeint ist. Es gilt, die persönlichen Begabungen und Fähigkeiten zu entdecken, zu entfalten und im eigenen Lebensentwurf zu leben. Gleichzeitig ist die Orientierung auch ein pastorales Projekt für *junge Erwachsene*, die in der postmodernen Gesellschaft vielfach überfordert sind mit Wahlmöglichkeiten oder auch mangels Berufschancen keine Wahl mehr haben. Entscheidungen treffen und Kriterien dafür finden, sich bewusst sein, was wirklich wichtig ist, mit Brüchen und Überforderungen zurecht kommen ... das sind Themen, mit denen sich junge Leute herum schlagen. Da das Projekt in Jena angesiedelt ist, ist es auch ein Versuch, Kirche in einer entchristlichten Gesellschaft zu sein und ins nichtchristliche Milieu hinein den Gott des Lebens zu sprechen. Insofern ist die Orientierung auch ein *missionarisches Projekt*, denn es wendet sich sowohl an Christen aller Konfessionen als auch an Nichtchristen und versucht, die Schwelle der Ansprechbarkeit niedrig zu halten. Willkommen sind alle; einzige Bedingung ist das suchende Unterwegssein.

Für suchende junge Menschen gibt es die Möglichkeit, Beratung in Anspruch zu nehmen für die eigene Wegsuche, für Entscheidungshilfe, Berufungsklä- rung, Krisenbewältigung oder auch zur spirituellen Begleitung. Es gibt ein Kursangebot im Themenbereich der Selbstfindung, der Persönlichkeitsent- faltung und der Spiritualität. Besonders deutlich wird die gemeinsame Ver- antwortung aller Schwestern für das Projekt beim Angebot der Gastfreund- schaft. In unseren beiden Wohnungen

haben wir Platz für Gäste, die bei uns für begrenzte Zeit mitleben wollen. Wir bekommen immer wieder Rück- meldung, dass der Laden einladend und unsere Wohnung am Stadtrand für Auszeiten gut geeignet ist.

Es passt zu uns Missionarinnen Christi, dass wir keine Sonderwelten für unsere Spiritualität brauchen, sondern mitten in der Stadt und in der Plattenbausied- lung geistliches Leben transparent ma- chen für die, die wissen möchten, wo- raus wir leben. Wenn wir wöchentlich mittwochs im Laden unser offenes Me- ditationsangebot haben, sind manch- mal Stimmen von Passanten zu hören und immer wieder kommen Neugierige einfach mal herein – und oft kommen sie wieder. Im Engagement der anderen Schwestern zeigt sich, wie wir auf viel- fältige Weise die Frohe Botschaft Jesu verkündigen: Sr. Barbara Hermle hatte als Sozialarbeiterin im Obdachlosen- heim eine Herzensaufgabe gefunden. In der Arbeit für benachteiligte Menschen und für eine gerechtere Gestaltung der Gesellschaft gibt es viele Berührungen mit engagierten Menschen. Manchmal haben diese einen christlichen Hinter- grund und oft sind es Leute, die „mit Kirche nichts am Hut haben“, wie Sr. Gerda Brockmeyer aus ihrem vielfäl- tigen ehrenamtlichen Engagement in der Jenaer Tafel und mit MigrantInnen weiß. Sr. Ruth Schmidl kümmert sich ehrenamtlich um SeniorInnen und macht mit ihnen Gedächtnistraining. Außerdem ist sie zuständig für Ange- hörige von Patienten des Klinikums, denen wir in unserer Gästewohnung eine Bleibe und Begleitung anbieten. Sr. Maria Fokter war bis vor kurzem als Krankenschwester auf der Intensivstati- on des Uniklinikums tätig.



Nach meinem Auszug wird die Jenaer Lebensgruppe aus den Schwestern Gerda, Ruth und Christine Romanow bestehen. Sr. Christine wird als Religionslehrerin arbeiten und übernimmt als meine Nachfolgerin die Orientierung, die sie auf ihre Weise und mit ihren Schwerpunkten weiterführen wird. Mit Gottes Hilfe wird „der Laden weiterlaufen“ und suchende junge Erwachsene werden weiterhin den Weg zu den Missionarinnen Christi finden.

## 20 Jahre Missionarinnen Christi in Sachsen und Thüringen

Wenn ich zurückblicke auf den Einsatz der Missionarinnen Christi in Ostdeutschland seit 1991, dann komme ich nicht umhin, ein wenig stolz zu sein. Im Lauf der Jahre haben 14 verschiedene Schwestern in Leipzig gelebt und acht Schwestern in Jena. Mitgezählt sind dabei auch Novizinnen, die jeweils für zwei Monate ein Praktikum machten und die Mitschwestern, die mehrere Monate in Leipzig lebten, um sich auf ihren Einsatz in Omsk/Sibirien vorzubereiten. 22 Missionarinnen Christi haben länger oder kürzer in Ostdeutschland gelebt und ich weiß von keiner, die nicht gerne in Leipzig oder Jena gewesen wäre. Die Kenntnisse der Lebenssituation in Ostdeutschland aus eigener Erfahrung prägen die Einzelnen, wirken in die Gemeinschaft, in die Familien und Freundeskreise der Schwestern und tragen zum gegenseitigen Verstehen bei.

Stolz bin ich auch, dass es der Leitung unserer Gemeinschaft wichtig ist, diese Einsatzorte in Leipzig und Jena zu halten. Auch wir Missionarinnen Christi sind wie alle Ordensgemeinschaften von

Personalknappheit betroffen und müssen überlegen, welche Einsätze beendet und welche weitergeführt werden. Trotz dieser Personalnot bleiben Leipzig und Jena auch künftig Schwerpunkte in der Einsatzplanung. Im Sommer wird eine vierte Schwester nach Leipzig ziehen, Sr. Christine Romanow ist vor kurzem nach Jena gekommen, um die Orientierung weiterzuführen, eine Noviziatspraktikantin wird im Sommer für einige Zeit mitleben. Es sind auch Einsatzorte, die wichtig sind für die Formation, denn hier können die Frauen in den verschiedenen Phasen des Kennenlernens und der Einführung Erfahrungen machen mit dem Gemeinschaftsleben und den Einsätzen der Schwestern in einem Umfeld, wo Christen in der Minderheit sind und der missionarische Geist einer Missionarin Christi erprobt werden kann. Schön ist, dass wir derzeit eine Novizin aus Mecklenburg-Vorpommern haben und es eine Interessentin aus Leipzig gibt.

Für alle Schwestern, die neu in Ostdeutschland anfangen, bleibt es weiterhin wichtig, sich auf die andere Kultur, auf die andere Geschichte und die Erfahrungen der christlichen Minderheitensituation einzulassen. Inkulturation ist umfassend und meint nicht nur eine Vorliebe für Köstritzer Bier und Musik von J.S. Bach, Thüringer Klöße und Wandern am Rennsteig, Bratwürste vom Grill und Schwibbögen in den adventlichen Fenstern. Getragen ist die Inkulturation vom Willen, sich wirklich beheimaten zu wollen und gleichzeitig vom Bewusstsein, immer fremd zu bleiben, weil die Erfahrungen aus der Zeit der SED-Diktatur nicht unsere waren. Deshalb sind wirkliches Interesse am Anderen und eine Haltung des

Respektes von größter Wichtigkeit. So können Beziehungen wachsen und so ist wirklicher Dialog möglich, wo auch die Offenheit für Fragen der Religion und des Lebenssinns einen Platz haben. Dazu braucht es ein Hingehen zu den Menschen und ein Aufsuchen ihrer Lebenswirklichkeiten. Es braucht gute Gelegenheiten und neue Zugänge.

### **Ich komme aus der Zukunft**

Die Minderheitensituation der Kirche in Ostdeutschland ist eine Herausforderung, die nicht nur die Christen angeht, die hier leben. Hier ist bereits Wirklichkeit, wie sich die Kirche in Zukunft vielleicht entwickeln wird. Im bereits weitgehend säkularisierten Osten wird sich beispielhaft entscheiden, ob die kirchliche Verkündigung die Menschen heute erreicht oder nicht. Ostdeutschland ist ein großes Experimentierfeld für neue Wege der missionarischen Pastoral, für glaubwürdige Formen des kirchlichen Lebens, für ein wirklich dialogisches Miteinander aller, die in der Kirche Jesu Christi Verantwortung tragen für die Verkündigung der Frohbotschaft an die Menschen von heute - und das sind alle Christen. Es gilt, sich jede Art von Nostalgie zu verbieten und mutig Neuland zu betreten. Unser Bischof von Erfurt, Dr. Joachim Wanke, steht für das Eintreten für diese neuen Wege der missionarischen Pastoral und die Öffnung der Gemeinden auf die Nicht-, Anders-, „Halb“-Gläubigen hin und gleichzeitig für die Ermutigung der Christen in der Diaspora, ihren Glauben zu bezeugen und auskunftsfähig in Wort und Tat zu werden. Es kann wohl nur in der familiären Situation eines

Diasporabistums passieren, dass ich bei einer Begegnung mit dem Bischof ihm gegenüber äußere: „Herr Bischof, wir schaffen das gemeinsam!“ – was mir zwar im Nachhinein etwas peinlich war, aber deshalb nicht weniger stimmt. Eine glaubwürdige Kirche bei den Menschen und der froh und lebendig bezeugte Glaube sind auch heute anziehend. Kirche muss nichts anderes sein als von Jesus Christus ergriffen, und sie muss nichts anderes tun als bescheiden und dienend bei den Menschen zu sein, deren Herzen Gott erreichen möchte.

Wenn ich in ein paar Wochen von Jena nach Weilheim in Oberbayern ziehen werde, dann nehme ich außer meinem Gepäck sehr viele wertvolle Erfahrungen mit, für die ich dankbar bin. Ich hatte 20 spannende Lebensjahre in Ostdeutschland. Ich habe die Entwicklung im Zusammenwachsen von Ost und West, die Entwicklung in der Pastoral, die Entwicklung in der Annäherung der kirchlichen Erfahrungen erleben und punktuell ein wenig mitgestalten können. Wir haben den Boden bearbeitet, geackert, gesät, gegossen – Gott hat wachsen lassen. Die Erfahrungen in Ostdeutschland haben mich geprägt und werden weiter wirken. Ich habe mir sagen lassen, auch in Oberbayern gäbe es mittlerweile Nicht-, Anders- und „Halb“-Gläubige. Ich werde dort schon ein paar „Heiden“ finden und bin neugierig zu erfahren, wie sich heute die Suche nach Gott in einem katholischen Umfeld gestaltet. Ich werde mich wieder auf ein neues, sehr anderes Land einlassen.



## Athanasius Polag OSB

Geboren 1939 in Frankfurt/Main, ist P. Dr. Athanasius Polag OSB seit 1958 Mitglied der Gemeinschaft der Benediktiner von St. Matthias in Trier. Nach Studien in Trier, Regensburg und Kiel war er von 1969 bis 1981 Abt des Klosters St. Matthias. Nach zehn Jahren in der Gemeindegeseelsorge in Trier war er von 1993 bis 2005 Prior des 1972 wiederbesiedelten Benediktinerklosters Huysburg bei Halberstadt, wo er bis heute lebt.



Athanasius Polag OSB

## Sämann und Schnitter freuen sich (Joh 4,36)

### Erfahrungen in einem Kloster in Sachsen-Anhalt

Die Huysburg ist ein Benediktinerkloster bei Halberstadt in Sachsen-Anhalt. Von 1084 bis 1804 bestand hier eine Abtei. Nach der Aufhebung blieb die Huysburg ein Zentrum für die katholischen Christen in der preußischen Provinz Sachsen. Von 1950 bis 1992 war in den Gebäuden, die der Kirche gehörten, das pastorale Priesterseminar für einen Teil der ostdeutschen Bistümer bzw. Jurisdiktionsbezirke eingerichtet. Im Jahr 1972 wurde von der Abtei Tyniec bei Krakau und Bischof Johannes Braun wieder ein Benediktinerkloster gegründet. Nach dem Ende der DDR kaufte das Bistum Magdeburg den Teil der Huysburg, der als Privatbesitz verstaatlicht worden war und als Pflegeheim genutzt wurde. Die Mönche übernahmen den Auftrag des Bistums, die Huysburg als kirchliches und kulturelles Zentrum neu zu gestalten, und schlossen sich dazu mit der Benediktinerabtei St. Matthias in Trier zusammen. Heute ist das Kloster ein Priorat dieser Abtei.

Die Mönche sind für die Seelsorge in der Pfarrei, für die Jugendarbeit, für die Betreuung der Wallfahrten, für den Empfang der Besucher und für die Gottesdienste in der Kirche zuständig. In den zum Bering gehörenden Gebäuden wurde 2003-2008 ein Gäste- und Tagungshaus eingerichtet.

Der besondere Akzent des Dienstes der Mönche wurde zusammen mit der Leitung des Bistums Magdeburg in folgende Sätze gefasst: „Wir nehmen die Herausforderung an, unsere Aufmerksamkeit den Menschen zuzuwenden, die nicht mit dem Glauben und mit dem kirchlichen Leben vertraut sind. Das ist unser vordringliches Anliegen. Deshalb tragen wir dazu bei, dass in unserer Kirche die Aufmerksamkeit für die Menschen Kraft gewinnt, die nicht mit dem Glauben vertraut oder verbunden sind. Dazu stellen wir uns in den Dienst der Einzelnen und der kirchlichen Gruppen, die dieses Anliegen selbst verfolgen und weitertragen wollen.“

## Zur Situation

Die Unterschiede auf der kulturellen und gesellschaftlichen Ebene zwischen den alten und neuen Bundesländern sind in den letzten Jahren immer wieder dargestellt worden. Eine Mehrheit von etwa 80 % der Bevölkerung gehört keiner Konfession an, und an dieser Zahl scheint sich nicht viel zu ändern. Die Neigung zur Emigration, die das Gemeindeleben in einigen Gegenden stark beeinträchtigt, hält an. Auffallend ist eine breit gestreute Äußerung der Unzufriedenheit und Enttäuschung angesichts der wirtschaftlichen Entwicklung nach der Wende und damit verbunden eine Minderung der Bereitschaft, sich politisch und auch kirchlich zu engagieren. Im Verhalten der Personen, die älter als 30 Jahre sind, kann man Schwierigkeiten beobachten, die in Varianten sehr verbreitet sind und die sich im Alltag auswirken. Es handelt sich um eine Art von Zurückhaltung in der Kommunikation und ein starkes Sicherheitsbedürfnis. Das alles hat für die Verkündigung des Evangeliums und die Bildung kirchlicher Gemeinde sicher Konsequenzen. Ich gehe darauf hier nicht näher ein, weil es in der Literatur und in kirchlichen Stellungnahmen zu reichend besprochen wurde. Ich möchte aber auf eine bestimmte Eigentümlichkeit hinweisen, die nicht leicht ins Auge fällt.

Es gibt bei vielen Menschen hierzulande die Neigung, ganze Partien der Lebenserfahrung der Vergessenheit zu überlassen. Alles, was das Gemüt stärker beunruhigen könnte, wird aus der Erinnerung gestrichen. Es handelt sich nicht um eine Verdrängung im eigentlichen Sinn, sondern eher um so

etwas wie eine Absenkung in die Tiefen der Existenz. Das betrifft Konflikte und Fehlverhalten, aber auch positive Erfahrungen, die Konsequenzen haben könnten. Man kann dies beobachten in Bezug auf politische Erfahrungen in der DDR-Zeit, aber auch bei privaten Konflikten und im Zusammenhang mit der Erfahrung von Leid und Unrecht. Es liegt nahe zu vermuten, dass dieses Phänomen etwas mit der Überlebensstrategie in totalitären Systemen zu tun hat. Ohne das Verhalten den verschiedenen Lebensräumen anzupassen, wäre man gescheitert. Und ohne eine partielle Absenkung von Erfahrung wäre man krank geworden. Die operativen Abläufe im Alltag hatten Priorität. Auf diesem Hintergrund kann man leichter verstehen, warum es für eine Vielzahl von Menschen fern liegt, über Religion nachzudenken oder gar zu sprechen. Denn Religion setzt im Kern die Bereitschaft zur Deutung der eigenen Lebenserfahrung voraus. Denn in der offenen Konfrontation mit dem, was man als Glück oder Unglück bezeichnet, erwacht die Frage nach dem, was das Leben des Menschen trägt oder leitet.

Die Frage, ob ein Mensch von Natur aus areligiös sein kann, können wir offenlassen. Wir haben mit Menschen zu tun, die sagen: „Bei allem, was in der DDR falsch gewesen ist, kann doch nicht auch noch falsch sein, dass man auch ohne Religion ein anständiger Mensch sein kann.“ Um anständig, solidarisch, mitfühlend, großzügig, hilfsbereit zu sein brauche man keine Religion, hören wir immer wieder. Daran entscheide sich aber die Qualität des Alltags.

Es gibt jedoch auch eine Beobachtung, die man nicht außer acht lassen sollte.



Das Ausblenden von Religion ist bei einigen, die wir zahlenmäßig nicht einschätzen können, nur eine Gewohnheit. Wir haben festgestellt, dass es im Leben vieler Menschen Erfahrungen gegeben hat, die sie zunächst beunruhigten und zum Nachdenken brachten. Die Betroffenen haben es sich aber versagt, den Dingen eine Deutung zu geben, die irgendwie mit Gott zu tun haben könnte. Sie kämen sich selbst komisch vor, sagen sie. Die Worte „Gott“ und „religiös“ sind nun einmal durch eine Halde von Missverständnissen und Missdeutungen zugeschüttet.

Man könnte das einfach so stehen lassen. Das halten manche Christen für angemessen: Wenn jemand die Frage nach Gott nicht stellt, kann ich sie für ihn nicht stellen; ich kann nur neben ihm treten, ihm meine Präsenz schenken und die Beziehung durch gemeinsame Beteiligung an guten Initiativen pflegen. Dem ist grundsätzlich zuzustimmen. Man könnte noch hinzufügen: Auf jeden Fall ist der Sorge für diesen Menschen ein Platz im Gottesdienst zu geben, in der Fürbitte.

Als Mönche aber, die es als ihren Auftrag ansehen, an Gott zu erinnern, können wir uns damit nicht zufrieden geben. Wir überlegen uns, wie die Botschaft von 1 Kor 8,6 heute den Menschen dieses Landes nahegebracht werden kann. Wir sehen uns immer wieder nach Möglichkeiten um, Gott zur Sprache kommen zu lassen.

### Die unsichtbare Schwelle

Versuche, mit Menschen, die der Kirche fernstehen, unmittelbar in ein Gespräch über religiöse Fragen einzutreten, waren durchweg nicht ergiebig. Die Ein-

ladung zu offiziellen Veranstaltungen wurde nur in wenigen Fällen angenommen. Auch Journalisten verhielten sich so, obwohl man das bei dieser Berufsgruppe nicht erwarten würde. Selbst Personen, zu denen schon über längere Zeit eine Beziehung besteht, zeigen eine deutliche Zurückhaltung, wenn religiöse Themen berührt werden. Wenn dies mit Zeichen des Wohlwollens verbunden ist, kann man vermuten, dass der Grund im Empfinden liegt, dem Thema nicht gewachsen zu sein oder sich nicht richtig ausdrücken zu können. „Das mag für Sie etwas bedeuten, aber das ist nicht meins“, charakterisiert die Lage.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Kontakte, die sich über andere Bereiche ergeben, sind deswegen von großer Bedeutung. Dazu zählt das ganze Gebiet der Kultur. Sie ist hierzulande christlich geprägt; daher ergeben sich aus der Erläuterung eines Kunstwerkes Stichworte, an denen sich ein Gespräch entzündet. Es ergibt sich durchaus häufig die Möglichkeit zu sagen, was eigentlich mit bestimmten Begriffen, Sätzen, Symbolen und Riten im Christentum gemeint ist. Man wird immer wieder von dem Ausmaß der Missverständnisse, Fehlinformationen und negativen Vorurteile überrascht. Wir setzen daher die Bedeutung unserer Kirchen- und Klosterführungen hoch an; denn wir haben festgestellt, dass wir mit diesen zu einer „qualifizierten Nachdenklichkeit“ anre-

gen können. Dazu gehört auch, dass wir versuchen, die christlichen Feste allgemeinverständlich zu deuten und ihren Hintergrund zu erklären.

Ein weiterer Bereich, in dem sich Kontakte ergeben, die über eine Schwelle der Befangenheit oder Zurückhaltung hinweghelfen, sind soziale Initiativen unter Beteiligung der Pfarrei oder kirchlicher Einrichtungen. Da steht im Vordergrund der Gedankenaustausch über die Wertvorstellungen, die das Engagement tragen.

### Das rechte Sprechen

Die Herausforderung an uns besteht darin, dass wir für die Elemente des Glaubens und der gläubigen Lebensgestaltung eine Sprache finden, die sehr einfach ist, ohne banal zu sein und den tieferen Gehalt unangemessen zu verkürzen. Denn Kürze und die Wahl treffender Bilder und Vergleiche ist unabdingbar. Das ist leicht gesagt, in der konkreten Situation aber schwierig. Wir arbeiten daran.

Damit verbinden wir das Anliegen, dass wir den Mitgliedern der Gemeinden helfen möchten, in der rechten Weise über ihren Glauben als persönliche Überzeugung zu sprechen. Das muss prägnant sein und darf sich nicht in langen Ausführungen zerfasern; Peinlichkeit ist zu vermeiden, ebenso eine Intimes preisgebende Offenheit. Die Fähigkeit, so zu sprechen, ist besonders wichtig für Christinnen und Christen, die in der Politik tätig sind. Sie werden immer wieder auf ihr Christsein angesprochen. Sie müssen für ihre Glaubensüberzeugung eine Sprache finden, die verstanden werden kann, damit ihr Auftreten authentisch ist und von ihnen

auch so erlebt wird. Dies gilt selbst für polemische Anfragen, wenn sie nicht rein gehässig sind.

### Das Gespräch

Aus solchen Kontakten sozusagen an der Schwelle, die sich auf dem Niveau von Frage und Antwort oder von Hinweisen und Anregungen bewegen, ergeben sich Gespräche, die gewünscht und regelrecht verabredet werden. Die Anlässe sind sehr unterschiedlich. Häufig geht es um Sterben und Krankheit und um die Erfahrung von Unrecht. Ein anderer Ansatz ist die Verwicklung in Konflikte des Privatlebens. Gesucht wird ein Raum des Vertrauens. Die Aufgabe ist, zu trösten durch Gegenwart, wie es recht verstandener Seelsorge entspricht. Man kann als Gesprächspartner nur dankbar sein, wenn sich zur rechten Zeit das rechte Wort einstellt, um zu einer weiten Sicht von Leben einzuladen.

Ein solches Gespräch kann zu einer Fortsetzung führen. Dann kann es dazu kommen, dass abgesenkte Erinnerungen angesprochen werden, z. B. religiöse Kindheitserlebnisse oder Begegnungen mit kirchlich engagierten Frauen und Männern. Von besonderem Gewicht sind Erlebnisse und Ereignisse, die aus dem Alltag herausfallen und als solche nach einer Deutung verlangen. Wenn die Erinnerung daran gehoben wird, kann sich ein Gefühl der Dankbarkeit einstellen, das Anlass bietet, das eigene Leben anders als bisher zu betrachten. Der nachdenkliche Umgang mit der eigenen Biographie, zu denen Menschen bereit sind, zeigt durchaus, dass sie nicht so weit von der Zuwendung zu Gott entfernt sind, wie gemeinhin



gesagt wird. In den gegenwärtigen Verhältnissen zeichnet sich eine Folgerung deutlich ab: Verkündigung bedeutet, personale Nähe in Kontinuität zu gestalten.

## Die Verdichtung

Es kann nicht bei Gesprächen bleiben. Das empfindet man, wenn man mit der benediktinischen Tradition lebt. Es braucht Handlungen und Zeichen als Ausdruck der inneren Wirklichkeit des Menschen, die auf das Befinden des Menschen zurückwirken. Unsere liturgischen Riten und Symbole sind für viele Frauen und Männer, die sich der Verehrung Gottes nähern, zu mächtig. Nicht selten fühlen sie sich überfordert. In dem Kommentar: „Das ist zu hoch für mich“, schwingt auch etwas das Gefühl einer Minderwertigkeit mit. Es kommt also darauf an, einfache Riten und Symbole zu finden, die die betreffenden Personen mit ihrer Lebenswirklichkeit verbinden können.

Dies wird an verschiedenen Orten versucht, und zwar auch als Einladung zu einem Erstkontakt mit der Kirche. Das ist ein guter Ansatz. Für unser Kloster ist es naheliegend, Familien, die in unser Gästehaus zu einer Familienfeier einkehren, eine Andacht zu diesem Anlass in unserer Kirche anzubieten. Es kann unseres Erachtens nicht ohne Wirkung bleiben, wenn an einem solchen Festtag Gott zur Sprache gebracht wird, eingebettet in einen Akt der Dankbarkeit. Eine andere Form, die sich vielfach bewährt hat, ist das Pilgern. Es gibt dem einzelnen die Möglichkeit, sich den Betenden anzunähern, ohne sich verbindlich positionieren zu müssen. Die Riten und Symbole, von denen

ich hier spreche, gehören aber in einen anderen Zusammenhang, nämlich in den einer weiterführenden persönlichen Beziehung, die sich aus einem Gesprächskontakt ergibt. Dazu ist allgemein zu sagen, dass gute religiöse Rituale, auch die Hochriten der Kirche, stets etwas Unbestimmtes haben, das für Interpretation offen ist. Sie sind niemals bis ins Letzte definiert. Das gilt auch für einfache Alltagsriten, z.B. das Begehen von Gedenktagen, die Überwindung von Selbstverständlichkeit guter Erfahrung. Wir bemühen uns auf diesem Gebiet in Versuchen. Durchweg geht es um Dank für Erfahrung des Guten, - um Vertrauen, geleitet zu sein, - um Stärkung im Leid, - um Bewahrung vor dem Bösen, - um Mut zur Wahrhaftigkeit. Solche Symbole und Riten ausfindig zu machen ist eine Aufgabe, die die gesammelte Intuition einer Kommunität braucht.

## Die Weiterung

Eine große Chance besteht darin, Menschen, die nachdenklich über die möglicherweise größere Dimension ihres Lebens geworden sind, in eine Beziehung zu Christinnen und Christen zu bringen, die ihren Glauben authentisch leben. Eine solche Beziehung bedeutet für einen Christen immer eine Herausforderung an das eigene Glaubensbewusstsein. Denn in solchen Beziehungen geht es nicht um Sachfragen, auch nicht um herzliche Freundlichkeit, die natürlich unverzichtbar ist. Es geht zwangsläufig um Erfahrung, eigene Lebenserfahrung, die zu tun hat mit der Verehrung Gottes, mit der Annahme der Botschaft Jesu und schließlich auch mit der Teilnahme am Leben der Kirche. Es ist erstaun-

lich, dass Christinnen und Christen, die in der DDR-Zeit ihren christlichen Glauben auch unter Hinnahme von Benachteiligung gelebt haben, Schwierigkeiten haben, über das Wesentliche ihres Glaubens mit Außenstehenden angemessen zu sprechen.

Bei katholischen Christen überrascht vor allem, dass mit dem Begriff Kirche einseitig der Klerus bezeichnet wird: Papst, Bischöfe, Priester, Diakone und sogenannte Hauptamtliche. Immer wieder werden Kirche und Klerus identifiziert. Damit ist aber der Zugang zum Mysterium der Kirche und die Wahrnehmung des Heiligen Geistes als Gabe des Auferstandenen nach 1 Kor 12 verstellt.

Unter den gegenwärtigen Umständen der Strukturveränderung der Pfarrgemeinden wächst langsam ein neues Bewusstsein, als Getaufte zusammen Kirche an einem Ort zu sein, und zwar mit allen Kennzeichen von Kirche und deren Verantwortung für die Menschen, auch wenn ein Priester nur in größeren Zeitabständen tätig wird. Diese Art, Kirche zu leben, ist für die Zukunft unentbehrlich, wenn Außenstehenden etwas davon vermittelt werden soll, was Kirche tatsächlich ist, und wenn mit dem ganzen Schutt an Vorurteilen aufgeräumt werden soll.

### **Folgerungen für die Gemeinschaft**

Die besonderen Umstände der Verkündigung des Evangeliums in diesem Land fordern eine Gemeinschaft heraus, über ihre Lebensweise nachzudenken. Ohne Vollständigkeit zu beabsichtigen, sei hier einiges beispielhaft angeführt:

#### *1. Zeit zum Hören*

Die Menschen, die zu den Mönchen in Kontakt treten, müssen gewiss sein, dass ihnen zugehört wird. Das Kloster muss ein Ort sein, an dem über Leid und Unrecht, über Enttäuschung und Trauer gesprochen werden kann. Es bedarf einer inneren Stärke, dies auszuhalten, ohne das Gewicht des Gesagten durch Erklärungen oder beschwichtigende Erzählungen zu mindern. Eine solche biographische Seelsorge erfordert beim Mönch eine starke, reife Persönlichkeit.

#### *2. Gestaltung des Gottesdienstes*

Es geht um die Frage, ob die Gemeinschaft in ihren Gottesdiensten auch Formen finden kann, dass Hinzukommende sich mindestens an einigen Stellen als Angenommene (und Aufgenommene) wahrnehmen können. Bei der Stabilität, die in einer Mönchsgemeinschaft üblicherweise den Riten eignet, und bei dem Konfliktpotential, das rituelle Veränderungen in sich bergen, ist dies eine starke Herausforderung.

#### *3. Authentizität der Sprache und des Lebens*

Von einem gewissen Moment an fragen die Männer und Frauen, die zu unserer Gemeinschaft in Beziehung gekommen sind, nach dem, was unser Leben als Mönche prägt. Wenn es stimmt, dass unser Leben in seiner eigentümlichen Gestaltung auf das kommende Reich Gottes ausgerichtet ist, sollte das im Alltag und in der persönlichen Lebensweise zum Ausdruck kommen und benennbar sein. Das bedeutet eine kritische Anfrage, die nicht einfach zu beantworten ist.

Das Gespräch und der Umgang mit denen, die der Religion fernstehen, verlangt jedenfalls, sich gewohnter Kategorien zu entäußern. Das kann auch als eine Art von Armut für den, der aus einer kulturell reichen Tradition kommt, betrachtet werden. Es ist in das einzubinden, was eine Gemeinschaft für sich unter Armut versteht. Es gehört jedenfalls in den Zusammenhang, der bei der Ordensreform nach dem Konzil unter dem Stichwort Armut den Gemeinschaften zur Revision empfohlen wurde.

#### 4. Freunde und Freundeskreise

Die Beziehung zu denen, die sich der Verehrung Gottes nähern und Formen des Betens suchen, erfordert einen hohen Aufwand an Zeit. Dieser ist für eine Mönchsgemeinschaft praktisch nicht zu erbringen. Sie wird auf Dauer auf die Beteiligung von Menschen, die dem Kloster nahestehen, angewiesen sein. Dies sollte nicht als ehrenamtliches Engagement verstanden werden. Denn was die Männer und Frauen gemeinsam mit den Mönchen tun, ist in ihrer Sendung als Getaufte begründet. Taufamtlich wäre die bessere Bezeichnung. Dies setzt allerdings eine rege und partnerschaftliche Beziehung zwischen Freundeskreis und Mönchen voraus. Im Gedankenaustausch sollte der Akzent auf gegenseitige Anregung und Bildung gelegt werden.

es sich nicht durchweg um Spießer im Sinne von Karl Rahner. Wir begegnen immer wieder Menschen, die als reife und integrierte Persönlichkeiten offen für den Kontakt mit uns Christen sind. Diese Begegnungen erfahren wir als Bereicherung. Dies stärkt unseren Glauben, und wir können manches als vom Geist gewirkte Fügung erkennen.



Für das Evangelium vom Reich Gottes in dem Gebiet der früheren DDR einzutreten ist eine Aufgabe, für die man sich begeistern kann. Denn bei denen, die der Religion fernstehen, handelt

## Andrej Walko OFM

Der gebürtige Breslauer P. Dr. Andrzej Walko OFM trat 1969 nach seinem Abitur in das Franziskanernoviziat in seiner Heimatstadt ein. Nach seiner Ewigen Profess 1976 war er zunächst Guardian im polnischen Gleiwitz sowie von 1987 bis 2006 Philosophiedozent an der ordenseigenen Hochschule in Glatz und Breslau. Seit 2006 ist er Delegat der Breslauer Franziskanerprovinz im fränkischen Gößweinstein.



Andrzej Walko OFM

## 20 Jahre nach dem Mauerfall und fünf Jahre als Seelsorger in Franken

Erfahrungen eines polnischen Franziskaners in Deutschland

Die immer breiter und stärker werdende Welle der Kulturrevolution 1968 erreichte Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts die Türen der Katholischen Kirche in Westeuropa. Die Zahl der Priester und Ordensleute sank rapide. Die Verantwortlichen waren von Sorge und Angst um die Zukunft der Kirche erfüllt. Deutschland und viele andere Staaten blickten mit Hoffnung auf die Länder im so genannten Osteuropa, wo die Priesterseminare und Klöster noch gut gefüllt waren. Vielleicht auch in der Hoffnung, dass der Zustand der westlichen Welt nur vorübergehend sei und dass man „schwere Zeiten“ irgendwie überbrücken müsse, begann ein „Import“ von Geistlichen (Männer und Frauen) aus den osteuropäischen Nachbarländern. Erste Versuche machte man Anfang der achtziger Jahre aber erst nach dem Fall des Kommunismus konnte man offiziell eine weitergehen-

de Zusammenarbeit in Angriff nehmen. So kamen viele Diözesan- und Ordenspriester und auch viele Ordensfrauen nach Deutschland. Sie übernahmen Dienste in Pfarreien, Wallfahrtsorten und Pflegeheimen.

### Mein „Abenteuer“ mit den Franken

Es war das Jahr 1983. Die Breslauer Franziskanerprovinz von der Hl. Hedwig versammelte sich im Sommer auf dem St. Annaberg (Oberschlesien), wo 20 Jahre später - im Juni 2003 - auch Papst Johannes Paul II. zu Gast war, zum Provinzkapitel. Die Stimmung war trotz des zum damaligen Zeitpunkt nur eingestellten Kriegszustands gut. Einer der delegierten Teilnehmer war der damals 32-jährige P. Andreas Walko OFM – Student der Katholischen Universität in Lublin, der seine Promotion im Fach



Geschichte der Philosophie vorbereitete. Während des Kapitels wurde ein Hilferuf der bayerischen Franziskaner aus München vorgetragen: „Könnt Ihr uns personell helfen?“, hieß es. „Wir sind gezwungen, das Kloster St. Jakob in Bamberg zu verlassen und der Diözese zu übergeben. Wir würden uns freuen, wenn der Standort weiter durch Franziskaner gehalten werden könnte.“ Alternativ bestand das Angebot, zwei andere bayerische Klöster durch eine Mannschaft aus Polen zu besetzen: *Marienweiher*, ein Marienwallfahrtsort in Franken, oder *Klosterlechfeld* in Bayern. Als erstes wurde entschieden, dass wir den bayerischen Mitbrüdern auf jeden Fall helfen würden, indem wir eines der beiden weiterhin in der Jurisdiktion der bayerischen Franziskaner bleibenden Klöster personell besetzen würden.

Nach einer längeren Diskussion wurden drei Mitbrüder beauftragt, diese Aufgabe zu übernehmen. Es waren P. Serafin (erfahrener Pfarrer aus Glatz), P. Lukas und P. Camillus. Alle drei hatten noch eine deutsche Grundschule in Schlesien besucht.

P. Serafin wurde beauftragt, vor Ort die Wahl zu treffen: Marienweiher oder Klosterlechfeld. Da uns Wallfahrtsseelsorge nicht fremd war, fiel die Entscheidung für Marienweiher. Die beiden anderen Patres wurden P. Serafin nachgesandt. Die Anfänge waren nicht leicht. Die Menschen trauerten den einheimischen und gut bekannten Patres nach, und es gab Ängste gegenüber den aus Polen kommenden, fremden Patres. Als die Brüder Aushilfen und Vertretungen für die Wallfahrtszeit brauchten, kam ich erstmals in Kontakt mit der dortigen Bevölkerung. Während der Monate Juli und August habe ich einige Jahre lang

in der Pfarrei und Wallfahrtskirche wirteten dürfen. Einige Jahre später wurden uns das Pfarrkloster und die Pfarrei St. Franziskus in Nürnberg zur Übernahme und Betreuung angeboten. Es folgte das bayerische Kloster Grafrath am Ammersee samt Pfarrverbund. Die bayerischen Mitbrüder aus dem Wallfahrtsort Vierzehnheiligen sprachen mich an, ob ich dort als der „15. Nothelfer“ im Beichtstuhl vor Ostern und Weihnachten aushelfen könne. Und so hat sich mein fränkisches „Abenteuer“ fortgesetzt.

Nach meiner Promotion 1986 hatte ich nie den Gedanken gehabt, nach Deutschland zu gehen. Für Urlaubsvertretungen und Aushilfen ja, aber nicht stationär. Meine Aushilfsbereitschaft hatte dazu geführt, dass ich die Mentalität der Franken immer besser kennenlernte. Hinzu kam, dass sich zusätzlich ein Diözesanpriester aus der fränkischen Diaspora bei mir meldete und bat, ob ich ihm eine Verschnaufpause ermöglichen könne, indem ich im Anschluss an die Aushilfe in Vierzehnheiligen nach Ostern und Weihnachten jeweils für eine Woche ihm in seiner Pfarrei assistieren könne. Dadurch habe ich eine fränkische katholische Diasporapfarrei kennenlernen können. Dazu kam dann die Urlaubsvertretung des dortigen Orts Pfarrers. Ganze zehn Jahre hat das alles gedauert. So wurde ich beim 100-jährigen Kirchenjubiläum der Pfarrei seitens des Erzbischofs scherzhaft zum „halben Pfarrer in Münchberg“ ernannt. Schritt für Schritt habe ich die Franken lieben gelernt und ins Herz geschlossen. Bei vielen Leuten, die ich kennengelernt habe, habe ich gespürt, wie sie sich nach einem Seelsorger (die immer weniger wurden) sehnten. Damals kam für mich der



Moment, in dem ich mir gesagt habe: Lass deine Heimat Schlesien und das Dozieren, geh nach Franken, die Leute brauchen dich dort als Seelsorger mehr. Bereits seit 1966 hatte ich zuvor auch die katholische Diaspora in der DDR kennenlernen können. Dort habe ich bis heute einen Priesterfreund, mit dem ich in den Jahren vieles erleben durfte, so z. B. geheime Zeltlager mit der Jugend. Dort habe ich auch gelernt, wie froh Leute, die einen Seelsorger bei sich haben, sein können. Und wie sie sich danach sehnen.

Als Erzbischof Dr. Ludwig Schick bei unserer Schlesischen Provinz 2006 angefragt hat, ob wir im Wallfahrtsort sowie in der Pfarrei Gößweinstein-Wichsenstein seelsorgerische Verantwortung übernehmen könnten, habe ich mich als damaliger Definitor dazu bereit erklärt und persönlich angeboten – sollte Personalangel entstehen –, diese Aufgabe zu übernehmen. Meine didaktische Tätigkeit als Dozent der Philosophie an der ordenseigenen Hochschule in Breslau war ich gerne bereit aufzugeben. Mit der Übernahme des Klosters in Gößweinstein war auch die Aufgabe der Verselbständigung (Gründung eines e.V.) der polnischen Mitbrüder verbunden. Den Mitbrüdern, die seit 25 Jahren in Deutschland tätig waren, ein rechtliches Fundament zu schaffen, war ein zusätzlicher Anreiz für mich. Ich war damals 55 Jahre alt und erkannte, dass, wenn ich noch etwas Neues in meinem Leben anfangen möchte, sich hier die letzte Chance dazu bot.

Mit welchen Gedanken im Hinterkopf bin ich 2006 nach Gößweinstein gekommen? Der konkrete Mensch vor Ort war mir immer wichtig. Keine großen missionarischen Transparente wollte

ich gegenüber der immer mehr säkularisierten westlichen Welt aufbringen. Meine Erfahrungen mit dem kommunistischen Regime und das Studium der Philosophie bzw. Geschichte der Philosophie haben mich gelehrt, wie wichtig die Grundeinführungen und die Unterscheidung der Geister sind. Die Entwicklung der Freiheit in Polen nach 1989, noch vor dem Mauerfall in Berlin, hat uns in Polen auch mit neuen Problemen konfrontiert. Gute Kontakte zu den Mitbrüdern in Deutschland, die inoffizielle Jugendarbeit, die wir noch vor dem Mauerfall und dem Zusammenbruch des Regimes in Polen zwischen der polnischen und deutschen Jugend im franziskanischen Geist gepflegt hatten, haben mir gezeigt, dass ich die Menschen dort abholen muss, wo sie sind und nicht dort, wo ich sie gerne haben möchte. Auch die tägliche Basisarbeit war mir immer wichtig.

### **Zur Lage der Orden in Polen in den Jahren 1980-2010**

Bis in das Jahr 1989 ist die Zahl der Ordensmitglieder in Polen ständig gewachsen. Danach stellte man einen minimalen Rückgang fest. Da die Berufungen nicht vom Himmel fallen, sollte diese Tendenz aber nicht als Krise betrachtet werden, denn es gibt Gründe dafür: Die Familien werden immer kleiner. Es kommen immer weniger Kinder zu Welt. Es gibt immer weniger Familien mit drei oder mehr Kindern.

Laut Statistik für das Jahr 2009 gibt es in Polen 151 Frauenorden, in denen 25.000 Ordensschwwestern leben; 61 Männerorden mit 13.000 Ordensmitgliedern; dazu 33 Institute des Geweihten Lebens (ohne Habit und Lebens-



gemeinschaft) mit eintausend Frauen.<sup>1</sup> Ein absolut europäisches Phänomen ist eine wirkliche „Invasion“ neuer ausländischer Ordensgemeinschaften in Polen. Seit dem Jahr 1980 haben 73 neue Institute des Geweihten Lebens (davon 55 Frauengemeinschaften) aus dem Ausland in Polen ihr Wirken begonnen. Der größte Teil hat sich nach 1989 niedergelassen. Folglich haben 34% der Orden in Polen ihr Wirken in den letzten 30 Jahren begonnen. Allerdings konnten nicht alle ausländische Gemeinschaften in Polen Fuß fassen. Sechs von ihnen sind wieder zurück ins Ausland gezogen.

Mit dem politischen Umbruch in Polen haben sich für die Ordensgemeinschaften neue Perspektiven eröffnet. Der Wegfall der Reglementierung bezüglich der Ausübung der Ordensapostolate im Jahr 1989 – Ordenschulen u. -kindergärten, Drogentherapien, AIDS-Hilfeszentren und ähnliche Aktivitäten – hat auch großen Mangel an kompetenten „Kräften“ bei den Orden gezeigt. Schulungen und Ausbildungen waren vonnöten. Viele Ordensgemeinschaften waren gezwungen, neue Aufgaben zu übernehmen.

Um nur einige Beispiele aktueller Aktivitäten der Orden zu nennen: Es gibt heute 30 Heime für alleinerziehende Mütter in der Trägerschaft von Ordensschwwestern. Elf Zentren für Drogen- und AIDS-Kranke wurden von Kamillianern und Kapuzinern gegründet. Acht Hospize, 16 Hochschulen, 36 Suppenküchen, sechs Krankenhäuser, 216 Schulen verschiedenen Grades und 62 Kinderheime können ebenso genannt werden. In der Vorbereitungsphase vor dem Beitritt Polens in die EU haben die Jesuiten und Dominikaner Informationsbüros

eröffnet, in denen man Auskunft über Integration und Perspektiven der katholischen Kirche in der EU erhielt. Nicht zu vergessen sind das „Medienimperium“ der Redemptoristen (Radio Maryja) sowie das Fernsehen der polnischen Minoriten. Der polnische Benediktiner P. Leo Knabit OSB hatte im öffentlichen Fernsehen eine Talkshow gehabt.

Eine Belebung des Ordenslebens haben auch die kontemplativen Orden Polens zu verbuchen. Die stärkste Kongregation in Polen – die Unbeschuhten Karmelitinnen – ist von 382 Schwestern im Jahr 1989 auf 520 gewachsen. Die

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Gemeinschaft hat drei neue Klöster in Polen und fünf im Ausland gründen können. In ihren Niederlassungen bieten die Schwestern auch Einkehrtage für Laien an. Ein ähnlicher Trend lässt sich bei den Klarissen beobachten. Im Jahre 2002 zählten diese 105 Schwestern, im Jahr 2008 waren sie 119. Das „Institut der Monastischen Familien aus Bethlehem“, das auf polnischem Boden im Jahr 1998 Fuß fasste und sich in der Nähe von Danzig (Grabowiec) niedergelassen hat, ist von anfangs zehn Schwestern auf inzwischen 15 gewachsen. Seit zwanzig Jahren kann man also eine ungeheure Dynamik auf dem Gebiet des Ordenslebens in Polen beobachten.

In den aktiven Ordensgemeinschaften verspürt man allerdings nicht selten schmerzlich einen deutlichen Rückgang der Zahl der Mitglieder. Es macht sich bemerkbar, dass sich für junge Menschen immer neue Möglichkeiten der Tätigkeit eröffnen. Viele Orden haben schon erkannt, dass sie nicht alle Aufgaben durch eigene Mitglieder erfüllen müssen und setzen Laien, die oft besser geeignet und vorbereitet sind, ein. Dort, wo die Zusammenarbeit mit Laien gut funktioniert, gedeiht das Leben. Sowohl bei den Frauen- als auch bei den Männerorden hat sich die Zahl der Novizen im Vergleich zum Jahr 1998 halbiert.

*Fazit: Es gibt keine Krise des Ordenslebens in Polen, weil die Zahl der neuen Ordensgemeinschaften und ihrer Aufgaben wächst. Zurück geht aber die Gesamtzahl der Ordensmitglieder.*

### **Heile Welt der Ordenschristen in Polen?**

Keinesfalls! Einige Gruppierungen, die sich für die Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils in den 60er Jahren in Polen eingesetzt haben, haben uns damals zur Abkehr von der Volkskirche im Angesicht der westlichen Pop-Kultur, die im Anmarsch auf Polen gewesen sei, aufgerufen. Einen bewussten und vertieften Katholizismus haben sie propagiert und den Primas Wyszyński für seinen Kurs der Volkskirche kritisiert. Um die Vertiefung des Glaubens hat man sich sowieso bemüht. Pfarrkatechese, Ministranten-Seelsorge, Studentenseelsorge, Oasenbewegung u. v. m. haben ihre Wirkung gezeigt, aber eine Abwendung von der Volkskirche ist nicht erfolgt. Diese oben beschriebene Diagnose der genannten Gruppierungen

hatte damals keine Begründung in der Realität. Deren Mahnung wurde erst nach 1989 aktuell. Die Gefährdung des Glaubens durch ein leichtes, sorgloses und vergnügtes Leben war zuvor nicht wirklich ein Problem. Die damalige Gefährdung war ganz anderer Art: Es war der Kommunismus mit seiner Gottesfeindlichkeit und seinem Primitivismus. Wäre er nicht so primitiv gewesen, hätte er vielleicht größere Schäden verursacht. Den Volkskatholizismus aber konnte er nicht gefährden.

Eine Gefährdung des Glaubens in der Volkskirche scheint mir erst mit der Öffnung der Grenzen und der wirtschaftlichen Integration und Globalisierung eingetroffen zu sein. Jetzt ist die Zeit eines bewussten und vertieften Katholizismus. Die dazu dienenden Angebote, die auch seitens der Orden für Kinder, Jugendliche und Erwachsene durchgeführt werden, sind auch nicht zu übersehen: Freizeitangebote, Einkehrtage, religiöse Wochenenden, Oasentreffen, Neokatechumenat und vieles andere.

Die Zeit des Freiheitsaufbruchs wurde auch zur Herausforderung für die Ordens- und Priesterausbilder. Die alten Methoden einer Erziehung in erster Linie zu Gehorsam wurden mit der „neuen, freien Welt“ konfrontiert, aus der die Ordens- und Priesteramtskandidaten kamen. Erziehung zur Verantwortung bot sich als eines der neuen Hauptziele an, aber das war manchen „Erziehern“, die selber in einer anderen „Schule“ ihre Ausbildung und Formation erworben hatten, zunächst schwer zu vermitteln. Es herrschte immer noch das „Tagesordnungsprinzip“. Ausbildung fand nach rein formalen Kriterien statt. Die Ausbilder, auch die Spirituale, meist noch mit anderen Aufgaben „be-

schenkt“, hatten wie Eltern in heutigen Familien, die beide berufstätig sind, wenig Zeit, um sich intensiver und persönlicher um die Auszubildenden zu kümmern. Da wurde der Seminarist wie eine Nummer, wie bei einer Kosten-Nutzen-Rechnung behandelt! „Vor einigen Jahren war ein berühmter, sehr erfahrener französischer Novizenmeister der Benediktiner im Warschauer Priesterseminar zu Gast. Der Blick in die gefüllte Seminarkirche versetzte ihn in einen euphorischen Zustand. Da hat er die Gregorianische Messe auf Spitzen-niveau vor Freude singen können. Als er beim Abendessen sich immer noch in euphorischer Stimmung befand, fragte er die Leitung des Seminars, wie viele Seminaristen es denn seien. Deren Antwort konnte er fast nicht glauben: dreihundert. Seine weitere Frage folgte der ersten: Und wie viele ‚Spirituale‘ stehen denen zur Seite? Die Antwort lautete: zwei! In der Vermutung, dass er nicht richtig verstanden wurde, bat er darum, dass seine Frage übersetzt würde. Die Antwort war die gleiche: zwei geistliche Begleiter (Spirituale) für dreihundert Seminaristen. Diese Antwort brachte den berühmten Benediktiner ins Staunen, seine Augen wurden groß und rund, und erstaunt fragte er weiter: Wie stellen Sie sich das vor, dass die zwei Leute die große Zahl der Seminaristen in das spirituelle Leben einführen können?“<sup>1</sup>

Ist es bei den Orden besser? wird sich der ein oder andere fragen. Nach meiner Erfahrung muss die Antwort nein lauten! Die dazugehörige Ausrede ist mir auch bekannt: Im Kloster sei es der ganze Konvent, der den „Ordensnachwuchs“ forme und begleite, und nicht nur der Spiritual. Ist das eine gute Be-

gründung? Mich kann das nicht überzeugen! Es bewegt sich aber auch auf diesem Gebiet etwas und gibt Anlass zur Hoffnung. Dazu kommt die Tatsache, dass immer mehr Kandidaten und Kandidatinnen sich melden, die schon eine Ausbildung und Berufserfahrung haben, die manchmal auch älter sind als die Ordensausbilder. Eine gute geistliche Begleitung ist umso wichtiger, da auch die Familien der Ordenskandidaten sich gegenüber früher verändern. Nicht selten kommen junge Leute aus zerstrittenen, zerbrochenen Familien und bringen die ganze psychische Last mit sich. In den Dokumenten und Leitlinien zur Ausbildung in den Orden ist zwar sehr oft die Rede von der menschlichen Reife der Kandidaten zum Postulat und Noviziat. Aber wie oft habe ich gefragt: Sind wir imstande, eine Begleitung dieser Kandidaten befriedigend zu gewährleisten? Die nicht geringe Zahl der Abgänge, die nach der Ewigen Profess und Priesterweihe stattfinden, spricht für sich.

Bei der 119. Vollversammlung der Höheren Oberinnen der polnischen Frauenorden im Jahr 2009, die sich mit der Krise des Ordenslebens befasst hat, wurde festgestellt, dass Ordensleute denselben Prozessen der Persönlichkeitsentwicklung unterliegen wie andere Menschen. Es ist eine Aufgabe, die damit verbundenen Krisen zu entdecken und sie in der Form eines Trampolins zum Aufstieg in eine höhere Ebene des monastischen und des spirituellen Lebens zu nutzen. Man erhofft sich, dass die Ordensleute diese Chancen in konstruktiver Weise besser nützen können.

*Fazit: Die Krise nicht als Drama, sondern als neue Chance sehen. Da sehe*

*ich noch viele Möglichkeiten, um die Erfahrungen der Orden im Westen gut nutzen zu könnten. Wir haben zwar schon seit dem Mittelalter in Europa Universitäten, aber lernen für das Leben wollen wir lieber aus eigenen Fehlern. Muss das so bleiben?*

## **Meine Tätigkeit in Deutschland**

Zurück zu meiner Tätigkeit in Deutschland. Mein Wirken in einem Wallfahrtsort wie Gößweinstein in Franken hat viel Ähnlichkeit mit dem, was ich schon als Theologiestudent auf dem St. Annaberg in Oberschlesien erleben durfte. Das Einführen, Begrüßen und Hinausbegleiten der Wallfahrtsgruppen, die Wallfahrtsgottesdienste und Beichten waren keine Neuigkeit. Da fühlte ich mich zuhause. Wallfahrtsführertreffen und vieles mehr waren mir bereits bekannt. Was erwartete mich und meine Mitbrüder in der Pfarrseelsorge? Sehr gut strukturierte Pfarreien mit Pfarrgemeinderäten und Kirchenverwaltungen, die eine enorme Hilfe, nicht nur für einen neuen Pfarrer aus dem Ausland, waren. Viele Ausschüsse in der Gemeinde, die die Arbeit sehr gut unter sich verteilten und oft mit großem Engagement durchführten. Aber die Priester hatten manchmal Schwierigkeiten zu definieren, wo eigentlich ihr Platz ist (auch in der Liturgie). In vielen Ländern ist der Pfarrer die antreibende und oft bestimmende Kraft für die Gemeinde. Wem es nicht gelang sich umzustellen, wer selber weiter alles bestimmen und entscheiden wollte, verursachte dadurch Probleme und spaltete manchmal auch die Gemeinde.

Durch die Kirchensteuer leben die Gemeinden in Deutschland in finanzieller

Sicherheit. Man kann Verschiedenes planen und, natürlich in Absprache mit verschiedenen Ämtern der Erzdiözesen, entsprechende Mittel für die Maßnahmen gewinnen. In ganz wenigen Ländern existieren solche Systeme. Meistens trägt der Pfarrer die Verantwortung für die Güter der Gemeinde allein und er selber ist auch verantwortlich für die Beschaffung der finanziellen Mittel. Nicht alle Geistlichen sind für die anders gearteten Aufgaben geeignet. Unabhängig von persönlichen Talenten konnte man vieles in den Pfarreien bewirken. Komplizierte Prozeduren jedoch wie das Einholen von Genehmigungen der städtischen und kirchlichen Behörden bereiten manchen große Schwierigkeiten und Probleme. Für den Ordenspriester persönlich ist es sehr wichtig, dass seine materielle Existenz in Deutschland durch den Gestellungsvertrag gesichert ist. In Polen lebt er von den Messstipendien, Stolarien und kleinen Geldspenden.

Das Wichtigste in der Pfarrei sind Gläubige, sind Menschen. In vielen deutschen Pfarreien existieren verschiedene Gruppierungen und Gemeinschaften, für die die Unterstützung durch den Pfarrer eine wichtige Rolle spielt. Sogar kleine Sprachprobleme werden gerne verziehen, wenn die Mitglieder der Pfarrei beim Pfarrer Offenheit und Interesse sehen. Einigen Priestern mit Migrationshintergrund – dazu gehöre ich auch – macht besonders die „sitzende Kirche“ zu schaffen. Das war nicht und ist nicht mein Ding, aber mit gegenseitigem Entgegenkommen aller und verbesserter Organisation kann auch das bewältigt werden. Da unsere Heimatprovinz auch in Schlesien in fast allen Klöstern Pfarreien leitet, sind wir

gewohnt, das Ordensleben mit der Pfar-  
raktivität zu verbinden, was auch nicht  
immer einfach ist, besonders dann,  
wenn der Hausobere zugleich Pfarrer  
ist. Es besteht stets die Gefahr, dass das  
Kloster und die Brüder zu einem An-  
hängsel der Pfarrei verkommen.

## Wir und die Orden in Deutschland

Mit den deutschen Franziskanern pfl-  
gen wir gute Nachbarschaftskontakte.  
Nachdem sich deren Provinzen verein-  
igt haben und sie daher in letzter Zeit  
mehr mit sich selbst beschäftigt waren,  
wir selbst andererseits in der neuen zi-  
vilrechtlichen Ordnung beheimatet sind,  
ist es vielleicht an der Zeit, wieder mehr  
zu kooperieren und uns gegenseitig zu  
bereichern. Unsere Mitgliedschaft bei  
der DOK (Deutsche Ordensobernkonfe-  
renz) und der AGCEP (Arbeitsgemein-  
schaft der Cellere und Prokuratoren  
innerhalb der DOK) schafft eine gute  
Basis für die Integration in das Ordens-  
leben in Deutschland. Aus den Erfah-  
rungen der Orden Deutschlands mit der  
säkularen Welt könnten wir bestimmt  
auch Vieles lernen, um einige Fehler zu  
vermeiden.

## Ausblick

Unsere polnische Erfahrung mit der  
totalitären Welt kann vielleicht hierzu-  
lande Zuversicht für die Zukunft aus-  
strahlen. Auch angesichts der neuesten  
Vorschläge der Partei „Die Linke“, die  
neue Wege zum Kommunismus aus-  
probieren möchte, sollte man sich nicht  
in Panik treiben lassen. Die Methode  
„Versuch und Irrtum“ gehört zum Sys-  
tem der Klassiker des Kommunismus

und diese haben wir am eigenem Leib  
hautnah erlebt. So hoffe ich, dass ich  
im Rahmen der Basisarbeit auf dem  
Feld Aufklärung und Einführung in  
das Christentum vielen katholischen  
Christen in Deutschland als Seelsorger  
behilflich sein kann. Ebenso lerne auch  
ich, wie man mit der säkularen Welt  
umgehen kann.

.....

- 1 B. Lozinski, Leksykon zakonów w Polsce,  
Warszawa, KAI, Ausg. I, II, III, 1998, 2002,  
2008.
- 2 [http://www.opoka.org.pl/biblioteka/IT/TA/  
TAP/wychowanie\\_seminarium.html](http://www.opoka.org.pl/biblioteka/IT/TA/TAP/wychowanie_seminarium.html).

## Miteinander von Ost und West

Herausforderung und Chance

### Die Geschichte unseres Miteinanders

Manchmal gibt es Entwicklungen im persönlichen Leben und auch im Leben einer Ordensgemeinschaft, die man sich selber so nicht erträumen und schon gar nicht ausdenken könnte und die – im Nachhinein betrachtet – nur dem Wirken des Heiligen Geistes zuzuschreiben sind. Eine solche Geschichte ist der Beginn unserer Ordensgemeinschaft der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser in der Ukraine.

Kurz nach unserem Generalkapitel im Jahr 1997 erreichte uns ein Brief des damaligen ukrainischen Provinzials der Redemptoristen mit der Bitte, bei der Neugründung einer missionarischen, redemptoristischen Frauengemeinschaft in der Ukraine mitzuhelfen. Es gäbe eine Gruppe junger, motivierter Frauen der gerade aus dem Untergrund erstandenen ukrainisch griechisch-katholischen Kirche<sup>1</sup>, die Ordensschwestern werden wollten.

Die Redemptoristen selbst, vor fast 100 Jahren (1913) von Belgien aus im ukrainischen griechisch-katholischen Ritus gegründet, hatten die schwierige Periode des Untergrunds der verfolgten Kirche von 1946 bis 1989 wesentlich mit durchgetragen und gerade selber wieder begonnen, ihr Gemeinschaftsleben

zu organisieren und ihre pastoralen und missionarischen Tätigkeiten in Freiheit auszuüben. Sie fühlten sich nicht in der Lage, neben der Formation vieler eigener junger Mitglieder des Ordens auch einer neuen Frauengemeinschaft zum Leben zu verhelfen.

Unsererseits folgte hier in Deutschland eine längere Phase des Fragens und Suchens und auch des Zweifelns. Einerseits fühlten wir uns nach menschlichem Ermessen nicht in der Lage, eine Gruppe junger Frauen in ein uns völlig fremdes, ostkirchlich geprägtes Ordensleben einzuführen, abgesehen davon, dass wir auch personell keine großen Möglichkeiten vor Augen hatten. Andererseits spürten wir von Anfang an den Anruf, uns darauf einzulassen, ein Gefühl, das durch die Entschiedenheit der Gruppe der jungen Frauen in der Ukraine verstärkt wurde. Diese hatte bereits seit April 1998 auf engstem Raum in einem Haus der Redemptoristen aus der Zeit des Untergrunds zusammen gelebt und war bis zu unserem offiziellen Beginn 2001 auf eine Größe von 15 Mitgliedern angewachsen.

Immer wieder überlegten wir verschiedene Varianten von Hilfestellungen, die wir anbieten könnten, und hielten gegenseitigen Kontakt. Verschiedene Berater waren eher skeptisch und mahnten uns, dass wir keine römisch-



katholische Schwesterngemeinschaft im ostkirchlichen Gewand schaffen sollten. Irgendwann wurde uns deutlich, dass wir uns entweder ganz dieser Herausforderung stellen müssen, indem zwei Schwestern sich vor Ort auf den anderen Ritus und die so ganz andere Tradition einlassen, oder dass wir ganz absagen müssen.

Am Generalkapitel 2001 wurde dann der endgültige Beschluss eines Neubeginns in der Ukraine gefasst und im April desselben Jahres in die Tat umgesetzt. Sr. Hildegard Dankl, die zuvor 25 Jahre in Japan wirkte, und Sr. Margret Obereider wurden von der Generalleitung mit dieser Aufgabe betraut. Zu diesem Zeitpunkt war es völlig offen, ob dies eine eigenständige Gründung werden sollte, der wir Starthilfe geben, oder ob sich die Gruppe unserer Gemeinschaft als eigenständige Region in einem anderen Ritus anschließen würde.

Es begann eine spannende Geschichte des Suchens und Ringens, bei dem immer im Vordergrund stand, dass sich die neu gegründete Gemeinschaft neben der redemptoristischen Spiritualität wirklich in der ukrainischen griechisch-katholischen Tradition verwurzeln soll. Dies war für alle Beteiligten eine große Herausforderung, die uns immer wieder auch an unsere Grenzen gebracht hat.

Wenn wir heute auf unsere Anfänge zurückschauen, wundern wir uns manchmal, wie wir „durchgekommen“ sind und danken Gott für seine Führung, ohne die dieses Vorhaben zum Scheitern verurteilt gewesen wäre.

Zurzeit zählt die Gemeinschaft in der Ukraine 24 Mitglieder: zehn Schwestern mit ewigen Gelübden, zehn Schwestern mit zeitlichen Gelübden, drei Novizinnen und eine Postulantin. Der Groß-

teil der ukrainischen Schwestern ist zwischen 25 und 35 Jahren alt. Viele Leitungsaufgaben sind bereits in die Hände der ukrainischen Schwestern übergegangen. So sind sie inzwischen Hausoberinnen, Formationsleiterinnen und Mitglieder der Regionalleitung. Das Generalkapitel 2005 gab der Generalleitung den Auftrag, eine eigenständige Region Ukraine im ostkirchlichen Ritus zu errichten.

In der Folge wollen wir beide – Sr. Margret, österreichischer Herkunft, die als Regionaloberin seit 2001 in der Ukraine lebt, und die Ukrainerin Sr. Jelena, die seit dem letzten Generalkapitel 2009 als Mitglied in der Generalleitung in Mün-

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

chen lebt – versuchen, unsere Erfahrungen der sowohl unterschiedlichen wie verbindenden Ausprägungen des Ordenslebens in Deutschland bzw. der Ukraine unter verschiedenen Aspekten zu beleuchten. Wir sind uns dabei bewusst, dass unsere Ausführungen weitgehend von unserem subjektivem Erleben bestimmt sind, das wiederum von unserer konkreten Ordensgemeinschaft und der Erfahrung des Lebens im jeweils anderen Ritus geprägt ist.



## Persönliche Erfahrungen im alltäglichen Leben der Gemeinschaft

Sr. Margret: Wenn ich auf meine Zeit hier in der Ukraine zurückblicke, fallen mir neben vielen anderen interessanten Erfahrungen zwei Stichworte ein, die meinen Alltag hier bestimmen:

### Einlassen auf den anderen Ritus

Die größte Umstellung für mich war wohl das Eintauchen in die ostkirchliche Spiritualität, von der ich eigentlich sehr wenig wusste, die ganz andere Art der Feier des täglichen, vollen Stundengebetes und der Göttlichen Liturgie, die an normalen Werktagen insgesamt ungefähr drei Stunden beträgt. Obwohl ich immer schon einen Zugang zu den ostkirchlichen Gesängen hatte, war und ist es manchmal immer noch mühsam, mich darauf einzulassen und dabei nicht ungeduldig auf die Uhr zu schauen bzw. die Menge an Worten zu verkraften. Manchmal sehne ich mich nach mehr stillen Gebetszeiten, die wenig Platz finden in unserer Art des gemeinsamen Betens hier, und nach mehr Gestaltungsmöglichkeiten, die mir immer wichtig waren, um den Bezug zu meiner konkreten Lebenswirklichkeit herstellen zu können. Mir ist erst mit dieser Erfahrung bewusst geworden, wie geprägt ich von meiner eigenen Tradition bin und wie schnell ich geneigt bin, etwas zu bewerten und das Meine absolut zu setzen. Es ist oft eine Gratwanderung, mir selber treu zu bleiben und mich doch in diese so andere Art mit ganzem Herzen hineinzugeben.

### Spontaneität und Flexibilität

Obwohl ich mich immer als relativ flexibel eingeschätzt habe, macht es mir

**Margret Obereder MSsR**



Sr. Margret Obereder wurde 1960 im oberösterreichischen Gmunden geboren. Bereits 1978 trat sie den Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser bei, als deren Regionaloberin für Deutschland und Österreich sie von 1993 bis 2001 amtierte. Seit 2001 leitet sie die Gemeinschaft ihres Ordens in der Ukraine. 2006 wurde sie zur Vorsitzenden der griechisch-katholischen Ordenskonferenz der Ukraine gewählt.

hier manchmal Mühe, mich auf alle Veränderungen einzulassen, die sich ständig ergeben. Terminplanungen sind im Allgemeinen wesentlich kurzfristiger als ich es von früher her gewohnt war, und werden dann viel öfter wieder verändert. Gäste sind jederzeit herzlich willkommen, auch wenn sie nicht angemeldet sind, und etwas zu Essen und ein Platz zum Schlafen finden sich auch bei engen Raumverhältnissen immer noch irgendwo und die nötige Zeit ebenfalls. Das verlangt manchmal viel Improvisationskunst und mitunter Geduld, aber es ist auch ein Zeichen von Lebendigkeit und Unkompliziertheit, die ich nicht missen möchte. Mir kommt in solchen Situationen oft das Wort des seliggesprochenen Redemptoristen Kaspar Stangassinger in den Sinn: „Tun – was der Tag verlangt!“



Sr. Jelena: Als ich vor einem Jahr nach Deutschland gekommen bin, habe ich nicht gedacht, dass mich so viel Neues erwarten würde. Natürlich waren mir die Unterschiede zwischen den Kulturen und den unterschiedlichen Spiritualitäten bekannt und außerdem war es nicht mein erster Aufenthalt im Ausland. Das Leben in einem anderen Land ist aber kein Besuch, man muss sich mit vielen verschiedenen Dingen tagtäglich auseinandersetzen und einen eigenen Zugang zum anderen Lebensstil und den Gebräuchen finden, um sich dem Neuen nicht zu verschließen, und auch bereit zu sein, das Eigene zu teilen. Ich wohne noch zu kurze Zeit in Deutschland, um mich in der Problematik der deutschen Gesellschaft, Kirche und auch meiner Gemeinschaft wirklich auszukennen. Trotzdem versuche ich ein paar Gedanken zu formulieren, die Ausdruck meiner subjektiven Beobachtungen sind. Als ich mich mit dem Thema dieses Artikels beschäftigte, habe ich bemerkt, dass die Unterschiede schneller ins Auge fallen als das Verbindende. Dabei geht es nicht darum, was besser oder schlechter ist. Das Unterschiedliche kann sich gegenseitig ergänzen und stützen.

Was mir als Erstes auffällt, sind eine qualifizierte Leitung und eine entfaltete Struktur der Gemeinschaft. Natürlich kommt es immer auch auf die Personen an, aber eben nicht nur. Gute Strukturen sind wichtig. Ich denke, dahinter steht eine lange Lebenserfahrung in der weltweiten katholischen Kirche und in einer fortgeschrittenen, anspruchsvollen Gesellschaft. Langfristige Planungen erlauben es, den Alltag ohne zu viel Stress zu gestalten. Eine bestimmte Stabilität des Lebens in der Gemeinschaft

ist die Folge von gut durchdachten Vorgehensweisen, an denen man festhalten will. Es kann aber passieren – und das ist das, was ich beobachte –, dass es dann öfter an Flexibilität mangelt.

Das Zweite, was mir als Ordensschwester einer mit Rom unierten Ostkirche auffällt, ist die Abwesenheit von Zeichen der hierarchischen Ordnung in der Gemeinschaft. So ein Stil des schwesterlichen Miteinanders macht die Beziehungen unkompliziert. Jede Schwester ist gleich zugänglich, weil alle untereinander Mitschwestern sind. In meiner Gemeinschaft in der Ukraine betont man die autoritative Rolle der Hierarchie auch nicht so stark, weil wir als griechisch-katholischer Zweig dieser römisch-katholischen Gemeinschaft gegründet worden sind. Darum unter-

**Jelena  
Herasym  
MSsR**



Sr. Jelena Herasym MSsR ist 1979 in der Westukraine geboren. 2001 trat sie in die Gemeinschaft der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser in der Ukraine ein. 2009 wurde sie in die Generalleitung des Ordens in München gewählt. Seit Herbst 2010 ist sie Doktorandin an der dortigen Ludwig-Maximilians-Universität.

scheidet sich der Stil nicht in hohem Maße. Und dennoch wird die Hierarchie bei uns im Rahmen der östlichen Tradition deutlicher durch verschiedene tägliche Rituale, wie z. B. dem Gebetsanfang, dem Tischgebet oder Segen, den immer die jeweils anwesende höhere Oberin bzw. der Priester spricht. Dies ruft bei mir persönlich kein negatives Gefühl etwa der Unterordnung hervor. Ein weiterer Eindruck ist, dass eine gewisse Individualität und Unabhängigkeit trotz des gemeinsamen Lebens hier in der Gemeinschaft nicht zu übersehen ist. Anders ausgedrückt, wenn ich auf meine Erfahrung in der Ukraine schaue (ich kann es fast nicht vermeiden zu vergleichen), gibt es hier eine viel größere Distanz zwischen den Schwestern, sei es räumlich oder auch vom persönlichen Zeitrahmen her gedacht. In den ersten Monaten meines Lebens in Deutschland habe ich zwar jeden Tag genossen, dass ich so viel Raum für mich hatte und ich war froh, dass es so viel Ruhe gab. Später hat sich aber doch rein emotional Heimweh nach einer bestimmten Kollektivität und dem engen Zusammenleben in der Gemeinschaft eingestellt.

Gleichzeitig sind diese Räume aber, vor allem die Zeit für mich, zu einer guten Herausforderung geworden. Raum und Zeit wollen sinnvoll eingeteilt und nicht verschwendet werden. Ich kann dabei auch prüfen, ob unsere gemeinsamen Bräuche und der Stil des gemeinsamen Lebens in der Ukraine wirklich zu meinem Eigenen geworden sind oder ob ich nur äußerlich etwas übernommen habe. Mag es sich auch für die westeuropäischen Leser ein wenig seltsam anhören, so beobachte ich dennoch, dass die Gemeinschaften

mit vielen jungen Mitgliedern mehr gemeinsam organisierte Zeit brauchen, als solche mit vielen älteren Schwestern und Brüdern, die umgekehrt viel Raum brauchen, um das bereits lang Geübte individuell leben zu können. Und es ist eben eine Realität, dass zwischen unseren Regionen in Deutschland und in der Ukraine ein großer Altersunterschied existiert.

Es gäbe noch mehr, was ich mitteilen könnte. Auf jeden Fall ist die Erfahrung, die ich in diesen Jahren machen darf, ein großes Geschenk von Gott, der in mir, wenn ich mich dafür öffne, eine Weite schafft, damit ich, das Eigene hochschätzend, auch einen großen Wert im Anderen nicht übersehe.

### **Leben mitten in der Welt und im kirchlichen Kontext**

Sr. Margret: Auch wenn ich nicht wirklich ein Kenner der gesellschaftlichen Entwicklungen in der Ukraine bin, erschreckt mich oft, wie rasch sich hier alles verändert und doch der Großteil der Bevölkerung keine spürbare Verbesserung seiner Lebensumstände erfährt. Manchmal reden wir davon, was sich in den zehn Jahren, die wir nun hier sind, alles verändert hat, angefangen vom Straßenbild, welche Autos damals und jetzt herumfahren, wie fast über Nacht große Einkaufszentren aus dem Boden gestampft werden, dass ein Mobiltelefon damals noch eine wahre Seltenheit war und heute fast niemand mehr ohne ein solches leben kann, auch wenn es manchmal die finanzielle Situation eigentlich nicht erlaubt. Die Banken gewähren Kredite, die dann teuer zurückbezahlt werden müssen. Die Kluft zwischen arm und reich wird immer

größer. Und das alles geschieht wie in Zeitraffer, viel schneller, als sich diese Entwicklungen im Westen vollzogen haben, und das halte ich für ungesund, wenn nicht sogar für gefährlich. Bis jetzt gibt es keine vernünftige soziale Sicherung und kein Krankenkassensystem für die gewöhnliche Bevölkerung. Ins Krankenhaus bringt man selber die Bettwäsche mit und versorgt die Kranken, wenn es irgendwie möglich ist, privat mit Essen. Alle Arzneimittel muss man in der Apotheke zu teuren Preisen besorgen; wer dazu nicht in der Lage ist, hat Pech gehabt. Durch die globalisierte Welt wird einerseits der Eindruck vermittelt, dass alles möglich ist, andererseits fehlt es oft an den Grundvoraussetzungen eines geordneten Lebens. Die ukrainische griechisch-katholische Kirche, die selber erst vor 20 Jahren aus den Katakomben zu neuem Leben erstanden ist, muss noch gewaltige Aufbauarbeit leisten, um gesicherte Strukturen zu schaffen. Gott sei Dank ist schon vieles gewachsen, aber die gegenwärtigen politischen Entwicklungen geben nicht gerade Rückenwind. In diesem gesellschaftlichen und kirchlichen Zusammenhang versuchen auch die 19 weiblichen und 11 männlichen Ordensgemeinschaften ihren Platz in Kirche und Welt zu finden und das ist nicht immer eine leichte Aufgabe. Zum einen wirklich in der ostkirchlichen Spiritualität und Tradition verwurzelt zu bleiben und zum anderen sich den Herausforderungen der heutigen Gesellschaft zu stellen, verlangt viel an Tiefe, Offenheit und klarer Führung. In der Zeit nach der Wende gab es eine wirkliche Aufbruchsstimmung und in vielen Gemeinschaften eine mächtige Welle neuer Berufungen und Eintritte.

Auch das stellt eine große Herausforderung für die Gemeinschaften dar, die in der Zeit des Untergrunds überhaupt kein Gemeinschaftsleben führen konnten. Gleichzeitig die eigenen Strukturen und das Gemeinschaftsleben zu ordnen, ältere Mitglieder, die lange Zeit allein gelebt hatten, zu integrieren, junge Leute in das Ordensleben einzuführen und eine solide finanzielle Grundlage zu schaffen, das war und ist keine leichte Aufgabe. Mir persönlich ist es ein großes Anliegen, dass wir nahe an der Lebenswirklichkeit der Menschen um uns herum bleiben, was unseren Lebensstil und unsere Aufgaben betrifft und dass wir die Zeichen der Zeit zu erkennen versuchen.

Sr. Jelena: Um darzustellen, wie ich das Ordensleben mitten in der Welt und in der Kirche erlebe, will ich kurz etwas von meinem ersten Eindruck mitteilen, den ich beim Treffen der Vereinigung der Geistlichen Schwestern in der Erzdiözese München und Freising gewonnen habe. Es war in den ersten Monaten meines Aufenthaltes in München. Ich hatte da und dort von verschiedenen Schwestern anderer Gemeinschaften gehört, dass es schon Jahre lang keine Berufungen mehr gebe, dass es eher rückwärtsgeht, weil viele Mitglieder nicht mehr tätig sein können bzw. sterben. Meine erste Reaktion darauf war Mitleid.

Bei dieser Versammlung habe ich aber verstanden, dass ich mich doch ein wenig geirrt hatte. Das Thema für die Gruppenarbeit hat sich auf die Präsenz der Ordensleute in Kirche und Gesellschaft bezogen. Die Arbeit und das Resultat waren eine riesengroße Überraschung für mich an diesem Tag, denn



ich habe keine Spur von Enttäuschung oder Entmutigung gespürt. Mein Mitleid war hier nutzlos. Die Ordensfrauen, die meisten von ihnen in fortgeschrittenem Alter, waren aktiv und mutig. Sie hatten tolle Ideen, in denen sich Erfahrung und Offenheit spiegelten.

Ich habe dann an die älteren Schwestern in vielen ukrainischen Gemeinschaften gedacht (eigene ältere Schwestern haben wir noch nicht). Sie haben eine schreckliche Vergangenheit in der verfolgten Kirche erlebt. Sie haben eigentlich die griechisch-katholische Kirche und das eigene Ordensleben durch ganz schwierige Zeiten in Würde und Treue getragen. Jetzt dürfen sie, Gott sei Dank, in einem freien Land in offiziell erlaubten Klöstern wohnen und frei und ohne Angst öffentlich beten. Sie sind zufrieden, weil das, wofür sie gekämpft haben, erreicht ist. Es gibt viele junge Mitschwestern in den Gemeinschaften, die jetzt die große Aufgabe übernehmen können, das Leben in der Kirche und im Orden weiterzutragen. Die älteren Mitglieder sind deswegen im Allgemeinen nicht mehr sehr aktiv, weil es eben genug jüngere gibt. Hier in Deutschland ist es ganz anders. Es gibt zu wenig Eintritte, um sich auf die nächsten Generationen verlassen zu können. Und genau dies hat mich fasziniert: Unabhängig vom Alter krempelt man die Ärmel hoch und macht das, was notwendig ist, um das Evangelium lebendig zu erhalten. Mir ist dabei der Gedanke gekommen, dass das Ordensleben in der Kirche hier sicher auch Zukunft hat, weil es fast wider alle Hoffnung hofft und der Verkündigung der Frohen Botschaft treu bleibt. Eine andere Erfahrung, die mich nachdenklich gemacht hat, ist die

Wahrnehmung, dass es hier in Deutschland nicht mehr selbstverständlich ist, ein Christ zu sein. Wenn ich wieder auf den Kontext schaue, aus dem ich komme, ist es in der Westukraine mehr oder weniger eine Normalität, in die Kirche zu gehen. Oder zumindest bezeichnet man sich als Christ, auch wenn man die Kirche nicht so oft besucht.

Seit einigen Jahrzehnten ist Deutschland ein Land, in dem außer der deutschen Kultur auch viele andere Kulturen ihren Raum gefunden haben. Die Globalisierung oder auch andere Gründe, wie die fortgeschrittene Säkularisierung der Gesellschaft, bringen viele Veränderungen mit sich, so dass die Einstellung zur Kirche in Deutschland nicht homogen bleiben kann. Meine Beobachtung ist, dass sich hier Menschen sehr bewusst für die Kirche entscheiden, wenn sie im Glauben etwas Bedeutsames für ihr Leben entdeckt haben. Das soll natürlich nicht heißen, dass die Kirchenbesucher in der Ukraine nur mechanisch und unbedacht zum Gottesdienst kommen. Man kann aber sagen, dass dort das Christentum ein Stück weit von der Gesellschaft getragen wird, während hier ein Christ in der Gesellschaft eher allein bleibt.

Wenn ich an die Missbrauchsskandale denke, die hier während des letzten Jahres Viele zum Nachdenken und zur Revision gebracht haben, will ich denen meinen Respekt zollen, die trotz allem der Kirche treu geblieben sind, denn ich denke, dass nur eine gewisse Reife einer solchen Probe standhalten kann. In der heutigen Gesellschaft in Deutschland ist es mit Sicherheit nicht leicht, ein christliches Zeugnis zu geben. Es gibt aber trotzdem weiterhin Menschen, denen es wichtig ist, das Reich Gottes

weiter zu bauen. Und es gibt doch auch hier und heute manche, die sich davon anstecken lassen und sich auf den Weg der Nachfolge Christi machen.

## Suche nach erfülltem Ordensleben – unsere Sendung

Sr. Margret: Ich finde es sehr ermutigend und erfreulich, dass vielen jungen Mitgliedern in den Ordensgemeinschaften eine wirklich gute Ausbildung sowohl im theologischen wie auch in anderen Bereichen zuteilwurde. Dies ist nicht zuletzt auch der großartigen Unterstützung der Hilfsorganisationen wie „Renovabis“ und „Kirche in Not“ zu verdanken. Es sind durchwegs verantwortungsvolle junge Ordensleute mit vielseitigen Begabungen, die langsam in die Leitungsfunktionen hineinwachsen und das Ordensleben in der Ukraine weitertragen werden.

Als 1999 die weibliche Ordensoberinnenkonferenz gegründet wurde, war es ein großes Anliegen, gemeinsam die vielfältigen Herausforderungen zu bewältigen und vor allem auch verschiedene Ausbildungs- und Fortbildungsprogramme zu schaffen, die für alle Gemeinschaften zugänglich sind. So entstand ein dreiwöchiger Kurs zur Vorbereitung auf die Ablegung der Gelübde auf Lebenszeit, an dem jährlich etwa 30 - 40 Schwestern teilnehmen, eine wöchentliche Noviziatsschule sowie Fortbildungskurse für Schwestern mit Profess auf Lebenszeit und für Oberinnen. Seit verganginem Jahr gibt es eine intensive dreijährige Ausbildung für Formationsleiterinnen mit 23 Teilnehmerinnen der römisch-katholischen und 22 Teilnehmerinnen der griechisch-katholischen Ordenskon-

ferenz. Beeindruckend war für mich der sechsjährige Prozess der Ordenssynode unter dem GesamttHEMA „Verklärung (Verwandlung) in Christus“. Im Wechsel fanden jedes Jahr Ordenskonferenzen und Delegiertenversammlungen statt zu den Themen „Identität des Ordenslebens“, „Berufung und Formation“ und „Mission und Sendung“. Eine große Anzahl junger und älterer Ordensleute machte sich in vielen Vorträgen und Gesprächsgruppen gemeinsam fundierte Gedanken über die Grundlagen und Perspektiven des Ordenslebens und über unsere Sendung. Der ganze Prozess wurde auch interessiert von der Kirchenleitung mitverfolgt, was durch die Anwesenheit verschiedener Bischöfe immer wieder zum Ausdruck gebracht wurde.

Was meine Gemeinschaft betrifft, spüre ich eine große Bereitschaft und Motivation zum pastoralen und missionarischen Dienst in Zusammenarbeit mit unseren Mitbrüdern, den Redemptoristen. Unsere Schwestern arbeiten viel in der Kinder-, Jugend-, und Erwachsenenarbeit, in der Katechese und in verschiedenen sozialen Bereichen wie z.B. einem Projekt für arme Familien, Altenbetreuung und Gefängnisseelsorge. Sie begleiten die Patres bei Missionen vor allem auch in Dörfern, die oft seelsorglich vernachlässigt sind, und halten Exerzitien in verschiedenen Pfarreien für Erwachsene und für Jugendliche. Manchmal ist es in all dem schwierig, das richtige Gleichgewicht zwischen Arbeit, Gebet und Gemeinschaftsleben zu finden. Vielleicht fehlt uns hier so etwas wie ein ruhender Pol, den in anderen Gemeinschaften die älteren Mitschwestern bilden.



Sr. Jelena: Staunend beobachte ich immer wieder, wie unsere Schwestern überall in der Welt versuchen, ein waches Ohr für die Nöte der Zeit zu bewahren und immer wieder neue Formen der Umsetzung des redemptoristischen Charismas suchen. Wir sind zwar eine kleine Gemeinschaft, aber ziemlich weit verstreut: vom Fernen Osten (Japan) über Osteuropa (Ukraine), Europa (Deutschland, Österreich) bis hin nach Lateinamerika (Chile, Bolivien). Die Einsätze der Schwestern schauen in jedem Land entsprechend der örtlichen Situation und den Bedürfnissen der Menschen anders aus, aber es gibt in dieser Verschiedenheit etwas Gemeinsames, nämlich die Sehnsucht nach einer tiefen Gotteserfahrung und den Wunsch, die anderen in diese Tiefe hineinzuführen, damit wir uns alle gemeinsam von Gott ganz heilen lassen. So steht es ja auch in unseren Konstitutionen. Die römisch-katholische Kirche hier ist, so denke ich, in vielen Bereichen sehr weit entwickelt. Man braucht nur an verschiedene geistliche und soziale Angebote zu denken – zahlreiche Kurse, interessante Wochenenden, anregende Vorträge, Diskussionen, Work-Shops aller Art etc. –, die den Gläubigen und Suchenden in jedem Alter zur Verfügung stehen. Theoretisch steht den Menschen alles zur Verfügung, damit sie sich das geistliche Leben zu eigen machen und immer mehr in die Tiefe wachsen können. Überraschend dabei ist aber für mich, dass trotz aller Bemühungen von Jahr zu Jahr die Zahl der Christen sinkt. Aber wie ich oben bereits am Beispiel der Vereinigung der Geistlichen Schwestern und der eigenen Gemeinschaft erwähnt habe, merke ich kaum Enttäuschung unter den Ordensleuten.

Es werden immer wieder neue Wege gesucht, um das Evangelium Christi im eigenen Leben und daher in der Welt wach zu halten. Um unsere Sendung tiefer und bewusster erfüllen zu können, befassen wir uns zurzeit mit dem Thema des Missionsverständnisses in unserer Gemeinschaft. Unsere Kongregation wurde vor 53 Jahren gegründet und ist seither gewachsen. Sie umfasst nun die verschiedenen Lebensalter, deshalb gewinnt auch unsere Sendung an Vielfalt. Es liegt uns sehr am Herzen, in jedem Alter und in jeder Art der Beschäftigung missionarisch zu sein, denn das ist nicht nur eine Sache des Tuns, sondern der Haltung. Diesen Blick gewinnt man aber nur aus der Perspektive eines längeren Ordenslebens und aus der aktuellen Konfrontation mit dem Problem der Reduzierung der Arbeitseinsätze von älteren Schwestern. Das ist in der Ukraine noch nicht der Fall, in Deutschland dagegen muss man sich oft damit beschäftigen. Deshalb wird gemeinsam gesucht und gerungen, um passende aktuelle Antworten zu finden, die das Selbst- und Gemeinschaftsverständnis unserer Sendung wachzuhalten helfen. Letztendlich geht es ja immer darum, das Feuer des Heiligen Geistes in uns am Brennen zu halten. Das ist unser aller Herausforderung, auch wenn die Riten, Kulturen und Mentalitäten unterschiedlich sind. So wichtig diese Unterschiede auch sein mögen – in dieser Perspektive werden sie zweitrangig.

### **Unterschiedlich und doch gemeinsam unterwegs**

Sr. Margret: Manchmal werden wir gefragt, warum es in unserer Gemeinschaft Schwestern in Zivil und im Ordenskleid





gibt. Die Schwestern unserer Gesamtgemeinschaft trugen seit ihrem Beginn 1957 in Gars am Inn keinen Schleier, sondern nur ein schlichtes gemeinsames Kleid. Seit vielen Jahren ist es freigestellt, ganz Zivilkleidung zu tragen; das äußere Zeichen der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft ist unser Professkreuz, das die Schwestern in allen Regionen bei der Ablegung der Ersten Gelübde überreicht bekommen. Hier in der Ukraine war es von Anfang an klar, dass es für die Schwestern wichtig ist, einen schwarzen Habit zu tragen, um gerade nach der Zeit des Untergrunds auch nach außen hin wieder als Ordensfrau erkenntlich zu sein, nachdem dies lange Zeit verboten war. Zudem ist es auch in der ostkirchlichen Tradition schwer vorstellbar, Ordensschwester ohne Ordenskleid zu sein.

Immer wieder beschäftigte uns der Gedanke, ob es nicht auch richtig wäre, wenn wir Schwestern, die aus dem Ausland gekommen sind, hier einen Habit tragen würden, obwohl wir dies unser ganzes Ordensleben nicht getan haben. Es gibt wohl Argumente, die dafür gesprochen hätten, aber ich bin trotzdem sehr froh, dass wir nicht gewechselt haben. Mir kommt es so vor, dass wir damit etwas zugedeckt hätten, was wir nicht zu verleugnen brauchen, was zwar manchmal schmerzhaft ist, uns aber auch viel vorangebracht hat und uns hat wachsen und reifen lassen zu dem hin, wer wir sind, persönlich wie auch als Gemeinschaft. Es ist eine Tatsache, dass unter uns bei aller menschlichen Zuneigung manchmal etwas an Unverständnis bleibt, das wir einander nicht ersparen können, weil wir eben aus ganz unterschiedlichen kirchlichen Traditionen und Kulturen kommen. Und

es stimmt, dass es nicht immer leicht ist, ganz vorurteilsfrei von der östlichen und der westlichen Tradition zu sprechen, sich jeweils in die andere Wirklichkeit einzufühlen und die Hintergründe der jeweils anderen Mitschwester zu bedenken. Aber es ist auch wahr, dass mir persönlich und uns als Gemeinschaft viel fehlen würde, wenn wir uns auf all diese Erfahrungen nicht eingelassen hätten. Das Atmen auf den sprichwörtlich gewordenen beiden Lungenflügeln der Kirche, mit denen die östliche und westliche Tradition verglichen wird, will gelernt, geübt und durchlebt sein – und so zum Zeichen des Miteinanders und der Hoffnung werden.

Sr. Jelena: In unserer kleinen Gemeinschaft erfahren wir tatsächlich die große Vielfalt der ganzen katholischen Kirche mit all ihren Auswirkungen. Dass diese Vielfalt ein großer Reichtum ist, ist oft auf den ersten Blick nicht so einfach zu entdecken, weil die schwierige Seite der Unterschiedlichkeit schneller spürbar ist. Wenn man sich aber bemüht, das Fremde nicht abzuwerten, gewinnt man einen weiteren Blick und Freude daran, ein Teil eines großen Ganzen zu sein.

Dass die Erfahrung der gegenseitigen Annahme schwer sein kann, das habe ich – zwar in verschiedenen Rollen – schon in der Ukraine und dann hier in Deutschland erlebt. Dass es nicht leicht ist, „fremd zu sein“, kann man nur dann verstehen, wenn man das Fremdsein an der eigenen Haut verspürt. Hier in Deutschland bin ich zum Beispiel immer in der Spannung zwischen „mir selber treu bleiben“ und „mich auf das Fremde einlassen“. Ständig beschäftigen mich folgende Fragen: „Was soll ich als Ukrainerin tun und welche Aufgaben soll ich



übernehmen?“ „Worin besteht Integration in erster Linie?“ „Inwieweit bedeutet Inkulturation, das Eigene aufzugeben?“ „Wenn es um eine totale Umstellung geht, was bedeutet dann das Leben in einer internationalen Kommunität? Woran ist dann die Internationalität der Gemeinschaft erkennbar?“ Das alles sind Fragen, auf die ich momentan keine eindeutigen Antworten habe. Mein jetziges Leben ist in erster Linie eine Suche. Die unterschiedlichen kirchlichen Riten (römisch und byzantinisch), in denen wir in den verschiedenen Ländern leben, sind nicht bloß liturgischer Art, sondern dahinter stehen auch bestimmte Denkweisen. Also kommt in meinem Fall zum nationalen bzw. kulturellen Unterschied noch der spirituelle dazu. Um das für mich und für die anderen deutlicher zu machen und wach zu halten, trage ich zum Beispiel auch während der Zeit meines Einsatzes und Studiums in Deutschland mein Ordenskleid. Täglich feiere ich zusammen mit den Schwestern unser Stundengebet und die Eucharistiefeyer im lateinischen Ritus. Am Sonntag und an großen Feiertagen gehe ich in die ukrainische griechisch-katholische Gemeinde und manchmal begleiten mich auch deutsche oder österreichische Schwestern dorthin. Oder ein anderes Beispiel: Obwohl die Generalleitung hauptsächlich aus Mitschwestern der römisch-katholischen Kirche besteht, werden bei gemeinsamen Impulsen auch die Besonderheiten des ostkirchlichen Teiles der Gemeinschaft berücksichtigt.

In der Zeit meines Ordenslebens, in der wir uns als Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser immer wieder auf die Suche nach einem guten Miteinander machen, habe ich wirklich gemerkt, dass

viele Vorurteile abgebaut werden, wenn Menschen (Schwestern) – seien sie von der östlichen oder westlichen Kultur geprägt – sich persönlich kennenlernen und sich bemühen, einander und das, was sie in ihrem Ordensleben bewegt, zu verstehen. Ja, es ist eine Herausforderung, die nicht in jeder Ordensgemeinschaft präsent ist, aber aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, dass mir dadurch sowohl die Unterschiede wie auch die Ähnlichkeiten bewusster werden, und immer öfter sind die Unterschiede für mich mehr Chance zur Bereicherung als Grund zur Abgrenzung.

.....

1 In der Kirchenunion von Brest im Oktober 1596 anerkannte die Mehrheit der orthodoxen Bischöfe der Ukraine gemeinsam mit ihrem Oberhaupt – dem Metropoliten von Kiew Mychajlo Rogoza den Primat des Papstes in Rom, behielten aber ihre Liturgie nach dem byzantinischen Ritus sowie eine eigenständige kirchliche Hierarchie bei. Ebenso beibehalten wurde der Julianische Kalender. Im 19. und 20. Jahrhundert wurde diese Kirche zunächst von den zaristischen Behörden des Russischen Reiches, dann von den kommunistischen Machthabern verfolgt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die ukrainische griechisch-katholische Kirche in der Pseudosynode von Lemberg 1946 unter Zwang aufgelöst. Priester, Ordensangehörige und Laien wurden verfolgt, nach Sibirien verschleppt und viele von ihnen wurden ermordet. Die Kirche überlebte im Untergrund und in der Diaspora und erstand Ende der Achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vor allem im Westen der Ukraine, dem alten Galizien, zu neuem Leben. Sie ist die größte östliche Kirche, die in Communion mit Rom steht. Im Jahre 2005 wurde der Hauptsitz der Kirche von Lemberg nach Kiew verlegt. Die Strukturen der Kirche umfassen mittlerweile das gesamte Territorium der Ukraine.

## Renata Wehrmeyer OCD

Sr. Renata Wehrmeyer OCD trat 1967 in den Essener Karmel ein. Dem Konvent steht die ausgebildete Auslandskorrespondentin seit 2009 als Priorin vor. Von Essen aus gründeten die Karmelitinnen das neue Kloster Ikskile nahe der lettischen Hauptstadt Riga.



Renata Wehrmeyer OCD

## Aufbau eines Karmels in Lettland

### Die Entwicklungsarbeit des Essener Karmels in Osteuropa

Da unser Karmel ‚Maria in der Not‘ in Essen seit Jahrzehnten in vielfacher Weise schwesterlichen Austausch pflegte mit Karmelklöstern in Polen, der damaligen Tschechoslowakei, Bulgarien und einigen anderen, später auch in der Ukraine, in Kasachstan und zuletzt in Lettland, sei vor allem in Streiflichtern erzählt, was sich ereignete, wie es dazu kam und was daraus erwuchs. Man soll – so ist die Intention – aus dem Berichteten erkennen, was die Beziehungen und Unternehmungen erschwerte und wo wir auf freudiges Echo stießen, das Hilfsbereitschaft und Mittun auslöste. Zur Zeit des „Eisernen Vorhangs“ war ein Briefwechsel mit einigen der oben genannten Klöster in Polen, in der Tschechoslowakei und in Bulgarien leicht möglich. Manchmal gab es Gelegenheiten, ihnen auch materielle Hilfe zukommen zu lassen. Für Polen war das durch eine polnische Ordensgemeinschaft, die hier in Deutschland tätig ist, relativ leicht, für die Tschechoslowakei

dagegen für die Überbringer der Hilfe mit großen Risiken verbunden. Durch den Bruder des Bischofs von Erfurt, Herrn Prälat Aufderbeck, den damaligen Regens des Essener Priesterseminars, der sich immer wieder der Gefahr aussetzte und unermüdlich tätig war, Hilfe in die Länder des Ostens zu vermitteln, entstand z. B. eine lebendige, freundschaftliche Beziehung zwischen unserem Kloster und den Schwestern des Prager Karmel. Diese waren 1950 aus ihrem Prager Kloster vertrieben und interniert worden und konnten im Prager Frühling ein eigenes Haus beziehen. Sie durften dann, wenn auch mit Repressionen verbunden, weiter als Gemeinschaft nach der Karmelregel in diesem Haus leben. Die Schwestern im Karmel von Sofia, Bulgarien, und in anderen Ländern versuchten wir zu unterstützen und durch brieflichen Kontakt zu ermutigen. Nur selten ergab sich eine Möglichkeit, finanzielle Hilfe unserer Wohltäter nach dort weiter zu

vermitteln. Änderungen der Ordensbestimmungen konnten von der Ordensleitung zu ihnen gelangen.

In den letzten Jahren vor 1989, also vor der Wende, gelang es den inzwischen gealterten Schwestern in der Tschechoslowakei, junge Menschen unter dem Decknamen von Altenpflegerinnen aufzunehmen. Dann kam „die Wende“, und ihr kleines Haus konnte die Bewerberinnen für das Ordensleben im Karmel nicht mehr fassen. Wie auch andere deutsche Karmelklöster nahmen wir in Essen jeweils für drei Monate – wie es die damaligen deutschen Vorschriften erlaubten – zwei Novizinnen oder Postulantinnen bei uns auf. Wenn sie nach drei Monaten zurückgebracht wurden, stiegen die nächsten zwei in das deutsche Auto für die Fahrt nach Essen. Das war in den Jahren 1990-1992. Nach großen und langwierigen Kämpfen wurde diesen Schwestern ihr schönes Kloster auf dem Prager Hradschin, das von der kommunistischen Regierung als Luxushotel umgebaut worden war, wieder zugesprochen und in allerbestem Zustand zurückgegeben. Nun hatten sie viel Platz und neue Berufungen strömten herein.

Im Jahr 1994 meldeten sich bei uns zwei polnische Karmelitinnen aus der Ukraine, die von einem ebenfalls polnischen Priester begleitet wurden, der seit wenigen Wochen in der Ostukraine unter großen Schwierigkeiten und in äußerster Armut seine Arbeit der Evangelisierung begonnen hatte und in Deutschland finanzielle Hilfe erbitten wollte. Sein ukrainischer Bischof hatte ihm die beiden Schwestern anvertraut, die eine Karmelneugründung unter den gleichen schwierigen Umständen versuchten, die ebenfalls Geldmittel

brauchten, aber weder ein Fahrzeug noch deutsche Sprachkenntnisse besaßen. Durch unsere Briefkontakte mit polnischen Karmelklöstern wussten sie von uns und klopfen nun alle drei bei uns an. Ihre Berichte waren sehr anschaulich und beeindruckend: Die Schwierigkeiten, die sie mit den Behörden hatten, die Armut der Menschen und Gebäude, die Haltlosigkeit und Hoffnungslosigkeit der Menschen belasteten die drei sehr. Wir sind mit ihnen bis heute eng verbunden geblieben. Es wurden Möbel gesammelt und was sonst gebraucht wurde und mehrere Transporte setzten sich in Bewegung und erreichten oft nur unter sehr großen Schwierigkeiten und echten gezielten Behinderungen – vor allem an der polnisch-ukrainischen Grenze – ihr Ziel. Die Schwestern verbrachten Tage und Stunden bei den Behörden, um die notwendigen Genehmigungen zu erhalten. Sie erlitten beim Hauskauf große Verluste durch die Unehrlichkeit und Unzuverlässigkeit von Maklern. Die Menschen waren sehr arm, ja verelendet. Sie wollten leben ... Wer will da urteilen? Was die Schwestern an echter Verfolgung und an Schikanen bis hin zu Schlägen und Schrecken zu erdulden hatten, ist eine eigene, sehr spannende, traurige und von Seiten der Schwestern großartige Geschichte, von der man wünschte, dass sie einmal aufgeschrieben würde. Wohlgemerkt, das alles geschah *nach* der Wende. Als die Schwester, die als erste die Vorarbeiten für die Neugründung in der Ukraine geleistet und alle Schwierigkeiten durchgetragen hatte, 1998 im Karmel in Essen ein wenig Erholung suchte, bat sie um die Hilfe einer unserer Schwestern beim Aufbau ihres Klosters und bei

der Ausbildung der jungen Schwestern. Schwester Elia Nehen war bereit und fuhr im September 1998 gen Osten, blieb dort ein Jahr, wurde dann von der nicht mehr amtierenden ersten Priorin - die inzwischen eine Neugründung in Kasachstan begonnen hatte - wiederum gebeten, nach Ablauf des Jahres für zwei Jahre bei der Neugründung mitzuhelfen.

Inzwischen war manches etwas leichter geworden. Die Kontrollen waren noch da, doch schon erträglicher, die Schikanen nicht mehr so massiv. Und in Kasachstan herrschte eine tolerantere und entspanntere Atmosphäre. Gegen Ende des Aufenthaltes unserer Schwester war Papst Johannes Paul II. zu einem Besuch im Land und wurde sehr herzlich empfangen. Aber man muss vielleicht sagen: Auch hier hatten die untergeordneten Behörden wohl noch nicht ganz den Lernprozess der Regierungsspitze mitgemacht.

### Die Neugründung in Lettland

Als der Aufenthalt unserer Schwestern in Kasachstan zu Ende ging, wurde auf einer Tagung des Ordens um Schwestern für eine Neugründung in Lettland gebeten. Es gab eine Gruppe von Karmelfreunden, die dringend um so eine Gründung bat. Sr. Elia, die inzwischen Osterfahrung und Neugründungserfahrung gesammelt hatte, war bereit. Auch unsere Gemeinschaft stimmte zu, sie freizustellen. Die weiteren Schwestern, die - aus der gleichen Provinz - vorgesehen waren, fielen nach und nach aus. Sr. Elia und unser Kloster im Hintergrund blieben übrig. Die Weichen waren gestellt. Es musste weitergehen. Und es ging weiter ... mit der Grund-

stückssuche unter Rückschlägen und mit einigen negativen Erfahrungen mangelnder Transparenz. Doch es gelang. Auch die notwendigen Genehmigungen konnten mit Hilfe eines einheimischen Bauunternehmers eingeholt werden, der uns all das abnahm, was z. B. in der Ukraine den Schwestern viel Zeit, Nerven und Mühe gekostet hatte. Bei allem musste die Erzdiözese Riga die Ausländer namentlich vertreten. Erst nach dem Beitritt Lettlands zur EU konnten wir selbst Anträge an die lettischen Behörden stellen und das Grundstück erwerben. Darüber gingen mehrere Jahre dahin.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Als neue Bestimmungen geltend gemacht wurden, verzögerten immer neue, kostspielige Auflagen der Behörden in Lettland die Fertigstellung des Baus. Dieser Zustand hält noch an. In den Jahren, die dabei vergingen, siedelten sich rund um den unfertigen und inzwischen ziemlich auffälligen Klosterbau - da er auch die Ortskirche und Gemeinderäume mit umfasst - viele kleine Wohnhäuser an. Das ganze Gebiet nahe des großen Flusses Daugava und unmittelbar in der Nachbarschaft der Stelle, wo der erste Missionar Lettlands, der Hl. Meinard, ein Augustiner Chorherr aus Schleswig-Holstein, um 1185 seine erste Kirche erbaute, ist zu einem beliebten Wohngebiet geworden. Als Sr. Elia das Grundstück fand, gab

es nur ein paar bescheidene Hütten in der Nähe. Wir sind froh, dass keine Hochhäuser das Kloster umgeben, und doch eine Nachbarschaft da ist. Diese schönen Einfamilienhäuser sind wohl auch ein Zeichen für den langsam wachsenden Wohlstand einer Schicht der lettischen Bevölkerung.

Seit Mitte 2010 leben nun endlich die ersten Schwestern, die in all den Jahren im Essener Karmel heranwachsen und ausgebildet wurden, im Pfortenbereich des neuen lettischen Karmel. Sie erfahren eine überwältigend liebevolle Aufnahme seitens der Christen und der dortigen Bevölkerung, eine ganz unerwartete Hilfsbereitschaft, eine

von lebendigem Glauben bewegte Sonntagsgemeinde, die schon jetzt die Kirche überfüllt und rührende Gesten der Zuneigung und Hochschätzung. Das macht die Sorgen mit Handwerkern, Bauleuten und Behörden und die Mängel der geleisteten Arbeit, an denen es wahrlich nicht fehlt, erträglich und lässt unsere Schwestern als vorläufiges Endergebnis immer wieder sprechen: „Wir sind so dankbar!“

Das gleiche sagen viele lettische Menschen, die spirituelle Hilfe und Ermutigung zum Leben bei den Schwestern und in der ruhigen, hellen Atmosphäre der Kirche und des Gästebereiches suchen.

*Nachdem die Essener Karmelitinnen Mitte Juli 2010 von Bischof Franz-Josef Overbeck in Essen verabschiedet worden waren, konnten sie Mitte August ihr neues Kloster in Ikskile beziehen. Wie der Weg dorthin aussah und wie sich das Kloster in den ersten Monaten entwickelt hat, berichtet die aus Essen gekommene Vikarin Sr. Elia Nehen OCD:*

Die Resonanz auf die Ankündigung einer Karmelgründung in Lettland war durchaus nicht nur zustimmend. Es wurde geradezu als unvernünftig angesehen, von Deutschland aus in einem der Länder der ehemaligen Sowjetunion mit der Gründung eines kontemplativen Frauenklosters zu beginnen. Zunächst der Gedanke, dass es hier nach der Wende doch wohl Wichtigeres zu tun gäbe, als gerade einen Karmel aufzubauen.

Das konnte sehr vernünftig klingen, angesichts der materiellen Not vieler Menschen und fand auch die entsprechende Zustimmung. Aber: viele Beispiele in der Literatur und auch in der Wirklichkeit berichten, dass eine Rose nähren kann wie ein Stück Brot. Eben dies möchten wir bezeugen. Menschen, denen, auch wenn sie von morgens bis abends fleißig arbeiten, das, was wir Wohlstand nennen, fremd ist, bringen uns einen Honigeimer, das „lettische Gold“. Diese Menschen, die ihre Lebenssituation angenommen haben, beschenken uns und beschämen uns zugleich. Sie rücken Maßstäbe zurecht, nach denen auch wir uns zu richten haben.

Ein weiterer Grund, für die Annahme, dass dieses Unternehmen unvernünftig sei, liegt im Hinweis auf unsere Unerfahrenheit und mangelhafte Kenntnis der Situation, der Bürokrati-

tie und der Politik im Alltag des postkommunistischen Landes. Über die diesbezüglichen Rückschläge wurde schon ein wenig erzählt. Daher haben wir im Laufe dieser Gründungsjahre, auch wenn es mit Kopfschütteln verbunden war, immer wieder zu hören bekommen: Sie haben Mut! Und damit kommen wir nun zum Positiven. Wie weit dieser Weg mit Mut zu tun hat, können wir selber schwer beurteilen, dass es ein Wagnis ist, ist klar, und dazu braucht es immer auch ein Stückchen Freude am Abenteuer. Anders ausgedrückt, es braucht die Überzeugung, zu dieser Zeit, an diesen Ort, zu diesem Dienst für die Kirche gerufen zu sein und zwar als Kommunität, in der jeder an seiner Stelle den eingeschlagenen Weg mitgeht. So wünschte es auch der Pater General unseres Ordens, als er uns die Bitte, bei einer Neugründung in Lettland mitzuarbeiten, vortrug.

Unsere Kommunität hat diesen Ruf erkannt und folgt dieser Berufung einer besonderen Verantwortung für Osteuropa. Die Wertschätzung des kontemplativen Lebens in dieser Region ist groß. Wie würden sie aufgenommen, diese Schwestern, die dort nur in einem schönen, großen, neuen Haus wohnen, nicht einmal unsere Kinder unterrichten oder unsere Kranken zu Hause besuchen? Antwort auf diese und ähnliche Fragen, die uns bewegen, ist eine so spontane, echte und offenherzige Hilfsbereitschaft, dass solcherart Fragen in uns von selbst verstummt sind und wir uns angesichts dessen, was wirklich von uns gefordert ist, nämlich das unverstellte klare Glaubenszeugnis, das fürbittende Gebet,

die Sicherstellung des Gottesdienstes in unserer Gemeindekirche, schon anstrengen müssen. Aber wir spüren auch, wie diese Anerkennung und regelrechte Herausforderung unseres „nur“ kontemplativen Lebens uns hilft. Das darin verborgene Glaubenszeugnis dieser Menschen, unserer Nachbarn, deren Alltag sich oft so mühsam gestaltet, ist groß und wir bleiben dankbar für diesen gemeinsamen geistlichen Weg, für diesen Austausch von Geben und Nehmen, der eigentlich nie ins Wort gebracht wird.

Immer mehr Leute kommen zu unserer Sonntagsmesse um 12 Uhr, zuerst die treuen älteren Frauen und junge Familien aus der Nachbarschaft, erfreut, dass es nun auch in Ikskile eine katholische Kirche gibt. Selbst bis Rīga hat es sich herumgesprochen, dass unsere schöne, helle Kirche zum Gottesdienst einlädt. Und richtige „mukenes“ wohnen im Kloster. Was diese dort den ganzen Tag tun, können sich jene schnell vorstellen, die einmal hineinschauten: unsere „mukenes“ beten und putzen, und beides ist sehr notwendig. „Wie sollen die drei, die da bis jetzt allein im Pfortenhaus wohnen, das alles schaffen?“ Auch das spricht sich herum und es kommen die Helfer, manchmal in Scharen: putzen die großen Fenster im Kreuzgang, die Fliesen in der Kirche, die Eichenbänke von St. Anno mit Möbelpolitur, Gänge, Treppen u.s.w. Fröhlich und festlich ist dann die gemeinsame Eucharistiefeier und das anschließende Picknick, wozu jeder etwas mitbringt und sei es nur das Streichholz, das gebraucht wird, um das Feuer im Garten anzuzünden, in



dem die Kartoffeln gebraten werden. Und die „mukenes“ sind dankbar, wenn es am Nachmittag wieder ein Stückchen mehr sauber ist oder, wenn Alex und seine Freunde echte Aufbauarbeit leisten, oder nach der Vesper zufriedene Helfer fragen: Wann dürfen wir wiederkommen? Mit Freude berichten wir, dass wir in unsere kleine Gemeinschaft schon eine Postulantin aufnehmen durften, die später ihr Noviziat im Essener Karmel fortsetzen kann.

Der Aufbau des Karmel in Lettland wäre so nicht möglich, ohne den Rückhalt der Hilfswerke Bonifatiuswerk, Renovabis und Kirche in Not, deren Unterstützung wir zugleich als Bestätigung und Zustimmung ansehen. Auch unsere Freunde und Wohltäter haben großzügig dazu beigetragen, dass ein neuer Karmel entsteht. Motiviert zu helfen sind viele, vor allem durch die Freude darüber, bei so viel lautem Untergangsgerede und Gejammer irgendwo dabei sein zu können, wo aufgebaut und Zukunft

gesehen wird, wo der Glaube an Gott Angst und Mutlosigkeit überwindet, wo das Wagnis denn auch Gewinn bringt. So haben wir es oft gehört und sehen auch in diesem Austausch das Glaubenszeugnis, das gegenseitig stärkt. Eine ganz besondere Beziehung verbindet uns mit einer Gemeinde in Essen, deren Kirche geschlossen werden musste und die uns daraufhin das gesamte Inventar überließ für die Kirche unseres Klosters, die als einzige katholische Kirche des Ortes auch Gemeindekirche ist und angegliederte Gemeinderäume hat. Auch für einige Schwesterngemeinschaften, die Häuser schließen mussten, war es ein Lichtblick, Inventar einer Neugründung in Osteuropa zukommen lassen zu können.

Wir freuen uns darüber, dass im Laufe dieser Jahre für einen immer größeren Kreis Lettland nicht mehr ein Land irgendwo da oben im Norden auf der Landkarte geblieben ist, sondern ein Land, in dem Freunde wohnen.



## Die Venio-Kommunität in Prag

Ein tschechisch-deutsches Benediktinerinnenkloster

### Vorbemerkung

„Ich bin mir nicht sicher, was ein Wunder ist. Ich glaube aber, dass ich in diesem Augenblick an einem Wunder teilhabe“ – mit diesen Worten hat Václav Havel, damals Präsident des tschechoslowakischen Staates und Religiösem eher indifferent gegenüberstehend, Papst Johannes Paul II. bei dessen Besuch in Prag im April 1990 bei seiner Ankunft auf dem Flughafen begrüßt. Ein Mann, der ein halbes Jahr vorher noch als Dissident im Gefängnis saß, konnte nun als der erste Repräsentant eines Volkes, das mehr als vierzig Jahre unter kommunistischer Herrschaft gestanden hatte, das Oberhaupt der Katholischen Kirche empfangen.

Warum wird an diesen Ausspruch jetzt erinnert? Es gibt große und es gibt kleine Wunder. Dass seit Ende 2007 Benediktinerinnen der Münchner Kommunität Venio in Prag leben, ist, wenn auch in viel kleinerem Rahmen, ebenfalls ein Wunder. Was hier in den letzten Jahren geschehen ist, hätten Menschen allein niemals in Bewegung bringen können, und auch die Hindernisse, die entgegenstanden, hätten sie nicht aus eigener Kraft überwinden können. Es ist ein Wunder, an dem wir teilhaben. Wie kam es zur Gründung eines tschechisch-deutschen Benediktinerinnenklosters in Prag? Die Vorgeschichte ist ein langer und dornenreicher Weg. Einer, der viel Durchhalten verlangt hat. Aber letzt-

**Lucia  
Wagner  
OSB**



Sr. Lucia Wagner OSB, Jahrgang 1939, trat 1964 in die Münchner Venio-Kommunität ein. Die studierte Germanistin und Theologin leitete nach über 25 Jahren wissenschaftlicher Tätigkeit für die Bayerische Staatsbibliothek von 1993 bis 2010 als Priorin ihre Gemeinschaft.

endlich war etwas Neues, Unverhofftes entstanden. Zwei Wege sind zusammengeführt worden, ein deutscher und ein tschechischer Sehnsuchtsweg.

### Benediktinerinnen in Tschechien

Zunächst ein kurzer Blick auf die Geschichte der benediktinischen Frauenklöster in Tschechien. Seit 1918/19 gab es in ganz Tschechien kein Benediktinerinnenkloster mehr. Zwar hatte benediktinisches Leben in Prag schon in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts begonnen – mit der Gründung eines Frauenklosters.

Seit 973, also zwanzig Jahre vor der Gründung des Männerklosters Břevnov (993), lebten unter ihrer ersten Äbtissin, der späteren hl. Mlada, Benediktinerinnen im St. Georgskloster auf der Prager Burg. In der Folge gab es in Böhmen und Mähren Zeiten blühenden klösterlichen Lebens. 1782 aber wurden die kontemplativen („untätigen“) Orden durch Kaiser Joseph II. aufgelöst. Rund hundert Jahre später kam es zum Versuch einer Wiederbelebung. Nonnen vom österreichischen Benediktinerinnenkloster Nonnberg (Salzburg) gründeten St. Gabriel in Prag-Smichov. Doch schon 1918 mussten alle Schwestern, da sie meist adeliger und deutschstämmiger Herkunft waren, im Zusammenhang mit der Entstehung der tschechoslowakischen Republik Prag wieder verlassen.<sup>1</sup> Somit existiert mit der Neugründung von 2007 nach neunzig Jahren erstmals wieder ein benediktinisches Frauenkloster in Tschechien.<sup>2</sup>

### Die tschechischen Ursprünge des Prager Klosters

Beginnen wir mit der Vorgeschichte des Klosters von tschechischer Seite her. Während der 40 Jahre kommunistischer Zeit war Ordensleben in Tschechien völlig ausgeschlossen. Nach der politischen Wende 1989 eröffneten sich jedoch neue Möglichkeiten. Mönche kehrten aus dem Exil zurück, neue Menschen schlossen sich den alten Gemeinschaften an oder gründeten neue. 1990 nahmen die Mönche von Prag-Břevnov das reguläre Ordensleben wieder auf. Über sie fanden junge Tschechinnen zur benediktinischen Spiritualität. Marie Najmanová aus Mähren, eine dieser jungen am benediktinischen Leben interessierten Frauen, die spätere Sr. Anežka, erinnert sich:

**Anežka  
Najmanová  
OSB**



Nach ihrem Studium in Brünn trat Sr. Anežka Najmanová OSB zunächst in die polnische Benediktinerinnenabtei Prezemyśl ein. Zwölf Jahre später wechselte sie zur Venio-Kommunität nach München. Seit 2007 ist sie im neuen Kloster am Weißen Berg in Prag wohnhaft. In der tschechischen Hauptstadt arbeitet sie als Bauingenieurin.

Im Jahr 1990 haben die Benediktiner ihr Kloster in Prag-Břevnov wieder bekommen. Ich habe sie bei mehreren Besuchen kennen gelernt. Durch die Jugendgruppe unserer Pfarrei hatte ich die Möglichkeit, das Stundengebet mitzubeten und bei der Arbeit mitzuhelfen. So habe ich meine Berufung zum benediktinischen Leben entdeckt. Ich habe nach Benediktinerinnen gefragt. Da aber keine in Tschechien waren, habe ich von P. Prokop Siostrzonek OSB Kontakt zu einer tschechischen Benediktinerin in Italien und zu mehreren Benediktinerinnenklöstern in Polen bekommen. Anfang 1992 bin ich nach Polen gefahren, wo ich mehrere Benediktinerinnenklöster besucht und mich einige Monate später für das Kloster in Prezemyśl entschieden habe. Schon mit meinem Eintritt ins Kloster kam

P. Prokop der Gedanke, ein Benediktinerinnenkloster in Tschechien zu gründen. Dieser Idee haben auch die polnischen Schwestern zugestimmt, unter der Voraussetzung, dass noch weitere Tschechinnen in Prezemyśl eintreten. Dazu ist es nach meiner ewigen Profess im Jahr 1998 gekommen. In diesem Jahr haben drei Tschechinnen ihr Postulat begonnen, 1999 kam noch eine weitere dazu. Wir waren dann fünf tschechische Schwestern. Im Einverständnis mit Prezemyśl haben wir mit Hilfe der Benediktiner mehrmals im Jahr in Břevnov Treffen für Frauen organisiert, bei denen wir die benediktinische Spiritualität so vorgestellt haben, dass auch Frauen, die in der Welt leben, etwas davon in ihrer Umgebung realisieren könnten. Zusammen mit P. Prokop habe ich die Gründung eines Klosters in der Tschechischen Republik langsam vorbereitet.

Fünf tschechische Schwestern lebten also in der polnischen Abtei Prezemyśl (nahe der ukrainischen Grenze). Als diese aber in ihr eigenes Land zurückkehren wollten, um dort ihr benediktinisches Leben selbständig fortzuführen, konnte die polnische Seite die ursprünglich gegebene Zusage zu diesem Vorhaben nicht einhalten.

Wir mussten eine andere Lösung suchen, wenn ein Kloster in Tschechien entstehen sollte. Die Gemeinschaft in Bertholdstein (Österreich), in der ich einige Monate hatte verbringen können, war bereit, uns für eine kurze Zeit aufzunehmen, aber die ganze Gründung durchzuführen war für sie undenkbar.

Was tun? Sr. Anežka Najmanová, inzwischen Professe mit ewigen Gelübden, nahm Kontakt auf zu Abtprimas Notker Wolf OSB, Rom, den sie im Rahmen des 1010-Jahre-Jubiläums in Břevnov traf. Ihm erörterte sie ihre Not, und er ermöglichte ihr, drei weiteren Schwestern (zwei Tschechinnen und einer Polin, die sich der Gruppe anschließen wollte) sowie einer tschechischen Kandidatin zunächst mehrwöchige Gastaufenthalte in einigen deutschen Klöstern, damit sie Erfahrungen für die säkulare Situation in Tschechien sammeln konnten.

Insgesamt haben wir fünf Gemeinschaften besucht, die auf verschiedene Weise die benediktinische Spiritualität realisieren. Wir konnten jeweils im Laufe eines Monats die einzelnen Gemeinschaften näher kennen lernen und haben auch persönliche Beziehungen aufgenommen - wie es unsere Kenntnis des Deutschen zuließ. Eine von uns konnte etwas mehr Deutsch, ich nur wenig und die anderen gar nichts.

Die Schwestern besuchten im Jahr 2003 Alexanderdorf bei Berlin, Dinklage im Norden Deutschlands, Eibingen, das Kloster der hl. Hildegard (1904 von St. Gabriel, Prag, neugegründet), Frauenchiemsee im südlichen Bayern und in München die Kommunität Venio. Im August 2003 hatte Abtprimas Notker die Priorin dieser Kommunität als seine „Delegatin für ein neu zu gründendes Kloster in Tschechien“ ernannt.

Deshalb haben wir während der Reise nach Deutschland eine Woche in dieser Münchner Gemeinschaft verbracht. Es war für uns und auch für

die ganze Kommunität Venio eine sehr wichtige Woche.

Mit dem Aufenthalt in München setzte eine neue Entwicklung ein. Anfang des Jahres 2004 wurde die inzwischen nur mehr aus drei Personen bestehende Gruppe der tschechischen Schwestern - die Polin war nach Polen zurückgekehrt, die Kandidatin hatte erkannt, dass ihr Weg ein anderer sein sollte - für länger in München stationiert. Mit Unterstützung der tschechischen Benediktiner begann die intensive Suche nach dem Ort des zukünftigen tschechischen Klosters. Letztendlich erwies sich das den Benediktinern von Břevnov gehörende ehemalige Pfarrhaus der Kirche St. Maria de Victoria am Weißen Berg als geeignet. Aber das Pfarrhaus war bewohnt, trotz verschiedener Gegenangebote wurde die Wohnung nicht frei gemacht. Also hieß es warten.

Es war eindeutig, dass wir mindestens einige Monate in Deutschland bleiben müssten. Wir waren an ein Leben in der Klausur gewöhnt, das wir auch in allen von uns besuchten deutschen Klöstern erlebt haben - außer in der Kommunität Venio in München, die sich durch einige Spezifika von allen anderen benediktinischen Gemeinschaften unterscheidet: Die Schwestern tragen keinen Habit, nur zur Liturgie ziehen sie Chormantel und Schleier an, und sie arbeiten in Zivilberufen. Nach den Jahren in Polen war es für mich einerseits ein bisschen schockierend, andererseits hat es mich auch begeistert und mir gefallen. Die ganze Gemeinschaft hat uns sehr nett aufgenommen. Wir haben im Venio als Gäste gewohnt

und sind gleichzeitig auch allmählich mit der Gemeinschaft durch das Stundengebet, gemeinsame Arbeit, einige Dienste in der Gemeinschaft und anderes zusammengewachsen. Niemand wusste, wie lang wir dort bleiben. Die Kommunität ist uns sehr entgegen gekommen - weil wir am Anfang unseres Aufenthaltes in München nur wenig deutsch verstanden haben, haben wir in der hl. Messe immer eine Lesung tschechisch gelesen. Wenn die Vesper in deutscher Sprache gebetet wurde (es wurde zwischen Latein und Deutsch abgewechselt), konnten wir einen der vier Psalmen tschechisch singen. Wir haben solche Gesten sehr geschätzt, es war uns hilfreich, die Liturgie besser zu verstehen und zu erleben.

Die Wartezeit im Venio wurde genutzt. Mit Hilfe eines dort lebenden Benediktiners und Kanonisten, P. Stephan Haering OSB, Metten, wurden die für eine Gründung nötigen Unterlagen zusammengestellt und an die Religiösenkongregation in Rom geleitet. Das Vorhaben an sich wurde vom Apostolischen Stuhl ausdrücklich begrüßt, für die Zusage zu einer selbständigen benediktinischen Gründung aber seien die personellen Voraussetzungen bei nur drei Schwestern (einer mit ewigen, zwei mit zeitlichen Gelübden) nicht gegeben. Die Tschechinnen wurden aufgefordert, sich ein Mutterkloster zu suchen, das bereit ist, die volle Verantwortung für die Gründung zu übernehmen.

Nach einigen Tagen, in denen wir viel gebetet haben, haben wir uns, jede für sich und alle zusammen, entschlossen, die Kommunität Venio

um Übernahme der Verantwortung für die Gründung in Prag zu bitten. Diese Entscheidung hat auch bedeutet, unsere Profess auf die Kommunität Venio OSB zu übertragen. Dazu ist es am 4. Adventssonntag 2004 gekommen. Seit diesem Tag gehören wir zur Kommunität Venio. Jede von uns hat diese Übertragung ihrer Profess und damit auch die Änderung der Lebensweise anders erlebt und aufgenommen. Ich hatte die ewige Profess in Polen abgelegt, die anderen zwei Schwestern hatten in Prezemysl nur ihre zeitliche Profess abgelegt. Ich glaube, dass Gott selbst uns hingeführt und durch verschiedene Ereignisse, die man - einzeln gesehen - nicht verstehen kann, die nächste Etappe des Weges nach Tschechien vorbereitet hat.

## Die deutschen Ursprünge des Prager Klosters

Der Blick auf die Vorgeschichte von deutscher Seite her zeigt, dass die Anfrage der Tschechinnen in der Kommunität Venio auf einen nicht unvorbereiteten Boden fiel. Mehrere Schwestern stammten direkt oder indirekt aus Böhmen, eine, M. Agape Gensbaur, von 1973 bis 1993 Priorin der Kommunität, hatte bis 1945 in Prag gelebt und sprach tschechisch wie deutsch. Leise persönliche Kontakte zu Freunden und auch Klöstern hatten, so gut es möglich war, trotz der geschlossenen Grenzen bestanden, nach 1989 konnten sie offen gelebt werden. Seit der Wende kamen Jugendliche aus Osteuropa zu den jährlichen Ora-et-Labora-Wochen im Sommer oder auch sonst als Einzelne und in Gruppen in die Kommunität.

Der Austausch mit dem Osten wurde von der Gemeinschaft seit Jahren bewusst gesucht und gepflegt. So war es nur konsequent, dass die Antwort der Kommunität auf die Bitte der Schwestern ein einstimmiges Ja war. Am 18. Dezember 2004 übertrugen die drei Tschechinnen ihre in Polen abgelegten Gelübde auf die Kommunität Venio. Das hört sich leicht an, beinhaltet aber durchaus Probleme. Unsere Münchner Kommunität lebt das Benediktinische in einer spezifischen Form. Wir tragen zwar zum Gottesdienst Chormantel und Schleier, gehen aber sonst in Zivil. Venio ist auch kein Klausurkloster. Wir leben nicht von der Welt getrennt, sondern wir sind unter den Menschen und gehen außerhäuslicher Berufstätigkeit nach. Da war Vieles für die Drei neu zu lernen, musste manches Liebgewordene auch aufgegeben werden.

Nach der Übertragung unserer Profess waren wir ganz in die Gemeinschaft eingegliedert. Infolgedessen haben wir ganz die Venio-Lebensweise übernommen. Wir haben überlegt, wodurch wir später in Prag unseren Lebensunterhalt verdienen können und ob es möglich ist, sich darauf schon in München vorzubereiten. So hat eine Schwester von uns ein zweijähriges Praktikum in einer Holzrestaurierungswerkstatt gemacht. Weil wir nicht wussten, wie lange wir noch in München sein werden, haben wir nicht um Arbeitserlaubnis nachgesucht und mehr zu Hause gearbeitet. Zwei von uns sangen in der Schola. Wir haben Stimmbildung und auch Deutschunterricht von den Schwestern bekommen. Beide zeitlichen Professoren haben sich in den

nächsten Jahren entschieden, ihre ewige Profess in der Kommunität Venio abzulegen und sich damit ganz an diese Gemeinschaft zu binden.

In offiziellen und inoffiziellen Gesprächen wurden gemeinsam Fragen des zukünftigen Klosterlebens durchgesprochen. Im regelmäßig tagenden Consilium Pragense, dem alle Tscheschinnen und die Ratschwestern der Kommunität angehörten, ging es um Klärung von Fragen zum geistlichen Leben, um Erfahrungsaustausch und auch um praktische Überlegungen und mögliche Vorbereitung späterer beruflicher Tätigkeiten.

Wir haben zum Beispiel regelmäßige Sitzungen abgehalten, bei denen man besprochen hat, wie die neue und sehr junge Gemeinschaft leben sollte und was man dafür noch tun konnte und sollte. Die ganze Gemeinschaft hat eine deutsche Schwester gewählt, die mit uns nach Prag gehen sollte. Deshalb hat diese Schwester an einem Sprachkurs in München teilgenommen und später auch einen Intensivkurs in Prag gemacht. Es ist aber nicht nur bei dieser Schwester geblieben - die deutschen Schwestern haben ihren Wunsch geäußert, dass sie den tschechischen Psalm mit uns singen und nicht nur hören wollten. Da habe ich spezielle Singstunden auf tschechisch für die deutschen Mitschwestern gehalten. Zuerst musste man die Aussprache lernen. Es war rührend, wie sie sich bemüht haben, die ziemlich schwierige tschechische Aussprache zu lernen.<sup>3</sup>

Erst am Ende des Jahres 2006 traf die Nachricht ein, das Pfarrhaus auf dem Weißen Berg sei jetzt frei, doch die notwendigen Sanierungsarbeiten an dem aus der Barockzeit stammenden Gebäude (Dach zerstört, keine Heizung, Wasser- und Stromleitungen völlig veraltet) würden Monate beanspruchen. Das von den Břevnover Mönchen beauftragte Bauteam setzte sich mit allen Kräften ein. Nach und nach wurde den Räumen ihre ursprüngliche Schönheit zurückgegeben. Im November 2007 waren die Arbeiten abgeschlossen, die Übersiedlung von München nach Prag konnte realisiert werden.

### **Beschluss zur tschechisch-deutschen Zusammenarbeit**

Die Jahre gemeinsamen Lebens, besonders das letzte Jahr, in dem wir den Neuanfang schon vor Augen hatten, haben uns so zusammenwachsen lassen, dass wir erkannt haben, das Kloster in Prag sollte keine rein tschechische, sondern eine tschechisch-deutsche Gründung werden. So starteten wir die Gründung mit vier Schwestern, den drei Tscheschinnen, Sr. Anežka Najmanová (geb. 1967), Sr. Petra Pavlíčková (geb. 1976) und Sr. Jana Mlada Heiserová (geb. 1978) und mit einer Deutschen, Sr. Birgitta Louis (geb. 1938). Es war keine leichte Aufgabe für die kleine Gruppe, nun unter ganz neuen Verhältnissen eine benediktinisch geprägte *vita communis* zu entwickeln.

Wenn auch mit weiterer Unterstützung aus München, jetzt durften und mussten wir doch selbst unseren eigenen Weg in Tschechien suchen.



Am 8. Dezember 2007, dem Hochfest Mariae Empfängnis, wurde das neue Kloster durch den Prager Erzbischof, Kardinal Miloslav Vlk, und Abtprimas Notker Wolf OSB, Rom, feierlich eingeweiht. Die Anteilnahme war groß, Ordensleute und zahlreiche Christen aus Tschechien, Deutschland, Polen und Österreich hatten sich zu Dank und Lobpreis vereint. Die Gründungsurkunde, beim Festakt in Tschechisch und Deutsch verlesen, dokumentiert durch ihre sechs Unterschriften das völkerübergreifende Geschehen: Miloslav Kardinal Vlk, Prag, Friedrich Kardinal Wetter, München, Abtprimas Notker Wolf OSB, Rom, Erzabt Asztrik Várszegi OSB, Pannonhalma/Ungarn (Delegat des Abtprimas für die Slawische Benediktinerkongregation), Abt Gregor Zasche OSB, Schäftlarn, Abtpräses der Bayerischen Benediktinerkongregation, und Priorin Sr. Lucia Wagner OSB, München. Die Kommunität Venio definiert sich jetzt als eine Gemeinschaft an zwei Orten, in München und in Prag, an beiden Orten leben Deutsche und Tschechinnen, was trotz der überwiegenden Gemeinsamkeiten für beide Seiten immer auch Herausforderung ist und bleiben wird.

Wir sind eine Gemeinschaft, die international ist, die in sich tschechische und deutsche Elemente hat.

Für die Prager Niederlassung wurde der Kommunität von den Benediktinern von Břevnov die Wallfahrtsstätte St. Maria de Victoria am Weißen Berg<sup>4</sup> zur Verfügung gestellt. Den Tschechinnen war es von Anfang an bewusst, den Deutschen wurde es erst vor Ort deutlich, was es heißt, am Weißen Berg zu leben, in einer Kirche zu beten, die

„Maria vom Siege“ gewidmet ist. Der Ort ist äußerst geschichtsträchtig. Die böhmischen Aufständischen unterlagen in der berühmten Schlacht am Weißen Berg am 8. November 1620 der kaiserlichen Übermacht. Dem kleinen in den Hochaltar eingefügten Gnadenbild wird der Sieg zugeschrieben. Der Ort ist seither belastet als ein Sieg der Gegenreformation über die Protestanten. Noch 300 Jahre später, als 1918 die Tschechoslowakische Republik ausgerufen worden war, wurde am Eingangportal der Wallfahrtsstätte der Reichsadler des Hauses Habsburg weggeschlagen. In den Schulbüchern lebt das negative Bild der von den Habsburgern beherrschten katholischen Kirche bis heute fort. An

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

diesem Ort als katholische Schwestern zu leben, ist eine Herausforderung. Es ist den Schwestern vom ersten Moment an ein Anliegen gewesen, durch ihr Leben und Beten eine Gegenposition aufzuzeigen, Brücken zu schlagen, den Dialog zu suchen, ökumenisch offen zu sein, sich nicht abzugrenzen, weder konfessionell noch national.<sup>5</sup> Ein Besucher schrieb 2008: „Gedanken, die ich



heute mit dem Weißen Berg verbinden würde, sind - in Stichworten - folgende: Versöhnung (zwischen den Konfessionen, zwischen den Religionen, zwischen Deutschen und Tschechen, nach dem Ende der kommunistischen Diktatur); der Respekt vor der Andersheit des Anderen; Frieden als umfassende Lebensordnung etc. Das wäre dann sozusagen eine Interpretation des Weißen Berges als Kontrastbild für das, was geschieht, wenn Gott nicht mehr im Mittelpunkt steht.“<sup>6</sup>

## Der Alltag der Prager Kommunität

Die Kommunität lebt nun schon seit drei Jahren in Prag. Zu den vier Gründungsschwestern ist eine fünfte dazugekommen, Sr. Francesca Šimuniová (geb. 1973), Novizin in ihrem 2. Noviziatsjahr.<sup>7</sup> Wie spielt sich das tägliche Leben in der kleinen Gemeinschaft ab?<sup>8</sup>

Wie leben wir in Prag? Wie ich es schon gesagt habe, probieren wir in Prag ähnlich wie in München zu leben, auch wenn man wegen anderer Gegebenheiten einige Unterschiede machen muss. Unser Tagesprogramm bestimmt das gemeinsam gebetete Offizium. Nach den Laudes (um 6 Uhr) fahren wir in der Stille mit der Straßenbahn zu unseren Mitbrüdern in Břevnov, um mit ihnen die Konventsmesse zu feiern.

Im Chor stehen dann auf der einen Seite die Schwestern, auf der anderen die Brüder - wenn auch kein Doppelkloster, so doch Zeichen eines guten geschwisterlichen Miteinanders.

Nach Messe und Frühstück fahren drei Schwestern in ihre Arbeit in die Stadt, die anderen zwei bleiben zu Hause, wo sie arbeiten und um 12 Uhr die Mittagshore beten. Diese zwei Schwestern sorgen sich u. a. auch um die zahlreichen Besucher, die wegen des kunstgeschichtlich und politisch interessanten Ortes zu uns kommen (überwiegend aus Tschechien, Deutschland und Österreich). Alle zusammen treffen wir uns erst wieder abends zur Vesper (um 18 Uhr). Danach gibt es das Abendessen und ein Programm - Konvent, Rekreation, Vigil u. a. Damit man Zeit für Lectio divina, persönliches Gebet und verschiedene Verpflichtungen in der Gemeinschaft finden kann, arbeiten wir in Teilzeit, meistens setzen wir unsere früher erlernten Berufe fort. So entsteht in unserer kleinen Gemeinschaft ein interessantes Spektrum der Berufe - eine arbeitet in der Bibliothek des ältesten Prager Gymnasiums, eine weitere als Koordinatorin von Freiwilligen in der Aktion „Sühnezeichen Friedensdienste“, eine dritte restauriert Möbel und Bilder und beginnt dazu voraussichtlich im Herbst eine Ausbildung an der Kunstakademie, die vierte macht in einem Architekturbüro Entwürfe für Sanitärtechnik, die fünfte, ehemals Dozentin für Psychologie, ist jetzt schon im Ruhestand. Weil wir in den Beruf in Zivilkleidung gehen, wissen nur einige Kollegen, dass wir Ordensschwestern sind - umso mehr ist es manchmal interessant, wenn sie es erfahren. Ich glaube, der Name unserer Gemeinschaft „VENIO“ spricht sehr gut aus, was auch wir tun sollen - zwischen die Menschen meistens

unerkannt gehen und nicht nur per Wort, sondern eher per unser Tun von Gott und seiner Liebe sprechen. Ich persönlich habe damit schon mehrere hoffnungsvolle Erfahrungen gemacht.

Die Gebetszeiten der Gemeinschaft sind öffentlich. Soweit möglich wird das Chorgebet gesungen - lateinisch, tschechisch und auch deutsch -, alle drei Sprachen kommen abwechselnd zu ihrem Recht, weil wir schon in Mönchen erfahren haben, wie wichtig es ist, dass unser Gotteslob auch in der jeweils anderen Muttersprache erklingt. Es sind noch nicht viele Menschen, die zum Gebet kommen, manche aber tun es mit sichtbarer Konsequenz und Dankbarkeit.

Einladungen zum Mitleben im Kloster sind nur in kleinen Anfängen möglich, da wir räumlich noch sehr begrenzt leben.<sup>9</sup> Trotzdem versuchen wir, das, was uns selbst trägt, auch für andere zu erschließen. Mehrmals im Jahr werden Frauen eingeladen zu Austauschtreffen über benediktinische oder biblische Themen, zu Meditationstagen oder zu so genannten liturgischen Wegen, einem Wandern in freier Natur mit Texten aus der Bibel, z. B. mit Psalmen oder dem Sonntagsevangelium. Pilgerwege im Böhmerwald vereinen Menschen aus Deutschland und Tschechien.

Wir geben auch den anderen die Chance, die benediktinische Spiritualität kennen zu lernen und nach ihr zu leben. Mehrmals im Jahr veranstalten wir Samstagstreffen mit der benediktinischen Spiritualität, die für Frauen bestimmt sind, gleich, ob sie schon verheiratet sind oder ob sie

erst ihren Lebensweg suchen, ob sie getauft sind oder noch nicht - denen bieten wir Tage im Kloster an, die wir bis jetzt bei den Mitbrüdern organisieren mussten, weil wir noch kein Gästehaus haben.

Diese Anfänge sollen sich weiterentwickeln.

## Tschechien - ein Diasporagebiet

Wie zeigt sich die religiöse Situation in der Tschechischen Republik? Nach einer Umfrage von 2007 „fühlen sich 73,5 Prozent der Bevölkerung als keiner Religion zugehörig. Tschechien ist ein Missionsland, die Katholiken leben dort in einer Diaspora.“<sup>10</sup> Ein ungarischer Abt brachte aufgrund seiner eigenen Erfahrungen mit der postkommunistischen, postsozialistischen Gesellschaft das Bild von einer „Wüste“. Was soll in solcher Wüste ein Kloster? „In dieser Gesellschaft, die eine säkularisierte, leere Wüste ist, kann man nichts anderes tun als Gott durch das eigene Leben darstellen, es irgendwie hinreichen, zeigen. Man kann nur von unten anfangen, eine neue Gesellschaft, eine christliche Gemeinde aufzubauen, anders geht es nicht. Weder die Vergangenheit der Kirche noch die Würde des Papstes ist in dieser Wüste gültig. Die Leute interessieren sich dafür nicht. Und trotzdem sind sie hungrig und durstig nach der heiligen Präsenz Gottes, nach dem Schutz Gottes. Und sie können sie nur erfahren, wenn sie eine Schwester oder einen Bruder oder irgendeinen Christen sehen, der sein Leben ganz und gar Gott geweiht hat, sodass Gott irgendwie in seiner Person präsent ist, beinahe handgreiflich.“<sup>11</sup> „Gott durch das eigene

Leben darstellen“ - das ist unser Auftrag, eine „leise“ Mission. Als Echo eine Stimme aus dem Umfeld des Klosters, nachdem die Gemeinschaft gerade ein Jahr auf dem Weißen Berg lebte: „Aus meiner Sicht ist es unschätzbar wertvoll, dass die Schwestern jetzt in Prag sind. Und ich halte es auch für ein großes Geschenk an die Menschen in Prag, dass die Schwestern - im Stil von Venio - eine Lebensform pflegen wollen, die man vielleicht als monastisches Leben in der Großstadt bezeichnen kann. Mir scheint, dass wir hier eine Gemeinschaft gerade mit einer solchen Lebensform benötigen: Menschen, die entschieden für Gott leben, die einen Raum monastischen geistlichen Lebens schaffen und gleichzeitig offene Menschen sind, die in der Welt leben und wissen, was die Menschen hier und jetzt bewegt. Mir ist klar, dass ein solches Leben mit vielen Spannungen verbunden ist. Aber es ist für mich gerade diese Lebensform, die für Prag eine große Bereicherung bedeutet. In einer Großstadt, die von Eile, Geschäftigkeit, Stress und dem Streben nach Erfolg geprägt ist, aber auch von Einsamkeit und Not, kann der Weiße Berg eine Oase und Quelle werden, die diese Stadt braucht.“<sup>12</sup>

## Beziehungen zu den Männerorden

Wie sind die Kontakte mit den anderen Klöstern? Die Beziehungen mit den tschechischen Benediktinerklöstern (vor allem Břevnov, aber auch Raigern und Emmaus) sind ausgesprochen geschwisterlich. Sie freuen sich über ein Schwesternkloster. Gerade aber auch das Zusammenleben von Tschechinnen und Deutschen wird bejaht; dies setze

ein Zeichen für Versöhnung zwischen den beiden Völkern, die, wiewohl existentiell zusammengehörend, doch von der historischen Vergangenheit bis heute belastet sind, ein Wiederaufgreifen der gemeinsamen Kultur werde versucht, vielleicht möglich gemacht.

Wo ist der Platz des neuen Benediktinerinnenklosters innerhalb der großen benediktinischen Familie? Rechtlich ist das Kloster eine abhängige Niederlassung der Kommunität Venio in München, die wie alle anderen benediktinischen Frauenklöster der *Confoederatio Benedictina* assoziiert und als bayerisches Kloster der Bayerischen Benediktinerkongregation aggregiert ist. Die Slawische Benediktinerkongregation hat für den Zeitpunkt, wo das Kloster selbstständig wird, zugesichert, die Schwestern bei sich zu beheimaten. Aber auch jetzt schon nimmt uns diese Kongregation wie Mitglieder an. Seit 2004 nimmt die Priorin an allen Sitzungen des Rats der Slawischen Benediktinerkongregation und am Generalkapitel als Gast teil.

## Fazit

Die Neugründung am Weißen Berg hat uns erfahren lassen, was es heißt, „seine Hoffnung Gott anvertrauen“ - „Spem suam deo committere“ (Benediktsregel 4,41)<sup>13</sup>. Das, was entstanden ist, sich entwickelt hat, ist uns geschenkt worden; wir haben es nicht gemacht, aber wir haben im Vertrauen Antwort gegeben und durften so, um Havels Wort nochmals aufzugreifen, „an einem Wunder teilhaben“.



- 1 Dazu: Ulrike-Johanna Wagner-Höher: Die Benediktinerinnen von St. Gabriel/Bertholdstein (1889-1919). St. Ottilien, 2008 (Studien zur monastischen Kultur; 1).
- 2 Zum Ganzen: Agape Gensbaur: Eine Gottsuche von Ort zu Ort. Die Kommunität Venio gründet in Prag. in: Erbe und Auftrag 2008, S. 78-81.
- 3 Die eingesetzte Mühe hat sich gelohnt, denn 2010 stellt Sr. Anežka fest: Es ist sehr nett für uns Tschechinnen, wenn wir nach München kommen, hören wir, wie gut die deutschen Mitschwester tschechisch (auch ohne uns!) singen. Und in den Laudes beten sie gemeinsam das „Vater unser“ tschechisch.
- 4 Die Kirche (mit Kuppelfresko von Cosmas Damian Asam) sowie die Gebäude und Ambiten der Wallfahrtsstätte (mit Darstellungen von Marienwallfahrtsorten aus ganz Europa) stammen aus dem beginnenden 18. Jahrhundert. Kunstgeschichtlich gesehen ist der Ort ein Juwel des Barock, eine der schönsten Wallfahrtsstätten Böhmens.
- 5 Ein Bericht über das Kloster im Rheinischen Merkur („Labor des Dialogs“, Nr. 39/2009) weist gerade auf das Bemühen der Kommunität hin, das Denken in Kategorien und Grenzen zu überwinden.
- 6 Venio-Blätter Advent 2008, S. 44.
- 7 Eine andere tschechische Novizin ist nach einem Jahr in Prag wieder in die Münchener Kommunität zurückgekehrt.
- 8 Einen Erfahrungsbericht nach dem ersten Jahr gibt Sr. Birgitta Louis in: Alt & Jung Metten, H. 1. 2008/09, S.26-44.
- 9 Zum Areal des Klosters gehört ein Bau - erst 2007 dem Kloster zurückgegeben -, der ursprünglich Pilgerhaus war, während des 2. Weltkriegs Luftschtutzbereich für den nahe gelegenen Flughafen Ruzyně, in der kommunistischen Zeit offiziell zuerst der Tschechischen, dann der Internationalen Post diente, in Wirklichkeit jedoch Abhörzentrale der Geheimpolizei war und zuletzt als Autowerkstätte total heruntergewirtschaftet worden ist. Dieser Bau wird zur Zeit - mit Hilfe von vielen Spendern - saniert.
- 10 Kirche in Not, Jahresbericht 2007.
- 11 Asztrik Várszegi OSB: Gott durch das eigene Leben darstellen. Ansprache am 23.4.2007 in der Kommunität Venio (in: Venio-Blätter Advent 2007, S. 9ff).
- 12 Vgl. Ein Jahr auf dem Weißen Berg in Prag. in: Venio-Blätter Advent 2008, S. 40ff.
- 13 Die Benediktusregel. Lat./dt. Hrsg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz, Beuron 2005.

## Gudula Bonell CJ

Sr. M. Gudula Bonell CJ, geboren 1946 in Bamberg, trat nach ihrem Abitur 1965 in die Gemeinschaft der Congregatio Jesu (damals: Englische Fräulein) ein. Von 1971 bis 1991 war sie im Schuldienst in Bamberg und Nürnberg tätig, ehe sie von 1991 bis 2003 als Formationsleiterin in Rumänien wirkte. Seit 2008 ist sie als Seelsorgerin und Hausoberin in Thüringen tätig.



Gudula Bonell CJ

## Called to bring hope – Gerufen, Hoffnung zu bringen

Zur Situation von Ordensgemeinschaften in Mittel- und Osteuropa mit dem Fokus auf der Congregatio Jesu

### Einleitung

„Called to bring hope – Gerufen, Hoffnung zu bringen“ ist das Leitmotiv der Generalkongregation der Congregatio Jesu im Herbst 2011. Dabei wird es um unsere apostolische Ausrichtung in der Zukunft gehen, die sich noch mehr als Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden nach den Maßstäben Jesu gestalten wird und als Präsenz dort, wo sie wirklich not-wendend ist. Dabei setzen unsere mittel- und osteuropäischen Provinzen wichtige Impulse. So freue ich mich, dass die Ordenskorrespondenz in diesem Heft auf die Entwicklung im ehemals kommunistischen Europa eingeht.

Diese Entwicklung ist sehr vielfältig, weist Höhen und Tiefen auf, und spiegelt bei allen Unterschiedlichkei-

ten in geballter Form Grundzüge der Geschichte unserer westeuropäischen Ordenslandschaft seit dem Zweiten Weltkrieg wider. Dabei spinnt sich trotz mancher schmerzlichen Prozesse der „rote Faden Hoffnung“ hindurch. Die Entfaltung des Ordenslebens in den mittel- und osteuropäischen Ländern ist eine „Geschichte der Hoffnung“, die ich selbst zwölf Jahre lang miterleben durfte.

Kurz ein Wort zu meiner eigenen Geschichte, die mich berechtigt, diesen Artikel überhaupt zu schreiben: 1991 wurde ich von meiner damaligen Generaloberin zum Aufbau einer strukturierten und dem 2. Vatikanischen Konzil entsprechenden Formation nach Rumänien gesandt. Ich hatte den Kontakt zu unseren Schwestern schon seit 1978, als ich zum ersten Mal, getarnt als Touris-

tin, die kleine, am Stadtrand von Bukarest lebende Schwesterngruppe besucht hatte. Ein Stück meines Herzens blieb nach dem Besuch bei diesen tapferen Frauen in Rumänien, sowie ein leiser Wunsch, bei einer eventuellen Wende dort einmal beim Aufbau mitzuhelfen. Noch mehrere Male besuchte ich in der kommunistischen Zeit unsere Schwestern und durfte miterleben, wie bereits 1984 die mutige Oberin zusammen mit dem jetzigen Erzbischof von Bukarest einen heimlichen Neuanfang wagte: Junge Frauen arbeiteten im „Untergrund“ in Pfarreien, in Werkstätten zur Herstellung von kirchlichen Gewändern und in der Landwirtschaft von „St. Agnes“, dem Anwesen der Schwestern, auf dem sie zurückgezogen lebten. In aller Stille und Diskretion genossen sie – so gut es eben ging – eine Formation und legten auch bereits zeitliche Gelübde ab. Der Kontakt darüber zum Generalat in Rom war gefährlich, aber möglich.

Zu einem Zeitpunkt, an dem ich meinen Wunsch schon vergessen hatte, holte mich die Sendung als Formationsleiterin nach Rumänien damit ein. Aus den zunächst geplanten zwei Jahren wurden zwölf. So schreibe ich diesen Artikel auf der Grundlage meiner persönlichen Erfahrung, die dann nach meiner Rückkehr 2003 immer wieder aktualisiert und erweitert wurde, vor allem durch meine Tätigkeit als Beraterin der Solidaritätsaktion Renovabis (2004 – 2010) für mittel- und osteuropäische Frauengemeinschaften. So beziehe ich mich in meinen Ausführungen auf die weiblichen Orden und lege den Fokus auf meine eigene Ordensgemeinschaft, die Congregatio Jesu, in Rumänien bis zur Wende unter dem Namen „Institut Sancta Maria“ bekannt. Meine Dar-

stellung kann aber durchaus als exemplarisch für die meisten weiblichen Ordensgemeinschaften in Rumänien betrachtet werden.

### Geschichte unserer rumänischen Ordensprovinz in großen Zügen

Bereits seit 1852 wirkten die Schwestern der heutigen Congregatio Jesu in Rumänien und hatten sich zur blühenden Ordensprovinz mit fünf großen Schulen im Land entfaltet. Angefordert von der Ortskirche, um der am Boden liegenden Mädchenerziehung aufzuhelfen, waren die Anfänge der ersten

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Schwestern, die von München nach Bukarest gereist waren, bescheiden und opfervoll wie jede Pionierarbeit. Volksschule, Lyzeum mit Abitur, Haushaltungsschule, Internat und Waisenhaus wurden nach und nach aufgebaut. Mit gleicher Liebe wurden katholische und rumänisch-orthodoxe Mädchen erzogen. In Kriegs- und Seuchenzeiten erwies sich das Institut als vorbildlich durch Überlassung von Gebäudeteilen als Lazarett, durch furchtlose Pflege und spontanes Handeln dem Gebot der Stunde entsprechend. 1948 setzte das kommunistische Regime dem fruchtbaren Wirken der Schwestern ein jähes Ende. Die großen Schulen wurden enteignet, die ausländischen Schwestern

weggeschickt; die Kandidatinnen und Novizinnen mussten in ihre Familien zurückkehren. Auch zeitliche Gelübde wurden unter dem Druck der Situation vom Nuntius gelöst. Die rumänischen Schwestern, die schon Ewige Gelübde abgelegt hatten, konnten zwar im Feriendomizil in den Karpaten und in der ehemaligen Landwirtschaft der Schwestern am Stadtrand von Bukarest zusammenbleiben, waren aber zum langsamen Aussterben verurteilt. Ihrer Treue ist es zu verdanken, dass das Institut in Rumänien nach der Revolution nicht bei Null anfangen musste.

### **Die rasante Entwicklung der Ordensprovinz nach der politischen Wende 1989/90**

Für diese tapferen Schwestern war es wie ein Same, der nach der langen Winternacht von Unterdrückung und Not aufgegangen ist: Zahlreiche junge Mädchen kamen vor allem aus den katholischen Gebieten der rumänischen Moldau, um sich ganz in den Dienst Gottes zu stellen. Bei aller Freude und Dankbarkeit für diese positive Entwicklung wuchsen mit der Zahl der jungen Schwestern auch die Sorgen und Probleme für die Institutsleitung in Rom und vor Ort: Die jungen Schwestern brauchten eine den Richtlinien des 2. Vatikanischen Konzils und der inneren Entwicklung der Spiritualität entsprechende Formation. Auch waren der Bau eines Hauses und einer Kirche dringend notwendig. Ebenso erhob sich die Frage nach einer beruflichen Ausbildung als Vorbereitung auf ihre apostolischen Aufgaben und Einsätze. Für viele von ihnen mussten Wege gefunden werden, das Abitur nachzuholen, da es auf den

Dörfern nur einen Schulabschluss mit acht Klassen gab. Auch die wirtschaftlichen Sorgen waren bedrückend. Leider hat die rumänische Provinz bis heute keines der 1948 konfiszierten Häuser zurückbekommen. Auch die Bemühungen um eine entsprechende Entschädigung waren bisher vergebens.

Trotzdem haben die Schwestern mit einfachen Mitteln ein fruchtbares Apostolat begonnen. Ehemalige Schülerinnen, beglückt über die neuen Möglichkeiten „ihrer“ Schwestern, führten geeignete junge Schwestern in die Kindergartenarbeit ein. Ausbildungen dafür und der notwendige Kampf um die staatliche Anerkennung der Kindergärten folgten. Jahre später konnten sie auch an der bischöflichen Grundschule arbeiten bzw. in Braila eine eigene Grundschule begründen. Die Einsicht, dass man trotz der neu gewonnenen religiösen Freiheit die großen gymnasialen Internatsschulen von früher nicht wieder herstellen konnte, war für die älteren Schwestern schmerzlich. Ermutigt von der Generalleitung, „nicht einem abgefahrenen Zug nachzuschauen“, wandten sich die Schwestern neben der Erziehung in Kindergarten, Hort und Grundschule sozialen Aufgaben zu. So wurde beispielsweise ein Altersheim errichtet und mehrere Familienprojekte wurden ins Leben gerufen.

### **Meine persönlichen Erfahrungen in der Zeit des Wiederaufbaus der Gemeinschaft in Rumänien (1991 – 2003)**

Obwohl ich an der Jahreswende 1989/1990 mit großer innerer Anteilnahme die Geschehnisse der Revolution in Rumänien miterlebt hatte, war meine Sen-



derung als Formationsleiterin nach Rumänien im Jahr 1991 wie ein Überfall von Seiten Gottes. Trotzdem Ja dazu zu sagen, war für mich, mir meiner in der Profess ausgedrückten Bereitschaft bewusst, keine Frage. Ich hatte auch noch einige Monate Zeit, mich innerlich und äußerlich darauf einzustellen und die rumänische Sprache zu erlernen. Mit Eifer wollte ich hingehen und den jungen Schwestern meine ganze Kraft schenken. Doch waren die ersten Jahre schwer. Ich war Ausländerin, war aus dem Westen, der begehrenswert und bedrohlich zugleich war. Nie hatte ich Mentalitätsunterschieden oder Volkseigentümlichkeiten besondere Bedeutung beigemessen. Nun spürte ich sie am eigenen Leib und sie grenzten mich in manchen Situationen aus. Ich arbeitete mit deutscher Zähigkeit und Gewissenhaftigkeit, machte Fehler, lebte und litt und ging in meiner Aufgabe auf. Dies half mir, trotz allem glücklich zu sein, aber meine innere Heimat blieb in den ersten Jahren Deutschland. Irgendwann sagte ich dann einmal meinen Nürnberger Mitschwestern nach zwei Wochen Aufenthalt bei ihnen, dass ich nun wieder „nach Hause“ müsse. Ganz von selbst war meine Identifikation mit dem Volk, in dem ich lebte, weiter gewachsen.

Ich hatte das rumänische Volk in mein Herz genommen und fühlte mich als eine von ihnen. Durch Mitfeiern der Feste und Teilnahme am Brauchtum, durch immer besseres Erlernen ihrer Sprache und Lieder konnte ich Zugehörigkeit erwerben. Trotzdem blieb ich auch irgendwo die Fremde, empfand schmerzlich die Momente, in denen ich mir bewusst wurde, dass ich anders dachte und fühlte, weil ich eben nicht

nur die war, die sich im Lauf der Jahre langsam, aber stetig inkulturiert hatte, sondern auch die, die ich vorher war, geprägt durch Elternhaus und Erziehung und durch ein 45-jähriges Leben in Deutschland.

Auch in meiner Aufgabe als Formationsleiterin habe ich manche schmerzliche Erfahrung gemacht. Den Schwestern, die am Stadtrand von Bukarest und in einem zweiten Haus in den Karpaten die 40 Jahre des kommunistischen Regimes erlebt und überlebt hatten, war Zurückgezogenheit hinter die Klostermauern aufgezwungen worden. So war ihr Leben vom monastischen Ablauf des Ora et Labora geprägt. Die Aufbrüche des Ordenslebens durch das Konzil mit allen positiven und negativen Auswirkungen waren an ihnen vorbei gegangen. Sie hatten schwere Zeiten durchgemacht, mussten hart arbeiten, um sich durch die kleine Landwirtschaft ihr Brot zu verdienen. Das Leben hatte sie selbstlos und opferbereit gemacht. Das erwarteten sie jetzt auch von den jungen Frauen, die eintraten, nämlich „bete und arbeite“, wobei der Aufbau ja wirklich ganze Kraft erforderte. So war es für die älteren Schwestern schwer verständlich, dass die fällige Kirschen-ernte, die Arbeit in Hof und Weinberg, das Entladen der Hilfstransporte, Aus- hilfen in den Pfarreien und die beginnenden Ausbildungsgänge nicht mehr Vorrang vor einer gesicherten Zeit für Gebet und geistliche Ausbildung haben sollten, und dass man nicht gleichzeitig Novizin und Studentin sein konnte. Es hat einige Jahre gedauert, bis ich diesbezüglich in geordneten Strukturen arbeiten konnte.

Eine weitere Problematik bestand für mich in der Vielzahl der aufgenom-



menen jungen Schwestern: Ich begann meine Tätigkeit mit 38 Novizinnen in zwei Jahrgängen. In den ersten Jahren war ich auch für die Schwestern im Juniorat mit verantwortlich. Das neue Haus war erst im Rohbau, und so waren wir räumlich sehr beengt. Natürlich hatte ich auch noch Schwierigkeiten mit der Sprache. Nach zwei Sätzen vergaßen die Novizinnen, langsam zu sprechen und ich musste immer wieder nachfragen. Rückblickend staune ich, mit Dankbarkeit Gott gegenüber, dass ich es geschafft habe, mit jeder Novizin 14-tägig und mit jeder Juniorin monatlich ein persönliches Begleitgespräch zu führen. Denn neben der Formation führte ich noch viele andere Arbeiten aus, die dem Aufbau von Strukturen in der Provinz dienten. 1996 bat dann die Oberin, die ja bis zu meinem Kommen die gesamte Provinz einschließlich der Formation geleitet hatte – es kann ihr nur größter Respekt und Bewunderung für ihren Einsatz durch schwere Jahre gezollt werden –, die Generaloberin um Ablösung. So wurden 1997 eine Provinzoberin, ein Provinzrat, eine Hausoberin, die sich einen Konsult wählte, und eine Junioratsleiterin eingesetzt und die Entwicklung zur äußeren und inneren Form einer Provinz, wie sie in unserer weltweiten Congregatio Jesu geführt wird, konnte nun schneller voranschreiten.

Ebenso ging auch die Ausbreitung im Land durch weitere Gründungen von Filialen, durch Übernahme neuer Apostolatsaufgaben zum Wohl der Menschen zügig voran. Auch das Land an sich nahm eine, wenn auch langsame, Entwicklung zum Besseren. Junge Menschen hatten mehr Möglichkeiten, Ausbildungen zu machen und Arbeit zu

finden, wobei der Trend der Suche nach Arbeit im Ausland zunahm.

Langsam, aber stetig verringerte sich die Zahl der jungen Frauen, die in Bukarest um Aufnahme baten. Etwa ein Viertel aller nach der Wende eingetretenen Schwestern verließen die Gemeinschaft wieder, oft nachdem sie Schule und Berufsausbildung abgeschlossen hatten. Mögen sie in Familie und Beruf ihre Frau stehen. Kontakte mit ihnen bezeugen immer wieder, dass die Zeit, die sie im Orden verbracht haben, prägend und wichtig für sie gewesen ist.

2002 konnte mich bereits eine meiner ehemaligen Novizinnen als Noviziatsleiterin ablösen, 2003 verließ ich in innerem Frieden und in der Hoffnung, dem Heiligen Geist ein einigermaßen brauchbares Werkzeug gewesen zu sein, Rumänien, um mich nach einer Sabbatzeit neu zu orientieren. „Gott hat für alles seine Zeit. Er gebe, dass wir dankbar sind!“ (Mary Ward)

### **Die heute bereits wieder völlig veränderte Situation**

Im vergangenen Sommer besuchte ich nach längerer Pause die rumänische Provinz. In den vielen guten Gesprächen, in denen wir fröhliche und schmerzliche Erinnerungen auffrischten, aber auch über die aktuellen Probleme, über die Zukunft der Provinz und des Landes überhaupt diskutierten, konnte ich mir ein Bild über den heutigen Stand unserer rumänischen Provinz machen.

Keine der jungen Schwestern arbeitet heute noch hauptberuflich in Haus und Hof. Fast alle Schwestern haben eine Ausbildung und sind in apostolische Aufgaben integriert, in denen sie direkt



am Menschen sind, am jungen Menschen in den verschiedenen Phasen der Erziehung, am Kranken und Alten oder am Menschen in Armut und besonderen Notlagen. Für den Dienst der Pfarrhaushälterin gibt es eine eigene bischöfliche Kongregation, so dass sich unsere Schwestern auch aus dieser Aufgabe zurückziehen konnten. Die Schwestern sind beweglich und bereit, wenn es um Versetzungen geht, sind im guten Sinn selbstbewusst und nutzen die Vorteile ihrer Alterssituation: Die meisten der über 120 Schwestern sind zwischen 30 und 50 Jahren.

2005 eröffnete die rumänische Provinz mit drei Schwestern eine neue Kommunität in Cupcini, einer kleinen Stadt im Norden der Republik Moldawien. Sie bestärken in diesem noch stark von den Spuren des Kommunismus gezeichneten Land die wenigen Katholiken im Glauben, sind darüber hinaus aber offen für die Begegnung mit „allen Menschen guten Willens“.

Jüngstes Projekt ist in Bukarest ein Frauenprojekt in der Zusammenarbeit mit Lea Ackermann (SOLWODI) zur Wiedereingliederung von Frauen, die der Zwangsprostitution entkommen konnten oder die im Land von ihren Männern Gewalt erfahren.

Leider wird die Alterssituation der Kommunitäten in etwa drei Jahrzehnten dieselbe wie bei uns heute sein, denn die Rumänische Provinz hatte in den letzten Jahren kaum noch Eintritte. Drei Schwestern befinden sich noch in der Formation, in unserer deutschsprachigen Provinz hingegen sind es derzeit 14 inklusiv unserer drei Postulantinnen. Das hängt mit der Diasporasituation der Katholiken in Rumänien zusammen, mit der Vielzahl der Kongregationen

in dieser Diaspora, aber auch mit den wachsenden Möglichkeiten im Land, sich beruflich und privat zu verwirklichen. Ein weiterer Grund ist wohl die veränderte Familiensituation in Rumänien. Während die ersten Novizinnen durchwegs aus kinderreichen Familien kamen, mit oft acht bis zwölf Kindern, haben heutige rumänische Familien auch im ländlichen Bereich im Durchschnitt nur ein bis drei Kinder.

### **Ein Blick auf die Gesamtsituation des Ordenslebens in Rumänien**

Nach der Wende kamen zahlreiche ausländische, vorwiegend italienische Kongregationen ins Land, so dass bis heute die Zahl der weiblichen Ordensgemeinschaften von zwölf (1948) auf 75 angestiegen ist. Die positive Wirkkraft ihrer Anwesenheit war und ist ein wichtiger Baustein im religiösen, geistigen und sozialen Wiederaufbau des Landes.

Jedoch wurden dabei auch Fehler gemacht: Junge Mädchen, die noch nicht reif für eine echte Lebensentscheidung waren, ließen sich von der Anziehungskraft, die das Ausland für viele Rumänen hat, anlocken und reisten zur Formation nach Italien.

Leider gab es neben der Gruppe junger Frauen, die ihren Weg zum Orden bewusst fanden und gingen, auch die traurige Bilanz derer, die die Gemeinschaften wieder verließen, jedoch nicht in die Heimat zurück kehren wollten und in der Prostitution landeten. Ich erinnere mich an eine vom Vatikan beauftragte Schwester, die eigens nach Rumänien kam, um mit den ausländischen Gemeinschaften festzulegen, dass die Formation im Lande stattfinden

müsse. Es waren Jahre schmerzlicher Lernprozesse für viele kleinere, ausländische Ordensgemeinschaften, die ja mit bester Absicht nach Rumänien gekommen waren.

Was Ordensgemeinschaften im westlichen Europa derzeit bezüglich des Mangels an Berufungen erleben, ist ebenso die Realität der meisten Kongregationen in Rumänien. Der „Exodus“, der in den Jahren nach dem Konzil von vielen Gemeinschaften im Westen schmerzlich erfahren wurde, ist in Rumänien noch nicht abgeschlossen.

Auch kontemplative Orden und neuere geistliche Gemeinschaften, die ins Land kamen, erleben momentan keinen nennenswerten Aufschwung. Jedoch können sich die meisten apostolischen Kongregationen in den nächsten Jahren noch gut ausgebildeter, einsatzfreudiger Schwestern in den besten Jahren erfreuen.

Eine wichtige Rolle bei der Wiederbelebung des geistlichen Lebens in Rumänien kommt der CRSM (Rumänische Konferenz der Höheren Ordensoberinnen) zu, die Schwestern aller Kongregationen und aller Altersstufen ein breit gefächertes Angebot von Kursen macht. Fünf Kommissionen – Ordensformation, Berufungspastoral, Ökumenismus, Sozialarbeit, Einsatz für die Würde der Frau –, in denen kompetente Schwestern aus dem ganzen Land mitwirken, organisieren zahlreiche Kurse, die gern wahrgenommen werden, denn sie bestärken das Gemeinsame unter den vielen Kongregationen, ermöglichen einen ehrlichen und hilfreichen Austausch von Erfahrungen und ermutigen zum apostolischen Einsatz in bewährten Projekten, aber auch dazu, Neuland zu betreten.

Neben den Kursen bemüht sich der Vorstand der Ordenskonferenz um gute Beziehungen zur männlichen Ordenskonferenz, zu Kirche und Staat. Gerade letztere Beziehungen sind wichtig, denn viele Gesetze sind noch unklar und erschweren die Arbeit der Ordensgemeinschaften.

In der Generalversammlung im Herbst 2010 verabschiedeten die 57 teilnehmenden Höheren Oberinnen eine Botschaft, aus der ich nur kurz zitieren will: „Wir wollen eine prophetische Stimme Gottes sein, die zur Hoffnung aufruft und zu einem radikaleren Leben aus dem Evangelium in einer Gesellschaft, in der Werte durch Un-Werte ersetzt werden. Wir wollen eine Stimme sein, die stört, die das Gewissen aufrüttelt, damit sich die Menschheit im Dienst am Leben engagiert.“

Ein neues, sehr beachtenswertes Projekt wurde in Cluj im Haus der Ordenskonferenz begonnen: Eine Schwester, die das psychotherapeutische Studium abgeschlossen hat, begleitet in Dreimonatskursen jeweils fünf Schwestern mit psychischen Problemen, schwere Krankheitsbilder ausgeschlossen. Der Bedarf ist vorhanden, weil immer wieder jüngere Schwestern traumatische Erlebnisse aus der Kindheit aufzuarbeiten haben.

Ordensleben in Rumänien wird Zukunft haben, wenn seine Mitglieder (und die, die Gott rufen will!) alle Mühe aufwenden, die Zeichen der Zeit zu erkennen, im Geist des Evangeliums in Frieden und Gerechtigkeit vorangehen und die notwendige kontemplative Komponente eines verantwortungsbewussten und großherzigen Einsatzes in unserer globalen Welt nicht vernachlässigen.

## Unterschiedliche Ausprägungen des Ordenslebens in Rumänien und Deutschland

Noch einmal möchte ich unter dieser Überschrift auf meine Erfahrungen in der Zeit nach 1990 zurückkommen. Denn da wurde ich mir bereits der Unterschiede bewusst. Was hatte den „Eintrittsboom“ ausgelöst? Was hat die vielen jungen Menschen, von denen die meisten gerade 18 Jahre alt waren, veranlasst, in Ordensgemeinschaften einzutreten? Wieder würde ich sagen, dass die im Vergleich zum Westen zeitverzögerte Entwicklung in Kirche und Familie eine große Rolle gespielt hat. Die jungen Frauen aus den katholischen Dörfern in der Moldau (ein Gebiet beginnend etwa bei Bacau bis hinauf zur heutigen Republik Moldavien) waren in ihrer Ortskirche noch wirklich „daheim“. Viele haben sich für den Kirchschnuck, für Gebetsstunden und Hilfsdienste in der Pfarrei engagiert; Mütter und Tanten wären selbst gern ins Kloster gegangen, wenn es in der kommunistischen Zeit möglich gewesen wäre; Großmütter und Großtanten waren oft Kandidatinnen verschiedener Kongregationen, die 1948 nach Hause geschickt worden waren. In den Familien wurde das Gebet gepflegt, Maria und die Heiligen verehrt – der Kommunismus konnte in den ländlichen Gegenden den Glauben nicht verdrängen. Das geistliche Klima für einen Ordenseintritt war also da. Jedoch gab es auch die anderen Beweggründe: bedrängende Familiensituationen durch Kinderreichtum, Armut und Alkoholismus, aus denen junge Frauen heraus wollten. So waren es gemischte Motive, mit denen junge Frauen in die Kongregationen eintraten. Oft kamen

ein paar Freundinnen zusammen, denn auch die Freude am gemeinsamen Unternehmen spielte eine Rolle – übrigens leider auch bei den Austritten, wo sich so manche junge Schwester dem Einfluss anderer nicht entziehen konnte. Während sich junge Frauen, die im Vergleichszeitraum im Westen in Ordensgemeinschaften eintraten, bereits mit der Spiritualität des Ordens, mit dem Leben der Gründer beschäftigt hatten und davon auch motiviert waren, traten die jungen rumänischen Frauen ein „aus Liebe zu Gott und um ihm zu dienen“. Dafür war es nicht so sehr von Bedeutung, welcher Kongregation sie beitraten. Weil die Congregatio Jesu, wie schon gesagt, bereits 1984 im Untergrund mit der Formation begonnen hatte, war sie eine der ersten Ordensgemeinschaften, die nach der Wende junge Frauen aufnehmen konnte. Es sprach sich bald herum, dass man in Popesti Leordeni am Stadtrand von Bukarest ins Kloster gehen könnte. Später kamen dann die ausländischen Kongregationen in die Dörfer und waren für junge Frauen, die eine Berufung zum Ordensstand in sich verspürten, direkte Ansprechpartner vor Ort. Für alle Kongregationen trifft zu, dass sich das, was oft mit gemischter Motivation begonnen hatte, im Laufe der Jahre zum bewussten Verbleiben in der Ordensgemeinschaft oder eben zum Verlassen derselben klären musste und klärte.

Ich möchte noch einen Unterschied bezüglich der apostolischen Ausrichtung erwähnen, der vor allem die Congregatio Jesu betrifft und nicht Kongregationen, die nach der Wende neu ins Land kamen: Die erste Generation der jungen rumänischen Schwestern war begeistert von den Erzählungen der



älteren Schwestern über das fruchtbare Wirken an den fünf großen Schulen. Was dann in der rumänischen Provinz zunächst eine „Notlösung“ war, nämlich der Einsatz in sozialen Projekten, weil die Rückkehr zur unterrichtlichen Tätigkeit gar nicht oder nur sehr eingeschränkt möglich war, war in Deutschland eine von den jüngeren Schwestern erwünschte Entwicklung. Inzwischen ist jedoch unseren jungen rumänischen Schwestern klar, dass Ordensleute nach den Nöten der Zeit fragen müssen und den Schrei der Armen nicht überhören dürfen. So bringen sie sich heute mit Liebe und Großherzigkeit in ihre vielfältigen Dienste zur Linderung menschlicher, geistlich/geistiger und materieller Not ein.

Eine weitere Problematik, die für die Länder unter ehemals kommunistischer Herrschaft zum Tragen kommt, will ich nur vorsichtig ansprechen: Immer noch leiden die Menschen an den Folgen der kommunistischen Erziehung. Der derzeitige Nuntius in Deutschland, Erzbischof Dr. Jean-Claude Perisset, der ja vorher Nuntius für Rumänien war, meinte einmal, dass erst nach drei Generationen diese Folgen überwunden wären. Ich glaube, dass er damit recht hat. Jahrzehntlang mussten die Menschen mit zwei Gesichtern leben, durften nicht laut sagen, was sie wirklich dachten, mussten der Unwahrheit den Vorrang geben, um überleben zu können – unter Leidensdruck eingeprägte Verhaltensweisen, die sich nur langsam verändern lassen.

Heute würde ich sagen, dass die Gemeinsamkeiten wachsen und überwiegen. Diese Beobachtung konnte ich im Sommer bei meinem Besuch in Rumänien machen, aber auch schon in

den Jahren vorher, wenn ich in meiner Beratungstätigkeit bei Renovabis mittel- und osteuropäische Ordensgemeinschaften besuchte. Was Jugend im Allgemeinen verbindet, verbindet auch junge Ordensleute. Sie haben eine Vision für die Zukunft, sind versiert im Umgang mit Technik und modernen Medien, bringen sich voll Mut und mit der der Jugend eigenen Unbeschwertheit in ihre Sendung ein. Wie immer konkret Ordensleben, religiöse Gemeinschaften, geistliche Zentren usw. zukünftig ausschauen: In allen Überlegungen und Entwürfen spielt eine zentrale Rolle, dass junge Menschen nicht nebeneinanderher leben wollen, sondern eine Gemeinschaft suchen, in der sie aufeinander bezogen sind, Leben und Glauben miteinander teilen, zusammen planen, entscheiden, einander ermutigen, in die Zukunft gehen. Sie wollen direkt und offen miteinander kommunizieren und beweglich im Umgang mit Menschen sein. Ich meine, dass dies alles heute trotz mancher Tendenz zum Einzelkämpferdasein überwiegt.

### **Die Provinzen der Congregatio Jesu in anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks**

Unsere vier mittel- und osteuropäischen Ordensprovinzen – die tschechische, die slowakische, die ungarische und die rumänische – haben den Kommunismus überlebt und konnten bei dessen Zusammenbruch neu anfangen. Jede Provinz hatte durch die ihr während der totalitären Zeit aufgezwungene Situation eine etwas andere Entwicklung genommen.

Die ersten Gründungen in Bratislava und Prag, den Hauptstädten der Slowa-





kei und Tschechiens, gehen direkt auf unsere Ordensgründerin Mary Ward zurück. So gab es trotz der Staatenzusammenführung nach dem Ersten Weltkrieg eine *Slowakische* und eine *Tschechische Provinz*. Während der kommunistischen Zeit waren die Schwestern beider Provinzen in Tätigkeit, Ausbildung und Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt. Die Frauen, die sich in diesen Jahren der Congregatio Jesu anschlossen, taten das meist als „Untergrundschwestern“. Jedoch war es zwischen 1968 und 1973 (Prager Frühling!) möglich, offiziell in Orden einzutreten, aber dann wurde die Unterdrückung erneuert. Nach 1990, als der Kommunismus zusammengebrochen war, stieg die Zahl der Mitglieder in der Slowakischen Provinz schnell an. Die gut ausgebildeten slowakischen Schwestern sind besonders vielseitig – die Palette geht von der Präsenz im Universitätsbereich über neue Frauenprojekte, Arbeit mit den Romas, Pastoralarbeit, Unterricht an Schulen, Krankenpflege, Sozialarbeit bis zu verantwortungsvoller Medienarbeit. Die Tschechische Provinz, zahlenmäßig die kleinste der Congregatio Jesu, hat sich Ende 2008 mit der slowakischen zusammengeschlossen. Die Slowakische Provinz hat nach dem Niedergang des Kommunismus auch mutige Schritte in ihre Nachbarländer gemacht: In der Ukraine und in Russland engagieren sich Schwestern in insgesamt sechs kleinen Gemeinschaften vor allem im pastoralen und sozialen Bereich.

Fast 200 Jahre lang wirkten die Schwestern der *Ungarischen Provinz*, die auch in anderen Städten Niederlassungen gründete, vor allem in der Erziehungstätigkeit in Schule und Internat. Unter dem kommunistischen Regime wurden

die Schulen geschlossen, die Häuser enteignet und die Schwestern vertrieben. Sie kehrten in ihre Familien zurück oder setzten ihr Gott geweihtes Leben allein in einer kleinen Wohnung fort. Einige besonders mutige Schwestern arbeiteten in der „Untergrundkirche“ durch religiöse Unterweisung. Die Rückgabe der konfiszierten Kirchengüter nach der Wende hat sich in Ungarn glücklicher gestaltet als in Rumänien, so dass heute Schwestern in vier Schulen wirken, zwei davon mit Internat. Andere Dienste sind geistliche Begleitung, Exerzitienarbeit, Jugend- und Pastoralarbeit.

Leider gibt es momentan auch in diesen Provinzen wenig neue Berufe, wohl aber neue Zellen, die als „Biotope des Glaubens“<sup>1</sup> angesehen werden können. In der Erfahrung des Kleinerwerdens kann der Blick wieder geschärft werden für die ureigentliche Aufgabe der Kirche, nämlich Gottes Gegenwart unter den Menschen spürbar werden zu lassen. Es geht heute darum, „das Charisma und die Sendung mit solchen Formen und Strukturen, Systemen und Ideen, Aufgaben und Zielen zu beleben, die der heutigen Zeit, den heutigen Menschen und den heutigen Erfordernissen angemessen sind“<sup>2</sup>.

## Ordensleben in Europa – Hoffnung für die Geschichte

Was kann von den Ordensgemeinschaften in Mittel- und Osteuropa erwartet werden? Im Februar 2010 wohnte ich als Delegierte von Renovabis der 14. Generalversammlung der UCESM in Tschenschau bei und war zu einem kurzen Referat über die Eckpunkte der katholischen Soziallehre in ihrer



Bedeutung für das Ordensleben in Europa eingeladen worden. Mit einigen Statements daraus möchte ich meine Betrachtung abschließen:

- Ordensgemeinschaften sind vorrangig dazu berufen, den ganzen Menschen in seiner Not in den Blick zu nehmen, ihm Hilfestellung zu geben, seine Situation zu verbessern, seine Talente zu fördern und ihm zu vollem Menschsein zu verhelfen.
- Ordensgemeinschaften fördern Dialog und Gesprächsangebote für alle Menschen guten Willens: Es muss ihnen ein Anliegen sein, keinen Fäden abzuschneiden, sondern für alle Menschen ansprechbar zu sein, nicht monologisierend, nicht in eigene Vorstellungen festgefahren, sondern wirkliche Dialogpartner, offen, aufmerksam zuhörend und respektvoll. Wir können von jedem Menschen lernen, auch von dem, der eine ganz andere innere Welt hat als wir. Im Kommunismus war für freie Meinungsäußerung, eigenes Denken und Handeln kaum Platz. Ordensfrauen können denen helfen, die eine Kultur des Gesprächs und des Austausches erlernen wollen.
- Ordensgemeinschaften tragen bei zur nachhaltigen Verbesserung von Lebenssituationen. Sie sind gerufen mitzuhelfen, dass christliche Standpunkte nachhaltig gesellschaftlich wirksam werden, um das Bewusstsein für die notwendigen Schritte zur Bewahrung der Schöpfung zu schärfen. Gerade in den postkommunistischen Ländern haben Ordensgemeinschaften bezüglich der Schaffung eines neuen Verantwortungsbewusstseins für unsere Zukunft eine wichtige Aufgabe.

- Ordensgemeinschaften sind Multiplikatoren der Ideen der Soziallehre: Ihr Auftrag ist es, mit den Armen und Bedrückten Ursachen für belastende Ungerechtigkeiten zu suchen und Strukturen so zu verändern, dass immer mehr Gerechtigkeit, Befreiung und Versöhnung möglich werden. Gerade die Menschen in den ehemals kommunistischen Ländern, in denen die christliche Werteskala am Boden lag, können an ihnen und mit ihnen lernen, was soziales Handeln in einer Gemeinschaft heißt und bewirken kann.
- Ordensgemeinschaften leben Solidarität und Subsidiarität vor: Nur wenn sie ihre Fähigkeiten und Kräfte bündeln, können sie die gemeinsamen Ziele und Zwecke verwirklichen. Sie sind aufgerufen, den Menschen in Mittel- und Osteuropa Hilfe zur Selbsthilfe zu geben, Hilfe zur Entwicklung von Eigeninitiative, Freiwilligkeit und Kreativität. Dabei müssen sie auch eigene Erfahrungen in ihren Gemeinschaften machen, sie auswerten, um sie dann anderen vermitteln zu können. Das setzt Demut und die Bereitschaft voraus, aus Fehlern zu lernen, denn es geht um Verhaltensweisen, die auch Ordensleute selbst immer wieder einüben und neu reflektieren müssen.

.....

- 1 Deutsche Bischofskonferenz, Jahr 2000.
- 2 Vgl. Ute Leimgruber: „Frauenklöster – Klosterfrauen“.

## Hiltrud Wacker FCJM

Sr. M. Hiltrud Wacker FCJM wurde 1956 im sauerländischen Attendorn geboren. Nach einer Ausbildung und Tätigkeit als Erzieherin trat sie 1982 den Franziskanerinnen von Salzkotten bei. Von 1986 bis 2003 war sie Kindergartenleiterin in Salzkotten, im Anschluss wirkte sie als Generalrätin ihrer Gemeinschaft in Rom. Seit Februar 2010 zeichnet sie für die Bereichsleitung in Rumänien verantwortlich.



Hiltrud Wacker FCJM

## Einsatz für die Ärmsten

Die Arbeit der Franziskanerinnen von Salzkotten in Rumänien

Manche Medienbilder bleiben in Erinnerung. Dazu gehören sicher auch jene schockierenden Aufnahmen verwahrloster und verlassener Kinder in rumänischen Kinderheimen der 90er Jahre. Nach dem Zusammenbruch des Ceausescu-Regimes wurde offenbar, welch menschenunwürdige Zustände in Rumänien herrschten. Doch auch mit dem Ende der Diktatur blieb für viele Menschen die Armut ein ständiger Begleiter.

In diesen Jahren nach der politischen Wende in Rumänien erreichte uns ein Hilferuf aus Caransebes im Banat. Der dortige Pfarrer bat um Schwestern für karitative und pastorale Aufgaben in der Gemeinde. Als unsere Schwestern dann 1991 in Rumänien ankamen und in Caransebes eine Kommunität aufbauten, fanden sie Menschen in bitterer Armut. Sie begannen mit dem Aufbau einer breiten sozialen und pastoralen

Arbeit. In einem von einer Wohltäterin zur Verfügung gestellten Wohnhaus entstand die „Casa Elisabetha“, das Haus Elisabeth, woraus sich das heutige kleine Kloster der rumänischen Kommunität entwickelte.

### Erstmalige Ankunft - Vertreibung - Rückkehr

Schon einmal war unsere Kongregation in Rumänien. Seit 1933 betreuten Schwestern aus Salzkotten zwei Waisenhäuser und zwei Einrichtungen der Krankenpflege in der Bukowina in Rumänien. Im Frühjahr 1940 besetzte die sowjetische Armee dieses Gebiet. Aufgrund des Hitler-Stalin-Paktes wurden deutschstämmige Bewohner der Bukowina im Herbst 1940 zwangsweise nach Deutschland bzw. in das besetzte Polen abtransportiert. Von dieser Zwangsumsiedlung betroffen waren auch die rund

20 in Rumänien tätigen Franziskanerinnen. Sicher hat diese Geschichte mit dazu beigetragen, dass in den 1990er Jahren erneut unsere Schwestern dem Ruf nach Rumänien folgten.

Die Armut in Rumänien hatte die Menschen resignieren und ihre soziale Entwicklung verkümmern lassen. Am deutlichsten wurde dies in den Anfangsjahren dadurch, dass Eltern ihre Kinder nach der Geburt im Krankenhaus zurückließen. Unsere Schwestern und ehrenamtliche Helferinnen kümmerten sich um diese Kinder, schenkten ihnen die in dieser Lebensphase so wichtige menschliche Nähe und Zuwendung.

In den Armutsvierteln der Stadt, wie der Barackensiedlung im Stadtteil „Balta Sarata“ und einem verfallenen Plattenbau-Komplex, den viele „Nato-Block“ nennen, im Stadtteil Pipirig sowie in den umliegenden Dörfern, begannen die Schwestern mit ihren Hilfen für die Not leidende Bevölkerung. Parallel wurden in der Pfarrgemeinde Caritas-Konferenzen gebildet und Unterstützernetze aufgebaut. Viel Hilfe gab es von den deutschstämmigen Einwohnern von Caransebes. Heute leben nur noch wenige Deutschstämmige hier, da viele in den Jahren nach der Wende das Land verließen. Die Katholiken waren in Caransebes immer eine kleine Minderheit. Ihr Anteil an den Einwohnern der Stadt macht heute nur noch zwei Prozent aus. Die große Mehrheit bekennt sich zur rumänisch-orthodoxen Kirche.

Neben der Hilfe in den Armenvierteln kümmerten sich unsere Schwestern von Anfang an um die Pflege der alten und kranken Menschen und bauten dafür zusammen mit der Caritas Freiburg und einer Schwester unserer Gemeinschaft eine Sozialstation auf. Auch eine Me-

dikamentenausgabe wurde eingerichtet, um die arme Bevölkerung mit notwendiger Medizin zu versorgen. In Deutschland fanden sich Förderer, die diese Arbeit unterstützten. Hilfstransporte mit Sachspenden spielten und spielen eine große Rolle.

In einer Chronik aus dem Jahr 1997 heißt es: „Ungefähr die Hälfte der Bevölkerung lebt in einem der sozialen Brennpunkte. Viele arme Familien sind hier notdürftig untergebracht, oftmals ohne Wasser, Heizung und Strom, weil sie das alles nicht bezahlen können. Da sie keinen Hausgarten haben, viele Kinder da sind und oftmals die Eltern arbeitslos sind, herrscht hier größte Not. Schwester M. Siegberga Gringel, die neben diesen vielen armen Familien auch die Senioren betreut, hat eine Pfarrcaritasgruppe aufgebaut. Tüchtige Frauen helfen ihr beim Sortieren, Packen, Lagern und Verteilen. Hausbesuche werden regelmäßig eingeplant. Gelegentlich werden über 150 Familien in diesen Elendsvierteln durch gezielte Großaktionen mit Lebensmitteln und anderen nötigen Dingen, wie Betten und Matratzen, versorgt. Besondere Sorge haben wir auch um die Kinder in dem Dorf Eichenthal/Sabagelul-Nou. In zahlreichen kinderreichen Familien herrscht arge Not. Die Familie Solomon, die bisher mit elf Kindern in den Futterkammern eines alten Stalls lebte, soll noch bis zum Herbst ein neues Heim bekommen.“

Die Berichte dokumentieren einerseits viel Engagement und Hilfsbereitschaft in der kleinen katholischen Gemeinde in Caransebes sowie bei den Unterstützern in Deutschland, sie schildern andererseits aber die nach wie vor große Not in Teilen der Bevölkerung.

In den sozialen Brennpunkten hat sich daran auch nach dem Beitritt Rumäniens zur Europäischen Union im Januar 2007 leider nicht sehr viel verändert. In den Stadtzentren und manchen Vierteln gibt es neue Straßen und frisch renovierte Häuser. Auch findet man inzwischen bekannte Supermärkte und Schnellrestaurants, ja sogar Geschäfte mit Luxus-Markenartikeln. Zu kaufen gibt es fast alles, was es sonst in Europa auch gibt, allerdings auch zu den entsprechenden Preisen. Manches ist sogar etwas teurer als in Deutschland. Dem gegenüber verdienen die Rumänen sehr wenig: Nach Angaben der deutsch-rumänischen Industrie- und Handelskammer beträgt seit 2010 der Brutto-Mindestlohn umgerechnet nur 140 Euro. Der Brutto-Durchschnittslohn betrug 2009 etwa 450 Euro im Monat. Für Bildung, Gesundheit und Soziales investiert der rumänische Staat so wenig wie fast kein anderes Land der EU. Daher herrscht ein gravierender Mangel besonders in diesen Bereichen.

### Unterstützung durch Einheimische

Seit 1993 haben sich junge rumänische Frauen unserer Gemeinschaft angeschlossen, die uns im Geiste unserer Gründerin helfen. Es ist uns ein großes Anliegen, ihnen im eigenen Land in den verschiedenen Phasen des Hineinwachsendens in unsere Gemeinschaft (Postulat, Noviziat und Juniorat) eine gute Ausbildung zur Ordensfrau zu geben. Aber auch eine Berufsausbildung – soweit wie möglich im Land selbst – ist uns wichtig.

Die ersten rumänischen Frauen, die zu uns kamen, stammten aus dem Moldau-

gebiet. Das Gebiet Moldau ist katholisch, insbesondere franziskanisch, geprägt. Die meisten der jungen Schwestern wuchsen in katholischen Familien auf. Während der Anteil der Katholiken an der Bevölkerung landesweit bei nur etwa acht Prozent liegt, gibt es in der Moldau komplett katholische Dörfer. Schwester M. Lydia beispielsweise hat einen Bruder, der Franziskaner ist. In der Zeitung suchte sie Adressen von Ordensgemeinschaften im Banat und fand so den Weg zu den Schwestern in Caransebes.

Junge Schwestern leben auch in unserer Kommunität in Temeswar. Schwester Marianna baut mit viel Elan die Jugendarbeit auf. Schwester Christina besucht im Auftrag der Caritas arme Familien

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

und alte Menschen. Hier wird Hilfe gegeben im Rahmen dessen, was möglich ist. Temeswar ist auch die Stadt, in der Möglichkeiten zur Weiterbildung und zum Studium gegeben sind. So studieren Schwestern unter anderem Sozialpädagogik oder werden in der Alten- und Krankenpflege ausgebildet. Für einige von ihnen war die mögliche Breite der Berufsfelder mit ein Grund, sich für die Franziskanerinnen Salzotten zu entscheiden. „Jede kann sich hier mit ihren Talenten einbringen“, meinte einmal Schwester M. Lydia.

Pastorale Aufgaben in der Gemeinde gehörten von Anfang an auch zu den

Diensten unserer Schwestern in Rumänien. Schwester M. Tereza Cernic arbeitet als Religionslehrerin und in der Gemeindepastoral in Lipova. Der kleine Ort mit 12.000 Einwohnern liegt rund 140 Kilometer nördlich von Caransebes. 800 Gläubige gibt es in Lipova, die sich auf zwei Pfarreien mit zehn Filialkirchen verteilen. Religion ist ein reguläres Schulfach in Rumänien. Üblicherweise wird rumänisch-orthodoxer Religionsunterricht für die Mehrheit der orthodoxen Christen erteilt. Schwester M. Tereza unterrichtet deshalb die kleine Gruppe der Katholiken in den Randstunden. 120 Kinder von der 1. bis zur 12. Klasse zählen zu ihren Schülerinnen und Schülern. Sie hat in Rom katholische Theologie und franziskanische Spiritualität studiert und freut sich über die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen. Dazu zählt auch der Kommunionunterricht und die Organisation von Jugendwallfahrten in der Pfarrei. Die Jugendlichen sind sozial sehr engagiert. Sie machen viel für die Stadt, besuchen etwa alte und kranke Menschen und basteln mit ihnen.

### **Förderung der Kinder**

Schon in den Anfangsjahren wurde in Caransebes deutlich, dass etwas für die Kinder in den Armenvierteln getan werden musste. So richteten die Schwestern eine Kindertagesstätte neben der Sozialstation ein. Bereits 1992 konnte die Tagesstätte St. Ursula eröffnet werden. Dank der Unterstützung durch die Peter-Ustinov-Stiftung wurde 2009 ein Neubau möglich.

Die neue Tagesstätte steht einer vergleichbaren deutschen Einrichtung in nichts nach und wir sind sehr froh,

dass wir diese schöne Einrichtung für die Kinder aus den Armenvierteln bauen konnten. Sonnengelbes Linoleum, Holzmöbel und bodentiefe Fenster sorgen für eine helle und freundliche Atmosphäre. Die Kinder erhalten eine altersentsprechende Erziehung sowie Förderung und Lebensorientierung. Das Tagesprogramm entspricht dem eines normalen Kindergartens mit verlängertem Angebot. Allerdings werden unsere Kinder aufgrund ihrer Herkunft mit besonderer Sensibilität und viel Verständnis betreut. Im Allgemeinen kommen die Kinder hungrig, schmutzig, oft nass und ohne dem Wetter entsprechende Kleidung in die Einrichtung. Hier können sie sich waschen, bekommen bei Bedarf die Haare geschnitten, erhalten saubere Kleidung und gesundes Essen. Wenn sie krank sind, können sie unentgeltlich behandelt werden. Während des gesamten Erziehungsprozesses halten wir die Verbindung zu den Familien der Kinder. Die Eltern haben die Verpflichtung, auf unsere Gesuche einzugehen und an Veranstaltungen teilzunehmen, zu denen sie eingeladen sind. Die Grundidee dabei heißt: „Helft uns, damit wir euch helfen!“ Wir haben die Hoffnung, dass diese Kinder durch unsere Unterstützung sich nicht mit dem Lebensstil ihrer Eltern zufriedengeben, sondern sich um mehr bemühen. Und Erfolge sind dabei durchaus sichtbar. So haben die Kinder nach dem Wechsel zur Grundschule das gleiche Leistungsniveau wie Kinder, die in besseren Verhältnissen aufwachsen. 2004 erhielten wir die Anerkennung als Vorschullehrereinheit. Damals wurde dem Zentrum auch die Bezeichnung „St. Ursula“ in Erinnerung an Schwester M. Ursula aus Deutschland gegeben.

Die Pionierin des Projektes hatte das Kinderzentrum acht Jahre geleitet. Auch der Bürgermeister bezeichnete die Kindertagesstätte bei der Einweihung als beispielhaft: „Dieser gesegnete Ort, an dem sich die Kinder unter normalen Spiel- und Lebensbedingungen begegnen, ist ein Ort, an dem sie zu träumen wagen. Träume von einer besseren Zukunft in einem normalen Rumänien und einem vereinten Europa.“

Mit einer Schulspeisung und Hausaufgabenbetreuung versuchen wir, den Kindern auch nach dem Übergang zur Schule den Start in ein besseres Leben zu ermöglichen. In Caransebes konnten zuletzt die Hilfen für Schülerinnen und Schüler aus den armen Familien verbessert werden.

Die aus Spenden finanzierte Schulspeisung wird nun zum Teil in der Rathaukantente ausgegeben. 50 Kinder erhalten hier ein Mittagessen, weitere 60 können ihr Essen in einer Kantine der Schule einnehmen. Die Stadt stellte einen Bus zur Verfügung, mit dem die Schülerinnen und Schüler zur Rathaukantente gebracht werden. Erweitert wurde die Hausaufgabenhilfe für die besonders armen Familien im Stadtteil Balta Sarata. Dafür stehen seit kurzem zwei Lehrer zur Verfügung. Denn Bildung ist entscheidend dafür, dass die nachwachsenden Generationen einmal Armut und Elend überwinden können.

### **Einsatz für die Alten, Kranken und Schwachen**

Eine weitere Säule unserer Hilfen für notleidende Menschen in Rumänien ist die Sozialstation. Zwei Schwestern und weitere Mitarbeiterinnen arbeiten in der Station der Caritas. Ähnlich –

wie das Elend der Kinder – war und ist auch das Elend vieler alter und kranker Menschen zu sehen. Weil sie sich nicht selbst helfen können, ist für sie nicht gesorgt und staatliche Hilfe fehlt. Aufgrund dieses Missstandes haben sich die Schwestern in Rumänien bereits unmittelbar nach der Errichtung der Kommunität in Caransebes in der Pflege der alten und kranken Menschen engagiert. Schwester M. Siegberga Gringel leistete als Krankenschwester diese Arbeit und baute nach und nach die Sozialstation auf, die im Mai 1995 eingeweiht wurde. Nachdem Schwester M. Siegberga 2006 nach Salzkotten in das Mutterhaus zurückgekehrt war, wurde die Arbeit von rumänischen Schwestern und Mitarbeiterinnen weitergeführt.

Anders als in Deutschland ist diese Arbeit ein Dienst am Menschen, der nicht durch ein öffentliches Gesundheitssystem finanziert wird. Die Krankenkasse zahlt nur für wenige Tage im Jahr einen pauschalen Satz, der die Kosten bei weitem nicht deckt. Ohne finanzielle Hilfe aus Deutschland wäre diese Aufgabe nicht zu leisten. 30 Patienten, überwiegend aus sozial schwachen Verhältnissen, werden durch die Sozialstation regelmäßig versorgt. Der Bedarf an häuslicher Pflege in der 30.000 Einwohner zählenden Stadt Caransebes ist aber weitaus größer. Die häusliche Pflege ist in Rumänien nicht entwickelt. Früher war dies eine Aufgabe der Angehörigen. Sogar Menschen, die im Krankenhaus lagen, mussten von den Angehörigen versorgt werden. Wer keine Angehörigen hatte oder wenn die Verwandten nicht zu einer Pflege in der Lage waren, blieben die Menschen häufig unversorgt. Und das ist manchmal leider auch heute noch der Fall.

## Hoffnungsvoll in die Zukunft

Es ist uns ein Anliegen, in den Menschen nach all den schlimmen Erfahrungen während der Ceausescu-Zeit und vor dem Hintergrund der weiter andauernden wirtschaftlichen Probleme Hoffnung zu wecken, ihnen ein neues Selbstwertgefühl zu vermitteln, zu zeigen, wieviel Kraft in ihnen selbst steckt und zu helfen, diese Kräfte freizusetzen.

Zur Zeit gehören elf rumänische und drei deutsche Schwestern unserer Gemeinschaft in Rumänien an. Sie werden

weiterhin im Geist unserer Gründerin für „die Nöte der Zeit“ da sein. Und das werden in Rumänien trotz insgesamt gewachsenem Wohlstand die Nöte der Armen sein, die eine positive wirtschaftliche Entwicklung bisher kaum erreicht hat.

Das Geschenk unserer jungen Schwestern lässt uns für die Zukunft hoffen. Sie werden – wie es in unserem Motto zum 150-jährigen Jubiläum der Kongregation heißt – „Geborgen im Glauben – Nah bei den Menschen“ den Sendungsauftrag fortführen.

»Es ist uns ein Anliegen,  
den Menschen ein neues  
Selbstwertgefühl zu vermitteln, zu zeigen,  
wieviel Kraft in ihnen selbst steckt  
und zu helfen,  
diese Kräfte freizusetzen.«

Hiltrud Wacker FCJM



## Heinz Lau SCJ

P. Heinz Lau SCJ ist seit 2008 Novizenmeister der Deutschen Provinz der Dehonianer (Herz-Jesu-Priester). Zuvor war er Rektor des Herz-Jesu-Klosters in Neustadt an der Weinstraße. Mehrere Visitations- und Pastoralreisen führten ihn in die Länder Mittel- und Osteuropas.



Heinz Lau SCJ

## „Pater, erzählen Sie uns von Gott!“

### Von der Arbeit der polnischen Herz-Jesu-Priester im östlichen Europa

Ich möchte mit drei Anekdoten unserer Mitbrüder beginnen: Pater Hendryk aus Moldawien wollte durch die Ukraine nach Polen fahren. An der Grenze wurde er aufgefordert, seinen Reisepass zu zeigen. Er bemerkt zum Schrecken, dass er keine Dokumente bei sich hat, er hatte sie zu Hause liegen lassen. Dem Grenzbeamten zeigt er einfach dreist sein Zelebret. Der Beamte mustert lange das Dokument, sucht nach dem Namen, nach der Nationalität. Er findet nichts. Schließlich fragt er: „Welche Nationalität haben Sie?“ Der Pater antwortet: „Vatikanisch!“ Der Beamte versteht schlecht und sagt: „Ah so, afrikanisch? – Bitte, fahren Sie!“

Pater Ernest in Moldawien hat genau vor seinem Pfarrhaus, dem ehemaligen Dorfschulhaus, im Vorgarten eine kleine Lenin-Statue stehen, ein „Lenin-Bambino“, damit die kleinen Schulkinder Lenin an-

schauen, grüßen und väterlich verehren können. Der Pater ärgert sich über diese Statue – genau vor seinem Hauseingang. Im Sommer lässt er die Brennnesseln so hoch wachsen, so dass sie die Statue überwuchern. Im Spätsommer im Schutz des Gestrüpps haut er die Statue einfach um und vergräbt sie im Garten. Er hat Lenin somit „ökologisch entsorgt“.

Ein Mitbruder bittet bei der Behörde in Weißrussland um eine längere Aufenthaltsgenehmigung, um längerfristiger planen und arbeiten und junge Menschen gewinnen zu können. Der Beamte weist die Bitte ab – mit der schnoddrigen Bemerkung: „Machen Sie es doch wie die Orthodoxen, drei Monate reichen, damit ein Pope qualifiziert ist!“ Unser Mitbruder entgegnet: „Drei Jahre bedarf es zur Ausbildung eines Traktoren. Und drei Monate sollten für die Ausbildung eines Priesters reichen?“

## Ausgangspunkt – Ziele – Entwicklungen

Seit der Wende 1989 im ehemals kommunistisch regierten östlichen Europa arbeiten Mitbrüder unserer polnischen SCJ-Provinz dort, und zwar in diesen drei Ländern: in Weißrussland, in Moldawien und in der Ukraine. Unter unvorstellbaren Bedingungen und mit größten Schwierigkeiten haben sie ihre pastorale, missionarische und soziale Arbeit begonnen. Mittlerweile sind sie dort zwanzig Jahre tätig. Verschiedene Gründe führten zu diesem neuen „missionarischen Aufbruch“:

- Einige Bischöfe dieser östlichen Länder baten unsere polnische SCJ-Provinz, Priester für den Neuanfang kirchlichen Lebens zu senden, für die Pastoral in diesen entchristlichten Gebieten. Die Bischöfe hatten nach jahrzehntelanger Untergrundarbeit nicht genügend Priester angesichts der neuen Herausforderungen.
- Einzelne Mitbrüder der polnischen Provinz waren schon seit den 50er Jahren zur Adventszeit und zu Weihnachten, zur Fastenzeit und zu den Kar- und Ostertagen in diese Länder gefahren, um Priestern in der Seelsorge in diesen „Spitzenzeiten“ zu helfen. Kontakte waren also schon längst da.
- Unsere polnische Provinz hatte damals viele bereitwillige, jüngere Mitbrüder, die sich für eine Missionsarbeit zur Verfügung stellten – weltweit wie in Osteuropa.
- Man wollte ganz gezielt in entchristlichte Gebiete des Ostens gehen, dorthin, wo der Kommunismus über Jahrzehnte das Christentum verfolgt

und unterdrückt hatte, sie wollten eine „Neuevangelisierung“ wagen. Wir hier wollten es ja ähnlich in der DDR.

- Polnische Mitbrüder waren bisher in erstaunlicher Weise bereit gewesen, in Missionsgebiete zu gehen, wo zuletzt Mitbrüder anderer westeuropäischer SCJ-Provinzen tätig gewesen waren und wo diese aus Personal-mangel keine neuen Missionare mehr entsenden konnten; sie waren bereitwillig „ingesprungen“. Jetzt wollten sie auch selbständig tätig werden und eigenständige missionarische Arbeit aufbauen.
- Diese polnischen Mitbrüder gingen besonders in nahe Grenzgebiete des östlichen Europas, die ehemals polnisch gewesen waren und die Stalin nach dem 2. Weltkrieg zwangsweise für Russland annektiert hatte und wo noch eine starke polnische Minderheit lebte. Die gemeinsame Sprache war förderlich.

Einige dieser fast unvorstellbaren Anfangsschwierigkeiten möchte ich erwähnen:

- Es gab keine Gemeinden oder kirchliche Strukturen mehr vor Ort.
- Die verstreut lebenden Katholiken – ohnehin in der Minderheit – waren kaum auffindbar; man musste sich auf die Suche nach Katholiken begeben und sehr mühsam und langsam eine Personenkartei aufbauen.
- Es bestand in der Bevölkerung Argwohn gegenüber dieser katholischen Minderheit, den „polnischen“ Katholiken.
- Aufgrund langer Unterdrückung und Verfolgung waren die Menschen sehr

verängstigt, waren skeptisch gegenüber den „Fremden“, die jetzt kommen und Heil versprechen.

- Vielen war nicht bekannt, ob sie je getauft waren (eventuell heimlich, von Familienangehörigen oder anderen) oder nicht; es gab keine Dokumente darüber.
- Sie wussten teilweise wenig von ihrem Glauben oder hatten ihn geheim, im Verborgenen, privat und persönlich gelebt.
- Alle kirchlichen Gebäude waren zweckentfremdet worden, waren in miserablen Zustand, zuweilen verfallen, verkommen.
- Die Patres lebten anfangs unter primitivsten Bedingungen: in Kellern, Sakristeien, in Hinterhöfen, in Zimmern bei Familien.
- Der Zusammenbruch des Kommunismus schaffte große Verunsicherungen, Korruption, Arbeitslosigkeit, Armut, Gewalt, Rechtlosigkeit, Alkoholismus, Prostitution – mitten in dieser Umbruchsituation wagten sie einen Neuanfang.
- Die unterschwelligsten Spannungen zur orthodoxen Kirche als der Mehrheitskirche: Rivalität, Angst vor Abwerbung, Missionierungsverdacht.
- Die Eigentumsrechte und Besitzverhältnisse waren überhaupt nicht geklärt.
- Es gab keinerlei Baumaterialien und kein Geld zum Aufbau oder zur Renovierung von Kirchen, Gemeindezentren, Pfarrhäusern. Baumaterialien mussten unter größter Anstrengung, manchmal abenteuerlich mit Kleinlastern und PKW, illegal über tausende Kilometer und mit hohem persönlichen Einsatz von Polen herbeigeschafft werden.

Die Situation hat sich seitdem, seit gut 20 Jahren, gravierend verändert:

- An vielen Orten sind nun neue Kirchen entstanden – mit Gemeindezentren, Sozialstationen, Pfarrhäusern, Suppenküchen.
- Es gab viele Einzelinitiativen von engagierten Personen, Verbänden, Institutionen, Bistümern und Ordensgemeinschaften aus dem westlichen Europa, ferner Patenschaften, freiwillige Dienste.
- Besonders westliche Caritasverbände haben sich tatkräftig eingesetzt und vor Ort bewundernswerte soziale, karitative Projekte aufgebaut und gefördert.
- Ein großer Segen war „Renovabis“, die großartige Initiative der deutschen Katholiken für Osteuropa. Damit kam verlässliche Unterstützung für die katholische Kirche in diese Länder.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

### Herz-Jesu-Priester in Moldawien – Transnistrien

Die ehemalige sowjetische Republik Moldawien hat sich nach der Wende für unabhängig erklärt und den selbständigen Staat Moldawien gegründet, der geschichtlich gesehen immer nach Rumänien orientiert war und heute einen kleinen Pufferstaat zwischen Rumänien und Russland bildet. Teile dieses Staates waren früher in Deutschland unter

„Bessarabien“ bekannt. 1992 kam es zu einem Bürgerkrieg zwischen dem nach Rumänien orientierten Moldawien und dem russisch-orientierten Transnistrien (trans- jenseits des Dnjestre, des Grenzflusses). Die Folge dieses unseligen Bürgerkrieges war eine Abspaltung und Trennung Transnistriens von Moldawien. Diese Republik wird allerdings außer von Russland und der Ukraine weltweit nicht anerkannt. Moldawien pflegt freundschaftliche Kontakte nach Rumänien (kleiner Grenzverkehr, Kulturaustausch). Moldawien mit der abgespalteten Republik Transnistrien dürfte mit Albanien wohl zu den ärmsten Staaten Europas gehören. Moldawien hat 3,6 Millionen Einwohner, die Hauptstadt ist Chisinau bzw. Kischiniew mit 663.000 Einwohnern; die Stadt ist zugleich Sitz des katholischen Bischofs. Andere große Städte, die allesamt in Transnistrien liegen und in denen überall unsere Patres tätig sind: Tiraspol mit 155.000 Einwohnern (gleichsam Hauptstadt dieser abtrünnigen Republik Transnistrien), Bendery mit 95.000 Einwohnern sowie Rybnica mit 50.000 Einwohnern. 90 Prozent der Bevölkerung ist orthodox, darüber hinaus gibt es eine katholische, protestantische und jüdische Minderheit. Relikte eines einstmals blühenden jüdischen Lebens findet man überall.

Transnistrien wird sehr autoritär von Altkommunisten unter dem Autokraten Igor Smirnow regiert. Der Konflikt um diese separatistische Republik ist momentan „eingefroren“. Moldawien fordert den Rückzug der russischen Streitkräfte, die Auflösung der Militärdepots, die Umwandlung der Friedenstruppe (moldauische, russische und transnistrische Kontingente) in eine multinationa-

le, zivile Beobachtermission. Russland und die Ukraine fordern einen Sonderstatus für Transnistrien. Es ist ein lästiges Bemühen, mit mancherlei Schikanen verbunden, durch drei Grenzkontrollen hindurch nach Transnistrien zu unseren Mitbrüdern zu gelangen. Es gibt große Probleme. Da das Land nicht autonom ist, wird es nicht anerkannt, es ist wie ein „Land in einem Land“: eine schikanöse, dreifache Grenze für unsere Patres mit Grenzproblemen und Grenzschwierigkeiten. Transnistrien hat eine eigene Währung, eine eigene Armee, einen eigenen, selbsternannten Präsidenten, die kyrillischen Buchstaben (im Gegensatz zu Moldawien, das lateinische Buchstaben nutzt).

#### Zur Arbeit der Herz-Jesu-Priester

Die Katholiken sind in der Minderheit, die orthodoxen Christen bilden die absolute Mehrheit. Die Katholiken werden wie eine Sekte angesehen, dabei wollen wir eine ganz normale Kirche sein! Seit einem Jahr gibt es einen neuen orthodoxen Bischof in Tiraspol. Es gab bisher sehr einvernehmliche Kontakte zum alten Bischof, freundschaftliche Beziehungen zum neuen Bischof werden langsam geknüpft. Die Herz-Jesu-Priester arbeiten ausschließlich in der abtrünnigen Republik Transnistrien, und zwar in der Gemeindepastoral in fünf Gemeinden: in Tiraspol (Quasi-Hauptstadt), in Bendery, in Rybnica, in Raszkow und in Sloboda-Raszkow – mit zwei Brüdern und neun Patres. Der Distriktober ist wegen der politischen Spannungen zugleich auch eine Art von Generalvikar des Bistums Chisinau, der Delegat des Bischofs für das Gebiet Transnistrien. Unsere Arbeit vor Ort umfasst:

- Gemeindeseelsorge, d.h. Eucharistiefeiern, Katechesen, Glaubenskurse, Beerdigungen, Spendung der Sakramente, Gespräche.
- Caritas-Stationen für Kranke. Krankenschwestern fahren hinaus und besuchen täglich alte und kranke Menschen, auch weit außerhalb; sie versorgen die Kranken medizinisch. Hilfe erhalten sie von „Caritas internationalis“, die von Anfang an sehr engagiert war.
- drei Krankenstationen (medizinisch-sozialer Dienst) in Tiraspol, Bendery und Raszkow. Je Station werden dort etwa 30 Personen von Schwestern betreut und gepflegt. P. Kuszman sagt darüber: „Das ist das Schlimmste vom Schlimmsten.“ Diese Stationen, sehr primitiv, wurden von der österreichischen und luxemburgischen Kirche finanziert. „Es ist eine großartige Arbeit“, so P. Piotr.
- das „Haus für Kinder“ – für Straßenkinder, die kein familiäres Zuhause haben (schwierige Familienverhältnisse, Armut, Scheidungen, mehrere Väter, Gewalt, Prostitution der Mütter, Drogen, Alkohol usw.). In Tiraspol sind in diesem Haus 25 Kinder bis zu 18 Jahren. Sie können übernachten, wohnen, sollen aber später wieder zurück in die Familien. Sie bekommen zu essen, werden bei den Hausaufgaben betreut, lernen anfängliche Computer-Kenntnisse, bekommen Kleidung, Schulmaterialien. Lehrer und Psychologen arbeiten mit den Eltern. Einige Kinder, bis zu 60, sind auch im Tageszentrum.
- zwei Häuser für Jugendliche (bei Bendery und in einem weiteren Dorf), die im Gefängnis waren oder ohne Familie sind.
- In jeder Pfarrei gibt es eine Suppenküche für Kinder und Arme; täglich werden circa 1.200 Essen ausgegeben (in Tiraspol zwischen 50–60, in Bendery zwischen 40–50, in Raszkow zwischen 100–110, in Rybnica zwischen 40–60, in Sloboda Raszkow zwischen 110–130 Kinder). In Tiraspol ist die Suppenküche im „grünen“ Haus mit Namen „Pietruschka“ untergebracht, benannt nach einer russischen Märchenfigur – unter dem gleichen Dach wie das „Haus für Kinder“.
- klösterliche Gemeinschaften – zusammen mit der Pfarrseelsorge; in Tiraspol ist das Kloster noch nicht fertig, in Bendery wurde das Kloster fertig gestellt, die Kirche ist im Bau; bisher findet der Gottesdienst in einem großen Raum des Klosters statt.

#### Einige beispielhafte Projekte

In *Tiraspol* wird ein neues Projekt gestartet. Aus den Kindern sind mittlerweile Erwachsene geworden, sie können aber nicht nach Hause, weil ihre Eltern sie nicht wollen. Mit Hilfe der englischen Provinz wurden primitive Garagen zwischenzeitlich zu drei Wohnungen umgebaut. Vier junge Mädchen und zwei Jungs, die schon über fünf Jahre da sind, wohnen je zu zweit in einer solchen Wohnung mit Küche. Sie gehen zur Schule oder studieren; so sollen sie lernen, selbständig und selbstverantwortlich zu leben. Einige Laien engagieren sich hier.

Der neue Pfarrer von *Sloboda Raszkow* baute zwei Häuser, in denen er Jugendliche und Kinder aus einem Kinderheim aufnimmt, in denen sie schon seit Jahren sind. Hier in „Popiemki“ nimmt er

sie in den Ferien auf – bis zu 300, damit sie einmal etwas anderes erfahren. Sie sollen lernen, kochen, waschen, Gartenarbeit machen – „leben wie in einer Familie“. Diese Kinder haben noch keine Schule besucht, wurden irgendwie „weggesperrt“. Die Anzahl schwankt, wie eine Welle, mal mehr, mal weniger. In *Parkane*, einem kleinen Dorf zwischen Bendery und Raszkow gibt es ein kleines Projekt, ein technisches Zentrum mit Lager, eine Art „Mini-Akademie“ für Jugendliche, die hier auch wohnen können. Sie erlernen in professionellen Kursen Bautechnik, die Reparatur von LKWs und Autos, Lager-Technik oder können den Führerschein erwerben. Diese Arbeit ist sehr sinnvoll, einige Jugendliche arbeiten mittlerweile in Moskau oder St. Petersburg. Bei jeder Suppenküche gibt es auch eine Gruppe mit einer Nähschule, Computerkursen, Handwerk und Hausaufgabenbetreuung. Die Arbeit geschieht zusammen mit Lehrern und anderen Laien.

In *Rybnica* ist ein kleines Tageszentrum entstanden, wo alte, allein stehende Menschen sich den ganzen Tag über treffen oder aufhalten können – mit Gelegenheit zum Essen, mit gestaltetem Programm.

In dem kleinen Dorf *Iwanowska*, einer kleinen Filiale, wo nur noch alte Leute leben und wo alle jungen Leute weggezogen sind, entsteht eine kleine Kapelle – nur für diese Alten.

In *Kamionka*, einer kleinen Stadt bei Raszkow, bildete sich eine kleine Gruppe von Katholiken. Bisher feiern sie den Gottesdienst am Sonntag in einer Wohnung. Diese Gruppe will eigenständig eine kleine Kapelle bauen, der Platz ist schon da.

## Herz-Jesu-Priester in Weißrussland

Auch aus dieser sowjetischen Republik wurde nach der Wende ein eigener unabhängiger Staat: Weißrussland bzw. Belorussia (Belarus). Weißrussland ist der letzte diktatorische Staat Europas unter Alexander Lukaschenka, der Geheimdienst ist allgegenwärtig. Das autoritäre Regime geht brutal gegen Oppositionelle und jetzt gegen die polnische Minderheit vor, verhaftete den Vertreter der polnischen Minderheit, schloss das polnische Kulturhaus, erklärte die polnische Interessenvertretung für illegal usw. Polen zog daraufhin den Botschafter ab. Trotzdem ist ein visumsfreier, kleiner Grenzverkehr möglich. Die EU hat Reisebeschränkungen über weißrussische Politiker verhängt.

Es gibt eine polnische, katholische Minderheit im Westen Weißrusslands, bes. im Gebiet um Grodno (328.000 Einw.) und Baranowicze (168.000 Einw.). Dieses ehemals polnische Gebiet wurde durch Stalin annektiert, die polnische Bevölkerung wurde mehrheitlich vertrieben. Hier war einmal lebendiges, jüdisches Leben zuhause, so auch der Chassidismus; der bekannteste Jude dürfte Marc Chagall aus Vitebsk gewesen sein. Weißrussland hat 9,6 Millionen Einwohner, die Hauptstadt ist Minsk. 60 Prozent der Bevölkerung ist orthodox, acht Prozent katholisch. Es gibt in Weißrussland vier katholische Bistümer, wir sind in dreien präsent.

### Zur Arbeit der Herz-Jesu-Priester

Seit 1950 halfen polnische Patres sporadisch in Gemeinden zur Advents- und Fastenzeit aus. Seit der politischen Wen-

de 1989 nach der Visitation von Bischof Tadeus Kondrusiewiczem engagieren wir uns verstärkt. Es begann 1989 mit zwei Patres in zwei Gemeinden: in Lack und Wjutupy, bald folgte weitere Mithilfe in Leiczyne (Gebiet Tschernobyl) und in Grodno, etwas später Pastoral in anderen Gemeinden: Lachowicze, Szark und Ostryna, dann in Baranowicze und Wopropaykewo. Aktuell arbeiten 13 Patres in Weißrussland.

In Weißrussland haben unsere Patres, die ja aus Polen kommen, derzeit große Schwierigkeiten: Sie dürfen nicht mehr pastoral arbeiten, müssen das Land verlassen, werden ausgewiesen oder bekommen kein Visum mehr – und das nach mehr als 15-jähriger Tätigkeit dort. Momentan gibt es eine provisorische Lösung, so dass ein Mitbruder mit einer nicht-polnischen Staatsangehörigkeit offiziell Pfarrer ist und die anderen „Altgedienten“ halb-illegal die vielfältige Arbeit weiterhin tun. Es ist ein Provisorium. In drei Gebieten, in drei Lokalgemeinschaften, arbeiten wir Herz-Jesu-Patres in Weißrussland:

In der Stadt *Grodno* – Bischofsstadt – mit 328.000 Einwohnern begannen wir gleich nach der Wende. Mitten in einem unübersehbar großen Neubaugebiet, einer Trabantenstadt, auf dem Reißbrett entworfen, bauten wir peu à peu eine neue Kirche, angefangen mit der Krypta, und später eine klösterliche Niederlassung. Drei Mitbrüder arbeiten dort als Seelsorger. Zur Pfarrei zählen 30.000 Katholiken, 5.000 Gottesdienstbesucher kommen am Sonntag. Unsere Pfarrei wurde in einem riesigen Neubaugebiet (mit circa 70.000 Einwohnern) mit Hochhäusern im Plattenbaustil, soweit das Auge reicht, errichtet. Am Rande dieser Trabantenstadt auf dem freien Felde bis

zum Horizont hin soll noch alles zugebaut werden. Unsere Patres fingen sehr primitiv an, wohnten über Jahre in einem Hochhaus, suchten nach einem freien Platz für die Kirche mittendrin und begannen mit dem Kirchbau. Über Jahr wurde der Gottesdienst in der provisorischen Unterkirche gehalten, geheizt nur mit einem Kanonenofen. In diesem Gebiet überfällt einen eisige Kälte: farblose, konturenlose Hochhäuser, verwilderte Flächen, kein Zentrum, keine Geschäfte, kaputte Straßen, überall Dreck, Müll und Unordnung, kaputte Autos, Autoreparatur an den Sonntagen – eine „seelenlose Stadt“, eine „Stadt ohne Gott“. In der Nähe von Grodno arbeitet ein weiterer Pater in einer kleinen Gemeinde.

300 km weiter östlich in *Postawy* arbeiten zwei Herz-Jesu-Patres in dieser kleinen Stadt. 2.000 Gottesdienstbesucher erscheinen jeden Sonntag. Es gibt sehr gute Beziehungen zur orthodoxen Kirche. Im Gebiet von Postawy arbeiten wir noch in drei weiteren Pfarreien. Aus einer alten Baracke wurden über die Jahre ein Exerzitenhaus und ein Zentrum der Begegnung erbaut. Hier bemühen wir uns besonders um die Jugendlichen. Ein altes Haus wird derzeit renoviert und zu einem Haus für die Jugend umgebaut.

Wieder 200 km weiter östlich Richtung Minsk im Bistum Pinsk, in *Lachowicze*, arbeiten zwei Herz-Jesu-Patres in zwei Pfarreien. Unsere Präsenz umfasst Gemeindearbeit und Jugendpastoral. Als ich 2001 unsere Mitbrüder dort besuchte und wir unmittelbar nach der Ankunft mit der Eucharistiefeier in der Pfarrkirche begannen, war zwischenzeitlich schon der Geheimdienst gekommen, hat nach unserer Aufenthaltserlaubnis gefragt und uns observiert.





## Herz-Jesu-Priester in der Ukraine

Teile der westlichen Ukraine gehörten bis zur Zwangsannektierung unter Stalin nach dem 2. Weltkrieg zu Polen. L'viv/Lemberg war eine blühende, kulturelle Stadt Polens (734.000 Einwohner). Sie ist übrigens Partnerstadt von Freiburg im Breisgau. Die Ukraine hat 46 Millionen Einwohner, die Hauptstadt ist Kiew. 52 Prozent der ukrainischen Bevölkerung sind orthodox, neun Prozent griechisch-katholisch, drei Prozent protestantisch sowie zwei Prozent katholisch. In der Ukraine herrschen andauernde Spannungen politischer Art zwischen dem pro-europäischen und dem pro-russischen Lager sowie religiöser Art zwischen der orthodoxen und der unierten Kirche. Die unierte Kirche erlitt brutalste Unterdrückung, wurde mit der orthodoxen Kirche zwangsvereinigt und sucht jetzt wieder die Eigenständigkeit, die „Autarkie“, und die Union mit Rom.

### Zur Arbeit der Herz-Jesu-Priester

Der Ursprung unserer Arbeit in der Ukraine geht zurück in die 50er Jahre, als polnische Patres in kirchlichen „Hochzeiten“ (Advent und Fastenzeit) dort Aushilfe machten – auf ausdrückliche Anfrage der Ortsbischöfe hin (Bistum Charkowsko-Zaporoska und Bistum Zytomiersk). Sie, Bischof Stanislaw Szyrokoradiuk und Erzbischof Jan Purwinski, waren dann später stärker an der Arbeit unserer polnischen Patres interessiert. Es gab etliche Besuche und Gespräche zwischen den Bischöfen und unserer polnischen Provinzleitung. Die Arbeit begann am 1. Oktober 1997 im

Bistum Zytomiersk mit zwei Patres in drei Gemeinden (Romanow, Czerwone Chatki und Sobolowka), zusätzlich ab 1998 in Zolty Brod und dann mit einem dritten Pater in Sobieraj. Es folgte ein Pater für die Gemeinden in Persot und Miropol. 2001/2002 eröffneten wir ein „Sozialhaus“ in Alexandrowka, dort arbeitet ein Kaplan. 2002 gingen wir in sechs neue Gemeinden: Bykowko, L'viv-Brzuchowice, Marianowka, Persotrawensk und Romanow. Zwei neue Mitbrüder kamen hinzu. In der Ukraine sind wir staatlich anerkannt. Wir haben hier ein Kloster in Kjerwomo, arbeiten pastoral in den Gemeinden, sorgen für einen Kindergarten und sorgen um eine Suppenküche – besonders arme Menschen kommen zahlreich – und um ein Sozialhaus.

Seit kurzer Zeit denken wir über eine SCJ-Niederlassung und eine stärkere Präsenz in der Großstadt Lemberg/L'viv nach. Ein Pater wohnt derzeit im Priesterseminar und sucht nach einem geeigneten Platz für eine neue Kirche mit klösterlicher Niederlassung. Heute arbeiten in der Ukraine sechs Mitbrüder in vier Gemeinden, zehn Filialkirchen und in 23 kleinen Dorfstationen, mit fünf Niederlassungen im Bistum Zytomiersk und einer im Bistum Charkowsko-Zaporoska.

### Zum Abschluss

Mich haben Lebenszeugnisse katholischer Laien, Priester und Bischöfe in der Zeit der Oktober-Revolution, des Kommunismus, besonders des Stalinismus, sehr beeindruckt. Ihre Lebensgeschichten werden erzählt, sie sind lebendig. Zwei bleiben mir unvergessen:

### Der Priester in Rybnica – Moldawien

In der zaristischen Zeit hat dieser Pfarrer den einzigen Bolschewisten seiner Stadt, einen Juden, in der Verfolgung bei sich versteckt und ihn so gerettet vor den „weißen Truppen des Zaren“. Nach dem kommunistischen Umsturz wurde der Jude örtlicher Partei-Vorsitzender und erwies sich als sehr gewalttätig. Die brutalen Kampagnen gegen die Kirche erreichten Anfang der 30er ihren Höhepunkt. Er hat den Pfarrer, der bereits auf der Deportationsliste nach Sibirien stand, eigenhändig von der Liste gestrichen – aus Dankbarkeit. Als dieser Pfarrer nach schrecklichen Torturen und schlimmsten Drangsalen 1937 verstarb, wurde der Leichnam klammheimlich von jungen Mädchen versteckt und begraben. Einige Frauen wussten um den heimlichen Ort. Er wurde später ausgegraben und auf dem Friedhof erneut bestattet, der dann enteignet wurde. Heute hat er ein Ehrengrab auf dem Kirchplatz in Rybnica gefunden. Er wurde somit dreimal bestattet.

### Kardinal Kazimir Swiatek von Minsk und Pinsk – Weißrussland

Dieser Kardinal konnte nur drei Monate als Priester wirken. 1939 als 25-Jähriger wurde er von den Sowjets verhaftet, dreimal zum Tode verurteilt und wartete in der Todeszelle in Brest auf das Erschießungskommando. Beim Überfall der Deutschen war er kurzfristig frei und wurde 1944 gleich wieder verurteilt – wegen Spionage für den Vatikan: „10 Jahre Zwangsinhaftierung Sibirien“. Seine alte Mutter, die ihm regelmäßig einen Essenskorb bringt, betrügen die Gefängnisaufseher über Jahre; er war

schon am dritten Tag in Sibirien. Dort in Sibirien hat er unsäglich gelitten, war Bauarbeiter und Holzfäller. Nach zehn Jahren wurde er dem Richter vorgeführt und auf weitere zehn Jahre verurteilt. Beim dritten Mal wunderte sich der Richter über die dicke Aktenmappe des angeklagten Priesters und fragt: „Wie, Sie leben immer noch? Wieso das?“ – Der Priester, im Moment von Mut: „Gott steht wohl hinter mir!“ Der Richter verächtlich: „Was ist das, Gott?“ Der heutige Kardinal erinnert sich an das Verhör Jesu, fasst sich Mut und fragt einfach: „Was ist Wahrheit?“ Wie durch ein Wunder wurde er freigelassen. Hat sich der Richter an irgendetwas in seiner Kindheit erinnert, an Gläubigkeit in der Familie? 1956 kommt er nach Weißrussland zurück, darf als Priester arbeiten und wurde 1991 zum Bischof geweiht – eine 50-jährige bischofslose Zeit ging damit zu Ende. Der alte Kardinal wohnt in einem schlichten Zimmer, empfängt dort seine Gäste. Eine Bischofswohnung, die ihm ein westlicher Diplomat finanzieren will, lehnt er ab. Über seine schrecklichen Erfahrungen spricht er nicht, einmal nur sagte er: „Es war eine einzige Katastrophe! Nur drei Priester haben überlebt.“ Als ein Besucher aus dem Vatikan ihn bittet, seine einzigartige Lebensgeschichte detailliert aufzuschreiben, antwortet er kurz: „Ich sterbe noch lange nicht!“

## Stefan Dartmann SJ

P. Stefan Dartmann SJ wurde 1956 in Gelsenkirchen-Buer geboren und trat 1978 in den Jesuitenorden ein. Nach Studien in München, Frankfurt und Uppsala war er von 1993 bis 2004 in der Seelsorge in Stockholm tätig. Von 2004 bis 2010 amtierte er als Provinzial der deutschen Jesuitenprovinz. Seit Dezember 2010 ist er Hauptgeschäftsführer des Osteuropa-Hilfswerks Renovabis.



Stefan Dartmann SJ

## „Austausch der Gaben“ – bereichernd für alle Ordensleute in Ost und West kooperieren mit Renovabis

Mit jedem Tag und jeder Begegnung steigt meine Begeisterung für die neue Aufgabe an der Spitze von Renovabis. Schon die ersten Monate auf dem Freisinger Domberg haben mich Respekt vor der hohen Professionalität gelehrt, mit der meine fünfzig neuen Kolleginnen und Kollegen von der „Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa“ bei der Arbeit sind. Noch kann ich sagen, was mir später als Eigenlob angekreidet werden könnte: „Hut ab vor diesem phantastischen Team!“

Das 1993 vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken und den deutschen Bischöfen gemeinsam initiierte jüngste katholische Hilfswerk in der Bundesrepublik wird in diesem Jahr volljährig. Seit 18 Jahren gehören Pflingsten und Renovabis einfach zusammen. Die Überzeugung, bei einem Werk des Heiligen Geistes mitzuarbeiten, verpflichtet, sich dem Geist Gottes als Instrument zur Verfügung zu stellen, damit dieser mit unserer Hilfe das Angesicht der Erde

zu „renovieren“ (Ps 104) vermag. Wie damals, 1993, geht es auch heute bei Renovabis in erster Linie darum, unseren kirchlichen Partnern in 29 ehemals kommunistischen Ländern Europas und sogar Zentralasiens bei der Erneuerung von Kirchen und Gesellschaft zur Seite zu stehen. Gut zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch des „Ostblocks“ sind die meisten Länder dort zwar in wirtschaftlicher Hinsicht ein gutes Stück vorangekommen, zahlen dafür aber häufig einen hohen Preis. Ein vielerorts ausbeuterischer Turbokapitalismus hat die Menschen neuerlich in Bedrängnis gebracht. Der im Prinzip notwendige Transformationsprozess hat für viele zu einer erheblichen und langfristigen Verschlechterung ihrer materiellen Lebensbedingungen geführt. Das soziale Gefälle wird größer, und es erweist sich jetzt als verhängnisvoll, dass es ein soziales Netz westlichen Zuschnitts praktisch nirgendwo im Osten gibt, nicht einmal in den neuen EU-Mitgliedsländern Ungarn, Polen oder der Tschechischen

Republik. Gerade weil das Interesse der bundesdeutschen Bevölkerung für Osteuropa wieder abnimmt, gilt es daher in aller Nüchternheit festzustellen: Solidarität mit unseren Nachbarn im Osten wird für diese noch lange eine Notwendigkeit sein. Sie jetzt im Stich zu lassen, wäre unverantwortlich, ja töricht. Denn viele der Probleme, die unseren Partnern im Osten heute zu schaffen machen (HIV-Aids, Migration, Frauenhandel, Umweltzerstörung), kennen keine Grenzen und erfordern definitiv eine gemeinsame Verantwortung.

Echte Solidarität ist aber gerade unter Christen keine Einbahnstraße, sondern bedeutet die Chance einer „gegenseitigen Ergänzung“, eines für beide Seiten bereichernden „Austauschs der Gaben“, wie Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Ut unum sint“ (Nr. 57) im Blick auf die „Schwesterkirchen“ in Ost und West unterstreicht. Hier in Deutschland noch mehr erfahrbar zu machen, dass es bei der Ost-West-Partnerschaft um eine Win-Win-Situation geht, ist eines der Ziele, die ich mir für meine Amtszeit gesteckt habe.

Renovabis soll die kirchlichen Aufgaben in Mittel- und Osteuropa und den gesellschaftlichen Aufbau in diesen Regionen fördern und will für hilfsbedürftige Menschen da sein, ungeachtet ihrer Nationalität und Religionszugehörigkeit. Das alles geht nur dank der finanziellen Großzügigkeit und der Bereitschaft der deutschen Katholiken zum Teilen. Bislang haben die Menschen hierzulande Renovabis dieses in vorbildlicher Weise ermöglicht. Sie konnten und können dies auch guten Gewissens tun, denn nach allem, was ich den Projektakten und Gesprächen mit den Verantwortlichen auf verschie-

## Schwestern helfen Schwestern

*Ein Projekt der Frauenorden in Deutschland und der Aktion Renovabis*

„Schwestern helfen Schwestern“ ist der programmatische Name eines bewährten Projekts, bei dem die Frauenorden in Deutschland und die Aktion Renovabis seit Juni 2001 eng zusammenarbeiten. Ziel dieser Kooperation ist es, Ordensfrauen im östlichen Teil Europas gezielt zu unterstützen. Dabei geht es beispielsweise darum, insbesondere alten sowie kranken Schwestern zu helfen und ihnen in aktuellen Notlagen finanziell beizustehen. Außerdem sollen sich Ordensfrauen (weiter-)bilden und übergeordnete Organisationsstrukturen aufbauen können. Unterstützt werden auch Maßnahmen pastoraler oder sozialer Art, die sich in Trägerschaft der Schwestern-Gemeinschaften vor Ort befinden. Im Rahmen der Kooperation nimmt Renovabis die Spenden von deutschen Ordensgemeinschaften entgegen und verwendet sie im Sinn der oben beschriebenen Maßnahmen für Ordensgemeinschaften in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. Dabei setzt Renovabis auch im erheblichen Umfang Eigenmittel ein.

denen Ebenen entnehmen kann, wird immer sehr darauf geachtet, dass die Gelder in den Projekten unserer Partner effektiv und transparent eingesetzt werden. Evaluationen unserer Projekte von außen bestätigen das.

Auf gleicher Augenhöhe, und nicht als Revisoren, begleitet Renovabis die

Projekte unserer Partner, geben oder vermitteln wir qualifizierte Hilfe zur Selbsthilfe. Ob in der Kinder-, Jugend und Familienseelsorge, in der Gemeindegarbeit oder im Einsatz für Straßenkinder, beim Betrieb von Hospizen, bei der Organisation von Ferienfreizeiten für bedürftige Kinder oder bei der Hilfe für Opfer des Frauenhandels – eine Analyse der Nachhaltigkeit unserer Hilfe geht routinemäßig der Gewährung der Unterstützung voraus.

In den letzten Jahren ist gerade die Bildungsarbeit in Schule und Beruf intensiviert worden. Gerade ein breit gefächertes Bildungsangebot kann die Botschaft vermitteln, dass es im Leben nicht nur auf berufliche Formation und Erfolg ankommt, sondern auch um Wertschätzung und Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit. Der Mensch ist eben mehr als ein Produktionsfaktor!

Im Blick auf die europäische Geschichte sind die Dimensionen von ökumenischer und nationaler Versöhnung Aspekte, die schon heute viele unserer Projekte und Aktivitäten auszeichnen. Sie sind auch für mich wichtige Leitsterne meiner Arbeit.

So bin ich stolz, dass Renovabis, um nur einige Beispiele zu nennen, multiethnische Europaschulen für kroatische Katholiken, muslimische Bosniaken und orthodoxe Serben fördert. Oder jugendliche Freiwillige unterstützt, die an Begegnungsprogrammen in verschiedenen Ländern teilnehmen. Oder ökumenische, ja in einigen Fällen interreligiöse Zusammenkünfte von Theologen unterschiedlicher Herkunft sponsert, wie es etwa in Bosnien geschieht.

Wenn wir 25 Jahre nach Tschernobyl mit der diesjährigen Pfingstaktion auf die Verantwortung von Ost und West

für die uns gemeinsam anvertraute Schöpfung fokussieren, hoffen wir, dass gerade jüngere Menschen mit ihrer besonderen ökologischen Sensibilität sich für Renovabis oder eines der vielen von Renovabis begleiteten Partnerschaftsprojekte gewinnen lassen. Ich hoffe, dass viele Ordensleute ihre Chancen nutzen, junge Menschen auf Renovabis und ein mögliches Engagement dort aufmerksam zu machen.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Für eine halbe Milliarde Euro hat Renovabis seit 1993 knapp 18.000 Projekte fördern können. Von diesen Projekten ist ein erheblicher Anteil von Ordensgemeinschaften aus Deutschland unterstützt oder von Ordensfrauen und -männern als Projekt vor Ort verwirklicht und nachhaltig betrieben worden. Es scheint mir übrigens kein Zufall zu sein, dass sowohl meine beiden Vorgänger als auch ich Ordensleute sind. Denn ein großer Teil unseres Engagements in den 29 Ländern, für die Renovabis eine Zuständigkeit hat, wäre ohne die einheimischen bzw. dort apostolisch tätigen Ordensleute nicht leistbar. Und auch ihr Gebet darf nicht vergessen werden. Orden verfügen meist über ein phantastisches internes Netzwerk und bilden dadurch eine nur selten gewürdigte wichtige Brücke zwischen Ost und West. Bei ihnen möchte ich mich an dieser Stelle für die in der Regel gute Zusammenarbeit bedanken und sie gleichzeitig einladen, auch künftig mit Renovabis zusammenzuarbeiten.

## Aus dem Vatikan

### **Brasilianer João Bráz de Aviz neuer Präfekt der Ordenskongregation**

João Bráz de Aviz ist neuer Präfekt der Kongregation für die „Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens“. Er trat das Amt am 16. Februar 2011 an. Der Brasilianer ist damit im Vatikan für die Ordensgemeinschaften und Kongregationen, die Säkularinstitute sowie andere geistliche Gemeinschaften zuständig. Papst Benedikt ernannte den aus dem südbrasilianischen Mafra stammenden Kirchenmann Anfang Januar. Bráz de Aviz tritt die Nachfolge des slowenischen Kardinals Franc Rodé CM an, der aus Altersgründen aus dem Amt ausschied. Anders als sein Vorgänger ist Aviz kein Ordensmann. Der Kirche seines Landes diente er als Bischof in insgesamt vier Diözesen, zuletzt als Erzbischof in der Hauptstadt Brasilia. Im Namen der DOK wünschten Vorsitzender Abt Hermann-Josef Kugler O.Praem. und Generalsekretärin Schwester Walburga Scheibel OSF dem neuen Präfekten Gottes Segen für seine anstehenden Aufgaben und Begegnungen. (kna/dok)

### **Chinesischer Salesianer neuer Sekretär der Missionskongregation**

Der aus Hongkong stammende Salesianer Savio Hon Tai-Fai SDB hat Ende Januar 2011 seinen Dienst als neuer

Sekretär der vatikanischen Missionskongregation aufgenommen. Er löste Erzbischof Robert Sarah ab, der dem deutschen Kurienkardinal Paul Josef Cordes als Präsident des päpstlichen Rates zur Katastrophenhilfe „Cor unum“ gefolgt war. Der Anfang Februar zum Erzbischof geweihte Hon war zuvor als Theologieprofessor in Hongkong tätig. Seine künftige Aufgabe sieht der Ordensmann insbesondere als Brückenbauer zu seinem Heimatland: In China wird Erzbischof Hon aufgrund seiner diplomatischen Art geschätzt. Mit seiner Ernennung zum Sekretär erhält Hon die stellvertretende Leitung der Kongregation, die für die Evangelisierung der Völker verantwortlich zeichnet. Der Leiter der Behörde ist seit 2006 der indische Kurienkardinal Ivan Dias.

(kna/rv)

### **Papst Benedikt: Ordensleben ist Gegenentwurf zum gegenwärtigen Individualismus**

Anlässlich der Vollversammlung der Union der Generaloberen der europäischen Ordensgemeinschaften (USG), die Ende November 2010 in Rom stattgefunden hat, hat Papst Benedikt XVI. das Ordensleben als heilsames Element gegen den zeitgenössischen Individualismus bezeichnet. Gleichwohl müsse der Aspekt der Gemeinschaft stets in Gebet und Sakramenten neu bedacht werden, um weiterhin außerhalb der Maßstäbe dieser Welt zu liegen. Darüber hinaus





dankte der Papst den Ordensoberen für ihren vielfältigen karitativen und apostolischen Einsatz. Trotz der Umbruchsituation des Ordenslebens in Europa gelte es, den göttlichen Ursprung im geweihten Leben zu erkennen. Vor diesem Hintergrund blieben die Orden auch weiterhin fester Bestandteil der Kirche. (kna/rv/dok)

### **Zwei Ordensleute unter den 2010 gewaltsam zu Tode gekommenen Seelsorgern**

Weltweit sind auch im vergangenen Jahr 2010 katholische Seelsorger gewaltsam zu Tode gekommen. Unter den 23 Männern und Frauen befanden sich zwei Ordensleute. Dies gab die vatikanische Nachrichtenagentur Fides zum Jahresende 2010 bekannt. Ihr Leiter, P. Vito del Prete, beklagte insbesondere die Zustände der Verfolgung und Misshandlung in Asien. Von den meisten Gewaltakten gegen Christen dringe jedoch weiterhin nur selten eine Notiz nach außen. (rv)

### **Ökumenische Baumpflanzung vor Basilika Paul vor den Mauern**

Vertreter des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen und der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) haben Ende Januar 2011 einen Olivenbaum als Zeichen der gelebten Ökumene gepflanzt. Die Pflanzung samt Segnung fand anlässlich des 500-Jahr-Jubiläums des Rombesuchs Martin Luthers vor der Basilika Paul vor den Mauern statt. Die den Benediktinern anvertraute Basilika gilt als hervorgehobene Stätte der Ökumene

in Rom. Der Zeremonie wohnte unter anderen der Abt des Klosters St. Paulus, P. Edmund Power OSB, bei. Das Pendant zur römischen Pflanzung stellt das Projekt „Luthergarten“ in Wittenberg dar: Dort sollen bis zum Reformationsjubiläum 2017 500 neue Bäume gepflanzt werden; Religionsgemeinschaften aus aller Welt sind zur Übernahme einer Patenschaft eingeladen. (zenit)

### **Weltweite Zahl der Priester leicht gestiegen - Zahl der Ordenspriester geht zurück**

Im Jahr 2009 ist die Gesamtzahl der Priester leicht gestiegen. Dies geht aus dem vom Statistischen Zentralamt des Vatikans Mitte Februar veröffentlichten Jahrbuch der katholischen Kirche hervor. Weltweit sind 2009 rund 410.600 Priester registriert worden. Ein knappes Drittel davon waren Ordenspriester. Deren Zahl sank jedoch weltweit auf allen Kontinenten. Die wachstumsstärksten Regionen waren Afrika mit einem Plus von 38,5 Prozent und Asien mit einem Zuwachs von knapp über 30 Prozent. Auf den anderen drei Kontinenten sank die Zahl der Priester. Insgesamt gesehen stellt Europa jedoch noch die größte Anzahl an Priestern mit einem Anteil von 46,5 Prozent. Unterdessen ist entgegen dem Trend die Zahl der Ordenspriester in Österreich im Jahr 2009 erheblich gestiegen: Mit einem Sprung von 1.490 auf 1.600 Priester konnte ein Plus von rund sieben Prozent verzeichnet werden. Ebenso stieg die Anzahl der Ordensbrüder in der Alpenrepublik um knapp fünf Prozent. Dies geht aus der in diesem Jahr erstmals veröffentlichten Kirchenstatistik der österreichischen Bischofskonferenz hervor. (kna/dok)



## Deutscher Beichtvater des Petersdoms verstorben

Der aus Franken stammende Franziskanerpater Adalbert Heussinger OFM, langjährig im Beichtdienst des Petersdoms tätig, ist Anfang Februar verstorben. Er starb im Alter von 87 Jahren nach kurzer Krankheit im steirischen Graz. P. Adalbert saß seit den 70er Jahren in einem der Beichtstühle des Petersdoms, wo er neben den Kirchenbesuchern insbesondere deutschsprachige Pilger betreute. In dieser Rolle fiel ihm während des Konklaves von 1978 sogar die Rolle des Beichtvaters für einige Kardinäle zu. (kna)

## Benedikt XVI. feiert „Tag des geweihten Lebens“ mit tausenden Ordensleuten

Mehrere tausend Ordensleute haben am Fest Mariä Lichtmess, 02. Februar, mit Papst Benedikt XVI. den „Tag des geweihten Lebens“ im Petersdom gefeiert. Der Gedenktag wurde 1997 von Papst Johannes Paul II. ins Leben gerufen, um die kirchliche Wertschätzung für die Ordensleute zu unterstreichen. Papst Benedikt erinnerte die anwesenden Ordensleute an ihre doppelte Lebensaufgabe des Gebetes und der Hilfe für die Armen und Schwachen. Die Evangelischen Räte des Ordenslebens seien Zeugnis für eine von Relativismus und radikaler Pluralität geprägte Welt. (kna)

## Gründer der Salvatorianer erhält heroischen Tugendgrad

Johann Baptist Jordan (1848-1918), Gründer des Salvatorianer-Ordens, ist von Papst Benedikt XVI. der heroischen

Tugendgrad zuerkannt worden. Dies gab der Vatikan am 14. Januar bekannt. Der in Gurtweil im heutigen Baden-Württemberg geborene Jordan war zunächst als Dekorationsmaler tätig. Nach seiner Priesterweihe 1878 ging er zu weiteren Studien nach Rom. Im Jahr 1881 gründete er dort im Alter von 33 Jahren den Salvatorianer-Orden; sieben Jahre später folgte der weibliche Zweig. Jordan starb 1918 in Taifers in der Schweiz. Sein Seligsprechungsverfahren wurde 1942 eröffnet. Die Salvatorianer, offiziell „Gesellschaft des göttlichen Heilands“ (SDS), zählen heute weltweit rund 1.200 Mitglieder. (kna)

## Bayerischer Jesuit neuer Leiter des „Collegium Germanicum“

Neuer Rektor des römischen Priesterkollegs „Germanicum“ ist P. Benedikt Lautenbacher SJ. Wie die deutsche Provinz der Jesuiten Anfang Januar mitteilte, hat der Generaloberer des Ordens, P. Adolfo Nicolás SJ, den aus dem oberbayerischen Kochel am See stammenden Lautenbacher zum Nachfolger von P. Franz Meures SJ ernannt. P. Lautenbacher trat 1988 den Jesuiten bei und empfing 1996 die Priesterweihe. Von 2000 bis 2005 war er in der Pfarrseelsorge in Aachen tätig, ehe er nach Göttingen wechselte, wo er der dortigen Kommunität seines Ordens vorstand. Derzeit studieren rund 80 angehende und bereits geweihte Priester aus 43 mittel- und osteuropäischen Bistümern am „Collegium Germanicum et Hungaricum“. Das Seminar wurde 1552 eröffnet und erhielt durch die Fusion im Jahr 1580 die doppelte Titulatur. (kna)



# Aus der Weltkirche

## Belgien

Mitten zwischen den europäischen Institutionen liegt die Brüsseler „Kapelle der Auferstehung“ (Chapelle de la Résurrection - <http://www.resurrection.be/>). Eine ökumenische Kommunität, an der auch Ordensleute beteiligt sind, ist für die geistliche Betreuung des Ortes zuständig. Personen, die die Stadt Brüssel und die europäischen Institutionen besser kennenlernen möchten, wird ein bis zu fünftägiger Aufenthalt an diesem geistlichen Ort angeboten. Der Aufenthalt umfasst die Möglichkeit zur Teilnahme an Eucharistiefeiern und Gebetszeiten. Weitere Informationen sind erhältlich unter: Chapelle de la Résurrection, 22-24, rue Van Maerlant, B-1040 Brüssel, E-Mail: [Chapelle.resurrection@scarlet.be](mailto:Chapelle.resurrection@scarlet.be).

## Frankreich

Das für die am 1. Mai 2011 geplante Seligsprechung Johannes Pauls II. erforderliche Wunder ist an einer französischen Ordensfrau geschehen. Die 1961 geborene Sr. Marie Simon-Pierre aus der Gemeinschaft der „Kleinen Schwestern der katholischen Mutterschaft“ ist im Juni 2005 plötzlich von der Parkinson-Krankheit, die 2001 erstmalig bei ihr ausgebrochen war, geheilt worden. Zur selben Zeit bat sie den nur zwei Monaten zuvor verstorbenen Papst, den sie seit vielen Jahren verehrte, um Fürsprache. Johannes Paul II. litt in seinen letzten Lebensjahren selbst unter der unheilbaren Nervenkrankheit.

Wie Sr. Marie Mitte Januar im südfranzösischen Aix-en-Provence berichtete, habe sie in der betreffenden Nacht eine besondere Kraft verspürt. Kurz darauf habe sie wieder fehlerfrei schreiben können. Seit ihrer Heilung nehme sie keine Medikamente zu sich. Die Gutachterkommission des Vatikans hatte den Prozess zweimal aufrollen müssen, da zunächst Zweifel an der vollständigen Heilung der französischen Ordensschwester aufgekommen waren.

(kna/dok)

Zu den vor 15 Jahren in Algerien ermordeten sieben französischen Trappistenmönchen könnte es demnächst neue Erkenntnisse geben. Die zuständige Kommission empfahl dem französischen Verteidigungsminister Alain Juppé, für 15 Dokumente zu dem Fall das Militärgeheimnis aufzuheben, wie aus einem Anfang Februar im französischen Amtsblatt veröffentlichten Beschluss hervorgeht. Bei den Dokumenten handelt es sich um Berichte französischer Militärgeheimdienste. Die Hintergründe der Ermordung der Trappisten sind bis heute ungeklärt. Ein französischer General erklärte 2009, das algerische Militär habe sie versehentlich bei einem Hubschrauberangriff auf eine Islamistenstellung getötet. Algier hatte dagegen immer behauptet, die islamistische Bewegung GIA habe die im April 1996 entführten Ordensleute rund einen Monat später enthauptet. Von den Geheimdokumenten erhofft sich die französische Justiz Aufklärung

darüber, welche Version den Tatsachen entspricht. Der Anschlag bot die Vorlage für den französischen Kinoerfolg „Von Menschen und von Göttern“, der Anfang Februar zusätzlich zu bereits erfolgten Auszeichnungen mit dem katholischen Signis-Filmpreis als bester europäischer Film 2010 geehrt wurde.

(kna)

Dem in der Normandie gelegenen Klosterberg Saint-Michel droht die Streichung von der Weltkulturerbeliste der UNESCO. Als Begründung für die Anfang Februar bekannt gewordene Überlegung gibt die UNESCO den Bau von Windkrafträdern an, die die Sicht auf den Anfang des 11. Jahrhunderts errichteten Klosterberg erheblich beeinträchtigen würden. Zwar hätten verschiedene lokale Gerichte die Errichtung von Windkrafträdern bereits untersagt, doch in einem Urteil wurde dem Investor das Baurecht zuerkannt. Herzstück des Klosterbergs ist die gleichnamige Abtei, in der seit dem Jahr 2001 die monastische Gemeinschaft von Jerusalem beheimatet ist. In den letzten Jahren erfreut sich der Mont Saint-Michel eines wachsenden Zuspruchs bei Touristen und Pilgern.

(kna/dok)

## Großbritannien

Die Zisterziensermönche von Caldey Island nahe der Küste im Süden von Wales wollen mit politischer Unterstützung die einheimischen roten Eichhörnchen wiederansiedeln. Dies berichtete der britische Nachrichtensender BBC Anfang Februar. Die Insel sei ein idealer Ort für das Projekt, da es dort keine grauen Eichhörnchen gebe. Der dramatische Rückgang der einhei-

mischen roten Eichhörnchen auf dem Festland hatte mit der Einführung der grauen Unterart aus den USA im 19. Jahrhundert begonnen. Sie tragen einen Virus, der für sie selbst unschädlich, für die roten Artverwandten aber meist tödlich ist.

(kna)

## Irland

Die Benediktinerabtei Glenstal im Westen Irlands hat eine eigene Anwendung („App“) für das Mobiltelefon iPhone herausgegeben. Mit dem kostenlosen Programm könne der Benutzer die neuesten Nachrichten der Abtei, die täglichen Gebete der Mönche, gregorianische Gesänge sowie Zitate des heiligen Benedikt abrufen, berichtete die Tageszeitung „Irish Examiner“ Ende Januar. Der Wegbereiter dieses Projekts, P. Simon Sleeman OSB, erklärte demnach, ein irischer Geschäftsmann habe ihn bei einer Trauung auf die Idee gebracht. Das App sei schließlich von Computerspezialisten entwickelt worden. Er sei sehr zufrieden, dass das Leben seiner Abtei nun einer breiten Öffentlichkeit zugänglich werde.

(kna)

## Kosovo

Ein Machtkampf in der serbisch-orthodoxen Kirche ist in Klöstern des Kosovos ausgetragen worden. Die Auseinandersetzungen blieben nicht nur auf der verbalen Ebene: Ende November 2010 kam es in einem nordkosovarischen Kloster zur Fremdbesetzung durch den abgesetzten Erzbischof des Kosovos, Artemije. Dieser hatte bereits im Februar des vergangenen Jahres das Kloster Gracanica in der Nähe der kosovarischen Hauptstadt Prishtina besetzen



lassen. Der damalige Überfall mündete in gewaltsamen Übergriffen unter den rivalisierenden Mönchen. Nun konnte die serbische Polizei eine vorläufige Klärung des Konflikts durch Hausarrest des ehemaligen Erzbischofs in Belgrad erreichen. Seine Wurzeln hat der innerorthodoxe Streit in der Absetzung Artemijes, die die heilige Synode der serbischen Kirche in einem einmaligen Vorgang Anfang 2010 vornahm. Dem Würdenträger werden Nötigung und persönliche Vorteilsnahme über eine diözesane Baufirma vorgeworfen. Zusätzliche Verschärfung erfuhr der Konflikt durch die strikte Weigerung Artemijes, mit der EU-Sicherheitsmission im Kosovo, Eulex, zusammen zu arbeiten. So trug die Auseinandersetzung zudem zur Normalisierung des Verhältnisses zwischen dem Kosovo und der serbischen Kirche bei: Denn obgleich die Belgrader Synode die Unabhängigkeit des Amselfeldes strikt ablehnt, bat sie die Beamten von Eulex gegen die Attacken des abgesetzten Erzbischofs um Hilfe. (taz)

## Polen

Für erheblichen Wirbel in der polnischen Kirche hat ein Brief des Dominikanerpaters Ludwig Wisniewski OP an den neuen Nuntius in Warschau, Clestino Migliore, gesorgt. P. Wisniewski beklagt darin einen Riss innerhalb der polnischen Bischofskonferenz, der zwischen Nationalkonservativen und Liberalen verlaufe. Die in Polen immer noch starke Vermischung von Politik und Katholizismus stelle ein dringend zu lösendes Problem dar. Bereits Anfang September, zum Amtsantritt des neuen apostolischen Nuntius, hatte der Dominikaner den Text verfasst, der

jedoch erst zum Jahresende 2010 publik wurde. Aufgrund seiner Verdienste für die Demokratiebewegung genießt der in Lublin lebende Pater hohes Ansehen in seinem Heimatland. Der kommunistische Geheimdienst zählte den damaligen Studentenseelsorger zu den 60 einflussreichsten Oppositionellen. Die Reaktionen auf den Brief waren unterschiedlich: Während einige Bischöfe dem Dominikaner Verleumdungen vorwarfen, reagierten der Vorsitzende der polnische Bischofskonferenz, Jozef Micchalik, und der Vorgänger Migliore, Erzbischof Jozef Kowalczyk, beschwichtigend. Auf die großen Verdienste Wisniewskis verweisend, bewerteten sie eine Diskussion als sinnvoll und gerechtfertigt. (kna)

## Internationales

Nordkorea hält einen traurigen Rekord: Zum neunten Mal in Folge führt das abgeschottete Land die Rangliste der Länder an, in denen Christen weltweit am stärksten verfolgt werden. Der jährlich veröffentlichte Weltverfolgungsindex erscheint seit 1993. Der Iran bleibt auf Platz zwei des „Weltverfolgungsindex 2011“ (WVI), den das Hilfswerk für verfolgte Christen „Open Doors“ Anfang Januar in Kelkheim (Taunus) veröffentlichte. Die Kriterien sind veröffentlichte Berichte zu Übergriffen auf Christen, Informationen durch eigene Befragung vor Ort und Einschätzungen von Experten. In Nordkorea werde jede religiöse Aktivität vom Regime als Angriff auf die sozialistischen Prinzipien wahrgenommen, heißt es. Christen hätten keinerlei Existenzberechtigung. Im Iran registrierte die Hilfsorganisation weiterhin Verhaftungswellen von Christen,

vor allem im Dezember 2009 und den ersten drei Monaten des Jahres 2010. Wie das Hilfswerk weiter mitteilte, hat Afghanistan im neuen Index Saudi-Arabien auf Platz drei abgelöst. Die Lage im arabischen Königreich habe sich aber gegenüber dem Vorjahr keinesfalls verbessert. Der Irak rückte wegen des Terrors gegen Christen von Platz 17 auf Platz 8. Die Lage für Christen in China hat sich nach Einschätzung des Hilfswerks verbessert; das Land rückte von Rang 13 auf Rang 16. „Es gibt Anzeichen, dass die Regierung den christlichen Glauben stärker toleriert. Anders als im Vorjahr hat sie keine systematischen Maßnahmen zur Einschränkung öffentlicher christlicher Aktivitäten unternommen“, so „Open Doors“. Auch seien weniger Versammlungsorte oder Wohnungen von Christen durchsucht oder geschlossen worden. Verschlechterungen gegenüber dem Vorjahr sieht die Initiative hingegen in der Türkei, die aufgrund nationalistischer Übergriffe von Rang 35 auf Platz 30 der Negativliste aufstieg. Neu im Weltverfolgungsindex sind Malaysia und Russland, die auf Platz 50 kommen. Das russische Gesetz zur Gewissensfreiheit erkenne nur vier „traditionelle“ Religionen an: die östliche Orthodoxie, den Islam, den Buddhismus und das Judentum. Staatsbeamte unterstützten und schützten die Orthodoxen auf Kosten anderer Denominationen, lautet der Vorwurf. „Open Doors“ schätzt, dass weltweit rund 100 Millionen Christen aufgrund ihres Glaubens verfolgt werden. Christen seien damit die größte Gruppe aller aus religiösen Gründen Verfolgten. Unterdessen sind Mitte Dezember 2010 zwei Ordensmänner gewaltsam zu Tode gekommen. In der Demokratischen Re-

publik Kongo (vormals: Zaire) starb der erst 25-jährige jesuitische Seminarist Br. Nicolas Eklou Kolma SJ bei einem Überfall nahe der Hauptstadt Kinshasa. In Ecuador ist der polnische Franziskaner-Minorit P. Mirosław Karczewski OFM Conv. seinen Verletzungen im Zuge eines Raubüberfalls auf sein Pfarrhaus erlegen. Der polnische Pater war seit 15 Jahren im südamerikanischen Land tätig. (kna/dok)

Seit Januar 2011 geben die Kommission europäischer Bischofskonferenzen (CoeE) und das „Jesuit European Office“ den Informationsdienst „Europe-Infos“ gratis als Internetseite und Newsletter heraus. Die gedruckte Zeitschrift wurde eingestellt. Das online-Magazin erscheint in deutscher, englischer und französischer Sprache. Es kann abonniert werden unter <http://www.europeinfos.eu/europeinfos/de/home>.

Die kunsthistorische Forschungsstelle „Corpus Vitrearum Medii Aevi“ zeichnet für die wissenschaftliche Kennzeichnung von rund 25.000 mittelalterlichen Glasmalereien in Deutschland verantwortlich. Die Projektgruppe mit Sitz in Freiburg ist Teil eines internationalen Verbunds, der zwölf europäische Länder sowie die USA und Kanada umfasst. Durch Wirren der Säkularisation und des 2. Weltkrieges fanden viele Kunstwerke den Weg in andere europäische Länder oder nach Amerika. Die Expertengruppe besteht heute aus elf Mitarbeitern, die der Mainzer Akademie der Wissenschaften angegliedert sind. Die Forschungsobjekte sind mehrheitlich sakralen Ursprungs, stammen jedoch ebenso aus Rathäusern, Zunftstuben oder Gasthäusern. (dok/kna)



## Türkei

Das Urteil des Obersten Gerichtshofes der Türkei, umstrittene Grundstücke rund um das Kloster Mor Gabriel dem türkischen Schatzamt zuzusprechen, ist in Deutschland auf Kritik und Sorge gestoßen. In einer gemeinsamen Erklärung von Deutscher Bischofskonferenz (DBK) und der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) wurde das Urteil in einen Zusammenhang vorher erfolgter Enteignungen gestellt, die das Existenzrecht des Klosters in Frage stellen. Angehörige der Bundestagsfraktionen von SPD und CDU/CSU sprachen ebenfalls von einem Schlag gegen die Religionsfreiheit. Ende Januar 2011 hatte der Gerichtshof in einem bereits seit Jahren schwelenden Rechtsstreit die Klage des Klosters auf eigene Bewirtschaftung der Felder zurückgewiesen. Mit dem Urteil wurde eine Entscheidung eines lokalen Gerichts verworfen, das im Jahr 2009 noch der syrisch-orthodoxen Klostergemeinschaft Recht gegeben hatte. Auslöser des Streits zwischen Staat und Kloster waren Vermessungsarbeiten in der Region, die 2008 erstmalig nach europäischen Maßstäben durchgeführt wurden. Eine mögliche unmittelbare Folge des Urteils ist der Abbruch der Mauer, die die Mönche zum Schutz vor Missbrauch der umliegenden Felder errichtet hatten. Darüber hinaus stehen Vorwürfe gegen das Oberhaupt der syrisch-orthodoxen Kirche, Erzbischof Mor Timotheos Samuel Aktas, und den Klostervorsteher Kuryakos Ergün im Raum wegen illegaler Aneignung türkischen Staatseigentums. Eine Möglichkeit zur Revision besteht vor dem in Straßburg ansässigen Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Das

südostanatolische Kloster Mor Gabriel wurde Ende des vierten Jahrhunderts gegründet und gilt als eine der ältesten monastischen Bauten weltweit.

(kna/rv/dok)

## Israel

Bundespräsident Christian Wulff hat im Rahmen einer Israel-Reise den deutschen Benediktinern der Abtei Dormitio einen Besuch abgestattet. Am ersten Adventssonntag wurde er mit seiner Delegation von Abt Benedikt Lindemann OSB, dem Geschäftsführer des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande, Bernd Mussinghoff, sowie vom Propst der evangelischen Erlösergemeinde, Uwe Gräbe, empfangen. Das deutsche Staatsoberhaupt drückte in seiner Rede seine außerordentliche Wertschätzung für die Arbeit aller deutschen Ordensleute aus. Mit ihrem Engagement hätten sie ein wesentliches Stück zur hervorragenden Lage der Bundesrepublik beigetragen. Bezüglich der interreligiösen Friedensarbeit, die in der Abtei geleistet wird, hielt Wulff fest, dass ein wahrer Dialog nur in der tiefen Kenntnis der eigenen Identität stattfinden könne. In diesem Zusammenhang wandte er sich auch an die deutschen Studenten, die einen Teil ihrer Ausbildung im theologischen Studienjahr, das in Räumlichkeiten der Abtei durchgeführt wird, absolvieren. Unterdessen hat Abt Benedikt bekanntgegeben, dass er mit dem Ablauf seiner Amtszeit als Abt zum 26. Juli 2011 nicht für eine weitere Periode kandidieren wird.

(osb dormitio/dok)



## Kirgisien

Kirgisische Archäologen vermuten in den Ausgrabungen eines armenischen Klosters im heutigen Kirgisien die letzte Ruhestätte des Apostels Matthäus. Zu diesem Schluss ist Vladimir Ploskych, Vizepräsident der kirgisischen Akademie der Wissenschaften, gekommen, wie er Ende November 2010 auf einer Tagung in Wien mitteilte. Der Archäologe erkundet seit 2001 das in der zentralasiatischen Steppe gelegene Areal. Seitdem hat er zahlreiche Funde mit christlicher Symbolik wie Taufkreuze, Ringe oder liturgische Gefäße bergen können. Bei der nun gemachten Entdeckung handelt es sich um ein armenisches Kloster mit einst rund 30 Zellen. Aufgrund des Fundortes schließt Ploskych, dass es sich um das Kloster handeln muss, das in einer Beschreibung aus dem Jahr 1375 als Grabesstätte des Apostels Matthäus benannt wird. (rv)

## Senegal

Die Präsenz des Karmels im Senegal erlebt mit der Eröffnung eines neuen Klosters in Keur Mariama einen neuen Aufschwung. Die Einweihungsfeier wurde musikalisch von den Seminaristen gestaltet und erfreute sich der Teilnahme vieler Gläubiger. Der Generalobere sandte in einem vom Provinzial verlesenen Brief seine herzlichen Glück- und Segenswünsche für diese neue Niederlassung des Ordens und ihre Mission. Ortsbischof Monsignore Ndiaye zeichnete in seiner Homilie die drei Etappen der Karmelmission nach: Die erste nannte er die „poetische“: Die Mitbrüder suchten in den ersten Jahren eine Mission in der Diözese. In der zweiten Phase, der „technischen“,

wurde schon konkret das Projekt mit dem marianischen Heiligtum von „Keur Mariama“, dem auch ein Seminar sowie ein Konvent mit einer Ordensgemeinschaft angeschlossen werden sollte, konzipiert. Die dritte - aktuelle - Phase bezeichnete der Bischof als die Phase der „Verwurzelung“ in der Ortskirche mit einem neuen Lebensgeist im Herzen von Keur Mariama, der auf dem Gebet, der spirituellen und humanen Ausbildung der Seminaristen, der Verkündigung sowie in verschiedenen humanitären Projekten basiert. Nach dem feierlichen Einweihungsgottesdienst ging Generaldefinitor P. George Tambala in Begleitung zweier Priester durch das neue Kloster und segnete die einzelnen Räume.

(comunicaciones)

## Vereinigte Arabische Emirate

Überreste eines 1.400 Jahre alten christlichen Klosters sind jetzt in Abu Dhabi zu besichtigen. Nach Aussage der ausgrabenden Archäologen handele es sich um die einzige bekannte Mönchs-siedlung in den Vereinigten Arabischen Emiraten aus vorislamischer Zeit, berichtete Mitte Februar die in Abu Dhabi erscheinende Tageszeitung „The National“. Der 65 Quadratmeter große Klosterkomplex war 1992 auf der Insel Sir Bani Yas, etwa 200 Kilometer westlich der Stadt Abu Dhabi, entdeckt und seither ausgegraben worden. Forscher vermuten laut der Zeitung, dass die Gebäude um das Jahr 600 errichtet und von 30 bis 40 Mönchen der nestorianischen Kirche bewohnt wurden. Um 750 wurde die Anlage offenbar ohne Gewalthandlungen verlassen. Der Fund zeige, dass das Christentum weiter auf



der Arabischen Halbinsel vorgedrungen sei als bisher angenommen, sagte der Ausgrabungsleiter Joseph Elders. Ein eigener Raum für Pilger zeige, dass das Kloster zahlreiche Besuche erhalten habe, so der Chefarchäologe der anglikanischen Church of England. Vermutlich sei der Ort eine wichtige Wallfahrtsstätte entlang der Handelsroute nach Indien gewesen. Die erste Ausgrabungskampagne von 1993 bis 1996 ging laut dem Bericht auf eine persönliche Initiative von Scheich Zayed bin Sultan Al Nahyan zurück, dem Gründer der Vereinigten Arabischen Emirate, der auf der Insel ein Feriendomizil unterhielt. Kronprinz Mohammed bin Zayed ordnete 2009 die Wiederaufnahme der Arbeiten an. (kna)

## USA

Eine vatikanische Überprüfung US-amerikanischer Frauenorden hat offenbar für Verstimmung in den betreffenden Instituten gesorgt. Rom müsse die „Tiefe der Verärgerung und Verletzung“ unter den Ordensfrauen zur Kenntnis nehmen, sagte der Sekretär der römischen Ordenskongregation, Erzbischof Joseph Tobin CSsR, laut einem Bericht der US-Zeitschrift „National Catholic Reporter“ Mitte Dezember 2010. Es brauche eine „Strategie der Versöhnung“ zwischen dem Vatikan und den Orden, so Tobin weiter. Er rechne nicht mit „Strafmaßnahmen“ als Folge der Visitation. Vor irgendwelchen vatikanischen Entscheidungen über die Frauenorden müssten die Gemeinschaften Gelegenheit erhalten, die Ergebnisse der Untersuchung zur Kenntnis zu nehmen und darauf zu antworten. Die Überprüfung der US-Frauenorden war

im Dezember 2008 von der Ordenskongregation angeordnet worden. Als Gründe galten der erhebliche Rückgang von Ordensschwestern sowie eine laxe Handhabung der Ordensregeln. In den USA gibt es derzeit etwa 400 Frauenorden und -gemeinschaften mit rund 60.000 Mitgliedern. (kna)

Das „Eternal Word Television Network“ (EWTN), großer religiöser Medien-Player in den USA, übernimmt die katholische Zeitschrift „National Catholic Register“ von den „Legionären Christi“. Das teilte der Vorstandsvorsitzende Michael Warsaw laut US-Medienberichten Ende Januar mit. Große Veränderungen im inhaltlichen Konzept der Traditionszeitschrift soll es demnach nicht geben. Für die Übernahme werde kein Kaufpreis gezahlt. Der kirchenpolitisch konservative Sender EWTN besteht seit 1980. Er wurde bis 2008 von seiner Gründerin, der Klarissin Mother Mary Angelica of the Annunciation, geleitet. Damals ordnete der Vatikan eine Untersuchung der Senderstrukturen an; seitdem steht EWTN ein Leitungsgremium aus Laien vor. Zum EWTN-Netzwerk gehören unter anderen auch die US-Nachrichtenagentur CNA sowie der jüngst gegründete spanischsprachige Pressedienst „EWTN Noticias“. (kna)

# Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

## Personelles

Der bisherige Prior des Zisterzienserklusters Bochum-Stiepel, *P. Dr. Maximilian Heim O.Cist.*, ist am 10. Februar 2011 zum neuen *Abt* des Zisterzienserstiftes Heiligenkreuz (Österreich) gewählt worden.

Der Generalsuperior des Vinzentinerordens hat *P. Hans-Georg Radina C.M.* zum 30. Januar 2011 zum neuen *Provinzial* der deutschen Provinz der Gemeinschaft ernannt. P. Radina löst in diesem Amt P. Norbert Ensich C.M. ab.

Neuer *Vertreter* des Provinzials der Amigonianer in Deutschland ist *P. Jens Anno Müller TC*. Er löst in dieser Aufgabe P. Josef Alois Gómez de Segura TC ab. Sitz der Provinzleitung ist Madrid.

*P. Stephan Reimund Senge O.Cist.* ist für die Dauer von einem Jahr zum *Administrator* der Zisterzienserabtei Himmerod in Großlittgen (Eifel) bestimmt worden. Abt Bruno Fromme hatte die Leitung der Abtei am 18. Januar 2011 nach den Statuten der Mehrerauer Kongregation zurückgegeben. Er hatte sie seit seiner Wahl durch den Konvent im Februar 1991 inne. Der 1938 in Köln geborene Fromme trat 1959 in das Kloster Himmerod ein und wurde 1964 gemeinsam mit dem jetzigen *Administrator* P. Stephan zum *Priester* geweiht. Von 1969 bis zu seiner Rückkehr nach Himmerod im Jahr 1989 war er

als *Missionar* in der Zisterzienserabtei Itaporanga/Brasilien tätig. Unter seiner Leitung feierte Himmerod im vergangenen Jahr seine Gründung durch den hl. Bernhard vor 875 Jahren, den Beginn des Wiederaufbaus des infolge der Säkularisation völlig zerstörten Klosters vor 90 Jahren sowie die Fertigstellung und Wiedereinweihung der barocken Abteikirche vor 50 Jahren.

Das Provinzkapitel der süddeutsch-österreichischen Dominikanerprovinz hat am 11. Januar 2011 in Augsburg *P. Christophe Holzer OP* zum neuen *Provinzial* gewählt. Er tritt die Nachfolge von P. Dr. Dietmar Schon OP an, der seit 2002 das Amt inne hatte. P. Christophe wurde 1963 in Bern geboren und empfing 1988 die *Priesterweihe*. Erst sechs Jahre später trat er in die Ordensgemeinschaft der Dominikaner ein. Zunächst als *Prior* in München und Wien tätig, wirkte er zuletzt als *Generalsekretär* in der Ordensleitung in Rom.

Das Generalkapitel der St. Josefskongregation in Ursberg hat im Januar 2011 *Sr. M. Edith Schlachter CSJ* zur neuen *Generaloberin* der Gemeinschaft gewählt. Sie löst zum 1. Mai 2011 *Sr. M. Gunda Gruber CSJ* in diesem Amt ab.

Nachdem sie bereits im August 2010 zur neuen *Provinzpriorin* der Missionsdominikanerinnen der hl. Katharina



von Siena (Neustadt/Franken) gewählt worden war, trat *Sr. Christiane Sartorius OP* Anfang Januar dieses Jahres das Amt an. Sie ist Nachfolgerin von *Sr. Angelica Kliem OP*. Geboren 1949 bei Bingen, trat *Sr. Christiane* nach einer Ausbildung zur Fotolaborantin 1970 in die Gemeinschaft der Missionsdominikanerinnen ein. 26 Jahre lang arbeitete sie als Ergotherapeutin im Neustädter Rehasentrum St. Martin. Zuletzt war *Sr. Christiane* im Recollectio-Haus in Münsterschwarzach tätig.

*Sr. M. Siglinde Hilser* ist zum 8. Dezember 2010 zur neuen *Provinzoberin* der Schönstätter Marienschwestern, Liebfrauenhöhe, in Rottenburg ernannt worden. Sie folgt in diesem Amt auf *Sr. M. Lioba Ruprecht*, die im Oktober in die Generalleitung der Gemeinschaft gewählt worden war.

Mitte November 2010 ist *P. Marek Flasiński CR* als Nachfolger von *P. Zbigniew Szarata CR* zum neuen *Delegaten* der deutschen Delegatur der Resurrektionisten mit Sitz in Bayreuth ernannt worden. Er vertritt den Provinzial in Deutschland. Die Delegatur Deutschland ist abhängig von der polnischen Provinz der Resurrektionisten mit Sitz in Krakau.

Zur neuen *Provinzoberin* der Schönstätter Marienschwestern (Provinz Vallerdar) wurde im Oktober 2010 *Sr. Andra-Maria Lingscheid* gewählt. Sie folgt in diesem Amt *Sr. M. Adelinde Stegmeier*.

*Sr. Simone Burger* aus der Provinz St. Trudpert der Schwestern vom hl. Josef zu Saint-Marc ist beim zweiten internationalen Generalkapitel der Ge-

meinschaft, das vom 14. bis 28. Oktober 2010 im Gründungskloster Saint Marc stattfand, zur neuen *Generaloberin* der Kongregation mit Sitz im elsässischen Colmar gewählt worden. Sie tritt die Nachfolge von Mutter Sophie Moog an, die dieses Amt 18 Jahre innehatte. *Sr. Simone* war die letzten sechs Jahre Generalassistentin der Kongregation und zuvor Leiterin der Krankenpflegeschule im Loretto-Krankenhaus in Freiburg.

Bereits am 8. Juli 2010 wurde *Sr. Ancilla Bulowski OCD* zur neuen *Priorin* des Karmelitinnenklosters in Rödelmaier gewählt. Sie löste *Sr. Elisabeth Weiß OCD* ab, die dieses Amt rund 22 Jahre lang innehatte.

Zum 2. Februar hat *P. Dr. Hubert Wendl CMM* seine vierte Amtszeit als *Provinzial* der Missionare von Mariannahill angetreten. Zuvor hatte ihn das Provinzkapitel in Reimlingen in seinem Amt bestätigt.

Für eine weitere Amtszeit von sechs Jahren ist *P. Josef Grüner SDB* in seiner Eigenschaft als *Provinzial* der Salesianer Don Boscos wiederernannt worden. Der Generalobere des Ordens, Don Pascual Chávez SDB, gab am 11. Januar 2011 diese Entscheidung bekannt. *P. Grüner* war zunächst seit 2003 Provinzial der Süddeutschen Salesianerprovinz und steht seit 2005 der fusionierten Gesamtdeutschen Provinz vor.

Der Konvent der Klarissen von der Ewigen Anbetung in Bautzen hat Ende Dezember 2010 *Sr. M. Clara Faltermaier OSC* für eine weitere Amtszeit als *Äbtissin* wiedergewählt.

Das Provinzkapitel der Don-Bosco-Schwwestern (München) hat *Sr. Petra Egeling* für eine weitere Amtszeit von zwei Jahren als *Provinzoberin* bestätigt.

### **Bundestag möchte noch in diesem Jahr Heimkinder-Hilfsfonds einrichten**

Mitte Januar erfolgte die offizielle Übergabe des Abschlussberichts des Runden Tisches Heimerziehung (RTH) durch dessen Vorsitzende Antje Vollmer an Bundestagspräsident Norbert Lammert. Abgeordnete kündigten im Zuge der Veranstaltung an, der geplante Entschädigungsfonds solle noch in diesem Jahr eingerichtet werden. Insgesamt 120 Millionen Euro soll der Hilfsfonds für Misshandlungsoffer der Heimkindererziehung in Westdeutschland in den 50er/60er Jahren umfassen. Bedenken bezüglich einer zeitnahen Zustimmung der beteiligten Bundesländer gibt es angesichts der anstehenden Landtagswahlen, die eine nötige Ratifizierung durch die Landtage verzögern könnten. Vor diesem Hintergrund appellierte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, an Bundestag, Bund und Länder, die Ergebnisse des Runden Tisches schnell und effektiv umsetzen.

(kna/dok)

### **Konstituierende Sitzung der Konferenz der missionierenden Orden (KMO)**

Am 20. Januar 2011 kam im Missionspriesterseminar der Steyler Missionare in Sankt Augustin die Konferenz der Missionierenden Orden (KMO) zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammen.

Dabei wurde Sr. Miriam Altenhofen SSpS zur Vorsitzenden des neuen Gremiums gewählt. Die mit insgesamt 21 Personen besetzte Konferenz ist als DOK-Fachgremium die Interessensvertretung der rund 120 missionierenden Orden. Zu den Aufgaben der neuen Konferenz gehört es, neben der fachlichen Erörterung in Fragen missionarischer, weltkirchlicher und entwicklungspolitischer Arbeit, Impulse aus der Weltkirche nach Deutschland zu tragen. Darüber hinaus nimmt sie die Interessenvertretung für die Anliegen der Missionskräfte und der missionierenden Gemeinschaften sowie ihre Positionierung in Kirche und Gesellschaft wahr. Außerdem berät sie die DOK-Gremien in weltkirchlichen und entwicklungspolitischen Angelegenheiten. (dok)

### **Freisinger Bischofskonferenz bekennt sich zum Erhalt der Hochschule Benediktbeuern**

Die bayerischen Bischöfe haben auf ihrer Vollversammlung am 11. November 2010 in Freising ihren Willen zum Erhalt der bayerischen Ordenshochschulen ausgedrückt. Dies betrifft neben der jesuitischen Hochschule für Philosophie in München insbesondere die Philosophisch-Theologische Hochschule der Salesianer in Benediktbeuern. Dort war befürchtet worden, den Lehrbetrieb auf ein Minimum reduzieren zu müssen, nachdem zum Beginn des Wintersemesters 2010/11 keine Studienanfänger mehr im Fach Theologie zugelassen worden waren. Konzeptionell, so Salesianerprovinzial P. Grüner in einer ersten Stellungnahme, müssten noch viele wichtige Detailfragen geklärt werden, um nach Möglichkeit schon im



nächsten Studienjahr mit einem neuen Angebot auftreten zu können. Es müsse auch eine Grundlage für eine nachhaltige Finanzierung geschaffen werden.

(sdb/dok)

### **Franziskaner gründen im Zuge der Umstrukturierung neue Kommunitäten**

Nach der Fusion ihrer Provinzen zu einer gemeinsamen in München ansässigen Provinz setzen die Franziskaner ihre personelle Neustrukturierung fort. Ziel der Reform ist es, künftig nicht mehr einzelne Ordensangehörige an einem Ort wirken zu lassen, sondern jeweils kleine Gemeinschaften aufzubauen. Infolge dessen sind zwar die vormals als Sitz eines Provinzialats dienenden Standorte Euskirchen und Hannover geschlossen worden. Zugleich jedoch entstanden neue Kommunitäten in Halle (Saale), Essen und Köln.

(ofm/dok)

### **Franziskanerinnen von Schönbrunn feiern 100-jähriges Bestehen**

Mit einem Festgottesdienst haben Mitte Januar 2011 die Franziskanerinnen von Schönbrunn bei Dachau das Jubiläumsjahr zu ihrem hundertjährigen Bestehen begonnen. Die Festmesse war die Auftaktveranstaltung des Jubiläumsjahres 2011, das unter dem Motto „Gemeinsam für das Leben“ steht. Das Programm des Jubiläumsjahres verweist auch auf mehrere Veranstaltungen, die im Zusammenhang mit einer derzeitigen engagierten Aufarbeitung der Ordensgeschichte während des NS-Regimes stehen (vgl. Dokumentation in „Ordens-

korrespondenz“, Heft 4/2010, S. 487f.). Die Wurzeln der Schönbrunner Franziskanerinnen reichen in das Jahr 1861 zurück, als engagierte Katholikinnen mit der Pflege und Erziehung behinderter Menschen begannen. Genau 50 Jahre später war durch die erzbischöfliche Approbation der Lebensregeln der Gruppe eine Ordensgemeinschaft entstanden. (dok/osf Schönbrunn)

### **Erstmals Laie Präsident der Jesuiten-Hochschule München**

Erstmals erhält die Hochschule für Philosophie der Jesuiten in München (IHS) einen Laien als Präsidenten: Der Senat der Hochschule hat den Wirtschaftsethiker Johannes Wallacher gewählt, der zum 1. September 2011 das Amt von Michael Bordt SJ übernehmen soll. Die Jesuiten der IHS sind laut Pressesprecher der IHS, Michael Reder, überzeugt, dass Wallacher der richtige Mann für das Amt des Präsidenten ist. (ihs)

### **Politiker aus Bund und Ländern in Abtei Maria Laach**

In der Benediktinerabtei Maria Laach kamen Anfang Januar 2011 rund 50 katholische Politiker verschiedener Parteien zu einer dreitägigen Klausursitzung zusammen. Das Eifeler Kloster war innerhalb kurzer Zeit zum wiederholten Male Treffpunkt einer politischen Zusammenkunft: Bereits im August des vergangenen Jahres fand in Maria Laach die Klausurtagung der CDU Rheinland-Pfalz statt, zu der auch Bundeskanzlerin Angela Merkel erschienen war. Unter den Teilnehmern des jetzigen Treffens waren unter anderen der Vorsitzende der Konrad-Adenauer-

Stiftung, Hans-Gert Pöttering, der ehemalige Ministerpräsident Bernhard Vogel, der Spitzenkandidat der Grünen in Baden-Württemberg, Winfried Kretschmann, und der Staatssekretär im Familienministerium, Hermann Kues. Die Zusammenkunft geht auf eine Initiative katholischer Politiker zurück, die Ende der 70er Jahre einen regelmäßigen Austausch zu kirchlichen Themen in Deutschland vereinbarten. In diesem Jahr referierte der Bischof von Limburg, Franz-Peter Tebartz-van Elst. Neben der Diskussion widmeten sich die Teilnehmer einem umfangreichen geistlichen Programm: So beteiligten sich die Politiker sowohl an Gebetszeiten wie auch an der morgendlichen Konventsmesse. (kna/dok)

### **Neubau eines mittelalterlichen Klosters in Oberschwaben geplant**

Im oberschwäbischen Meßkirch soll nach dem Willen des Vereins „Karolingische Klosterstadt“ ([www.karolingischeklosterstadt.com](http://www.karolingischeklosterstadt.com)) ein Klosterneubau unter mittelalterlichen Baubedingungen entstehen. Vorbild für das Projekt zur Förderung des Tourismus in der Region ist ein Burgenbau im burgundischen Guedelon. Dort war vor 13 Jahren ein Privatmann auf die Idee gekommen, eine Burg mit den technischen Möglichkeiten des 13. Jahrhunderts zu bauen, um die historischen Bedingungen besser nachvollziehen zu können. Grundlage für die Idee in Meßkirch ist der Plan einer Klosteranlage, der im 9. Jahrhundert auf der Klosterinsel Reichenau entstand und sich heute in St. Gallen befindet („St. Galler Klosterplan“). Heute geht die Forschung

davon aus, dass die Zeichnung aufgrund ihres idealtypischen Charakters bewusst niemals realisiert wurde. Der Bau, der sich wie sein burgundisches Pendant im Wesentlichen durch Eintrittsgelder finanzieren soll, ist jedoch nicht unumstritten. Während der Stadtrat mehrheitlich zu einer Umsetzung des Projekts tendiert, beklagen viele Bürger, unter ihnen der katholische Gemeindepfarrer, den rein kommerziellen Charakter des Klosterbaus. Ungeachtet dessen hat die Gemeindeverwaltung bereits Förderanträge beim Land und der EU gestellt. (kna)

### **Präventionspaket von DOK und DBK gegen sexuellen Missbrauch**

Im Zuge der Aufarbeitung des Missbrauchsskandals in der Katholischen Kirche in Deutschland hat die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) Leitlinien und Informationsbroschüren zur Stärkung der Präventionsarbeit herausgegeben. Ziel ist es, mögliche Risikofaktoren im Arbeitsumfeld zu beseitigen, Kinder und Jugendliche bei der Abwehr von Übergriffen zu unterstützen und Aufsichtspersonen anzuleiten, bei beobachteten Grenzverletzungen wirksam zu intervenieren. Die DBK hat eine übergeordnete Rahmenordnung sowie Dokumente für den schulischen und jugendpastoralen Bereich – herausgegeben. Die DOK ist Kooperationspartner dieser Präventionsarbeit. Darüber hinaus gibt es inzwischen eigene Leitfäden zur Präventionsarbeit verschiedener Ordensgemeinschaften und ordensgetragener Häuser, etwa der Salesianer, der Jesuiten am Aloisiuskolleg in Bonn sowie der Maria Hilf NRW gGmbH der





Dernbacher Schwestern. Auf den DOK-Internetseiten [www.orden.de](http://www.orden.de) ist eine Übersichtsseite mit den entsprechenden Dokumenten, Links und weiteren Angaben freigeschaltet.

#### **4. Symposium Ordenstheologie 27.-29. Mai 2011, Vallendar**

Nachdem beim letzten Mal sozusagen die „Basics“ der Lebensform nach den evangelischen Räten im Vordergrund gestanden hatte (Weihe-Gemeinschaft Sendung, Februar 2007 in Würzburg), hat sich der im Auftrag der DOK arbeitende Arbeitskreis Ordenstheologie in diesem Jahr dem Thema „Sendung“ zugewandt. Unter dem Motto *Weil Gott sich an die Menschen verschenkt – Ordenstheologie zwischen Gottesrede und Diakonie* lädt der Arbeitskreis für das letzte Maiwochenende nach Vallendar ein. Willkommen sind Mitglieder aus apostolischen, monastischen und kontemplativen Gemeinschaften, aus Säkularinstituten und neuen geistlichen Gemeinschaften, Ordensreferenten der Bistümer, darüber hinaus alle, denen die Zukunft des Ordenslebens in unseren Breiten und in unserer Zeit eine Sorge und ein Anliegen ist. Bereits im Tagungsthema klingt die Grundlage an, welche als Existenzgrund Leben und Auftrag geistlicher Gemeinschaften durchzieht: die Hingabe Gottes in Jesus Christus, dessen Kenosis bis in den Tod hinein, als bleibendes, unüberbietbares Angebot und Geschenk. Dass diese Zuwendung Gottes den Menschen verwandeln will, jedoch nie verwechselt werden darf mit Anstrengungen eines noch so guten menschlichen Willens – darum wird es in einem ersten Teil gehen. Vielmehr lädt die Nachfolge

Christi dazu ein, selbst leer zu werden, der eigenen Sehnsucht Raum zu geben. Dies hat dann auch Auswirkungen auf unsere Art, in dieser Welt heute von Gott zu sprechen. Unsere Gottesrede auf dem Prüfstand, so lässt sich ein zweiter Teil überschreiben, der mit Distanz und Sympathie darauf schauen will, wie Menschen heute nach dem suchen und davon sprechen, was sie mit „Gott“ identifizieren und – als Konsequenz daraus – was das Spezifische unseres christlichen Zeugnisses sein kann. Wir hoffen zeigen zu können, dass beide Aspekte – Kenosis und Gottesrede – in unlösbarem Zusammenhang stehen; so wie auch eine dienende, diakonische Grundhaltung jeglicher Sendung davon geprägt sein wird, dass ER als erster sich als Diener aller bezeichnet hat und dass Diakonie nicht losgelöst zu sehen ist von ihrem inneren Beweggrund, Gottesprechender Gegenwart. Natürlich werden wir wieder miteinander singen und beten, feiern und uns austauschen, dies nicht zuletzt in Workshops, deren Themen die verschiedenen Facetten „ordentlichen Dienens“ aufgreifen und die auch in der Methodik so vielfältig sein werden wie der Arbeitskreis. Hier sind mittlerweile noch Gründungsmitglieder vertreten wie Sr. Anneliese Herzog MSsR und P. Stefan Kiechle SJ, aber auch neu dazu gekommene wie Sr. Katharina Kluitmann OSF (Münster) und P. Cosmas Hoffmann OSB (Meschede). Die Frage nach neuen Mitgliedern wird uns beim ersten Treffen nach dem Symposium beschäftigen. Anmeldeschluss (wegen Zimmerbelegung in verschiedenen Häusern) ist der 31. März 2011. Anmeldeformulare sind unter [www.orden.de](http://www.orden.de) sowie [www.forum-pallotti.de](http://www.forum-pallotti.de) erhältlich. P. Dr. Paul Rheinbay SAC



## ...Neue Bücher

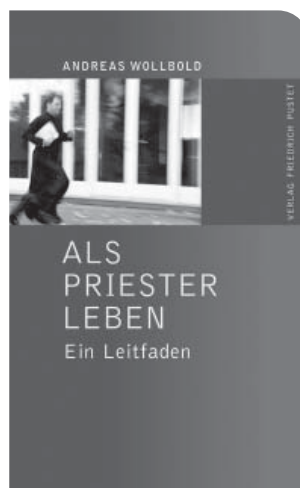
Andreas Wollbold

### Als Priester leben

Ein Leitfaden

Regensburg: Pustet, 2010. – 336 S.

Es ist inzwischen ein Allgemeinplatz, dass die Kirche hierzulande bzw. in der westlichen Hemisphäre insgesamt in der Krise ist. Und die Analytiker der Krise stellen fast ausnahmslos auch einen Zusammenhang zwischen der Krise im Allgemeinen und einer Krise des Priestertums im Besonderen fest. Was bedeutet es also, in solchen Zeiten glaubwürdig als katholischer Priester zu leben? Was macht die Identität des Priesters aus? Der Münchner Pastoraltheologe Andreas Wollbold hat das mutige Unternehmen gewagt, verbindliche Antworten darauf zu geben, indem er für das priesterliche Leben „einen Leitfaden“ vorgelegt hat – so der Untertitel des Werkes. Wollbold scheut auf keiner Seite dieses Buches die klare Position; und es wird sogleich erkennbar, dass er ein Vertreter der Kontinuitätsthese in Sachen Konzilsinterpretation ist. Wohl gibt es – nach dem Konzil – die Identitätskrise des Priestertums, aber es gibt für den Autor nicht den vorkonziliaren und den nachkonziliaren Priester. Wohl gibt es die besonderen Herausforderungen dieser Zeit und veränderte gesellschaftliche und persönliche Erwartungen des Einzelnen an das Amt und auch veränderte Vorgaben innerhalb der kirchlichen Organisation. Diese werden allesamt berücksichtigt und auch in ihren Erscheinungsformen diskutiert. Aber das entscheidende Identitätskriterium des Priesters liegt für Wollbold zuletzt jenseits solcher Bedingungen, die auf der soziologischen oder psychologischen Ebene verbleiben: Entscheidend ist die Durchsichtigkeit des Priesters auf Gott hin und die Fähigkeit, kraft seiner geistlichen Kompetenz und seiner ganzen Person, „alles und alle auf Gott zu beziehen“ (S. 82). Daher mündet die Frage nach der priesterlichen Identität und Professionalität im ersten Teil des Werkes zugleich in eine „Gewissensforschung: Ist mir das Thema der Seelsorge, die Menschen zum Heil zu führen, überhaupt abhanden gekommen?“ (S. 83). Von diesem Standpunkt der priesterlichen Ganzhingabe an Gott aus kann Wollbold dann auch den Zölibat, die Bindung an die Kirche und die Verfügbarkeit für die Menschen in einen stimmigen Gesamtentwurf einbinden.



ISBN 978-3-791722859

EUR 26.90

Ein zweiter größerer Abschnitt verhandelt die Frage nach der Berufung im Zusammenhang mit dem heiklen Thema des christlichen Standes. Der Autor versucht zunächst, eine sinnvolle Unterscheidung im Blick auf die verschiedenen Arten und jeweiligen Dimensionen von Berufung vorzulegen, indem er Berufung im weiteren und im engeren Sinn klärt und diese jeweils noch einmal auf den allgemeinen „Stand“ (Berufung wozu?) und auf die einzelne Person (Berufung wessen?) hin ausdifferenziert. Mit diesem Instrumentarium gelingt es, weiterführende Fragen zu klären, wie die nach der Heilsrelevanz von Berufung oder die nach dem Verhältnis zwischen göttlichem und kirchlichem Aspekt in der Berufungsklä rung. Wenn bei jeder Berufung die Gnade die Natur voraussetzt, dann gibt es in jeder Berufung auch deren von der menschlichen Natur her geprägte Psychologie, in der es um die zunächst rein menschlichen Ausgangsbedingungen geht. Hier erörtert Wollbold zunächst „Wege und Irrwege“ einzelner Psychologien (120ff), ehe er mit Sympathie und verhaltener Kritik die Arbeiten des Jesuiten Luigi Rulla hervorhebt, der seit Jahren mit seinem Forscherteam ein stimmiges Modell für eine Psychologie der Berufung erarbeitet hat, die vor allem offene oder verdeckte Motive während der Ausbildungszeit von Priesteramtskandidaten untersucht hat. Freilich kommt Wollbold abschließend zu der Auffassung, dass eine Psychologie der Berufung zuerst von Bedürfnissen der menschlichen Natur ausgehe, während die Theologie der Berufung zuerst auf die wirksame Gnade blicke, die die Natur umzugestalten vermag. Und: „Wie beides miteinander verbunden werden kann, ist noch nicht definitiv gezeigt worden.“ (S. 131). Nach Einschätzung des Rezensenten könnte gerade an diesem Punkt eine vertiefte Rezeption der Einsichten des dialogischen Personalismus und dessen Blick auf die Person als Ganze weiterführen.

Der dritte („Geistlich leben“) und vierte Abschnitt („Priester und evangelische Räte“) sind auf die konkrete Lebenspraxis des Priesters gerichtet. Sie warten mit einer Fülle von Einzelbeobachtungen, glücklichen Hinweisen und Empfehlungen und vielfältigen Literaturhinweisen auf. Besonders hilfreich ist die ausführliche Herausarbeitung der evangelischen Räte als Lebensform auch für Weltpriester, wobei gleich hinzugefügt werden kann, dass dabei die spezifische Lebensform des Ordenspriesters in den Hintergrund tritt und im Buch kaum verhandelt wird. Aber Wollbold spart dafür in seinem Durchgang kaum ein heikles Thema aus, konkrete Probleme mit Zölibat und Sexualität oder die Missbrauchsdebatte ebenso wenig wie das Problem des Alkoholismus unter Priestern; und auch nicht sehr konkrete Fragen zur gelebten Armut oder zur Priesterkleidung.

Insgesamt ist das Buch auch ein sprachlich lesenswerter Beitrag, der lockeren Witz im Ausdruck dennoch mit begrifflicher und sachlicher Genauigkeit und geistlichem Tiefgang vereint. Da und dort klingt vielleicht ein etwas zu traditioneller Zungenschlag durch, etwa dort, wo (auf S. 56) der fußballspielende Kaplan kritisch beäugt wird, oder dort, wo das Problem des Gehorsams zwar deutlich und ausführlich angesprochen wird, ohne dabei aber sachlich-inhaltliche Aspekte kirchlicher Glaubensvorgaben zu thematisieren. Diese dürften aber eine Hauptursache dafür sein, warum bei manchem Priester gerade der Gehorsam heute zum Problem wird. In diesem Zusammenhang hätte man sich dann gleich einen Blick auf das Problem der spiri-

tuellen und intellektuellen Priesterausbildung insgesamt gewünscht, zusammen mit der Frage, wie unter heutigen Bedingungen etwa die Seminausbildung gelingen kann, hin zu einer priesterlichen Lebensform, wie sie das Buch als wünschenswert vorschlägt. Insgesamt ist es ein ermutigendes Werk mit praktischer Ausrichtung, das auch mit seinem gelungenen didaktischen Aufbau einen (priesterlichen) Leser von selbst in die kritische Reflexion des eigenen Lebens und Lebensstils führt. Dabei gelingt dem Autor auch die Gratwanderung, einerseits im Ton klar und entschieden zu sein, ohne aber andererseits in die Bevormundung zu verfallen, da die Positionen jeweils ausführlich und intensiv genug von der jeweils verhandelten Sache selbst her entwickelt werden. In kirchlichen Krisenzeiten wie diesen ist das sicher nicht das Schlechteste, was es über „einen Leitfadens“ zu sagen gibt, der mithelfen will, priesterliche Identität zu stärken.

Stefan Oster SDB

Michael Plattig

## Kanon der spirituellen Literatur

Münsterschwarzach: Vier Türme, 2010. – 336 S.

Die Bildungsdebatte der vergangenen Jahre hat auch die Frage hervorgebracht, was denn derjenige eigentlich kennen sollte, der nach Bildung strebt. So entstanden in den letzten Jahren verschiedene „Bildungskanones“: z.B. ein Kanon der deutschen Literatur (M. Reich-Ranicki), ein Kanon der Literatur für Schüler (Die Zeit) oder ein Kanon der Allgemeinbildung (D. Schwanitz), die jeweils große Beachtung gefunden haben. Gerade der christlichen Tradition ist die Frage nach dem Kanon sehr vertraut, musste doch die alte Kirche die zentrale Frage nach dem verbindlichen Kanon der Heiligen Schrift beantworten. Zurückblickend auf eine nunmehr 2000-jährige Geschichte und auf eine reichhaltige geistliche Tradition liegt daher auch die Frage nahe, was denn – über die Hl. Schrift als der eigentlichen Quelle christlichen Lebens hinaus – ein Kanon der christlichen Literatur sein könne. Und diese Frage ist höchst aktuell. Denn heute lässt sich immer wieder feststellen, dass nicht wenige Menschen ihre „spirituelle Nahrung“ in den Schriften anderer (vor allem östlicher) Religionen suchen, dass ihnen aber zugleich die eigene christliche Tradi-



ISBN 978-3-896804778  
EUR 22.90

neue Bücher – spiritualität

tion oft völlig unbekannt ist. So stellt sich der gegenwärtigen spirituellen Theologie die Aufgabe, die großen geistlichen Schriften der Christenheit den Menschen von heute bekannt zu machen.

Das ist die Intention des hier vorgelegten „Kanon der spirituellen Literatur“. Sein Umschlagbild wurde mit dem Symbol des Schlüssels gestaltet. Mit diesem Bild ist seine Absicht treffend auf den Punkt gebracht: Das Buch will heutigen Menschen, die auf der Suche nach einem spirituellen Leben sind, den Reichtum der christlichen spirituellen Literatur – im wahrsten Sinne des Wortes – *er-schließen*. Der als Inhaber des ersten Lehrstuhls für die Theologie der Spiritualität an einer deutschen theologischen Hochschule (der PTH Münster) bekannte Karmelit P. Michael Plattig erweist sich in diesem Werk als ein wahrer Kenner der Geschichte der christlichen Spiritualität. Insgesamt 50 geistliche Autoren mit einer, manchmal auch mehreren, ihrer bedeutsamsten Schriften werden hier vorgestellt; genauer gesagt: Es sind die Schriften selbst, die im Blickpunkt stehen. Dabei versteht sich der hier vorgelegte „Kanon“ nicht als verbindliche oder gar als eine abschließende Liste geistlicher Schriften, sondern als „Orientierung“ und „Richtschnur“ im heutigen „Wald der spirituellen Literatur“ (S. 14). Dass die Liste neben selbstverständlich zu erwartenden Werken (wie z.B. der Regel des hl. Benedikt oder der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen) auch Überraschungen enthält (wie z.B. Henri Nouwens „Nimm sein Bild in dein Herz“), liegt in der Natur der Sache. Eine solche Auswahl wird immer auch von Subjektivität geleitet.

Zu den Auswahlkriterien der spirituellen Werke für den hier vorgeschlagenen Kanon heißt es im Vorwort: „Obwohl sich Welt, Mensch und Philosophie so verändert haben, scheint es Grundthemen zu geben, die ‚das Menschliche‘ an sich betreffen. Und hier haben alte Autoren und Autorinnen manches besser ausgedrückt, als neue es könnten. Oder sie haben so treffend geschrieben, dass ihre Bücher ‚unüberholbar‘ geworden sind. Oder sie haben ein geistliches Phänomen überhaupt erst entdeckt!“ (S. 12). Es sind Bücher, von denen der Autor Michael Plattig und sein Verleger Mauritius Wilde, die beiden Verfasser des Vorwortes, glauben, dass sie auch in 100, 500 oder 1000 Jahren noch gelesen werden (ebd.). Wichtiger noch: dass ihre Lektüre und Betrachtung dazu geeignet ist, „eine umfassende spirituelle Bildung“ zu vermitteln (S. 13). Und damit ist zweifelsohne nicht nur intellektuelles Wissen gemeint, sondern vor allem „Herzensbildung“. Dementsprechend war auch die Wirkungsgeschichte eines Buches für seine Auswahl für den hier vorgeschlagenen Kanon von entscheidender Bedeutung. So wurden auch weniger bekannte Schriften aufgenommen, wie z.B. die „Scala claustralium“ des Kartäusers Guigo II., die heute nicht zuletzt aufgrund der in ihr methodisch entfalteteten „lectio divina“ wieder große Beachtung findet.

In dem vorgelegten Buch werden ausschließlich Schriften von bereits verstorbenen Autoren vorgestellt. Dabei sind, beginnend mit Cyrill von Jerusalem (320-387) und abschließend mit Henri Nouwen (1932-96), alle christlichen Epochen und nahezu alle christlichen Jahrhunderte vertreten. So ist das Buch auch ein kleines Kompendium der Geschichte christlicher Spiritualität. Mit insgesamt 14 Autoren und Autorinnen ist das 20. Jahrhundert besonders stark vertreten, was die Tatsache belegt,

dass auch die jüngere Geschichte ihre geistlichen Lehrer und Lehrerinnen hervor gebracht hat, die dem heutigen Leser in ihrer Erfahrungswelt und ihrer Sprache besonders nahe stehen. Auch wenn dies in Wahrheit kaum überraschend ist, so mag es für den Leser der „Ordenskorrespondenz“ aber von Interesse sein, dass in der Liste nicht wenige Ordensgründer zu finden sind und eine große Zahl der vorgestellten Autoren und Schriften verschiedenen Ordensspiritualitäten entstammt.

Ausdrücklich wird im Vorwort betont, dass bei der Auswahl der vorgestellten Schriften zwei weitere Kriterien leitend waren (S. 14): Zum einen sollte auch dem reichen Erbe der weiblichen Spiritualität angemessener Raum gegeben werden; so werden insgesamt zwölf Schriften von Frauen vorgestellt: neben den klassischen Vertreterinnen Hildegard von Bingen, Klara von Assisi oder Theresia von Avila z.B. auch Theresia von Lisieux, Marie Noël, Edith Stein oder Madeleine Delbrél. Darüber hinaus zeigt sich, dass echte Spiritualität von innerer Weite gekennzeichnet ist und Menschen über Grenzen hinaus zu verbinden vermag. So hat die Auswahl auch eine ökumenische Ausrichtung, wenn sowohl Schriften aus der orthodoxen Tradition (Philokalie, Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers) als auch Schriften von Autoren der reformatorischen Tradition vorgestellt werden (z.B. von Martin Luther, Paul Gerhardt, Dietrich Bonhoeffer, Dag Hammarskjöld oder Roger Schutz). Und es wird sogar die Schrift „Schwerkraft und Gnade“ der Jüdin Simon Weil präsentiert, die man zwar als Gottsucherin bezeichnen kann, die sich aber nie hat taufen lassen.

Bemerkenswert ist auch die Vielfalt der literarischen Gattungen, denen die vorgeschlagenen Texte angehören: biographische und autobiographische Schriften, Berichte über Visionen und Auditionen, Tagebücher und Geschichten, Gedichte und Lieder, Gebete, Meditationen und Bildbetrachtungen, Ordensregeln, Spruchsammlungen und Briefe – ein Umstand, der die Herausgeber selbst überrascht hat. „Die Vielfalt und die Kreativität geistlicher Literatur wurden sichtbar“ (S. 13).

In insgesamt 50 Artikeln von meist fünf bis acht Seiten Länge, die chronologisch geordnet sind, stellt M. Plattig in einer allgemein verständlichen Sprache die ausgewählte Schrift in drei Schritten vor: Zunächst werden unter *Autor und Werk* der jeweilige Verfasser und sein Werk portraitiert, womit auch der historische Kontext beleuchtet wird, in dem die Schrift entstanden ist. Unter der Überschrift *Inhalt* wird in einem zweiten Schritt die jeweilige Schrift im Hinblick auf ihre Hauptinhalte vorgestellt. Und schließlich wird dem heutigen Leser in einem dritten Schritt ein *Lesetipp* gegeben, der ihm helfen soll, „das richtige Buch in der entsprechenden Situation zur Hand zu nehmen“ (S. 13) und von heutigen Fragestellungen her einen Zugang zu der jeweiligen Schrift zu finden. Schließlich sind jedem Artikel *Literaturhinweise* beigegeben, die über die besten deutschen Textausgaben, aber auch über andere empfehlenswerte Werke des jeweiligen Verfassers sowie über vertiefende Literatur zum jeweiligen Werk und seinem Verfasser informieren.

Die vorgestellten Texte selbst werden im „Kanon der spirituellen Literatur“ freilich nicht geboten. Michael Plattig versteht sein Werk nicht als eine Art Anthologie geistlicher Texte. Das hätte nicht nur den Rahmen des hier vorgelegten Buches gesprengt, sondern es hätte auch nicht dem eigentlichen Anliegen seines Verfassers



entsprochen: Er hat sein Ziel dann erreicht, wenn seine Leser ihrerseits zu den vorgestellten Schätzen der christlichen Literatur greifen, um sich durch eigene Lektüre und Betrachtung auf ihrem geistlichen Weg durch sie orientieren, animieren oder in Frage stellen zu lassen. Dazu will der Verfasser einladen und dazu will er den Weg ebnen, nicht mehr und nicht weniger. Man merkt den gut verständlichen Artikeln die hohe Wertschätzung ihres Verfassers für die von ihm ausgewählten Autoren und Schriften an. Und sie sind in der Tat dazu angetan, das Interesse und den Wunsch zu wecken, die vorgestellte Schrift selbst kennen lernen zu wollen. Jede in diesem Kanon präsentierte Schrift hat auch heute die Kraft, wahrhaft suchenden Menschen eine Art „geistlicher Führer“ auf ihrem Weg zu sein. Dass ein „gutes“ geistliches Buch solches vermag, haben manche der vorgestellten Autoren selbst erfahren; man denke nur an die entscheidende Bedeutung, die die Autobiographie der hl. Theresia von Avila für Edith Stein auf ihrem Suchweg hatte (vgl. S. 263).

Der oft als „Literaturpapst“ bezeichnete Marcel Reich-Ranicki begründete seinen oben erwähnten Literatur-Kanon mit den Worten: „Der Rückgriff auf das Vergangene erfolgt stets um der Gegenwart willen – und nur von ihr kann er seine Rechtfertigung beziehen. Nicht die Asche suchen wir, sondern die Glut, das Feuer. Nicht das Alte wollen wir erhalten, sondern im Alten das Gute und Lebendige ausfindig machen und bewahren.“ Wenn das schon für die allgemeine Literatur gilt, um wie viel mehr dann für die spirituelle Literatur! Dem von Michael Plattig vorgelegten „Kanon der christlichen Literatur“ ist zu wünschen, dass er möglichst vielen suchenden Menschen den Weg weise zu den in der geistlichen Tradition über Jahrhunderte bewährten, heute aber leider oft vergessenen spirituellen Büchern und Schriften, um sie für heutige Christen zu erschließen. Die im Kanon enthaltenen Werke der christlichen Literatur haben immer wieder gezeigt, dass sie eine „echte Glut“ enthalten und daher auch heutigen Menschen helfen können, das „innere Feuer“ neu zu entzünden und am Brennen zu erhalten. Der hier präsentierte „Kanon der spirituellen Literatur“ gehört in die Hand eines jeden, der nach einem intensiven geistlichen Weg sucht, und in die Bibliothek einer jeden geistlichen Gemeinschaft. Dem Autor und dem Verlag gebühren Dank und Anerkennung für dieses ganz und gar gelungene Werk.

Reinhard Gesing SDB



Gottfried Prinz (Hrsg.)

## Mit GOTT auf DU und DU

mit Johanna Franziska von Chantal

Eichstätt: Franz-Sales, 2011. – 62 S.

In der Geschichte der Kirche wurden viele für andere zum geistlichen Lehrer, weil sie sich zuvor selbst vorbehaltlos der Schule eines geistlichen Meisters anvertraut hatten. So war es mit der hl. Johanna Franziska von Chantal (1572-1641), die vom „Doctor amoris“, dem hl. Franz von Sales, in das Geheimnis der Gottesliebe eingeführt worden war und nach seinem Tode selbst zur geistlichen Mutter für ihre Schwestern und für viele andere Menschen geworden ist.

Wenngleich sie bis heute im Schatten ihres geistlichen Vaters steht, so muss man doch konstatieren: Ohne sie ist die salesianische Schule der Spiritualität nicht denkbar. Ist doch Franz von Sales in seiner Spiritualität durch den geistlichen Austausch mit ihr tief geprägt und beschenkt worden. So ist es gut, dass die Arbeitsgemeinschaft für salesianische Studien im Begriff steht, die mit ca. 2800 erhaltenen Briefe sehr umfangreiche Korrespondenz der hl. Johanna auch in deutscher Sprache zugänglich zu machen. Das hier vorliegende Bändchen bietet daraus sozusagen erste Kostproben in kleinen Häppchen an.

Seine Absicht fasst der Herausgeber im Vorwort so zusammen: „Das Buch möchte mit Johanna Franziska von Chantal hinführen zu einer Beziehung zu Gott auf Du und Du“ (S. 10). Dazu wurden rund 75 besonders ansprechende Worte und kurze Textabschnitte aus den zahlreichen Briefen der Heiligen ausgewählt und zusammengestellt. Sie wurden den folgenden Themenfeldern zugeordnet: „In Gottes Gegenwart leben“, „Jesus lieben – von Herz zu Herz“, „Bewegt von Christi Liebe“. Den einzelnen Kapiteln sind kurze Einführungen von Raymund Fobes vorangestellt, welche die Worte Mutter Chantals mit der heutigen Lebenssituation in Beziehung setzen. Am Schluss des Büchleins ist eine Zeittafel mit den wichtigsten Stationen der Lebensgeschichte der Heiligen zu finden (S. 58-61).

Die hier vom Herausgeber, einem Kenner der Korrespondenz der hl. Johanna, ausgewählten Worte geben einen Einblick in ihre tief verankerte und vom Geist des hl. Franz von Sales inspirierte Spiritualität. Sie sind in der Tat, wie es im Vorwort vermerkt wird, „lebensspendende Weisheiten“, die in einer einfachen und schlichten Sprache die geistliche Erfahrung der Heiligen ausdrücken und gerade deswegen



ISBN 978-3-772103049  
EUR 7.90



zur Meditation einladen. Schon die hier ausgewählten Worte lassen ahnen, dass Johanna Franziska von Chantal eine Mystikerin war, die im Sinne des hl. Franz eine Mystik des Alltags und der vollkommenen Hingabe an den Willen Gottes lebte. Wenngleich die den Texten beigegebenen Fotos vor allem Schwestern aus der von Franz von Sales und Johanna Franziska von Chantal gegründeten Gemeinschaft der „Schwestern von der Heimsuchung Mariens“ in alltäglichen Situationen darstellen und wenngleich der Großteil der Briefe Johannas sich in der Tat an die ihr anvertrauten Schwestern richtete, so können ihre Worte alle befruchten, die nach einem intensiven geistlichen Leben suchen. Das liebevoll gestaltete Bändchen lässt Vorfreude aufkommen auf die angekündigte Publikation der Gesamtausgabe der Korrespondenz der Heiligen, in der zweifelsohne noch viele andere „geistliche Perlen“ zu finden sein werden. So könnte Johanna Franziska von Chantal auch vielen suchenden Menschen von heute zur geistlichen Lehrerin werden.

Reinhard Gesing SDB

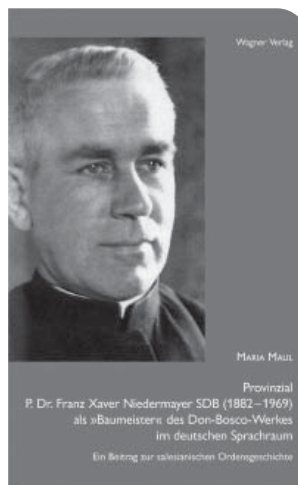
Maria Maul

## Provinzial P. Dr. Franz Xaver Niedermayer SDB (1882-1969) als „Baumeister“ des Don-Bosco-Werkes im deutschen Sprachraum

Ein Beitrag zur salesianischen Ordensgeschichte  
Linz: Wagner, 2009. – 601 S.

Die vorliegende, umfangreiche Studie, die im Jahr 2008 von der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benediktbeuern als Dissertation im Fach Kirchengeschichte angenommen wurde, beleuchtet das Wirken eines Salesianers, der als „Baumeister des Don-Bosco-Werkes im deutschsprachigen Raum“ (529) gilt. Die Autorin, Maria Maul FMA, verortet ihre Arbeit „in der Mitte zwischen biografischer und allgemein ordensgeschichtlicher Darstellung, in der Mitte zwischen chronologischer und systematischer Behandlung eines bestimmten zeitlichen und räumlichen Ausschnittes der salesianischen Kongregation“ (18) und verbindet ihren kirchenhistorischen Zugang mit einem durchgängigen Bezug auf den sozialen und politischen Kontext der betreffenden Zeit.

Franz Xaver Niedermayer (1882-1969) wurde in der Nähe von München geboren und trat 1904 ins Noviziat der Salesianer Don Boscos in Lombriasco (Italien) ein. Nach dem Studium der Theologie wurde er 1912



ISBN 978-3-902330420  
EUR 29.00

zum Priester geweiht und promovierte im selben Jahr in Turin zum Dr. theol. Er kam zuerst nach Wien und wurde dann in Würzburg Gründungsdirektor eines Lehrlingsheims, der ersten Salesianer-Niederlassung in Bayern. Im Jahr 1922 wurde er als Nachfolger von P. August Hlond SDB Provinzial der österreichisch-ungarischen Provinz und übernahm damit eine Aufgabe, die er bis zum Jahr 1941 ausübte und ihn zur „Schlüsselfigur für den Auf- und Ausbau der deutschsprachigen Provinzen“ (31) werden ließ. Nach dem Krieg war P. Niedermayer als Direktor in Benediktbeuern, seiner „Lieblingsgründung“ (34), tätig; dort ist er 1969 auch verstorben.

Die Verfasserin stellt das Wirken Niedermayers auf dem Hintergrund der politischen Umbrüche Mitteleuropas nach dem Ersten Weltkrieg dar und weist auf die schwierige wirtschaftliche Lage hin. Die österreichisch-ungarische Provinz, deren Leitung Niedermayer 1922 übernahm, war 1905 errichtet worden (vgl. 124-127) und wurde 1919 in eine polnisch-jugoslawische und eine deutsch-ungarische Provinz (vgl. 127-129) geteilt. Die bekannten politischen Entwicklungen führten schließlich im Jahr 1935 zur Teilung in eine deutsche und österreichische Provinz (vgl. 441-454). In beeindruckendem Kontrast zu dieser Situation der Not, der sozialen und nationalen Spannungen sowie der politischen Radikalisierung steht – und das macht den Hauptteil des Buches aus – das ungemein engagierte Wirken von Provinzial Niedermayer, der eine Reihe von Niederlassungen eröffnete und mit Klugheit und Ausdauer die Wirkungsmöglichkeiten der Salesianer verbesserte. Aus gegenwärtiger Sicht klingen die Zeugnisse der damaligen Aufbauzeit nahezu unglaublich; so heißt es etwa in einem Brief Niedermayers vom März 1923 an seinen Generaloberen: „In unserem Noviziat in Ens Dorf gibt es viel Eifer und wir haben gute Hoffnung, dass wir daraus gute Mitbrüder für die Provinz und für die Missionen erhalten werden. Aber das Haus ist schon zu klein, weil die Regierung uns nicht erlaubt, in den gegenwärtigen Räumen mehr als 50 Personen zu halten, während wir gegenwärtig schon mehr als 60 haben. Bis jetzt konnten sie bequem hier sein, sowohl die Novizen als auch die Philosophie-Studenten, die gemeinsam nie auf eine höhere als die von der Regierung gewährte Zahl kamen. Die Sache wird in diesem Herbst anders sein, in dem wir hoffen, mehr als 40 Novizen zu haben, daher werden wir Platz haben müssen für 90 oder 100 Personen [...]“ (215f.).

Neben vielen anderen Aktivitäten hebt die Verfasserin die Gründung eines Hauses in Stockholm im Jahr 1937 hervor. Niedermayer merkte damals an: „Seit der Reformation war das die erste Genehmigung einer Ordensniederlassung in Schweden seitens der Regierung“ (264). Auch die Übernahme von Pfarren, die grundsätzlich ja nicht zu den Prioritäten der Salesianer gehört, erfolgte in Niedermayers Amtszeit, wie die Vf. unter anderem mit Blick auf Amstetten, Linz, Klagenfurt und Graz aufzeigt (vgl. 325-355). Schließlich stellte der Erwerb des ehemaligen Benediktinerklosters Benediktbeuern und die Eröffnung des Studienbetrieb im Herbst 1931 einen Höhepunkt im Wirken Niedermayers dar (vgl. 379-386). Ein bezeichnendes Licht auf die ökumenische Lage in jener Zeit wirft die Erzählung vom Kauf eines Hauses in den Niederlanden, den P. Niedermayer bei einem Notar „in einem zivilen Anzug“ (396) tätigte, damit die protestantische Familie, der das Haus gehörte, nicht merkte, dass der Käufer ein katholischer Priester war ...

Im vorliegenden Werk gibt die Verfasserin durch eine Fülle von Zitaten aus Briefen, Dokumenten und Berichten Einblick in die kirchliche und gesellschaftliche Situation der Zwischenkriegszeit und veranschaulicht anhand des Wirkens des Provinzials Niedermayer das Selbstverständnis der apostolischen Orden sowie die Herausforderungen der damaligen Zeit. Die Optionen Niedermayers, die die Verfasserin hervorhebt (vgl. 535-537), haben nichts von ihrer Aktualität verloren: Seelsorge in der Diaspora, Präsenz in größeren Städten und Sicherstellung einer guten Ausbildung. Es ist der Verfasserin gelungen, das Wirken eines Ordensoberen auf spannende Weise darzustellen, ohne die gebotene wissenschaftliche Sorgfalt außer Acht zu lassen. Nicht zuletzt stellt dieses Buch einen aufschlussreichen Beitrag für die österreichische Ordens- und Kirchengeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dar.

Franz Gmainer-Pranzl

## Angela Merici im Spiegel der Zeit

Achtundzwanzig Vorträge und Aufsätze von 1926 bis 2009

Hrsg. von der Föderation deutschsprachiger Ursulinen. – Berlin: Pro Business, 2009. – 392 S.

Angela Merici (ca. 1474–1540) gehört zu den interessantesten Gestalten der Kirchengeschichte des frühen 16. Jahrhunderts: eine Protagonistin der systematischen Bildung junger Mädchen und eine Reformerin, deren Leben und Wirken zeigen, dass die katholische Kirche an der Schwelle zur Neuzeit durchaus über ein inneres Reformpotential verfügte. Zu Recht wird sie zu den großen Heiligengestalten der Katholischen Reform gezählt. Die Gemeinschaft der Ursulinen verehrt Angela Merici als Gründerin. Dabei war diese eher die Gründerin einer Laienbewegung als die Gründerin einer Ordensgemeinschaft; letztere entwickelte sich erst nach ihrem Tod. Angela Merici ist die Verfasserin verschiedener Schriften, so der Regel von 1535, der „Ricordi“ (Weisungen oder Gedenkworte) und der „Legati“ (Vermächtnisse) von 1539.

Was ist der Zweck des vorliegenden Buchs? Weder ein Klappen- oder Umschlagtext noch ein Vorwort oder eine Einleitung geben Auskunft darüber. Wer sich näher informieren möchte, wird allerdings im Nachwort



ISBN 978-3-868054996

EUR 20.00

(S. 392) fündig. Es geht darum, die „wichtigsten deutschsprachigen Aufsätze und Vorträge aus einhundertachtzig Jahren [! ...] leichter zugänglich [zu] machen.“ Zugleich möchte man „dadurch auch ein Stück ‚Rezeptionsgeschichte‘ erfahrbar machen.“ Wie dem Untertitel des Sammelbandes zu entnehmen ist, werden insgesamt 28 Texte aus den Jahren 1926 bis 2009 wiedergegeben. Ein Text stammt aus dem Jahr 1926, einer aus dem Jahr 1937, die übrigen aus den Jahren 1982 bis 2009, d.h. aus der jüngeren Zeit. Bei einem Teil der Texte handelt es sich um Vorträge, die erstmals im Druck erschienen sind. Andere sind schon einmal veröffentlicht worden, etwa im Jahrbuch des Verbandes selbständiger deutscher Ursulinenklöster, in der Ordenskorrespondenz oder in einer Festschrift zum 1985 gefeierten 450-jährigen Jubiläum der Ursulinen. Autorinnen der einzelnen Beiträge sind zum größten Teil Ursulinschwwestern; dazu kommen prominente geistliche Autorinnen und Autoren wie Corona Bamberg OSB, Friedrich Wulf SJ und Emmanuel Jungclausen OSB; auch Klaus Mertes SJ, bekanntgeworden durch die Aufdeckung des Missbrauchsskandals in der katholischen Kirche, ist vertreten. Besonders zu erwähnen ist die Wissenschaftlerin Anne Conrad, die insgesamt sechs Aufsätze zum vorliegenden Buch beigesteuert hat. Die einzelnen Beiträge sind chronologisch, d.h. in der Reihenfolge der Entstehung, abgedruckt. Themenbereiche, die abgedeckt werden, sind unter anderem: die Biographie Angela Mericis, der zeitgeschichtliche Hintergrund, die Entwicklung der Ursulinen von einer Laienbewegung zu einer Ordensgemeinschaft, die Geschichte einzelner Ordensniederlassungen, die Spiritualität und die Pädagogik Angela Mericis.

Es wird das Bild einer faszinierenden Persönlichkeit gezeichnet, die trotz großer Schwierigkeiten konsequent ihren geistlichen Weg ging. Angela Merici, die schon sehr früh verwaist war, lebte zunächst lange in relativer Stille und Abgeschiedenheit, bis sie schließlich im Alter von fast 60 Jahren damit begann, Gefährtinnen um sich zu sammeln. Ihre Schriften zeugen von einer tiefen Verankerung in Gott und von einer großen Liebe zu den ihr anvertrauten Menschen. Angela Merici hatte sehr praktische Ansichten zur pastoralen und pädagogischen Tätigkeit, die sich durchaus mit Gewinn für die heute adaptieren lassen. Wenn sie von der Hinwendung zur einzelnen Schülerin oder von der Güte, der Milde und dem guten Beispiel als Erziehungsmitteln spricht, dann kommen dem Rezensenten unweigerlich große Seelsorger und Erzieher späterer Zeiten wie Franz von Sales und Johannes Bosco in den Sinn. Angela Merici hat mit ihrer Gründung Erfolg gehabt. Dass sich dieser Erfolg vor allem posthum eingestellt hat, ist nicht außergewöhnlich; anderen Heiligen und anderen Ordensgemeinschaften ging es ähnlich.

Aus den achtundzwanzig Beiträgen des Sammelbands seien einige herausgegriffen: Corona Bamberg OSB („Von den Ursprüngen her leben – 450 Jahre Gesellschaft der heiligen Ursula“, S. 55–64) und Angela Veit OSU („Angela Merici [ca. 1474–1540]. Der christliche Sendungsauftrag an der Schwelle der Neuzeit“, S. 131–138) bieten in ihren Texten aus dem Jahr 1985 kompakte und gut lesbare Biographien, die auch den historischen Kontext berücksichtigen. Johanna Eichmann OSU („Angela Merici und die Entwicklung ihres Werks von der Laienbewegung zum Orden“, S. 65–90) zeigt in ihrem Text von 1985 auf, wie die Ursulinen – den kirchlichen Anforderun-

gen entsprechend nicht zuletzt unter dem Einfluss des Mailänder Erzbischofs Karl Borromäus – zu einer Ordensgemeinschaft wurden. Dieselbe Autorin („Die Erziehungsweisheit der hl. Angela Merici, Gründerin der Gesellschaft der hl. Ursula, und das erzieherische Wirken der Ursulinen. Ein geschichtlicher Rückblick“, S. 31–46), Lioba Michler OSU („Gedanken zur ‚Erziehungsweisheit‘ der heiligen Angela, der Gründerin der Ursulinen“, S. 245–249) und Birgitte Werr OSU („... wie die hl. Mutter Angela. Erziehung nach Ursulinen-Art“, S. 381–391) führen in ihren Beiträgen von 1982 bzw. 2002 und 2009 auf eine interessante Weise in die Pädagogik der lombardischen Heiligen ein. Friedrich Wulf SJ („Angela Merici. Ihre humane und geistliche Gestalt“, S. 139–160), Anne Conrad („Der ‚alte Weg‘ und das ‚neue Leben‘. Überlegungen zur Intention Angela Mericis“, S. 229–243) und Brigitte Werr OSU („Wachsam mit weitem und sehnsüchtigem Herzen. Zur Spiritualität Angela Mericis, der Gründerin der Ursulinen“, S. 371–380) entfalten die Spiritualität Angela Mericis. Alles in allem lässt sich sagen, dass der Sammelband zahlreiche Aufsätze enthält, die von Ordensleuten und Erziehern der heutigen Zeit mit Gewinn gelesen werden können. Dennoch müssen einige kritische Anmerkungen erfolgen, die sich vor allem auf die Tätigkeit der Herausgeberinnen beziehen. Die chronologische Anordnung der Beiträge bringt es mit sich, dass ein Leser, der sich in etwas systematischerer Weise mit Angela Merici befassen möchte, nicht sofort fündig wird. Eine andere Anordnung der Texte, ein Vorwort, eine Einleitung, Kommentare zu einzelnen Texten und ein Register hätten hier für deutlich mehr Klarheit gesorgt. Außerdem fällt auf, dass manche Beiträge ein Insiderwissen voraussetzen. Wenn z.B. die ersten Fußnoten auf S. 8 Informationen wie „8. Gedenkwort“ und „11. Vermächtnis“ enthalten, dann kann ein Leser, der sich noch nicht mit der Heiligen und ihren Schriften beschäftigt hat, damit überhaupt nichts anfangen. Ein weiterer Fehler, der den Herausgeberinnen unterlaufen ist: Mehrere Überschriften im Inhaltsverzeichnis stimmen nicht mit den tatsächlichen Überschriften der Beiträge überein.

Norbert Wolff SDB

Stephan Berghoff

## Pater Johannes Maria Haw

Sein Leben – sein Werk

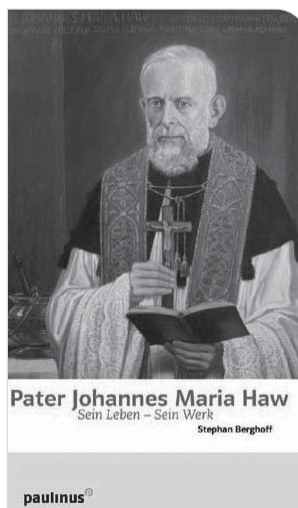
6. Aufl. – Trier: Paulinus, 2009. – 112 S.

Die Tatsache ist weithin in Vergessenheit geraten, dass viele unter denen, die die Sozialarbeit entscheidend prägten, zu den frömmsten Ihrer Zeit gehörten. Doch es ist so: die ob ihrer Theologie und ihres religiösen Lebens in der Kirche von heute wenig geliebte Zeit zwischen 1850 und 1950 ist auch diejenige, die die bedeutendsten caritativen Orden und Bewegungen hervorgebracht hat. Und dies nicht ohne Grund: Der Seeleneifer der Initiatoren der großen Werke wurde nicht mit einem Materialismus, der Heil mit Gesundheit und Wohlergehen verwechselt, gebremst. Die Seelsorge hieß damals so, weil man sich um das Seelenheil der „Schutzbefohlenen“ sorgte. Übrigens beide: Die Sozialarbeiter ebenso wie die, die heute Klienten heißen. Anders wäre deren Erfolg nicht zu erklären.

Warum das alles heute nicht mehr so ist und ob es so bleiben muss, wie es jetzt ist, wäre des Nachdenkens wert. Die Orden könnten jedenfalls dem heutigen Sozialwesen Staunenswertes aus ihrer Geschichte erzählen. Ob man es dort hören möchte, ist freilich eine andere Frage. Die Außenseiterposition, die etwa ein Jan Hermans in der Suchthilfe einnahm, indem er darauf insistierte, Sucht aus dem Glauben zu verstehen, stimmt desbezüglich nicht allzu optimistisch.

Einstweilen sollte man sich aber darum bemühen, die Erinnerung an die Gründergestalten der vielen beispielhaften Werke wach zu halten. Der Johannesbund Leutersdorf tut dies, indem er die kurz nach dem Tod von Pater Haw im Jahre 1949 abgefasste Schrift von Stephan Berghoff erneut auflegt. Freilich handelt es sich hier um keine Biographie im eigentlichen Sinne, schon gar nicht um eine kritische Auseinandersetzung mit Ansatz und Methoden des großen Kämpfers gegen – so einer seiner Buchtitel – „König Alkohol“. Im Stil der Hagiographie wird hier ein Lebensbild entworfen, ganz und gar von der Begeisterung für sein Vorbild getragen und darum bemüht, eben diese Begeisterung an seine Leser weiterzureichen.

Indessen, hier liegt ein Problem: Denn viel mehr als wissenschaftlich ausgerichteten Publikationen ist diese Literaturgattung den subjektiven Regungen, dem Charakter des Autors und dem Zeitgeist unterworfen. Jede Zeit muss ihr eigenes Verhältnis



ISBN 978-3-790220803  
EUR 5.00



zu den heiligmäßigen Personen aufbauen, wird mit ihren eigenen Fragen an diese herantreten und kann sich nicht ohne weiteres in das, was der Gefühlswelt der Großelterngeneration noch selbstverständlich war, einfinden. Kurz gesagt: Die vergangenen 60 Jahre gingen nicht spurlos an dem Text Berghoffs vorüber!

Das Buch wendet sich zunächst an Freunde und Förderer des Johannesbundes, der sich derzeit um die Seligsprechung ihres Gründers bemüht. Hier wird es gewiss seinen Dienst tun. Ob durch die Schrift aber, wie der Postulator des Seligsprechungsprozesses, P. Johannes Ambach MSJ im Vorwort wünscht, „viele P. Johannes Maria Haw kennen lernen und erfahren, welche Bedeutung er in seiner Zeit hatte und was er unserer Zeit zu sagen hat“ (S.11), erscheint mir, trotz einiger erläuternder Anmerkungen, die dem Originaltext von 1949 beigegeben sind, zweifelhaft.

Philipp Gahn

Felix Schlösser CSsR

## Die Bergpredigt

Leben und Handeln aus der Begegnung mit Jesus  
Würzburg: Echter, 2010. – 120 S.

Die Bergpredigt, Mt 5,1-7,29, gilt allgemein als Kernstück der Verkündigung Jesu und als eine Art Magna Charta, als ein die gesamte Botschaft Jesu zusammenfassender Grundtext für das christliche Leben. Dabei handelt es sich, wie auch bei der parallelen so genannten Feldpredigt Lk 6,20-49, nicht um eine in diesem Textlaut gehaltene Rede Jesu, sondern um eine aus kleinen Themeneinheiten zusammengesetzte Redekomposition im Rahmen der beiden Evangelien. Zum Verständnis dieser zentralen Texte haben die vielen wissenschaftlichen Untersuchungen der Exegeten der letzten zwei Jahrhunderte vorbildliche Vorarbeit geleistet. Wichtiger für das christliche Leben bleibt dabei aber doch das gläubige Hinhören auf die einladenden Worte Jesu und deren Umsetzung durch ein Leben in der Nachfolge Jesu. Dabei haben diese Texte der Evangelien zunächst die Situation der ersten christlichen Gemeinden im Auge. Ziel ist in erster Linie nicht eine abgerundete Lehre, sondern die Einladung, „zu leben und zu handeln aus der Begegnung mit Jesus“, wie der Untertitel dieses Buches lautet. Es geht hier also darum, „Jesus selbst zu begegnen mit



ISBN 978-3-429032760  
EUR 10.00



seiner bedingungslosen Liebe zu uns, mit seiner Güte und Menschenfreundlichkeit“ (S. 7f). Erster Adressat der Verkündigung Jesu war zunächst das Volk Israel, genauer seine Jünger und interessierte Zuhörer, die bereit waren, sich von Jesus auf den Weg zum Leben führen zu lassen. Darüber hinaus richtet sich die befreiende Botschaft Jesu bis heute in der weltweiten Kirche an alle Menschen, die ihr Leben dem Wort Christi öffnen. Der Dienst der Christen für die Welt besteht dann darin, als lebendige Gemeinden und Gemeinschaften ihr Leben nach den Worten der Bergpredigt als Vorbild für andere zu gestalten. Das soll unter anderem konkret werden „im Eintreten für größere soziale Gerechtigkeit, in der Überwindung weltweiter Unrechtsstrukturen, in der Bewahrung der Schöpfung, im Einsatz für den Frieden“ (S. 12).

Als eine Art Kurzfassung der von der Bergpredigt gebotenen Wegweisung können die acht Seligpreisungen angesehen werden. Sie bieten „ein Glück, wie es Jesus verheißt“ (S. 13). Sie werden hier in einem ersten größeren Abschnitt (S. 13-41) besprochen. Augustinus nennt sie „eine Zusammenfassung des gesamten Evangeliums“ (S. 13). Sie beschreiben „konzentrierte Wesenszüge der Jüngerschaft Jesu“ (ebd.) als eine neue Sehweise mit einem neuen Herzen, das sich ganz am Leben Jesu orientiert. „Nirgendwo sonst gibt es im Neuen Testament eine prägnantere und so eindeutige Beschreibung des Reiches Gottes und seiner neuen Wertordnung“ (S. 17). Jesus spricht dabei „von einer Zukunft, die denjenigen zuteilwird, die scheinbar keine Zukunft haben: die Armen, die Trauernden, die Dürstenden, die Schwachen und Verfolgten“ (V. 13). Das klingt auf weite Strecken utopisch, weil die von Jesu verkündete, wirklich alles umfassende große Wende in der Welt, ja auch in der Kirche, noch aussteht. Und doch ist die Schar der Menschen, die ihr Leben nach den Seligpreisungen orientieren, ihr Herz der Einladung Jesu öffnen und sich von ihm auf seinen Wegen in das Gottesreich führen lassen, auch schon in dieser Weltzeit unzählbar. Sie lassen sich von Gott beschenken mit einem Glück, das alles irdische Glück unendlich übersteigt.

„Selig, die arm sind vor Gott“. Ihnen gehört ja schon das Reich Gottes. Sie müssen sich aber zuerst „von allem Anspruchsdenken, von jeglichem Besitzdenken lösen“ (S. 2). Ihre leeren Hände sind offen, um von Gott beschenkt zu werden.

„Selig, deren Trauern in Trost verwandelt wird“. Der Glaube kann zwar die Trauer nicht wegnehmen, „aber er gibt die Kraft, auszuharren, ohne daran zu zerbrechen“ (S. 22f). Jesus lädt uns gerade in Notsituationen ein, unseren Weg mit ihm zu gehen. Diese Weggemeinschaft mit Jesus bewirkt, dass unsere Last nicht mehr so schwer ist, und dass seine Liebe unsere Traurigkeit in Trost verwandelt.

„Selig, die keine Gewalt anwenden. Selig die Frieden stiften“. Die Menschen sind aufgerufen, miteinander gewaltlos und friedlich umzugehen. Sie müssen sich dabei an Gott orientieren, der alle Menschen als seine Kinder liebt. Dann verwirklichen sie die Aufforderung des Apostels Paulus: „Lass dich nicht durch das Böse besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute“ (Röm 12,21).

„Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit“. Alle Menschen haben ein Recht auf Liebe und Gerechtigkeit. Hier ist aber größere Gerechtigkeit Gottes gefragt, wie sie Jesus verkörpert. „Ihm geht es dabei nicht um ein Mehr an Gesetzestreue, sondern um ein Mehr an Gottes- und Nächstenliebe“ (S. 30). Es gelten dann

die Maßstäbe Gottes, weshalb wir unser Tun nach Gott ausrichten müssen. „Die neue Gerechtigkeit heißt, dass wir die Hingabe Jesu an Gott und Mensch uns mehr und mehr zu Eigen machen“ (S. 34).

„Selig die Barmherzigen“. Barmherzigkeit bedeutet nicht ein Mitgefühl von oben herab, vielmehr besagt sie – entsprechend dem hebräischen Wort *rechem*/ Mutter-schoß – „die den Menschen zärtlich umschließende, ihn bergende mütterliche Liebe Gottes“ (S. 34).

„Selig, die sauberen Herzens sind“. Diese Reinheit des Herzens muss uns allen, die wir vor Gottes Heiligkeit nicht bestehen können, von Gott geschenkt werden. Gottes Reaktion auf unsere Sündhaftigkeit besteht nicht darin, dass er uns bestraft, sondern dass er unser Herz von allem Gottwidrigen befreit, das unser Menschsein bedroht. In einem weiteren kleinen Abschnitt (S. 43-50) geht es um die Bilder der Bergpredigt, mit denen Christus unsere Aufgabe in der Welt beschreibt: Salz der Erde, Licht der Welt, Stadt auf dem Berg. Die Seliggepriesenen verwirklichen diesen Auftrag, indem sie ihr Leben von Christus bestimmen lassen. Salz würzt selbst in kleinen Mengen die Speisen, reinigt und dient der Heilung. So soll das Leben der Christen der ganzen Welt eine höhere Qualität schenken. Licht der Welt besagt die innere Wirkkraft und Leuchtkraft des Lebens der Jünger Jesu.

„Das Bild von der hochragenden Stadt soll zum Ausdruck bringen: Wir Gläubige sind nicht zu übersehen und wirken vielmehr anziehend, wenn wir lebendige Christen sind“ (S. 46). Wir erweisen uns als Licht der Welt, „indem wir durch Liebe und Freundlichkeit etwas ausstrahlen von der Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes“ (S. 49f).

Der zweite Teil des Buchs (S. 51-120) bespricht die wichtigsten Themen der Bergpredigt, so z. B.: „Glaubt an das Evangelium“ (S. 51-58). Dabei wird der fundamentale Unterschied zwischen dem Gesetz und dem Evangelium herausgestellt. „Das Gesetz lässt den Menschen auf seine eigene Kraft setzen. Das Evangelium hingegen lässt uns an die frei geschenkte Liebe Gottes glauben, um aus diesem Glauben heraus die Kraft zu gewinnen, unser Leben zu ändern“ (S. 51f). Die Befähigung zum gelebten Glauben wird uns von Gott geschenkt. Dabei hat der Glaube den Primat vor den Werken. Gottes Geist verwandelt dann unser Leben, wenn wir uns vom Geist der Bergpredigt bestimmen lassen.

Ein weiteres behandeltes Thema ist die neue Gerechtigkeit (S. 59-67). Dabei geht es um mehr als nur die soziale Gerechtigkeit. Nach dem Neuen Testament ist Gerechtigkeit das Mitgehen mit Christus, der für uns das ganze Gesetz erfüllt hat. „Diese größere Gerechtigkeit ist nicht ein Mehr an Gesetzestreue, sondern ein Mehr an Gottes- und Nächstenliebe“ (S. 61).

S. 69-74 bespricht die Forderung Jesu: „Leistet keinen Widerstand - Liebet eure Feinde!“ Jesus geht es darum, die Gewaltspirale in der Welt zu unterbrechen. Dabei gilt uns: Wie Gott in Liebe zu mir steht, so soll ich zu meinem Mitmenschen stehen.

Drei Grundsäulen des christlichen Lebens, wie sie auch von anderen Religionen vertreten werden, sind „Almosen – Beten – Fasten“ (S. 75-85). Diese Werke der Frömmigkeit dürfen nicht dazu dienen, um von den Menschen gesehen zu werden,

sondern von Gott, der auch das Verborgene sieht. Was wir anderen Gutes tun, bedeutet: „zurückzugeben an Gott, dem wir all das verdanken, was wir für andere tun können“ (S. 80). Bezüglich des Betens meint hier Jesus nicht das Beten im Tempel oder der Synagoge, sondern das Beten in der Kammer als die intimste Form der Begegnung mit Gott, als ein Innehalten vor Gott im Alltag. Wie beim Beten und Almosen geben kommt es auch beim Fasten auf die rechte Gesinnung an. In Jes 58 lehnt Gott ein veräußerlichtes Fasten ab und fordert vielmehr Solidarität mit den Hilfsbedürftigen. „Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte“ (58,8). Der nächste Abschnitt (S. 87-95) bespricht das Vater unser. Es ist nach Tertullian „eine Kurzform des Evangeliums“. Der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der angesprochen wird, ist kein Aufpasser-Gott und auch kein Buchhalter-Gott, sondern der Vater, dessen Liebe keine Grenzen kennt. Ihn dürfen wir als Abba, lieber Vater, ansprechen. „In Jesus wird der himmlische Vater für uns transparent als ein väterlicher und mütterlich liebender Gott“ (S. 91), der ganz für die Menschen da ist.

Der Abschnitt S. 97-104 warnt vor dem kleingläubigen Sorgen. Dabei geht es nicht um eine weltfremde Zurückweisung der notwendigen Vorsorge, sondern um den Grundsatz: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles andere wird euch dazu gegeben werden“. Wenn wir uns für das Kommen des Reiches Gottes einsetzen, dann tritt das Sorgen für das irdische Wohl mehr und mehr an die zweite Stelle.

Im nächsten Abschnitt geht es um die in der Bergpredigt geforderte Weisheit im Hören und Tun (S. 105-118). Diese lässt aus dem gehörten Wort der Bergpredigt ein gelebtes Wort werden. Christus will uns dabei abhalten, den breiten Weg, der ins Verderben führt, einzuschlagen. Er lädt uns in einem anderen Bild ein, das Haus unseres Lebens nicht auf Sand, sondern auf den Felsen seines Wortes zu bauen. Wie ein guter Baum sollen wir in der lebendigen Verbindung mit ihm gute Frucht bringen. Jesus möchte uns davor bewahren, „dass wir Gottes Heil verscherzen und den Sinn unseres Lebens verfehlen“ (S. 167). Er, der sich doch gerade um die Sünder annimmt, wird aber denen, die in die falsche Richtung gegangen sind, die Möglichkeit zur Umkehr eröffnen. In seiner Güte und Langmut wird er als der gute Hirte die Verirrten zurückholen.

Der Schlussabschnitt (S. 117-120) bespricht die Kurzformel des an Gott orientierten Lebens im Geist der Bergpredigt, die so genannte Goldene Regel: „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen. Darin besteht das Gesetz und die Propheten“ (Mt 7,12). Nach Rabbi Hillel ist alles andere in der Bibel nur Auslegung dieser Grundnorm. „Einen sichereren Maßstab gegenüber unseren Mitmenschen gibt es nicht“ (S. 119). Die Goldene Regel erweist sich so gleichsam als Quintessenz der ganzen Bergpredigt.

Der Verfasser dieses Büchlein, der erfahrene Theologe und Lehrer der christlichen Spiritualität, P. Dr. Felix Schlösser CSsR, hat aufgrund seiner reichen theologischen und pastoralen Erfahrung mit diesem Buch interessierten Christen in leicht verständlicher Sprache einen Zugang zu den Schätzen der Bergpredigt erschlossen. Dies geschieht nicht in Form wissenschaftlichen Erfassens der Botschaft der

Bergpredigt, sondern durch die Einladung, diese Worte Jesu zur im Alltag gelebten Theologie werden zu lassen. So stellt sich diese Erklärung der Bergpredigt als überzeugende und hilfreiche Einführung in das christliche Leben heute dar. Daher ist diesem wertvollen Büchlein eine große Leserschaft zu wünschen: im Interesse der lebendigen Aufnahme der Botschaft der Bergpredigt durch gläubige Menschen.

Otto Wahl SDB

## Eutropius Presbyter: Trostbriefe

Ediert, übersetzt und eingeleitet von Hugo S. Eymann  
Münster: LIT, 2010. – 356 S. – Beuroner Schriften und Studien zu Theologie, Spiritualität, Geschichte und Kunst, Bd. 2.

Die Gestalt des Eutropius dürfte der großen Mehrheit der Gläubigen völlig unbekannt sein, und auch in Fachkreisen gehört er nicht zu denen, die eine intensive Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Mehr als das Wissen über den Namen und eine vage Andeutung auf sein Werk wird man von vielen nicht erwarten – auch der Rezensent zählte sich hier zu. Ein Standardwerk der Patrologie, wie das von Berthold Altaner und Alfred Stuiber, widmet dem Eutropius nicht mehr als sieben Zeilen. Selbstverständlich gab es eine kleine Gruppe von Fachleuten, die ihn und sein Werk aus der Verborgenheit herausholten. Aber über diesen Kreis hinaus blieb er weitgehend unbekannt. Es ist daher das große Verdienst von Hugo S. Eymann, Benediktiner aus Beuron, die Person des Eutropius in seinem historischen Zusammenhang dargestellt und sein Werk ediert und übersetzt zu haben.

Die Arbeit besteht aus zwei Teilen, der Einleitung (S. 13-54) und dem Text mit Übersetzung (S. 59-323).

Zuerst stellt Eymann knapp und kompetent den langen literarischen Weg des Werkes des Eutropius dar, das handschriftlich unter dem Namen des Hieronymus überliefert wurde, obwohl Gennadius in seinem „De viris illustribus“ (5. Jh.) von zwei Trostbriefen des Eutropius berichtet hatte. Es handelt sich insgesamt um vier Schriften:

- De testamento Gerontii patris Cerasiae et sororis eius (Das Testament des Gerontius, Vaters der Cerasia und ihrer Schwester)
- De vera circumcissione (Die wahre Beschneidung)



ISBN 978-3-643105325

EUR 34.90

- Ad eandem de perfectione homine (Der vollkommene Mensch)
- De similitudine carnis peccati (Die Gestalt des sündigen Fleisches)

Im 18. Jh. hatten Sébastien Le Nain de Tillemont und Domenico Vallarsi die zuerst erwähnte Schrift dem Eutropius zugeschrieben. Im Jahre 1942 konnte der spanische Jesuit José Madoz die Verfasserschaft des Eutropius auch für die zweite und vierte Schrift nachweisen. Schließlich entdeckte Pierre Courcelle in Paris (1954/1964) eine Handschrift mit echten Briefen des Hieronymus, aber auch mit vier anderen Texten – in der oben angegebenen Reihenfolge –, die sich als Schriften des Eutropius erwiesen (S. 13-17). Damit war die handschriftliche Basis geschaffen, die der Arbeit von Eymann zugrunde liegt.

Der zweite Abschnitt der Einleitung (S. 17-19) beschäftigt sich mit der Person des Eutropius, von dem wenig bekannt ist. Der zeitliche Rahmen seines Lebens lässt sich nicht genau bestimmen. Eymann gibt nur mit Vorsicht den Zeitraum zwischen 395 und 417 als Entstehungszeit der Schriften des Eutropius an. Sein literarisches Zeugnis liefert aber den eindeutigen Beweis für seine Bildung. Es sind vier Briefe an Cerasia, eine gebildete und fromme Jungfrau, die sich einem asketischen Ideal verpflichtet hatte. Inhaltlich sind die Texte durch große theologische Gelehrsamkeit auf der Grundlage hervorragender Schriftkenntnis geprägt, mit der sich die Sorge – „Seelsorge“ im besten Sinne des Wortes – um diese Frau eindrucksvoll verbindet.

Ausführlich stellt Eymann den Inhalt der vier Schriften dar (S. 23-48), und bietet damit eine Einleitung zur eigenen Lektüre der Briefe. Die Tatsache, dass Gerontius seine Tochter Cerasia und ihre Schwester enterbt hat, bestimmt das Thema des ersten Briefes (De Testamento Gerontii). Das Leben in Christus und die Gewissheit, mit ihm Erben Gottes und somit Miterben Christi zu sein (Röm 8,17), bildet den Kern der Antwort des Eutropius, die nicht nur Trost spendet, sondern den Reichtum des christlichen Lebens entfaltet.

Die jüdische Tradition der Beschneidung wurde in der Alten Kirche sehr oft zum Gegenstand von Überlegungen und Erörterungen. Schon im ersten Brief geht auch Eutropius darauf ein, aber eingehend setzt er sich mit dieser Frage im zweiten Brief auseinander (De vera circumcissione). Der Ritus der Beschneidung, der besonders in den paulinischen Schriften durch eine vielschichtige christologische Deutung erschlossen wurde, wird von Eutropius anhand vieler biblischer Anspielungen als Einladung zu einer asketischen Lebensführung dargelegt. Von antijüdischer Polemik ist kaum etwas zu spüren. Dafür klingt umso deutlicher die Kampfansage an die Adresse der Manichäer und Arianer.

Der Brief über den „vollkommenen Menschen“ (De perfecto homine) – von den vier Schriften die umfangreichste – ist durch die Erkrankung des Verfassers und die Trennung von Cerasia veranlasst. Der Anfang des Briefes verdient eine besondere Erwähnung als Ausdruck des Empfindens und der Verbundenheit des Eutropius mit dieser von ihm so geschätzten Frau. Der „vollkommene Mensch“ ist der „innere Mensch“.

Von der Fülle an Themen, die eng mit dem Menschenbild des Verfassers verbunden sind, ist der Abschnitt § 26-40 (S. 173-185) wegen seiner Bedeutung für die Entwicklung der Mariologie anhand der Deutung von Gen 3,15 hervorzuheben.



Dem vierten Brief liegt ebenso ein konkreter Anlass zugrunde, aber diesmal ist es Cerasia, die krank geworden ist. Die „Gestalt des sündigen Fleisches“ (De similitudine carnis peccati) bezieht sich auf Röm 8,3. Diese Stelle liefert den Schlüssel für das Anliegen des Eutropius, indem sie unter eindeutigem Bezug auf die paulinische Christologie und Anthropologie die soteriologischen Konsequenzen herausstellt, die in dieser Situation Ermutigung vermitteln und Trost spenden möchten.

Da es noch andere Handschriften gibt, die in dieser Ausgabe nicht berücksichtigt wurden, bezeichnet Eymann seine Ausgabe der Schriften des Eutropius sachlich richtig als eine „editio minor“. Damit weist er auf eine künftige Aufgabe der Forschung hin. Aber auch mit dieser Einschränkung verdient diese Edition mit der hilfreichen Einleitung und der sorgfältigen Übersetzung uneingeschränkt dankbare Anerkennung.

In vielerlei Hinsicht regen die Briefe des Eutropius zum Weiterdenken an und berühren Fragen, die für das Verständnis von Theologie und Kirche in der Wende vom vierten zum fünften Jahrhundert wichtig sind. Unter anderen erwähne ich die Frage nach der Rezeption der klassischen Bildung und deren Integration in die christliche Theologie, nach der Kenntnis und Auslegung der Schrift als Quelle theologischen Denkens im spanisch-aquitani-schen Raum, nach der Verbindung von Theologie und Seelsorge. – Die intensive Beschäftigung mit den Schriften des Eutropius wird sich mit Sicherheit lohnen.

Horacio E. Lona SDB

Albert Keller SJ

## Vom guten Handeln

In Freiheit die Geister unterscheiden

Würzburg: Echter, 2010. – 94 S. – Ignatianische Impulse, Bd. 45.

Das hier anzudeigende neueste Bändchen aus der bekannten jesuitischen Schriftenreihe zur Spiritualität bildet eine Art ‚ethisch-spirituelles Testament‘ des unlängst verstorbenen Münchener Philosophieprofessors Albert Keller SJ (1932–2010). In der ersten Hälfte des Büchleins entwirft der Verfasser zunächst eine um den Freiheitsgedanken zentrierte Fundamentalmoral mit manch originellen Zügen (vgl. S. 7–45). In der zweiten Hälfte folgt sodann eine philosophierende Vergegenwärtigung der ignatianischen Lehre von der Unterscheidung der Geister (vgl. S. 47–87). Verbindende Klammer zwischen beiden Teilen ist die klassische Frage nach einem übergreifenden Endziel menschlichen Lebens. Keller beantwortet sie in einem allgemeinen Sinne mit dem Streben des Menschen nach größtmöglicher Freiheit. Weil mit dem Freiheitsdrang aber nur der formale Rahmen vorgegeben ist, innerhalb dessen der Einzelne seine je persönlichen Lebensziele zu entwickeln hat, bedarf es für die lebenspraktische Umsetzung zudem einer Kunst der Geistesunterscheidung.

Spätestens seit der Studie *Philosophie der Freiheit* (1994) war für Keller Freiheit der ethische Schlüsselbegriff schlechthin geworden. Alle Bindung sei ethisch zulässig nur, insofern sie der Freiheit diene. Er schlägt denn auch als obersten Moralgrundsatz eine Neuformulierung von Kants kategorischem Imperativ vor: „Handle so, dass du in allem die größtmögliche Freiheit auf Dauer anzielst!“ (S. 23; vgl. S. 39, 44 u. 48 in z. T. leicht abgewandelter Form). Entschieden bejaht wird weiterhin der von Kant in die Ethik eingeführte Autonomiegedanke. Sittliche Normen dürften dem Menschen nicht von außen vorgesetzt werden, sondern müssten aus ihm selber stammen (vgl. S. 27). Die gemeinte Selbstgesetzlichkeit sei indes nicht in der Weise misszuverstehen, als könne sich der Mensch nach Belieben Gesetze geben; denn dann könnte er sie ebenso beliebig wieder aufheben, so dass daraus gar keine Verpflichtung entstünde (vgl. S. 30).

Im Kontext seiner Ablehnung einer fremdgesetzlichen Ethik verwirft Keller ferner entschieden die These von einer spezifisch christlichen Moral, sowohl in einer ‚alternativen‘ wie auch ‚korrektiven‘ oder schließlich ‚additiven‘ Spielart (vgl. S. 9 ff.). Als



ISBN 978-3-429033071

EUR 8.90



Anweisung zum rechten Menschsein gebe es überhaupt nur eine einzige Moral, die für alle Menschen gültig sei; daher auch könne der Christ auf ethischem Gebiet nicht etwa als der ‚Besitzende‘ den ‚ethisch unterentwickelten‘ Nichtchristen gegenüber-treten. Kirchliche Verkündigung solle tunlichst den Eindruck vermeiden, siebürde den Menschen zusätzliche Lasten und Einschränkungen auf (vgl. S. 16 f.).

Keller sieht die Freiheit nur gewährleistet, wenn sie als prinzipiell grenzenlose angezielt wird. Freiheit werde dagegen zunichte, wenn sie sich exklusiv und definitiv auf ein endliches Ziel hin ausrichte (vgl. S. 38 ff.). Mit Hilfe dieser konstitutiven Unendlichkeitstendenz löst Keller auch das Problem der zwischenmenschlichen Konkurrenz von Freiheitsansprüchen: Ohne die Freiheit des anderen zu bejahen, könne niemand selber frei sein. Die Freiheit des Handelnden werde nicht eigentlich durch die Freiheit der anderen, sondern vielmehr durch deren Unfreiheit begrenzt (vgl. S. 41).

Im zweiten, stärker spirituellen Teil seines Essays sucht Keller die unvermeidliche Abstraktheit aller Lehrbuchmoral ‚situationsethisch‘ durch eine an die ignatiani-schen Regeln zur Unterscheidung der Geister angelehnte ‚Lebensmoral‘ zu ergänzen. Weil jede menschliche Person einmalig sei, müsse es für sie auch ein individuell zugeschnittenes Ziel und einen je persönlichen Willen Gottes geben, die man weder aus allgemeinen Geboten noch aus sozialen Befehlen allein ableiten könne (vgl. S. 76). Um angesichts der unüberschaubaren Vielfalt von Verhaltensangeboten die in-dividuell richtigen Lebensentscheidungen treffen zu können, bedürfe es heute mehr denn je der prüfenden Beurteilung der Geistesregungen (vgl. S. 63).

Für eine schrittweise Ermittlung des mit allgemeinen Normen nicht hinreichend fassbaren situations- wie personspezifischen Willens Gottes im je eigenen Leben entwickelt Keller ein Modell der konzentrischen Kreise (vgl. S. 71 ff.). Den äußersten Kreis bildet die praktische Vernunft, den zweiten Kreis der christliche Glaube, den dritten die kirchliche Autorität, den vierten schließlich andere gesellschaftliche Ordnungen. Dabei steckt der jeweils weitere Kreis den verbindlichen Rahmen ab, innerhalb dessen sich die jeweils spezielleren entfalten dürfen. Eine irrationalistische bzw. individualistische Missdeutung der ignatianischen Geistesunterscheidung lässt sich damit abwehren, muss sich Spiritualität doch der Überprüfung durch die Vernunft bzw. durch das Urteil anderer aussetzen. Keller betont zum Abschluss, dass die Gewinnung tragfähiger Lebensentscheidungen nicht aus dem Stand in einem punktuellen Wahlakt erfolgen kann, sondern einen lebenslangen, selbstkritischen Prozess ehrlichen Abhorchens aller Seelenregungen verlangt (vgl. S. 82-84).

Manches in der Kleinschrift nur thesenhaft Angerissene wird der philosophische Kenner in anderen Publikationen des Autors eingehender erörtert und begründet finden. Das vorliegende geistliche Vermächtnis Albert Kellers lohnt aber dennoch die Lektüre, verknüpft es doch in bester jesuitischer Tradition spirituelle Tiefe mit philosophischer Nachdenklichkeit.

Clemens Schwaiger SDB

Gregor Hochreiter

## Krankes Geld, kranke Welt

Analyse und Therapie der globalen Depression  
Gräffelfing: Resch, 2010. – 264 S.

Was passiert mit dem Geld, nachdem es bei der Bank abgeben wurde? Wie kann eigentlich eine Bank so viel am Geld anderer verdienen; so viel, dass sie ihre MitarbeiterInnen entlohnen, dem Management Boni auszahlen und mir, als Kontobesitzer, auch noch Zinsen auf mein Erspartes geben kann?

Gregor Hochreiter, Volkswirt, Gründer des Instituts für Wertwirtschaft in Wien und Lehrbeauftragter an der dortigen Wirtschaftsuniversität und der Hochschule Liechtenstein, gibt Antwort auf diese Fragen. Eine Antwort, soviel sei vorweg genommen, die aufzeigt, dass das Geld in der heutigen Wirtschaft nichts anderes ist als – wie der Titel bereits vermuten lässt – ungesund.

Sein Buch „möchte dem Leser die theoretische Auseinandersetzung mit der Ökonomie der Wirtschaftskrise schmackhaft machen und zeigen, dass theoretische Ausführungen keineswegs langweilig und verstaubt sein müssen.“ (S. 26) Diese theoretische Auseinandersetzung geschieht in vier großen Kapiteln und einem Anhang über die Wiener Schule der Ökonomie. An den Anfang stellt Hochreiter die Begriffsklärungen. Geld, Inflation und Teuerung werden auf knapp 100 Seiten erläutert, bevor dann das Themengebiet der wirtschaftlichen Verwerfung und ihrer Theorie dargelegt wird. Im dritten Kapitel wird vom Autor der Börsenkrach von 1929, von den frühen 1920er Jahren bis zur Politik des New Deal, geschichtlich dargestellt. Abgeschlossen wird das Buch von Perspektiven Hochreiters in Bezug auf die jetzige Wirtschaftskrise.

Will man den Lesern die Ökonomie der Wirtschaftskrise schmackhaft machen, müssen sie diese zunächst verstehen oder vielmehr die Vorgeschichte der Wirtschaftskrise verstehen. Hochreiter setzt sich dieses Vorhaben zur Aufgabe und hat dafür das erste Kapitel reserviert. Zunächst wird Geld an seiner Geschichte erklärt. So bekommt der Leser ein Gefühl dafür, warum wir einem Papier mit einer Zahl darauf genau den Wert zumessen, der darauf verzeichnet ist. Dann wird dieses Verständnis vom Autor in seine alltägliche Dynamik versetzt und Begriffe wie Inflation, Inflationierung und Teuerung treten auf. Kurz: Die Frage wird geklärt, was mit Geld alles passieren kann und warum. Hervorragende Beispiele aus der Welt der Früchte und



ISBN 978-3-935197946  
EUR 19.90

des Marktstandes veranschaulichen dies genauer. Anhand von Äpfeln, Birnen und Bananen werden globale Erscheinungen verständlich und der Nebel lichtet sich. Gut gewappnet begibt man sich also in das zweite Kapitel in dem – auf die gleiche verständliche und attraktive Art und Weise – erklärt wird, was Konjunktur eigentlich bedeutet und was eine Theorie über diese leisten kann. Anhand von Robinson Crusoe wird beispielhaft erläutert, welche Auswirkungen es auf den Fortschritt einer Gesellschaft haben kann, wenn diese anfängt zu sparen. In diesem Kapitel wird auch die Theorie der Ökonomie der Wiener Schule vorgestellt, die der Autor für weitere Erläuterungen – insbesondere in Bezug auf die diversen Wirtschaftskrisen – zurate zieht. Nach diesen beiden Kapiteln wird einem als wirtschaftstheoretischer unbedarfter Mensch vieles klarer und man versteht auf einmal Zusammenhänge, die man vorher vielleicht überhaupt nicht erahnen konnte. Hochdifferenziert, in sich geschlossen, verständlich, leserorientiert aber dennoch komplex sind Adjektive, die diese Erläuterungen beschreiben.

Doch dann entsteht ein Bruch. Der Anschein, dass es dem Autor wichtig ist, dass ihm sein Publikum folgen kann, verschwindet. Erklärungen werden rarer und lösen sich schließlich gänzlich auf. Die Quellen werden dürftiger und die Erläuterungen verworrener. Gleich das folgende Kapitel über den Börsenkrach 1929 in den USA und der folgenden weltweiten Krise erscheint deplatziert, letztlich als Redundanz und somit funktionslos im Gesamtwerk. Im vierten Kapitel über mögliche Perspektiven der heutigen Wirtschaftskrise werden bereits besprochene gesamtgesellschaftliche Auswirkungen eines erkrankten Geldsystems wieder aufgenommen und weitergeführt. So ist dieser Abschnitt schließlich der Ort des zweiten Teils des Titels; nun wird die kranke Welt vorgestellt. Es werden Blicke in die Theologie, die Soziologie und die Sozialwissenschaften geworfen. Die abnehmende Bedeutung der Familie wird genauso besprochen wie zunehmende gesellschaftliche Ambivalenzen und steigender Leistungs- und Zeitdruck. Diese Diagnosen haben alle auf den letzten 60 Seiten Platz, wobei sie schließlich noch mit der Wirtschaftskrise von 2007/08 verbunden werden. Es liegt auf der Hand, dass dadurch Hinführung und Argumentation nur stark verkürzt dargestellt werden können.

Insgesamt legt Gregor Hochreiter ein Buch vor, dass ein Einführungswerk in die Wirtschafts- oder Geldtheorie darstellt. Anhand einer Analyse von verschiedenen Wirtschaftskrisen legt er dar, dass diese immer massiver wurden und werden, wenn nicht ein Umdenken im Umgang mit Geld stattfindet. Die Theorie der Wiener Schule bietet dafür Anregungen und Entwürfe. Es ist aber auch ein Buch, das sich an die vorgebildete Leserschaft wendet, wenn es die Spuren der eingängigen Erklärungen, anschaulichen Beispiele und verständlichen Sätze verlässt. Ein Buch also, das für jeden etwas bietet, den die o.g. einführenden Fragen interessieren und der nach der ersten Antwort weiterdenken will.

Christoph Nette

52. Jahrgang 2011, Heft 2

# ok

ordens  
korrespondenz

2011/Heft 2

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok



Die Anderen:  
Laien und Ordens-  
spiritualität



Ordensreferenten  
– ihre Rolle als  
Bindeglied



Auf dem Weg zur  
prophetischen  
Kirche

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

52. Jahrgang 2011, Heft 2

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: [gahn.pth@ksfh.de](mailto:gahn.pth@ksfh.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, [www.dbg.donbosco.de](http://www.dbg.donbosco.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

# Vorwort



Einen Dialog- und Gesprächsprozess in der Kirche in Deutschland hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, initiiert. Der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Alois Glück, formulierte am 13. Mai im Vorfeld der ZdK-Vollversammlung als Ziel für einen solchen Prozess, verlorenes Vertrauen wieder zurückzugewinnen. Voraussetzung dafür sei „Transparenz, Nachvollziehbarkeit von Entscheidungen und der richtige Umgang mit Macht und Machtausübung“ sowie die Bereitschaft zur Veränderung. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert einen Vortrag des Adveniat-Geschäftsführers Prälat Bernd Klaschka, in dem er eine Kirche, die in diesem Sinne handelt, als „prophetisch“ interpretiert und „moderne Propheten“ - darunter eine Reihe von Ordensleuten - als Beispiele nennt.

Eines der Themen die Alois Glück benannte, war die Erhaltung lebendiger Gemeinden: „Wir dürfen sie nicht rein versorgungsstrategischen Überlegungen opfern. Kirche muss vor Ort erfahrbar sein und als Volk Gottes zusammenkommen.“ Eine Forderung, der sich Ordensgemeinschaften schon immer stellen. Auftrag auch der Orden in der Gesellschaft ist es, für die Menschen da zu sein. In der schwierigen Situation vieler Gemeinden können Ordensgemeinschaften – jenseits der Grenzen von Gemeindestrukturen – „Oasen“ und „Anlaufstellen“ sein, zu denen Menschen kommen können. Orden leben mit ihrem Tun den biblischen Auftrag der Begleitung von Menschen in ihren jeweiligen Lebensumständen. Insofern wird es in dem angestoßenen Prozess ihre Aufgabe sein, den Dialog offenzuhalten. Damit verbunden ist die Notwendigkeit der Bereitschaft, nicht festzuhalten, sondern loszulassen und Formen zu finden, die der Gegenwart am besten gerecht werden. Orden können die Gelassenheit vermitteln, dass Institutionen immer nur vorläufig sind und in Hinblick auf ihren Auftrag stets hinterfragt werden müssen. In vier Artikeln in der aktuellen Ordenskorrespondenz wird geschildert, wie Laien in unterschiedlicher Weise an Spiritualität und Charisma von Ordensgemeinschaften teilhaben. Auch diesen Formen assoziierter Laiengemeinschaften stellt sich - je unterschiedlich - die Frage nach ihrer Rolle im Verhältnis zu den Orden selbst. So sind auch sie Räume des Dialogs und des Gesprächs in der Kirche.

Arnulf Salmen

# Inhalt

Arnulf Salmen  
Vorwort 129

## Ordensleben

|  |     |
|--|-----|
| Burkhard Conrad OPL<br>Die anderen Prediger  | 133 |
| Ilona Biendarra<br>Heute Christus sein   | 143 |
| Benjamin Weiss / Sebastian Veits<br>Begeistert von Christus,<br>der Kirche und ihrer Mission             | 156 |
| Brigitte Werr OSU<br>Sind wir eigentlich Ursulinen?  | 161 |
| Engeltraud Bergmann FBMVA<br>Was bringt eine Seligsprechung?   | 163 |
| Philipp Schwegel / Patrick Da-Cruz<br>Wachstumsstrategien von Orden<br>als Träger sozialer Einrichtungen | 168 |

## Dokumentation

|   |     |
|---|-----|
| Rudolf Henseler CSsR<br>Rolle und Selbstverständnis<br>des Ordensreferenten | 179 |
| Leitlinien für den Umgang mit<br>sexuellem Missbrauch Minderjähriger        | 190 |
| Gianni dal Piaz<br>Ordensleben in Italien                                   | 197 |
| Bernd Klascka<br>Auf dem Weg zu einer<br>prophetischen Kirche               | 206 |
| Marion Tumbrink<br>Tagungsbericht: in memoriam<br>Edward Schillebeeckx OP   | 213 |



## ● Nachrichten

|   |     |
|---|-----|
| Aus dem Vatikan   | 217 |
| Aus der Weltkirche  | 219 |
| Aus dem Bereich der Deutschen<br>Ordensobernkonzferenz  | 223 |
| Arbeitskreis Ordensgeschichte<br>Fachtagung am Institut für<br>Theologie und Geschichte<br>religiöser Gemeinschaften<br>der PTH Vallendar | 228 |

## ● Neue Bücher

|                 |     |
|-----------------|-----|
| Biographien     | 233 |
| Mönchtum        | 243 |
| Theologie       | 248 |
| Kurzrezensionen | 252 |



## Dr. Burkard Conrad OPL

Burkhard Conrad ist 1974 geboren, er studierte Politische Wissenschaft, Volkswirtschaftslehre und Englische Sprache. 2008 schloß er eine Dissertation mit dem Titel „Der Augenblick der Entscheidung. Zur Geschichte eines politischen Begriffs“ ab. Seit 2008 ist er bischöflicher Referent im Erzbistum Hamburg und seit 2007 Mitglied der Dominikanischen Laiengemeinschaft.



Dr. Burkhard Conrad OPL

## Die anderen Prediger

Die Dominikanische Gemeinschaft als Teil des Ordo Praedicatorum

### Einführung

Können Laien bzw. sogenannte Weltchristen integraler Bestandteil eines Ordens sein? Diese Frage lässt sich mindestens auf zwei Arten beantworten: kirchenrechtlich und geistlich. Der folgende Text möchte anhand des „Falles“ der Dominikanischen (Laien-) Gemeinschaft den Versuch wagen, eine geistliche Antwort auf die eingangs formulierte Frage vorzunehmen, ohne aber die kirchenrechtlichen Aspekte völlig außer Acht zu lassen. Dabei wird sich erstens zeigen, dass die Ordensgeschichte und -gegenwart durchaus die Mitgliedschaft von Laien bzw. Weltchristen in einem Orden kennt. Als zweiter Punkt wird sich offenbaren, dass es vom Standpunkt einer Ordens-

theologie schwierig sein kann, zwischen Laien als Mitglieder eines Ordens und Ordensleuten im engeren Sinne trennscharf zu unterscheiden.

Das Stichwort „Unterscheidung“ legt zu Beginn eine terminologische Vorbemerkung nahe: Wenn im Folgenden von der „Dominikanischen Gemeinschaft“ oder einfach nur von Laien die Rede ist, dann handelt es sich dabei um jene Gruppen bzw. Personen, welche formell in den Orden integriert sind. Daneben gibt es weitere Gruppen (Laien, Priestergemeinschaften, Säkularinstitute usw.), die sich innerhalb des weiteren Verbundes der sogenannten Dominikanischen Familie der Spiritualität des Ordens verbunden fühlen, ohne jedoch eine formelle Mitgliedschaft zu wünschen.

## Geschichtlicher Überblick

Seit es den Ordo Praedicatorum, den Orden der Prediger gibt – denn so heißen die Dominikaner offiziell – gibt es auch Männer und Frauen, die sich als Laien dem Orden anschließen. Dies sind nun immerhin etwa 800 Jahre. Im Jahre 1285 – knapp siebzig Jahre nach der päpstlichen Anerkennung des Ordens, ließ der damalige Ordensmeister Munio de Zamora eine Regel für die sogenannten „Brüder und Schwestern von der Buße des heiligen Dominikus“ verfassen. Damit wurde das geistliche Leben der sich dem Orden verbunden fühlenden Laien reguliert. Sie wurden formell in den Orden eingegliedert.

In der Regel von 1285 heißt es unter anderem: „Sie [die Laien, BC] müssen auf ihre Art erfüllt sein vom äußersten, brennenden Eifer für die Wahrheit des katholischen Glaubens.“<sup>1</sup> Das Zitat macht zwei Punkte deutlich: Erstens, die „Brüder und Schwestern von der Buße“ traten – wie auch die „regulären“ Mitglieder des Ordens – für die Wahrheit des katholischen Glaubens ein, wobei das Bestimmungswort „katholisch“ im 13. Jahrhundert noch nicht konfessionell festgelegt war. Es ging schlicht um die Wahrheit des christlichen Glaubens in einer Zeit, in der Westeuropa keineswegs frei von Irr- und Unglauben war.<sup>2</sup> Im Klartext heißt dies, dass die Laien den Verkündigungsdienst des ganzen Ordens von Beginn an mittragen sollten. Dadurch hatten sie Teil an dessen Charisma.

Zweitens: Die Laien bewerkstelligen dieses Eintreten für die Wahrheit „auf ihre Art“, wie es in der Regel heißt. Das bedeutet: Die besondere und damit auch unterscheidende Art des Glau-

benszeugnisses der Laien (im Gegensatz zu jenem der Kleriker<sup>3</sup>) wird schon von der ersten Regel festgehalten. Brüder, Schwestern und Laien verfolgen alle das gleiche Ziel, jeder tut es aber auf eine ihm besonders auszeichnende Weise, die unnachahmlich ist. Bei den Laien mag dies damals u.a. auch bedeutet haben, dass sie die Arbeit der Brüder und Schwestern materiell unterstützt hatten.

Ab dem 15. Jahrhundert wird der Laienzweig des Ordens der Prediger als „Dritter Orden“ bezeichnet. Der erste Orden sind die Brüder, der zweite Orden die kontemplativen Nonnen, der dritte Orden besteht aus apostolischen Schwestern (der sog. regulierte Dritte Orden) und den Laien. Die Bezeichnung „Dritter Orden“ kennt man auch von anderen Orden, wie z.B. von den Franziskanern. Aufgrund ihrer hierarchischen Untertöne ist die numerische Einteilung zur Unterscheidung verschiedener Zweige einer Ordensfamilie bei den Dominikanern heute nicht mehr gebräuchlich.

Im 20. Jahrhundert wurden dann einige Neuformulierungen der Regel des damals noch als solchen bezeichneten Dritten Ordens angegangen. Zuerst in den 1920ern und später im Gefolge des 2. Vatikanischen Konzils wurde das Regelwerk dem Leben unter den Bedingungen der Moderne angepasst. Aus dieser Zeit stammt auch die Umbenennung in „Dominikanische Gemeinschaft“ und auf internationaler Ebene in „lay dominican fraternities“.<sup>4</sup> Wichtigstes Merkmal der jüngeren Änderungen war, dass den Laien mehr und mehr Verantwortung für „ihren“ Ordenszweig zugestanden wurde. Die Laien wurden sich ihrer eigenen und unnachahmli-

chen Sendung zunehmend bewusster, wobei dieser Prozess ein Spiegelbild des gesamtkirchlichen Erstarkens des Laienapostolats war. Die neu entdeckte Rolle der Laien drückt das „Dekret über das Apostolat der Laien“ des II. Vatikanischen Konzils folgendermaßen aus: „Pflicht und Recht zum Apostolat haben die Laien kraft ihrer Vereinigung mit Christus, dem Haupt. Denn durch die Taufe dem mystischen Leib eingliedert und durch die Firmung mit der Kraft des Heiligen Geistes gestärkt, werden sie vom Herrn selbst mit dem Apostolat betraut.“<sup>5</sup> Die Befähigung zum Apostolat durch Taufe und Firmung stehen auch im Zentrum der 1987 approbierten Regel der Dominikanischen Laiengemeinschaft, wo es im ersten Absatz heißt: „Männer und Frauen, die mitten in der Welt die Nachfolge Christi leben, haben kraft Taufe und Firmung Anteil am dreifachen Amt Jesu Christi, der Prophet, Priester und Hirte ist.“<sup>6</sup>

Den Laien und den anderen Mitgliedern des Ordens wurde im Laufe der Jahre immer mehr ins Bewusstsein gehoben, dass die Laien als vollwertige Mitglieder des Ordens an dessen Charisma und damit an dessen Mission Anteil haben. In der Regel von 1987 heißt es dazu im zweiten Absatz: „Einige von ihnen [den Männern und Frauen, BC] lassen sich vom Geist Gottes zu einem Leben aus Geist und Charisma des hl. Dominikus bewegen. Mit einem besonderen Versprechen, das ihren eigenen Statuten entspricht, gliedern sie sich in den Orden ein.“<sup>7</sup> Laien sind also nicht ein Anhängsel des Ordens oder gar Schmarotzer, die von dem Gebet und dem Wissen der Brüder und Schwestern profitieren würden. Laien sind nicht mehr länger das Objekt der Belehrung

seitens der Virtuosen des Glaubens.<sup>8</sup> Sie sind nun selbst Subjekt von Verkündigung. Kraft Taufe und Firmung, wie es Apostolicam Actuositatem und die Regel ausdrücken, sind die Laien selbst zur eigenen Glaubensvertiefung und zur Glaubensverbreitung unter anderen berufen. Der ehemalige Ordensmeister Timothy Radcliffe findet dafür folgende Worte: „Ein Verkünder zu sein bedeutet, dass jeder von uns von Gott zu denen gesandt worden ist, die wir treffen. (...) Jeder ist ein Wort Gottes für den Anderen.“<sup>9</sup>

Dass die Entwicklung im Orden hin zu mehr Selbstbewusstsein der Laien nicht ganz ohne Spannungen vor sich ging, zeigt unter anderem folgender Auszug aus den Kapitelakten des Generalkapitels der Brüder in Providence im Jahre 2001: „Einige Mitglieder der Dominikanischen Familie machen sich Sorgen wegen der Mehrdeutigkeit, die ihrer Meinung nach zwischen den Begriffen „Orden der Prediger“ und „Dominikanische Familie“ besteht. (...) Deshalb ist es wichtig, dass niemand in der Dominikanischen Familie sich versucht sieht, in einer Art und Weise zu reden oder zu handeln, als ob dieses Charisma für bestimmte Gruppen reserviert wäre und nicht auf gerechte und angemessene Weise verteilt sein könnte. (...) Der Name „Predigerorden“ bezeichnet im ursprünglichen Sinn diejenigen durch den Heiligen Geist zusammengerufenen Personen, deren Lebensform sich von der Kirche bestätigt, aus dem speziellen Charisma des hl. Dominikus herleitet. Der Name „Dominikanische Familie“ ruft die gegenseitige Annäherung an eine größere Einheit aller derer ins Gedächtnis, die, vom gleichen Geist berufen, auf unterschiedliche Weise

an diesem Charisma Anteil haben.“<sup>10</sup> An dieser Stelle zeigt sich, dass die eingangs erwähnten kirchenrechtlichen bzw. geistlichen Aspekte des Themas sich kaum voneinander trennen lassen.

## **Dominikanisches Ordenscharisma und die Laien**

Der Orden der Prediger wird von einem charakteristischen Doppelklang geprägt. Dieser Doppelklang von Aktion und Kontemplation, von Verkündigung und Gebet ist für alle Zweige des Ordens ausschlaggebend. Im Folgenden orientiere ich mich daher an dieser auch im weiteren theologischen Umfeld geläufigen grundlegenden Unterscheidung, um den Ort der Laien im Orden der Prediger versuchsweise zu lokalisieren.

### **Aktion – Verkündigung**

Die Verkündigung des Wortes Gottes bzw. der Wahrheit des katholischen Glaubens, wie es die erste Regel der Laien von 1285 formulierte, ist das Herz des ganzen Ordens der Prediger. Der ehemalige Ordensmeister Damian Byrne OP (1983–1992) drückt es folgendermaßen aus: „Die Dominikanische Familie ist dazu berufen, eine Gemeinschaft der Verkündigung zu sein, an der alle Mitglieder – Brüder, Schwestern und Laien – mit breit gefächerten Diensten und Gnadengaben teilhaben.“<sup>11</sup>

Der Orden wurde vom heiligen Dominikus ursprünglich gegründet, um Menschen am Rande des Christentums das Evangelium zu bringen, die frohe Botschaft des auferstandenen Jesus Christus. Durch die Geschichte hindurch hat sich der Adressatenkreis der dominikanischen Predigt stets verändert. Auch

heute machen sich die Mitglieder des Ordens auf den Weg zu den Menschen, die vom Wort Gottes nichts wissen oder von ihm entfremdet wurden. Die dominikanische Spiritualität strebt also sehr nach außen: zum anderen Menschen hin. Ihm möchte man mit der Wahrheit begegnen.

Eine Erfahrung werden aber alle Dominikanerinnen und Dominikaner bei diesem Schritt nach außen machen: Die Verkündigung des Evangeliums ist niemals ein bloßes Konfrontieren des Anderen mit einer selbst erkannten und abgesicherten Wahrheit. Ein Prediger schöpft nicht einfach aus dem vollen Reservoir der persönlichen und/oder kirchlichen Glaubensschätze. Predigen und verkündigen schließt hingegen immer ein Ringen mit dem eigenen Scheitern und mit den Widersprüchen des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens überhaupt ein. Dabei handelt es sich um Widersprüche, die einem die Stimme verschlagen können. Diese spannungsreiche Situation einer jeden (und nicht nur der dominikanischen) Verkündigung drückt Rowan Williams folgendermaßen aus: „To communicate that word involves some measure of sensitivity to the dimension of search and protest in one another and in the world at large.“<sup>12</sup> Insbesondere die Mitglieder eines Predigerordens werden sich daher zuerst ihre eigenen Mängel und Grenzen bewusst machen müssen, bevor sie den Schritt der Verkündigung auf den Anderen zu machen. Sie werden sich zuerst selbst durch Christus mit Gott und den Menschen versöhnen lassen, bevor sie sich ans Werk der Versöhnung machen werden. Damit folgen sie dem Schriftwort: „Zieh zuerst den Balken aus deinem Aug; danach sieh

zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst“ (Mt 7, 5).

Ein weiterer Aspekt kommt hinzu: Ein Prediger – Bruder, Schwester oder Laie – teilt nicht einfach nur eine Botschaft in Worten mit, er teilt mit dem anderen Menschen Jesu Botschaft und sich selbst mit. Die Verkündigung ist also ein existentieller Prozess, in dessen Verlauf das Ordensmitglied immer auch mit dem Unfertigen und Zweiflerischen in seinem eigenen Innern zu kämpfen hat. Indem sich der Prediger seiner eigenen Unzulänglichkeit bewusst wird, wie oben erwähnt, verlässt er den Weg der Überheblichkeit. Er ist Lehrender und Lernender zugleich. Damit tut er es dem heiligen Dominikus gleich, der (im Gegensatz zu anderen kirchlichen Vertretern seiner Zeit) den Häretikern in Armut und Demut begegnete und – zumindest wenn man dem Bericht des seligen Jordan von Sachsen OP folgt – dadurch an Glaubwürdigkeit gewann.<sup>13</sup> Gleichzeitig wird ein Prediger dort auf Worte verzichten, wo das Schweigen oder eine konkrete Hilfeleistung „mehr sagen als tausend Worte“. Da dem dominikanischen Laien nicht vorrangig der Dienst der liturgischen Predigt aufgetragen ist – obwohl diese außerhalb von Messfeiern durchaus möglich ist – kann in seinem Fall ein tatkräftiges Zeugnis oftmals wirksamer sein als ein wortgewaltiges Zeugnis. Predigt geschieht im Fall des Laien oftmals als Tat. Das Zeugnis liegt im Beispiel, wobei dies keine Dispensierung von dem ausdrücklichen und verbalen Bekenntnis zu der Wahrheit des Glaubens darstellt.

Gerade weil dieses verbale Bekenntnis dem Orden so viel bedeutet, ist auch für den Laien das Studium so wichtig. Dieses

Studium ist kein reines Glasperlenspiel – auch wenn es in den Worten von Timothy Radcliffe „vor allen Dingen ein Vergnügen sein soll“<sup>14</sup> – sondern dient der Mission. Für die Laien wird es sich nur in seltenen Fällen um ein formelles Studium der Theologie handeln. Aber auch die Laien sind dazu aufgefordert, sich auf eine Weise fortzubilden im Glauben und im Wissen, die ihren Fähigkeiten und Talenten entspricht und die sie den Anfragen anderer Menschen gegenüber auskunftsfähig macht. Die Grundlage dieses Studiums bildet ein vielfältiger Umgang mit der Heiligen Schrift.

Bei der Lektüre der Geschichte von den Anfängen des Predigerordens aus der Hand des Jordan von Sachsen fällt ein dritter Punkt auf, der für die dominikanische Verkündigung maßgeblich ist. Der Geschichtsschreiber berichtet an mehreren Stellen davon, dass Dominikus seine Mitbrüder immer wieder über ganz Europa zerstreute.<sup>15</sup> Begrenzten Phasen der Konzentration folgten also immer eine erneute Aussendung. Auf diese Weise konnte der Orden den Samen des Wortes Gottes von Beginn an über einen geographisch und kulturell weiträumigen Acker verbreiten. Laien als Mitglieder des Ordens konnten in diesem Werk der zerstreuten Verkündigung auf eine ganz besondere Art und Weise beitragen. Laien erreichten und erreichten Orte und Menschen, welche den Klerikern verschlossen bleiben. Dies hat sich bis heute nicht geändert, was auch in der Einleitung von *Apostolicam Actuositatem* für die ganze Kirche anerkannt wird: „Das dauernde Anwachsen der Menschheit, der Fortschritt von Wissenschaft und Technik, das engere Netz der gegenseitigen menschlichen Beziehungen haben nicht nur die





Räume des Apostolats der Laien, die großenteils nur ihnen offen stehen, ins Unermessliche erweitert; sie haben darüber hinaus auch neue Probleme hervorgerufen, die das eifrige Bemühen sachkundiger Laien erfordert.“<sup>16</sup>

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Laien stehen für die alltägliche Präsenz des Wortes Gottes unter den Menschen in der Arbeitswelt und Freizeit ein. Diese Präsenz ist in Zeiten der größer werdenden „pastoralen Räume“ und „Seelsorgeeinheiten“ dringend geboten, um für die Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche persönlich erreichbar zu bleiben. Letztlich sollte man sich aber davor hüten, den Laien einen exklusiven Platz in der „Welt“ zuzuteilen, da in solch einem Fall mit einem fragwürdigen Weltbegriff hantiert wird.<sup>17</sup> Sowohl der Ordens- als auch der „Weltchrist“ sind Teil der Welt. Was den letzteren von dem ersteren unterscheidet, ist die Art und zeitliche Dauer der Bindung an die Dinge des menschlichen Alltags. Hieraus aber zu schließen, der Ordenschrist binde sich in größerem Maße an das Göttliche, als der Laie dies tue, hieße, die Bindung an den menschlichen Alltag gegen die Bindung an das Göttliche auszuspielen. Die Bindung, wie sie sich in der Profess eines Ordensbruders oder einer Ordensschwester ausdrückt, ist sicherlich eine andere als jene, die aus dem Versprechen eines dominikanischen Laien entspringt.

Sie hat weitreichendere materiale und biographische Auswirkungen. Eine substanziell geistliche Unterscheidung lässt sich hieran aber nicht festmachen.

### Kontemplation – Gebet

Die Verkündigung des Ordo Praedicatorum – und auch hier unterscheiden sich die Laien nicht von den Brüdern und Schwestern – erwächst aus dem Gebet. Um nicht in einen Verkündigungsaktivismus zu verfallen, ist diese Rückbindung an Stille, Schweigen und Kontemplation ein notwendiges Korrektiv. Mitglieder des Predigerordens schweigen, um überzeugende Worte zu finden. Sie treten in den von Rowan Williams so bezeichneten „unending flow back and forth between speech and silence“<sup>18</sup> ein. Ohne diese Rückbindung an die Stille des Gebets, würden die Worte der Verkündigung schnell zu leeren Hülsen und frommen Phrasen verkommen.

Die Konvente der dominikanischen Brüder, Schwestern und Nonnen pflegen das Stundengebet. Nach ihrer Regel sind die Laien dazu angehalten, dieses Stundengebet ebenfalls zu pflegen, wo möglich in Gemeinschaft mit einem Konvent. Wo dies nicht möglich ist, beten Laien für sich zuhause. Es ist wohl keine Übertreibung, wenn man behauptet, dass die Einhaltung dieser Vorgabe einen Laien vor wesentlich größere Herausforderungen stellt als einen Bruder oder eine Schwester. Während bei jenen die persönliche Stille und das gemeinschaftliche Stundengebet (mehr oder minder) in einem von außen gehaltenen Rahmen abgesichert ist, muss der Laie – vor allem jener mit Familie – um die Zeiten der Stille und des Gebets jeden Tag neu ringen. Auch wird den gemeinhin als „Glaubensvirtuosen“ anerkannten Brü-



dem und Schwestern ein lapidarer Satz wie „Ich geh’ mal beten“ eher abgenommen als einem Vater oder einer Mutter im Familienalltag. Während das Gebet bei einem Ordensbruder und einer Ordensschwester sozusagen zum Berufsbild gehört, besitzt ein Laie diesen Schutz vor den Ansprüchen und Anfragen des Alltags nicht. Umständlich ausgedrückt: Die äußeren Bedingungen der Möglichkeit von Gebet sind nicht zu unterschätzen und bei Brüdern und Schwestern anders geartet als bei Laien.

Die Spannung zwischen einem oftmals ungeordneten Alltag und der Ordnung eines Gebetslebens erfahren selbstverständlich auch Brüder und Schwestern. Die im Alltag oftmals nicht existierende Gebetsgemeinschaft und der fehlende äußerliche Rahmen steigern diese Spannung bei einem dominikanischen Laien aber enorm. Gerade deswegen können sie aber zu glaubwürdigen Zeugen des Evangeliums werden. Dabei werden sie freilich von einer impliziten Gebetsgemeinschaft unterstützt, die vor allem in den einzelnen Gemeinschaften vor Ort besteht, da die verschiedenen Mitglieder des Ordens füreinander beten und so einander im Aufrechterhalten eines individuellen Gebetslebens unterstützen. Mit der eigenen mystischen Tradition verfügt der Orden der Prediger über eine tiefe Verwurzelung in der Kontemplation. Diese Tradition hat zur Folge, dass das apostolische Wirken und intellektuelle Suchen des Ordens sich nicht vom Gebetsleben entkoppelt. Das eine ist auf das andere verwiesen. Nicht nur in dem Sinne, dass die Zeit des Gebets einem die Kraft für den Dienst und das Studium gibt. Das Gebet selbst bringt jene Erkenntnisse hervor, welchen der Dienst am Wort und das Studium nacheifern.

Diese wiederum bringen den Prediger in Kontakt mit Fragen des Alltags, die im Gebet mit dem eigenen Glauben in Verbindung gebracht werden können. Timothy Radcliffe bringt diese Synthese aus Studium und Gebet auf den Punkt, wenn er schreibt: „Diese Aufnahmefähigkeit, diese Öffnung des Ohrs, die alle Studien kennzeichnet, ist letztendlich tief mit dem Beten verbunden. Beide verlangen von uns, still zu sein und darauf zu warten, dass Gottes Wort zu uns dringt.“<sup>19</sup> Diese innere Verwobenheit von „Welt“-Kontakt im Dienst und Studium und von Gottkontakt im Gebet wird, so meine Vermutung, bei einem dominikanischen Laien verstärkt vorkommen. Probleme und Fragen, welche ein Predigerbruder oder eine Predigerschwester theoretisch kennt, stellen sich dem Laien theoretisch und praktisch dar. Zum Beispiel: Eine Reihe ethischer Fragen (von der Finanzanlageentscheidung bis hin zu Fragen der Sexualmoral) stellt sich ein in „relativer“ Armut lebender und zölibatär lebender Mensch auf ganz andere Weise als ein vermögender und verheirateter Laie.

In jedem Fall kann die Kontrasterfahrung im Leben eines Laien tiefer sein als dies bei einem Ordensbruder oder einer Schwester der Fall ist. Diese Kontrasterfahrung gilt es immer wieder neu im Gebet zu bearbeiten und zu bewältigen. Auf diese Weise erlangt sie durchaus die Fähigkeit, den persönlichen Glauben, das intellektuelle Suchen und die eigene Verkündigung des Wortes zu bereichern. In diesem Sinne sind Laien Grenzgänger. Die Bereiche von „Welt“ und Orden, von Verkündigung und Gebet werden von ihnen auf eine unnachahmliche Weise miteinander verbunden. In dieser Spannung leben sie.

## Schluss

Es ist nicht selten, dass man sich als Mitglied der Dominikanischen Laiengemeinschaft die Äußerung anhören muss, man sei ja gar nicht richtig Mitglied eines Ordens. Oftmals kommt diese Aussage von Ordensleuten (anderer Orden), die damit ein gewisses Distinktionsbedürfnis zum Ausdruck zu bringen scheinen.

Zweifellos sind die evangelischen Räte ein Ordensleute im engeren Sinne deutlich unterscheidendes und charakterisierendes Merkmal. Das Versprechen, welches ein Laie beim Eintritt in die Dominikanische Laiengemeinschaft abgibt, beinhaltet keine Referenz an die evangelischen Räte. Kirchenrechtlich gesehen sind es dann auch die drei evangelischen Räte, mit deren Hilfe das Ordensleben bzw. das Leben in einem „Institut des geweihten Lebens“ ausgezeichnet wird.<sup>20</sup> Diese Verknüpfung von Ordensleben und evangelischen Räten geht oftmals einher mit Aussagen über die Vollkommenheit und den hingebungsvollen Charakter des Ordenslebens. Oben wurde schon bemerkt, dass eine solche Haltung das spirituelle Potenzial eines Lebens inmitten des menschlichen Alltags verkennt.

Dies mag auch der Grund sein, weshalb in der jüngeren Ordenstheologie eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten ist, wenn es darum geht, das Ordensleben rein von den evangelischen Räten her zu bestimmen. Die Ordenstheologie sei im Umbruch, formulierte Stefan Kiechle SJ vor einigen Jahren und meinte damit die Ablösung von hierarchischen, kollektiven und auf Ordnung bedachten Denkmustern.<sup>21</sup> Und Mirjam Schambeck OSF merkt an, dass es auch dem 2. Vatikanischen Konzil nicht

gelingen sei, positiv und affirmierend das Ordensleben zu beschreiben.<sup>22</sup> Von dieser Diagnose herkommend wird heutzutage versucht, eben jene positive und affirmative Ordenstheologie zu formulieren.

Freilich ist auffallend, dass Versuche, mittels einer positiv ausformulierten Ordenstheologie das Leben im Orden einzufangen, anscheinend eine systematische Unterscheidung zwischen Ordensleben und menschlichem Alltagsleben bzw. „Welt“ nicht länger aufrechterhalten können und wollen. Aussagen über den intrinsischen Wert des Ordenslebens können oftmals genauso gut Aussagen über das Leben des Glaubens allgemein sein. Nehmen wir folgendes Beispiel aus dem schon zitierten Aufsatz von Mirjam Schambeck: „Ordensleben vollzieht sich als Leben aus der ‚Gotteswunde‘ und versucht, dieser im alltäglichen Leben Raum und Zeit zu geben. Das Schweigen als Raum für das Du Gottes, die liturgische Feier, die Herausforderungen des Alltages, in denen es die Spur zu entdecken gilt, die über das Vorfindliche hinausweist, kurz der Rückbezug auf Gott, der im Beten und im Tun seinen Ausdruck findet, sind die Wurzel, aus der sich das Ordensleben speist und gestaltet.“<sup>23</sup> Das Auffallende an dieser Aussage ist, dass sie eigentlich sowohl auf Ordensleute im engeren Sinne als auch auf Laien-Mitglieder eines Ordens, ganz zu schweigen von „normalen“ Gläubigen zutrifft. Ähnliches gilt auch für Schambecks terminologischer Ausfächerung des Ordenslebens in „Contemplatio“, „Compassio“ und „Communio“, die sie aber dezidiert nicht als ein „Stand des ‚Magis‘“ betrachtet sehen möchte.<sup>24</sup> Die Frage ist, ob sich ein geistlich-syste-

matischer Unterschied zwischen konventionellem Ordensleben und anderen Formen des Glaubenslebens überhaupt bewerkstelligen lässt bzw. wünschenswert ist.

Was sich wohl aufrechterhalten lässt, sind unterschiedliche Begrifflichkeiten, die auf verschiedene Lebensformen innerhalb und außerhalb eines Ordens verweisen. So sind dominikanische „Ordensbrüder und -schwestern“ in ihrer Lebensform von Mitgliedern der Dominikanischen Gemeinschaft unterschieden. Gemeinsam sind ihnen aber die formelle Integration in den einen Orden der Prediger und der damit einhergehende und hier geschilderte spirituelle Rahmen.

Ich komme zur Eingangsfrage zurück, die im Verlauf des Textes freilich immer wieder anklang: Können Laien bzw. sogenannte Weltchristen integraler Bestandteil eines Ordens sein? Kirchenrechtlich liegen die Dinge (nicht ganz) auf der Hand: Die Dritten Orden – unter welche die Dominikanische Gemeinschaft nach CIC terminologisch weiterhin fällt – werden dort nicht im Kapitel der „Institute des geweihten Lebens“ verhandelt, sondern unter den „Vereinen von Gläubigen“.<sup>25</sup> Dennoch sind sie an die „Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens“ angebunden, nicht an den Laienrat. Darüber hinaus sind Mitglieder der Dominikanischen Gemeinschaft inkorporierte Mitglieder des Ordens der Prediger.<sup>26</sup> Das heißt: Ein Anwärter, der in die Gemeinschaft eintritt, legt ein Versprechen auf den Ordensmeister ab. Von der geistlichen Substanz her ist das Versprechen des Laien der Profess von Brüdern und Schwestern gleichgestellt.

Beide führen in den gemeinschaftlichen Dienst der Verkündigung, der aus Gebet und Studium erwächst. Beide führen in die Nachfolge Christi im Geiste des heiligen Dominikus. Beide führen zur Mitgliedschaft im Orden der Prediger.

.....

- 1 Zitiert nach Rocha Ferreira, Zaida 2001: Geschichte, Theologie und Vision der Dominikanischen Laiengemeinschaft, in: Johannes H. Weise 2009 (Hrsg.): Jeder ist ein Wort Gottes für den Anderen. Grundlagentexte der Dominikanischen Laiengemeinschaft, Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 13, Leipzig, S. 19.
- 2 Damit sind nicht die vorwiegend muslimisch besiedelten Gebiete in Südwesteuropa und die verstreuten jüdischen Siedlungsgemeinschaften gemeint, vielmehr jene Gruppen, welche Borgolte als „die Herausforderung des Dualismus“ bezeichnet, vgl. Borgolte, Michael 2006: Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr., München, S. 218.
- 3 Der Begriff des „Laien“ ist in diesem Zusammenhang doppeldeutig. Der nicht geweihte Ordensbruder – von denen es in einem Klerikerorden wie den Dominikanern nur wenige gibt – ist hinsichtlich seines „Weihestandes“ ein Laie. Ein Mitglied der dominikanischen Laiengemeinschaft ist (vorrangig) hinsichtlich seines „Ordensstandes“ Laie, ein sogenannter „Weltchrist“.
- 4 Der Ausdruck der „Fraternitäten“ ist vor allem seit dem Internationalen Kongress der Laiendominikaner in Buenos Aires aus dem Jahre 2007 international geläufig. Im deutschen Sprachraum heißen diese weiterhin „Dominikanische Gemeinschaft“.
- 5 Apostolicam Actuositatem § 3. An der Neuformulierung des Laienapostolats vor dem Konzil wirkten Mitglieder des Predigerordens entscheidend mit, vgl. Congar, Yves 1956: Der Laie. Entwurf einer Theologie des Laientums, Stuttgart.

- 6 Regel der dominikanischen Gemeinschaften im Orden des Heiligen Dominikus, approbiert am 16. Februar 1987 durch Ordensmeister Damian Byrne OP.
- 7 Ebd.
- 8 Zum Begriff des religiösen Virtuosen vgl. Weber, Max 1972: Zwischenbetrachtung, in: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, 6. Auflage, Tübingen, S. 536ff.
- 9 Radcliffe, Timothy 2000: Loben, segnen, verkündigen. Die Sendung der Dominikanischen Familie, in: Johannes H. Weise 2009 (Hrsg.): Jeder ist ein Wort Gottes für den Anderen. Grundlagentexte der Dominikanischen Laiengemeinschaft, Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 13, Leipzig, S. 116.
- 10 Zitiert nach Johannes H. Weise 2009 (Hrsg.): Jeder ist ein Wort Gottes für den Anderen. Grundlagentexte der Dominikanischen Laiengemeinschaft, Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 13, Leipzig, S. 306ff.
- 11 Byrne, Damian 1987: Mögen sie wachsen! Die Laien und die Sendung des Ordens, in: Johannes H. Weise 2009 (Hrsg.): Jeder ist ein Wort Gottes für den Anderen. Grundlagentexte der Dominikanischen Laiengemeinschaft, Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 13, Leipzig, S. 70f.
- 12 Williams, Rowan 2002: Resurrection. Interpreting the Easter Gospel, 2. Auflage, London, S. 41.
- 13 Vgl. Meister Jordan 1949: Das Buch von den Anfängen des Predigerordens, übertragen von Mechthild Dominika Kunst, Bücher für Glauben und Leben. Dokumentarische Reihe Bd. 1, Kevelaer, S. 22f.
- 14 Radcliffe, Timothy 2001: Die Quelle der Hoffnung. Studium und Verkündigung der Guten Nachricht, in: Johannes H. Weise 2009 (Hrsg.): Jeder ist ein Wort Gottes für den Anderen. Grundlagentexte der Dominikanischen Laiengemeinschaft, Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 13, Leipzig, S. 79.
- 15 Vgl. Meister Jordan 1949: Das Buch von den Anfängen des Predigerordens, übertragen von Mechthild Dominika Kunst, Bücher für Glauben und Leben. Dokumentarische Reihe Bd. 1, Kevelaer, S. 32 & 38.
- 16 Apostolicam Actuositatem Einleitung.
- 17 Freilich werde auch ich immer wieder auf die Unterscheidung Orden – Welt zurückgreifen müssen, um hier nicht eine gänzlich neue Terminologie erfinden zu müssen. Vielleicht ist diese aber vonnöten.
- 18 Williams, Rowan 2002: Resurrection. Interpreting the Easter Gospel, 2. Auflage, London, S. 66.
- 19 Radcliffe, Timothy 2001: Die Quelle der Hoffnung. Studium und Verkündigung der Guten Nachricht, in: Johannes H. Weise 2009 (Hrsg.): Jeder ist ein Wort Gottes für den Anderen. Grundlagentexte der Dominikanischen Laiengemeinschaft, Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 13, Leipzig, S. 77.
- 20 Vgl. can. 599-601 CIC.
- 21 Vgl. Kiechle, Stefan 2003: Ordenstheologie im Umbruch, in: Geist und Leben, Jg. 76, Nr. 4, S. 241f.
- 22 Vgl. Schambeck, Mirjam 2003: Aus der Gottessehnsucht leben, in: Geist und Leben, Jg. 76, Nr. 4, S. 243. Vgl. ebenfalls Schambecks Anmerkungen zur „Ratlosigkeit angesichts der Räte“ in: Schambeck, Mirjam 2009: Praktische Theologie des Ordensleben, in: Geist und Leben, Jg. 82, Nr. 3, S. 209f.
- 23 Schambeck, Mirjam 2003: Aus der Gottessehnsucht leben, in: Geist und Leben, Jg. 76, Nr. 4, S. 246.
- 24 Schambeck, Mirjam 2009: Praktische Theologie des Ordensleben, in: Geist und Leben, Jg. 82, Nr. 3, S. 215ff.
- 25 Vgl. can. 303 CIC.
- 26 Vgl. die Akten des Generalkapitels von Providence 2001, abgedruckt in Johannes H. Weise 2009 (Hrsg.): Jeder ist ein Wort Gottes für den Anderen. Grundlagentexte der Dominikanischen Laiengemeinschaft, Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 13, Leipzig, S. 298ff., hier relevant S. 308.

## Dr. Ilona Biendarra

Ilona Biendarra ist 1970 geboren, studierte Theologie und Pädagogik. Sie war von 2001 bis 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik sowie im Rahmen des EU-Projektes „Welfare and Values in Europe“ von 2005 bis 2008 Projektmitarbeiterin am Lehrstuhl für katholische Religionspädagogik und Didaktik des Religionsunterrichts an der Universität Würzburg. Von 2008 bis 2010 war sie Bildungsreferentin der Stiftung „Brücken in die Zukunft“.



Dr. Ilona Biendarra

## „Heute Christus sein“

Impulse Madeleine Delbrêls zur gegenwärtigen Verlebendigung von Christsein, Ordensleben und Kirche

Ihren früheren Veröffentlichungen zu Madeleine Delbrêl schließt sich die Autorin mit einem weiterführenden Beitrag zur Bedeutung deren Zeugnisses für eine zeitgemäße Erneuerung von Christsein, Ordensleben und Kirche an. Von Madeleine Delbrêls „Christus sein“ im gegenwärtigen Alltag können exemplarisch Impulse für eine erneuerte Spiritualität im Sinne einer Verlebendigung christlichen, klösterlichen und kirchlichen Lebens ausgehen – insbesondere im Hinblick auf ein erneuertes Taufbewusstseins, die Vergegenwärtigung des Evangeliums sowie die Rolle von WeggefährtenInnenschaft und Gemeinschaftserfahrung.

Wie können wir gegenwärtig als Christen leben? Diese Frage füllt heute nicht nur Bücherschränke, auch und gerade in der pastoralen Praxis wie Seelsorge wird hier um Antworten gerungen. Doch gibt es heute noch glaubwürdiges Christsein und wird christliches Zeugnis noch wahr- bzw. ernst genommen?

„Christus sein“ – wie für viele uns bekannten Glaubenszeugen war dies auch für Madeleine Delbrêl (1904-1964)<sup>1</sup> die zentrale und bewegende Dynamik, die zur Herausforderung ihres Lebens wurde. „Heute Christus sein“ – dies ist der Vorschlag, der gegenwärtig zur Verlebendigung von christlichem, klösterlichem und kirchlichem Leben im Sinne



einer gegenseitigen Befruchtung unterschiedlicher christlicher Lebensformen beitragen könnte. Welche Impulse kann Madeleine Delbrêl heute im Hinblick auf eine erneuerte, christliche Spiritualität schenken?

Die folgenden Ausführungen sind entsprechend als Versuch einer Standortbestimmung von Christsein, insbesondere im Hinblick auf eine zeitgem e christliche Spiritualität, zu lesen. Eine theologisch grundlegende Reflexion von christlichem Selbstverständnis wird dabei als Chance für die zukünftige Entwicklung von Christsein, Ordensleben und Kirche verstanden. Zentral dafür ist eine Haltung christlicher Authentizität, Freiheit und Offenheit, die es ermöglicht, „in der heutigen Welt und heutigen Zeit hören [zu] können, was der Herr von jeher für heute von uns will, für die heute lebenden Menschen, für unseren heutigen Nächsten“.<sup>2</sup>

### **Impulse Madeleine Delbrêls zu einer zeitgem en Erneuerung von Christsein, Ordensleben und Kirche**

Der eigenen Sehnsucht trauend und im Versuch ein „kl sterliches“ Leben in der Welt zu verwirklichen – kontemplativ, gemeinschaftlich und aktiv zugleich – entdeckte ich die französische Mystikerin, Sozialarbeiterin und Schriftstellerin Madeleine Delbrêl mit ihrer Alltagspiritualit t. Dieser Gottesspur meiner Biografie folgend, klärte sich mein persönlicher Berufungsweg nicht nur peu à peu, sondern es ergingen auch Einladungen an mich, über Madeleine Delbrêl und ihr christliches Zeugnis zu sprechen und zu schreiben.<sup>3</sup>

Im Anschluss daran wird nun im folgenden neu angesetzt und weiter vertieft, was von Madeleine Delbrêl her heute christlichen bzw. im speziellen klösterlichen und letztlich kirchlichen Glaubens- und Lebensvollzügen Impulse geben und so zu einer erneuerten christlichen Spiritualität beitragen kann. Was heißt „Christus sein“, „Heute Christus sein“ – als Anfrage und Herausforderung für Christsein, Ordensleben und Kirche?

Bedeutet es, heute mit Gott zu rechnen, als Hörende Gottes Reich in allem zu suchen sowie Gottesgegenwart gemeinschaftlich im Alltag zu erfahren?

Die von Madeleine Delbrêl verwirklichte christliche Authentizität aus der Taufe heraus, ihre christliche Freiheit im Aufnehmen des Wortes Gottes und ihre christliche Offenheit gemeinsamen Unterwegsseins im Alltag weist dabei einen Weg, der ermutigt sich auf dies bleibende und zugleich immer neue Wagnis der Gottsuche und Christusnachfolge einzulassen.

### **Christliche Authentizität**

„Christsein“ als „Christus sein“: Zur Bedeutung eines erneuerten Taufbewusstseins für das christliche (klösterliche) Leben

Rechnen wir heute (noch) mit Gott? Leben wir im Alltag gottesbewusst oder gottesgewiss? Erfahren wir Christus in dieser Welt als gegenwärtig – mitten unter uns? Wer ist Christus für mich – als Christin oder Christ, welchen Standes auch immer? Wie hat Madeleine Delbrêl sich als Christin erfahren und verstanden? Wie erlebten und lebten ihre Weggefährtinnen und sie selbst ihr Christsein?



„Der Mittelpunkt dieses Lebens, seine Freude, sein tiefster Daseinsgrund, ohne den es uns nichtig erschiene, ist die Gabe unserer selbst an Gott, in Jesus Christus. Ist, in dieser Welt zu sein, in sie hineingetaucht, als Parzelle der Menschheit, mit all seinen Fasern ausgeliefert, dargebracht, enteignet. Inseln göttlicher Anwesenheit sein. Gott einen Ort sichern.“<sup>4</sup>

„Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen ...? Dieses Feuer zu sein ist die Berufung der so genannten kontemplativen Seelen. [...] So ist es unsere Berufung, ein Feuer zu sein, das sich in kleinen Funken versprüht und alles anzündet, was ihm unterwegs an Brennbares begegnet. [...] Sie sind die Flammen dieses brennenden Dornbushes, der Jesus ist; sie wählen sich die Leute nicht aus, denen sie begegnen, sondern können gar nicht anders, als immer zu lieben, weil sie Jesus selbst sind. Die kleinen Taten der Liebe, die von ihnen verlangt werden, sind völlig zweckfrei. Sie führen sie aus, weil sie es nicht ertragen, von Christus getrennt zu sein. Sie wollen nicht aufbauen, nicht bekehren, nicht heilen – sie wollen Jesus Christus sein. Aber dieser Jesus Christus hat schon immer die Liebe gewählt, um die Welt an sich zu ziehen. Jeder Vollzug dieser armen, einfachen Liebe gießt überall dort Leben aus, wo Christus sich für etwas interessiert.“<sup>5</sup>

Für Madeleine Delbrêl und ihre Weggefährtinnen bestand ihr Christsein in der radikalen Hingabe an Gott in Jesus Christus, im „Christus sein“. Dieser Art und Weise der Christusbachfolge entsprangen ihr soziales Engagement und ihre konkrete Nächstenliebe.

Diese Berufung zum „Christus sein“ bestand für sie darin, den Ruf Christi

„Komm und folge mir nach!“ (Lk 18,22) zu hören und Christus zu folgen.

Madeleine Delbrêl und ihre Weggefährtinnen wollten einzig und allein, definitiv und exklusiv zu Gott und Jesus Christus gehören:

- um mit ihm zu sein und von ihm die Liebe zu empfangen, die er durch sie leben will für die ganze Welt und jeden Menschen,
- um zu versuchen, das Leben gemeinsam nach dem Evangelium zu formen,
- um so in der Kirche zu leben, mit derselben Unbedingtheit wie im Ordensleben, aber als einfache Laien.<sup>6</sup>

„Wir sind einfache Laien, die keine anderen Gelübde haben als unser Taufversprechen und seine Wirklichkeit und die Wirklichkeit unserer Firmung. Die Arbeit dient uns als Ort unseres Zeugnisses für das Evangelium, als Feld der Begegnung mit unseren Mitmenschen.“<sup>7</sup> In ihrem vorsorglich für ihre Weggefährtinnen verfassten spirituellen Testament führt sie dies im Hinblick auf die je eigene Berufung und das konkrete Leben als Christinnen in der Welt weiter aus:

- „Gott hat sich jeder von euch hingegen; in Gott soll sie sich bewahren. Nur zu Gott sollt ihr treu stehen.
- Dennoch hinterlasse ich euch eine Meinung. Nicht meine Erinnerung soll euch ihr folgen lassen. Folgt ihr nur, wenn sie euch aufrichtig scheint; denn mein Wunsch ist, dass ihr wirklich frei seid.

 ndert weder das Wesentliche unseres Lebens oder das, was es spezifisch hat, ändert es weder durch Kürzung noch durch Ergänzung, nur aus Gründen, die eure Treue zum Gotteswillen euch gegenüber, betreffen:

- weder um größer zu werden
- noch um zu stagnieren
- noch um fester zu sein
- noch um zu riskieren
- noch um ‚besser‘, noch um schlechter zu sein. [...]

Nur der persönliche Gotteswillen über jedem persönlichen Schicksal ist wichtig. Denn er ist, der weiß, wen und was er braucht. [...] Die Liebe ist eure Berufung [...] Seid dem treu, was die persönliche Berufung von Gott über euch in der Kirche und in der Welt ist [...]“<sup>8</sup>

Der an sie persönlich gerichtete Ruf Christi in die Nachfolge sowie die persönlichen und gemeinschaftlich geteilten Christuserfahrungen sind für Madeleine Delbrêl und ihre Weggefährtinnen zentral gewesen. Anders gesagt und als ersten Impuls formuliert: Christliche Authentizität erhalten Glaube und Leben dadurch, dass Christinnen und Christen heute den Blick direkt auf Christus richten, um „Christus zu sein“. Grundlegend für ein so verstandenes und gelebtes Christsein als „Christus sein“ sind für Madeleine Delbrêl die Taufe und damit das allgemeine Priestertum aller Gläubigen.

Hier ist es aufschlussreich, sich zentrale Aussagen des II. Vatikanischen Konzils (1963–65) und des Codex Iuris Canonici (CIC) von 1983 ins Gedächtnis zu rufen. In der Dogmatischen Konstitution über die Kirche als Volk Gottes („Lumen Gentium“ [LG] 9) sowie in der Pastoralconstitution, die die Kirche in der Welt von heute in den Blick nimmt und das Verhältnis von Kirche, Christus und Mensch beschreibt („Gaudium et Spes“ [GS] 1) kommt zum Ausdruck: In Christus ist die Kirche grundgelegt. Diese ist als Gemeinschaft von Menschen in Christus geeint und zur Ver-

kündigung des Evangeliums berufen. Auf der Grundlage des II. Vatikanischen Konzils bestimmt dann der Codex des Kanonischen Rechts die Stellung der Gläubigen:

„Gläubige (christifideles) sind jene, die durch die Taufe Christus eingegliedert, zum Volke Gottes gemacht und dadurch auf ihre Weise des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi teilhaft geworden sind; sie sind gemäß ihrer je eigenen Stellung zur Ausübung der Sendung berufen, die Gott der Kirche zur Erfüllung in der Welt anvertraut hat“ (Can. 204 §1). Im Codex Iuris Canonici sind die Gläubigen also die „christifideles“, die an Christus Glaubenden. Auch hier definiert sich „Christsein“ von Christus her.

Zusammengefasst lässt sich damit festhalten:

- Alle Gläubigen sind sowohl berechtigt als auch verpflichtet zur Sendung und sorgen so dafür, dass die Kirche zu ihrem Ziel kommt.
- Kraft der Taufe sind alle Gläubigen zum dreifachen Dienst berufen und somit befähigt, in den drei Bereichen der Verkündigung, der Heiligung und der Diakonia mitzuwirken.

Dann heißt „Christensein“ auf der Grundlage des Evangeliums (auch im Hinblick auf das Ordensleben):

- Berufen werden und nachfolgen,
- Bekennen, Bewahren und Weitergeben des Glaubens,
- Bezeugen des Glaubens durch das eigene Leben, das heißt durch christliche Lebenspraxis,
- Erwerb von Glaubenswissen, auch zur Kritikfähigkeit,
- Mitgestaltung der Welt im Sinne des Evangeliums (Bewahrung der Schöpfung, Eintreten für Frieden und Ge-

rechtigkeit etc.). Hier wird deutlich, dass Christuserfahrung und Evangeliumsorientierung zum christlichen Wesensgehalt gehören. Die Vorrangigkeit und Radikalität der christlichen Berufung und Nachfolge ist von besonderer Bedeutung, wenn sich Christsein von Christus und dem Evangelium her verstehen will – als „Christus sein“. Dies gilt für jeden Christen und jede Christin. Auch im Ordenskontext eröffnet diese Besinnung auf das Christsein als „Christus sein“ einen weiten Horizont für zukünftige Entwicklungen in der modernen Welt. Christlich authentisch als „Mystikerin der Straße“<sup>9</sup> lebte Madeleine Delbrêl ihr „Christsein“ aus der Einsamkeit des Glaubens heraus in der Hingabe für die Menschen und im Einsatz für die Welt: „Die Kirche wie der einzelne Christ müssen um des Heils der Welt willen mit der Welt brechen können.“<sup>10</sup> Gerade dieses in der Taufe vollzogene „Brechen“ mit der Welt und den Menschen, um Abstand und Distanz zu sich und seiner Umwelt zu gewinnen, befähigt dazu, sich dem alltäglichen Leben aus dem Glauben heraus wieder neu zuzuwenden. Dieser „Bruch“ und ein lebendiges Taufbewusstsein sind für Madeleine Delbrêl entscheidende Ausgangspunkte des Christseins, ihres „Christus sein“. Von Anfang an findet sich diese Radikalität christlicher Nachfolge auch in der monastischen Tradition. So zogen sich schon die Wüstenväter<sup>11</sup> im tatsächlichen Sinne aus der Welt in die Wüste zurück und haben eindrucksvolle auf den christlichen Wesensgehalt konzentrierte Mönchsunterweisungen<sup>12</sup> hinterlassen. Benedikt von Nursia, der Vater des abendländischen Mönchtums,

greift in seiner Regel auf allgemeine Taufunterweisungen zurück, auf Verpflichtungen, die der Katechumene bzw. Neugetaufte übernimmt.<sup>13</sup> Wie Madeleine Delbrêl ging und geht es denn auch den großen Ordensgründerrinnen und -gründern und deren Regeln nachfolgender Jahrhunderte<sup>14</sup> bis heute darum, „frei für Gott“<sup>15</sup> zu werden und zu bleiben: für das Gotteslob, das Gebet und die geistliche Lesung, aber auch in Arbeit und Alltag.<sup>16</sup>

## Christliche Freiheit

### Gottes befreiende Wort für das „heute“: Zur Vergegenwärtigung des Evangeliums

Suchen wir heute in allem Gottes Reich? Hören wir Gottes Wort wirklich? Wie antworten wir als Christinnen und Christen in unserem Alltag darauf? Glauben wir daran, dass Christus in uns ist und durch uns wirkt?

Die Evangelientexte berichten mehrfach von dem Ruf in die Nachfolge, so zum Beispiel von der Berufung der ersten Jünger (Mk 1,16-20 par Mt 4,18-20; Lk 5,1-11; Joh 1,35-51) oder von der des Levi (Mk 2,13-17 par Mt 9,9-13; Lk 5,27-32). Dieser wird gehört, angenommen, ohne Nachfrage umgesetzt und so Nachfolge verwirklicht: „Sofort rief er sie, und sie ließen ihren Vater Zebedäus mit seinen Tagelöhnern im Boot zurück und folgten Jesus nach.“ (Mk 1,20) „Als er weiterging, sah er Levi, den Sohn des Alphäus, am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Und er stand auf und folgte ihm. Und als Jesus in seinem Haus beim Essen war, aßen viele Zöllner und Sünder zusammen mit ihm und

seinen Jüngern; denn es folgten ihm schon viele.“ (Mk 2,14-15)

Für Madeleine Delbrêl gab es „die ganze Kirchengeschichte hindurch so etwas wie ‚Landstreicher‘ (das Wort fällt mir jedenfalls dazu ein), die immer unterwegs sind auf den Straßen, die den Weg Christi eingeschlagen haben, nicht um etwas bestimmtes zu tun oder etwas von A bis Z zu erledigen, sondern um den ganzen Weg entlang die Gebärden Christi zu vollziehen.

Sie erwarten von Gott die kleinen Gelegenheiten und Ereignisse, bei denen sie stets im Dienst der ‚Frohen Botschaft‘ sind. Einer frohen Botschaft, die sinnlich greifbar wird durch die Güte Christi, durch ihre Ausdrucksformen; einer frohen Botschaft, die man berührt hat, wie Johannes sagt, die man angefasst hat, weil sie durch menschliche Gebärden vermittelt wurde. Gebärden von Menschen, die sich ihre Begegnungen nicht aussuchen, die nicht selbst wählen, wohin sie gehen sollen, die annehmen, was Gott ihnen schickt: was und wen. Menschen, die versuchen, unaufhörlich versuchen, für jeden und jede das zu sein, was Christus gewesen ist.“<sup>17</sup>

Von ihrem Verständnis von Christsein als „Christus sein“ ging es ihr und ihren Weggefährtinnen in der Nachfolge darum Christus in seinen Gebärden nachzuzahlen, Christus zu umarmen und mit ihm sozusagen die ganze Welt.

Mit zutiefst weiblichen Gesten und Haltungen bringt sie dabei ihre Gottes- bzw. Christusbeziehung zum Ausdruck. Analog charakterisiert sie sich selbst in den Schlusssatzen ihres spirituellen Testaments als Mutter der ihr anvertrauten Frauen: „Und wenn ich manchmal geglaubt habe, eure Mutter mehr oder weniger zu sein. In der Stunde,

in der ich Gott sehen werde, werde ich euch der Jungfrau Maria anvertrauen, die so Mutter gewesen ist, dass sie Muttergottes hat sein können.“<sup>18</sup>

Im Hinblick auf das Wort Gottes kam es ihr darauf an, sich immer wieder neu an Christus und dem Evangelium zu orientieren: „Der Schallraum, den das Wort des Herrn von uns fordert, ist das ‚Heute‘: Die Umstände unseres Alltags und die Bedürfnisse unserer Nächsten, die täglichen Ereignisse und die Forderungen des Evangeliums verlangen von uns stets dieselben Antworten, aber in einer täglich erneuerten Gestalt.“<sup>19</sup>

Durch das Wort Gottes befreit für das „Heute“ charakterisiert sie sich und ihre Gefährtinnen als „Leute, deren Lebenssinn [es] ist, das Mögliche zu tun, damit Gottes Wille sich ihrer bemachtige, Christus ihre erste Liebe sei; damit sie lieben, wie er liebt; die immer auf dem Sprung sind, irgendwohin und für alles, was Gott beliebt, aufzubrechen, die ein immer neu entziffertes Evangelium leben, nachgeahmt in seinem Irgendwohin und seiner Beliebigkeit, in der Kirche so wie in der Welt.“<sup>20</sup>

Aus der je persönlichen Christuserfahrung erwächst für sie die gottvolle und weltoffene Verwirklichung eines Lebens nach dem Evangelium. Als zweiter Impuls lässt sich somit festhalten: Das für das „heute“ befreiende Wort Gottes weist Madeleine Delbrêl sowie uns als Christinnen und Christen des 21. Jahrhunderts den Weg. In christlicher Freiheit will sich das lebendige Wort als „bonne nouvelle“ immer wieder neu und anders inkarnieren, Mensch werden: „Wenn wir unser Evangelium in Händen halten, sollten wir bedenken, dass das Wort darin wohnt, das in uns Fleisch werden will, uns ergreifen



möchte, damit wir (...) an einem neuen Ort, zu einer neuen Zeit, in einer neuen menschlichen Umgebung Sein Leben aufs Neue beginnen.“<sup>21</sup>

Was dies für den „Mönch zwischen gestern und morgen“<sup>22</sup> heißen kann, charakterisiert Thomas Merton<sup>23</sup> als produktive Spannung „zwischen Freiheit und Ordnung“.<sup>24</sup> Er weist eindrücklich darauf hin, dass es nicht Sinn und Zweck der klösterlichen Schulung sein kann, „uns mit Karten zu versorgen, sondern unseren Orientierungssinn zu schärfen, so dass wir, wenn wir uns wirklich auf den Weg machen, ohne Karten auf den Weg machen können“<sup>25</sup> – ganz im Sinne Madeleine Delbrêls:

*„Geht in euren Tag hinaus  
ohne vorgefasste Ideen,  
ohne die Erwartung von Müdigkeit,  
ohne Plan von Gott,  
ohne Bescheidwissen über ihn,  
ohne Enthusiasmus,  
ohne Bibliothek –  
geht so auf die Begegnung mit ihm zu.  
Brecht auf ohne Landkarte –  
und wisst, dass Gott unterwegs  
zu finden ist,  
und nicht erst am Ziel.  
Versucht nicht,  
ihn nach Originalrezepten zu finden,  
sondern lasst euch von ihm finden  
in der Armut eines banalen Lebens.“<sup>26</sup>*

## Christliche Offenheit

Zur Rolle von Weggefährtschaft und Gemeinschaftserfahrung: Vernetzung und „kleine Gemeinschaftszellen“

Erfahren wir Gottes lebendige Gegenwart im Alltag? Ist Christus unter uns spürbar, wenn wir zusammenkommen?

Erleben wir heute christliche Gemeinschaft? Entfacht uns der Geist immer wieder neu? „Unser ganzes Leben ist dazu bestimmt zu lodern und zu wärmen. Überall, wo die Liebe Eingang findet, verwandelt sie unser Leben in Brennstoff. Aber wenn Gott der brennende Dornbusch ist, der lodert ohne sich zu verzehren, so sind wir jedenfalls schnell aufgezehrt, falls wir aufhören, den Gauben zu erbitten, für ihn bereit zu sein, ihn zu empfangen; kurz, wenn wir aufhören, aktiv mit dem Leben des lebendigen Gottes in Verbindung zu bleiben. Der Glaube will unterhalten sein wie ein Feuer.“<sup>27</sup>

Um dieses Feuers willen lebte Madeleine Delbrêl mit ihren Gefährtinnen in kleinen Gemeinschaften – ohne feste Gelübde, aber gegründet auf den evangelischen Räten. Charakteristisch für die totale Verwirklichung ihrer Nächstenliebe war ein offenes Haus. Niemand wurde jemals von ihrer Tür gewiesen. Ihre Alltagsspiritualität, die durchaus das Auf und Ab des Daseins kennt, wurde für sie prägend:

*„Gott,  
für uns  
spielt das Abenteuer deiner Gnade  
in einer Zeit, die fast aus der Bahn  
gerät  
in ihrem Drang nach Freiheit.  
Uns willst du keine Landkarte geben.  
Unser Weg führt durch die Nacht.  
Wohin wir zu gehen haben,  
erhellte sich Stück für Stück  
wie durch die Lampe eines Signals.  
Oft ist das einzige, was sich sicher  
einstellt,  
eine regelmäßige Müdigkeit aufgrund  
derselben Arbeit, die jeden Tag zu tun*

ist,  
desselben Haushalts, der wieder zu  
bewältigen ist,  
derselben Fehler, die wir bekämpfen,  
derselben Dummheiten, die wir  
unterlassen wollen.  
Aber außerhalb dieser Gewissheit  
ist alles übrige deiner Phantasie  
überlassen, o Gott,  
die es sich bei uns gemütlich macht.“<sup>28</sup>

Madeleine Delbrêl und ihren Weggef ahr-  
tinnen war das Gemeinschaftsleben  
immer besonders wichtig. Dabei ist es  
jedoch nie als Selbstzweck verstanden  
worden: „Das in vollkommener Liebe  
gelebte Gemeinschaftsleben ist ein  
Streichholz, das man schwerlich ent-  
behren kann, wenn es gilt, unter den  
uns umgebenden Menschen das Feuer  
zu entzünden.“<sup>29</sup>

Das gemeinschaftliche Leben ermog-  
lichte es der Einzelnen in der Hin-  
wendung zur Anderen von sich selber  
loszukommen, um so für Gott und  
die Welt frei zu werden. Sich nicht an  
 u erlichen Strukturen aufhaltend,  
sondern einer Art inneren Ordnung  
folgend<sup>30</sup>, charakterisierte und verortete  
sie das gemeinsame Unterwegssein im  
kirchlichen Kontext: „Ich kann schlecht  
erkennen, was uns zu *Laien* macht; aber  
auch wenn wir das Herz von *Ordens-  
frauen* haben und unser Tun dasselbe  
Fundament hat wie das ihre, so haben  
wir doch nicht deren äußere Hülle.“<sup>31</sup>

Der Madeleine Delbrêl und ihre Gruppe  
begleitende Geistliche unterstrich die-  
ses von ihr zum Ausdruck gebrachte  
christliche Selbst- und Gemeinschafts-  
verständnis: „Wenn ich recht verstan-  
den habe, ist es Ihre ausgesprochene  
Berufung, einfach Töchter der Kirche  
zu bleiben, die in der Welt und vor der

Welt ein gottgeweihtes Leben führen.  
[...] Ihre Originalität und ihr geistlicher  
Wert liegen im faktischen und  ffent-  
lich bezeugten Leben der Evangelischen  
Räte im Rahmen eines – kanonisch  
nicht gebundenen – normalen Christen-  
lebens. Im gewöhnlichen Leben wollen  
Sie vor den Menschen die Herrschaft  
Gottes im Leben eines Menschen be-  
zeugen“.<sup>32</sup>

Wäre es nicht denkbar und möglich,  
dass in einem so verwirklichten „Chris-  
tus sein“ gerade auch Ansatzpunkte  
für die gegenwärtige Erneuerung von  
Christsein, Ordensleben und Kirche  
liegen könnten? Im Hinblick auf zeit-  
gem e Möglichkeiten gemeinsamen  
Unterwegssein kann an dieser Stelle

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

ein dritter Impuls gegeben werden: Von  
der an Christus und dem Evangelium  
orientierten Maxime „ganz bei Gott und  
ganz bei den Menschen“<sup>33</sup> ausgehend,  
unterschied sich Madeleine Delbrêls  
Form des Gemeinschaftslebens bezug-  
lich der kirchlichen Verfasstheit von der  
im Orden. Mit ihren Weggef ahr-  
tinnen zusammen bildete sie, wenn auch nicht  
immer unumstritten, „bewusst eine Ge-  
meinschaft von Laien, ohne Gelübde,  
ohne Klausur“<sup>34</sup> – im Hinblick auf die  
Struktur so eng wie nötig und so weit  
wie möglich. Darin liegt ein Plädoyer  
für christliche Offenheit und lebendige  
Gemeinschaftszellen in der gegenw rti-  
gen Zeit sowie ein Gemeinschaftsmodell  
für Christinnen und Christen heute.



In diesem Zusammenhang beschreibt Edgar Friedemann in der heute durchaus noch aktuellen Münsterschwarzacher Kleinschrift „Mönche mitten in der Welt. Vom Weltverhältnis der Mönche“<sup>35</sup> unter anderem Elemente monastischer, insbesondere benediktinischer Spiritualität im Hinblick auf das Weltverhältnis, wobei er – an der Seite von Madeleine Delbrêl – für eine gegenseitige Durchdringung von profan und sakral, aktiv und kontemplativ<sup>36</sup> sowie für eine offene Gastfreundschaft plädiert. Dabei erfährt die Frage nach christlicher Weggefährtschaft und Gemeinschaftsleben von benediktinischer Seite eine erste Antwort. Damals wie heute werden hier immer wieder neue Formen des gemeinsamen Unterwegssein von Christinnen und Christen in und von Ordensgemeinschaften gesucht.<sup>37</sup>

Im Folgenden wird exemplarisch veranschaulicht, wie sich Christsein, „Christus sein“ heute im gemeinschaftlichen Unterwegssein zu verwirklichen sucht. Seit dem Jahr 2004 lebt in Würzburg eine kleine franziskanische Frauengemeinschaft<sup>38</sup>. Diese definiert ihr Selbstverständnis und ihre Verortung über ihre franziskanischen Wurzeln – an Christus und am Evangelium orientiert. Die kleine Gemeinschaft und ihr Alltagsleben strahlt nach außen hin eine große Offenheit und christlich-religiöse Weite aus. Das zeigt sich zum einen darin, dass die drei Frauen in einer Mietswohnung mitten in der Stadt leben und einem Beruf nachgehen. Zum anderen wird es in ihren Kontakten zu den Menschen im Alltag konkret, sowie darüber, dass sie sich bewusst mit ihren (christlichen) „Schwestern und Brüdern“ verbinden. Dies zeigt sich vor allem in

ihrer Anbindung an die örtliche Hochschulgemeinde und ihrer engagierten Teilnahme an deren Gemeindeleben.

Im Anschluss an Madeleine Delbrêl und die benediktinische Ordensspiritualität sucht sich aktuell in Berührung mit der eigenen geistlichen Suche der Autorin ein neuer Weg „klösterlichen“ Lebens in der Welt<sup>39</sup> in Frankreich Bahn.

### „Christus sein“ – „Heute Christus sein“?!

Die oben herausgearbeiteten Impulse Madeleine Delbrêls zur Verlebendigung von Christsein, Ordensleben und Kirche sollen abschließend noch einmal zusammengefasst werden:

- Christliche Authentizität rechnet heute mit Gott,
- christliche Freiheit sucht hörend in allem Gottes Reich,
- christliche Offenheit erfährt in Gemeinschaft und Alltag Gottesgegenwart.

Daran anknüpfende Versuche „heute Christus (zu) sein“ können zu einer erneuerten christlichen Spiritualität beitragen, auch wenn die Frage, wie sich zukünftig christlich bezeugtes Leben gestalten wird, offen bleibt. Im Aufgreifen der Alltagsspiritualität Madeleine Delbrêls ist dafür ein an der Gegenwart orientierter Zukunftshorizont eröffnet und wesentliche Grundkoordinaten des von ihr überzeugt geglaubten und gelebten „Christseins“ als „Christus sein“ herausgestellt worden. Das eigene „Christsein“ in christlichen, klösterlichen und kirchlichen Kontexten als Berufung zu verstehen und als Auftrag zu verwirklichen, das ist die Antwort, die sich über die Beschäftigung mit



Madeleine Delbrêl und dem Charakter ihrer Laiengemeinschaft auf die Fragen gegenseitiger Befruchtung und zeitgemäßer Entwicklungen hin geben lässt.

*„Ich will das, was Du (Gott) willst,  
ohne mich zu fragen,  
ob ich es kann,  
ohne mich zu fragen,  
ob ich Lust darauf habe,  
ohne mich zu fragen,  
ob ich es will.“<sup>40</sup>*

### **Spirituelles Testament Madeleine Delbrêls<sup>41</sup>**

Angesichts meines Körpers macht, was ihr wollt, ohne die Gewohnheiten der Kirche oder die Armut zu vernachlässigen.

Angesichts meiner Seele: Folgt der brüderlichen Liebe der Kirche.

Angesichts euer: Ich hinterlasse euch keine Gebote. Ich habe dazu kein Recht.

Gott hat sich jede von euch hingegen; in Gott soll sie sich bewahren. Nur zu Gott sollt ihr treu stehen.

Dennoch hinterlasse ich euch eine Meinung. Nicht meine Erinnerung soll euch ihr folgen lassen. Folgt ihr nur, wenn sie euch aufrichtig scheint; denn mein Wunsch ist, dass ihr wirklich frei seid.

 ndert weder das Wesentliche unseres Lebens oder das, was es spezifisch hat, ändert es weder durch Kürzung oder durch Wachsen, nur aus Gründen, die eure Treue zum Gotteswillen euch gegenüber, betreffen: weder um größer zu werden noch um zu stagnieren

noch um fester zu sein  
noch um zu riskieren  
noch um „besser“,  
noch um schlechter zu sein.  
Nur der persönliche Gotteswillen über jedem persönlichen Schicksal ist wichtig. Denn er ist, der weiß, wen und was er braucht.  
Vertraut nicht auf euch. Fragt um Rat. Nicht diese, die ihr lieber habt, zu denen ihr Beziehungen habt, die euch am besten verstehen; sondern diese (Berater), die Stellung haben, über solchem Gebiet zu beraten oder zu unterscheiden [...].  
„Vereinfacht“ nicht; kompliziert nicht. Man muss den ganzen Mensch greifen, um ihn Gott zu geben, und der Mensch ist kompliziert; man muss sich an Gott anpassen, wenn er uns hält: Und Gott ist einfach.  
Beschließt nicht mit Einseitigkeit; lebt eure Entscheidungen mit Einfachheit.  
Fürchtet alles, in dem ihr nicht einstimmig sein werdet und noch mehr die „gezwungenen“ oder „verleichterten“ Einstimmigkeiten.

Unternehmt nichts, wenn die Liebe euch nicht vereinigt, wenn ihr miteinander keine Zuneigungs- und natürlichen „Gütetaten“ habt, keine übernatürlichen Liebestaten. Die Liebe ist eure Berufung [...]. Nichts kann ihre Anämie oder ihre Abwesenheit legitimieren.

Betet: Ohne das Beten werdet ihr zum Erstickungstod geführt werden. Seid glücklich oder neigt dazu, es zu sein. Wer sich nicht auch über die Widerwärtigkeiten freut, der liebt sich in einer besonderen Weise mehr als Gott. Seid dem treu, was die persönliche Berufung von Gott über euch in der Kirche und in der Welt ist; aber achtet darauf, die Ordnung nicht zu wechseln und es so einzurichten, dass ihr entweder mehr in der Welt seid oder mehr in der Kirche

seid als euch persönlich von Gott beherrschen zu lassen. [...]

Ich komme zum Ende, meine Kinder, mit dem Wunsch, dass ihr, welche Teilnahme der Herr euch auch an seiner Mühe oder an seiner Arbeit oder an dem täglichen Leben seines Evangeliums geben wird, niemals auf halben Wege eurer Möglichkeit in der Anstrengung stehen bleibt als ob das Gebet nicht existieren würde; aber unternimmt nichts, ohne zu beten, so als ob nur das Gebet existiert. Und wenn ich manchmal geglaubt habe, eure Mutter mehr oder weniger zu sein. In der Stunde, in der ich Gott sehen werde, werde ich euch der Jungfrau Maria anvertrauen, die so Mutter gewesen ist, dass sie Muttergottes hat sein können.

.....

1 1904 in Frankreich geboren, erhielt Madeleine Delbrêl in ihrer Kindheit zunächst eine katholische Erziehung und Sozialisation. In ihrer Jugend entwickelte sie sich jedoch zu einer überzeugten Atheistin. Nach einer radikalen Neubekehrung zum Christentum siedelte sie sich dann 1933 mit zwei Freundinnen in der kommunistisch-marxistisch geprägten Arbeiterstadt Ivry s udostlich von Paris an. Dort war sie zeitlebens als Sozialarbeiterin in verschiedenen Aufgaben und Anstellungen tätig. Ihre menschliche und geistliche Stütze war eine kleine Laiengemeinschaft, die sich um sie herum gebildet hatte. Sie verwirklichten ihren christlichen Glauben alltäglich, das heißt sie nahmen am einfachen Leben der Leute um sie herum teil und waren so unscheinbar als

Christinnen présent (vgl. de Boismarmin, C. (2010), Madeleine Delbrêl. Mystikerin der Strasse, München).

- 2 Delbrêl, M. zit. n. K. Boehme (2004), Madeleine Delbrêl. Eine andere Heilige, Freiburg i. Br., 44.
- 3 Ansprache am Sonntag nach Allerheiligen 2006 in der damaligen Würzburger Kollegkirche der Missionsbenediktiner von Münsterschwarzach: Biendarra, I. (2007), Madeleine Delbrêl – eine „alltägliche“ Heilige: Den Alltag heiligen, in: Lebendiges Zeugnis, 62. Jg., Heft 4, 255-257; Veröffentlichter Impulsvortrag in der Diözese Eichstätt am Herz-Jesu-Fest 2008: Biendarra, I., Glaubw urdiges Christsein: Glaubwürdig Christ sein. Madeleine Delbrêls Spiritualität als Glaubens- und

- Lebensinspiration für die Entwicklung von „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ (KCG), in: *Lebendiges Zeugnis*, 63. Jg., Heft 4 (2008), 297-302; Theologische Auseinandersetzung mit der „Refounding-Diskussion – Neugründung im Christsein“: Biendarra, I., *Neugründung im Christsein. Ein Beitrag zur Refounding-Diskussion*, in: *Geist und Leben* 83/1 (2010), 52-60; Veröffentlichter Vortrag zum Gemeinschaftsleben im Anschluss an Madeleine Delbrêl – gehalten am 6. Februar 2010 im Herz-Jesu-Kloster in Neustadt (Weinstraße): Biendarra, I., *Christsein als Berufung und Auftrag heute. Von Madeleine Delbrêl inspirierte Lebensentwürfe in Frankreich, Italien und Deutschland*, in: *Lebendiges Zeugnis*, 65. Jg., Heft 4 (2010), 251-260; Herausgabe des Aufsatzbandes „Anders-Orte. Suche und Sehnsucht nach dem (Ganz-) Anderen“, 3 – mit der an der Seite von Madeleine Delbrêl entwickelten These „Die Welt ist das Kloster und das Kloster die Welt“: Biendarra, I. (2010), *Madeleine Delbrêl – oder: „Die Welt ist das Kloster und das Kloster die Welt“*, in: dies. (Hrsg.): „Anders-Orte“. Suche und Sehnsucht nach dem (Ganz-) Anderen, St. Ottilien, 295-298.
- 4 Delbrêl, M., *Frei für Gott*, 14f. zit. n. dies. (2007), *Gott einen Ort sichern. Texte-Gedichte-Gebete*, hrsg. von A. Schleinzner, Kevelaer, 128.
  - 5 Madeleine parle de notre vie, zit. n. M. Delbrêl (2007), *Gott einen Ort sichern. Texte-Gedichte-Gebete*, hrsg. von A. Schleinzner, Kevelaer, 49f.
  - 6 Vgl. unveröffentlichte dt. Übersetzung der Charte der „Equipes de Madeleine Delbrêl“ durch die Autorin.
  - 7 Zit. n. M. Delbrêl (2007), *Gott einen Ort sichern. Texte-Gedichte-Gebete*, hrsg. von A. Schleinzner, Kevelaer, 90f.
  - 8 Vgl. unveröffentlichte dt. Übersetzung des Spirituellen Testaments Madeleine Delbrêls durch die Autorin; Frz. Originaltext in: Delbrêl, M. (2004), *Oeuvres complètes*, tome I, *Éblouie par Dieu*, Montrouge: Nouvelle Cité, 44-46.
  - 9 Vgl. de Boismarmin, C. (2010), *Madeleine Delbrêl. Mystikerin der Straße*, München.
  - 10 Delbrêl, M. (1991), *Frei für Gott, Einsiedeln*, 28.
  - 11 Vgl. u. a. Heinz-Mohr, G. (Hrsg.)(1985), *Weisheit aus der Wüste. Worte der frühen Christen*, München.
  - 12 Vgl. u. a. Tibi, D. (Hrsg.)(2011), *Kleine ägyptische Mönchsregeln. Regel des Antonius. Regel des Isaias, St. Ottilien*.
  - 13 *Regel Benedikts 4. Kapitel*; vgl. dazu Recheis, A. (Hrsg.)(2010), *Pseudo-Basilios. Weisung an einen geistlichen Sohn*, St. Ottilien, 22.
  - 14 Vgl. u. a. Frank, K. S. (2010), *Geschichte des christlichen Mönchtums*, Darmstadt; Buttinger, S. (2007), *Mit Kreuz und Kutte. Die Geschichte der christlichen Orden*, Stuttgart.
  - 15 Delbrêl, M. (1991), *Frei für Gott, Einsiedeln*.
  - 16 Vgl. dazu auch Stengel, V. (2006), „Berufen zum Aufbruch“. *Theologische Entdeckungen im Lebenszeugnis Madeleine Delbrêls als Herausforderungen für Ordensleben heute*, Würzburg (Diplomarbeit)
  - 17 Delbrêl, M., *Frei für Gott*, 33f. zit. n. dies. (2007), *Gott einen Ort sichern. Texte-Gedichte-Gebete*, hrsg. von A. Schleinzner, Kevelaer, 87f.
  - 18 Vgl. unveröffentlichte dt. Übersetzung des Spirituellen Testaments Madeleine Delbrêls durch die Autorin; Frz. Originaltext in: Delbrêl, M. (2004), *Oeuvres complètes*, tome I, *Éblouie par Dieu*, Montrouge: Nouvelle Cité, 44-46.
  - 19 Delbrêl, M., *Gebet in einem weltlichen Leben*, 89f. zit. n. dies. (2007), *Gott einen Ort sichern. Texte-Gedichte-Gebete*, hrsg. von A. Schleinzner, Kevelaer, 156.
  - 20 Delbrêl, M. (1991), *Frei für Gott, Einsiedeln*, 26.
  - 21 Delbrêl, M. zit. n. K. Boehme (2004), *Madeleine Delbrêl. Eine andere Heilige*, Freiburg i. Br., 49.
  - 22 Merton, T. (1977), *Mönch zwischen gestern und heute*, Frankfurt. a. M.
  - 23 Vgl. auch Merton, T. (2010): *Der Berg der sieben Stufen. Die Autobiographie eines engagierten Christen*, Ostfildern.

- 24 Merton, T. (1977), Mönch zwischen gestern und heute, Frankfurt. a. M., 14-17.
- 25 Merton, T. (1977), Mönch zwischen gestern und heute, Frankfurt. a. M., 33.
- 26 Delbrêl, M., Gebet in einem weltlichen Leben, 31f. zit. n. dies. (2007), Gott einen Ort sichern. Texte-Gedichte-Gebete, hrsg. von A. Schleinzler, Kevelaer, 38.
- 27 Delbrêl, M., Gebet in einem weltlichen Leben, 81f. zit. n. dies. (2007), Gott einen Ort sichern. Texte-Gedichte-Gebete, hrsg. von A. Schleinzler, Kevelaer, 53f.
- 28 Delbrêl, M., Der kleine Mönch. Ein geistliches Notizbüchlein, 76f. zit. n. dies. (2007), Gott einen Ort sichern. Texte-Gedichte-Gebete, hrsg. von A. Schleinzler, Kevelaer, 164.
- 29 Delbrêl, M. (1991), Frei für Gott, Einsiedeln, 20.
- 30 Vgl. de Boismarmin, C. (1977), L'aspect contemplatif de notre vie (unveröffentlicht).
- 31 De Boismarmin, C. (2010), Madeleine Delbrêl. Mystikerin der Straße, München, 163.
- 32 Veuillot zit. n. C. de Boismarmin (2010), Madeleine Delbrêl. Mystikerin der Straße, München, 164.
- 33 Nürnberg, R. (2010), Ergriffen von Gott. Exerzitien mit Madeleine Delbrêl, München u. a., 30.
- 34 Nürnberg, R. (2010), Ergriffen von Gott. Exerzitien mit Madeleine Delbrêl, München u. a., 30.
- 35 Friedemann, E. (1981), Mönche mitten in der Welt. Vom Weltverhältnis der Mönche, Münsterschwarzach.
- 36 Vgl. dazu auch de Boismarmin, C. (1977), L'aspect contemplatif de notre vie (unveröffentlicht).
- 37 Vgl. dazu beispielhaft u. a. Benediktinerabtei Niederaltaich (2010), Die Geschichte des Klosters von der Gründung bis zur Gegenwart, Niederaltaich; Feiss, H., Reconfiguring Monastic Life, in: The American Benedictine Review 61:1 March 2010, 63-80.
- 38 Weitere Informationen unter <http://www.franziskanerinnen-sf.de/>.
- 39 Vgl. dazu Biendarra, I., Christsein als Berufung und Auftrag heute. Von Madeleine Delbrêl inspirierte Lebensentwürfe in Frankreich, Italien und Deutschland, in: Lebendiges Zeugnis, 65. Jg., Heft 4 (2010), 251-260.
- 40 Vgl. P. Stutz, Gott sucht nicht immerzu Himmlisches in dir. Briefe an bekannte Mystiker, Münsterschwarzach 2009, 102.
- 41 Unveröffentlichte dt. Übersetzung des Spirituellen Testaments Madeleine Delbrêls durch die Autorin; Frz. Originaltext in: Delbrêl, M. (2004), Oeuvres complètes, tome I, Éblouie par Dieu, Montrouge: Nouvelle Cité, 44-46.

### **Benjamin Weiss**

Benjamin Weiss ist 1986 geboren, hat an der Universität Mannheim Betriebswirtschaftslehre studiert und arbeitet bei einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft in Frankfurt. Seit 2010 ist er Assoziierter der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI) und steht der Gruppe als Sprecher vor.



### **Sebastian Veits**

Sebastian Veits ist 1986 geboren und studiert in Mainz katholische Theologie und Geschichte. Er ist seit 2009 Assoziierter der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI) und ferner seit 2003 in der Jugendarbeit der Ordensgemeinschaft aktiv.



Benjamin Weiss

Sebastian Veits

## **Begeistert von Christus, der Kirche und ihrer Mission**

Das Projekt Jung-Assoziierte der Oblaten

Wie gelingt es, jungen Erwachsenen einen tiefer gehenden Zugang zur Spiritualität und Charisma der Ordensgemeinschaft zu ermöglichen? Die Oblatenmissionare (OMI) stellten sich diese Frage schon vor einigen Jahren und entwickelten zu diesem Zweck das Modell der „Assoziierten der Oblaten“ speziell für junge Erwachsene weiter. Zwanzig Frauen und Männer haben sich bereits der Gemeinschaft angegliedert, weitere fünfzehn junge Erwachsene befinden sich in einer zweijährigen Ausbildung.

Bereits in den Anfängen der Ordensgemeinschaft der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI) bemühte man sich darum, die Türen für Jugendliche und junge Erwachsene weit zu öffnen. Die Sorge um die Jugend war nicht zuletzt ein Herzensanliegen des heiligen Eugen von Mazenod, dem Stifter der Oblaten. So gehört eine intensive Jugendarbeit bis heute zu den Eckpfeilern des Ordens. Die Fragen aber, die einen jungen Erwachsenen im Glauben und in den Lebensphasen von Ausbildung, Studium und Beruf bewegen, können

sich durchaus komplexer und vielschichtiger darstellen als dies noch als Jugendliche der Fall war. Mehr denn je müssen sich junge Christen und besonders Katholiken einem kritischen und zunehmend kirchenfeindlichen Umfeld stellen. Das Bekenntnis zu Christus und seiner Kirche ist für viele keine Selbstverständlichkeit mehr. Daneben ist es keine Seltenheit, dass die jungen Menschen fernab der vertrauten Heimat eine Ausbildung oder ein Studium beginnen und damit der wichtige Rückhalt in Glaubensfragen wegzubrechen droht. Menschen, die gerade ins Berufsleben eingestiegen sind, nehmen eine von zunehmenden Zeit- und Leistungsdruck geprägte Atmosphäre wahr. Der christliche Glaube kann in den Hintergrund rücken oder gar hinderlich wirken.

Eine Antwort auf diese Herausforderung, ein bewusstes Christsein in der Gegenwart zu entwickeln, ist für uns das Hineinleben in das Charisma des heiligen Eugen von Mazenod geworden. Dazu hat die Kongregation der Oblaten seit 2007 ein erprobtes Modell weiterentwickelt. Die Assoziierung an die Ordensgemeinschaft, die bisher auf die Lebensrealität von Erwachsenen in der Lebensmitte ausgerichtet war, wurde an die Bedürfnisse junger Erwachsener angepasst.

### Assoziierte der Oblaten

Mit der Heiligsprechung im Dezember 1993 wurde das Lebensbeispiel Eugen von Mazenods als Möglichkeit gelingenden Christseins für die ganze Kirche bestätigt. Die Gemeinschaft der Oblaten bemühte sich seitdem intensiv, das Charisma des Ordensgründers auch für Außenstehende erfahrbar zu machen.

Die deutsche Ordensprovinz eröffnete Menschen, die bereits in einer engen Verbindung mit einzelnen Kommunitäten standen, den Weg der Angliederung nach einer vertiefenden Ausbildung. In einem weiteren Schritt wurden an einzelnen Niederlassungen, wie Hünfeld oder München regionale Gruppen gegründet.

Derzeit haben sich 54 Frauen und Männer an die Gemeinschaft der Oblaten durch ihr Versprechen angegliedert. Mit einem einjährigen Versprechen, das jährlich erneuert wird, verpflichten sie sich, nach dem Charisma des heiligen Eugen von Mazenod zu leben, um im Gebet und im Dienst am Nächsten Gott in der Welt erfahrbar zu machen. Die Grundlage hierfür sind die Begeisterung für Christus, für die Kirche und ihre Mission sowie die persönliche Christusbeziehung.

In ihren Statuten beschreiben die Assoziierten drei Grundpfeiler ihrer Identität: Spiritualität, Zusammengehörigkeit und Apostolat. Das Kennzeichen der oblatischen Spiritualität der Assoziierten ist zunächst das grundlegende, überzeugte Bekenntnis zu Jesus Christus. Mit dem Stifter geht der Blick vor allem auf den gekreuzigten Christus. In ihm kann die erlösende Liebe Gottes erfahren werden. Diese Erfahrung wird in der engen Verbindung zur Mission, zum Zeugnis dieser Liebe, mit dem besonderen Schwerpunkt der Sendung zu den Armen sowie die Liebe zur Kirche als Leib Christi entfaltet. Zusammengehörigkeit basiert auf der Verbundenheit im Charisma des heiligen Eugen von Mazenod die sich sowohl in der Gemeinschaft in regionalen und überregionalen Assoziierten-Gruppen als auch in der Beziehung mit Oblatenkommunitäten verwirklicht.

Besonders im alltäglichen Leben als überzeugte, ansprechbare und sichtbare Christinnen und Christen verwirklicht sich das Apostolat der Assoziierten. In vielen Fällen unterstützen sie die Arbeit der Oblaten durch konkrete Mitarbeit und Gebet.

### **Ausbildung der jungen Erwachsenen**

Nach dem Weltjugendtag 2005 stellte sich für die Gemeinschaft eine besondere Herausforderung: In der mehrjährigen Vorbereitung des Grobereignisses war eine vielschichtige Jugendbewegung gewachsen, die differenzierte Erwartungen an einen weiteren gemeinsamen Glaubensweg an die Gemeinschaft artikulierte. Ein Teil der Jugendlichen wollte sich auf den Weg machen, sich als Laien enger an die Oblaten anzubinden. 2007 begann der erste Ausbildungskurs für interessierte junge Erwachsene, zurzeit beginnt der dritte Jahrgang mit der Ausbildung.

Die Interessierten, die zumeist aus der oblatischen Jugendarbeit hervorgegangen sind und somit ein geistliches Fundament mitbringen, machen sich im Rahmen einer zweijährigen Ausbildung gemeinsam mit einem betreuenden Oblatenpater auf den Weg, die Spiritualität des Ordens nicht nur näher kennenzulernen, sondern sie im eigenen Leben umzusetzen. Sie wollen ihren Glauben ernst nehmen und bewusst nach dem Vorbild des heiligen Eugen von Mazenods leben.

Die jungen Interessierten und Assoziierten leben, bedingt durch Ausbildung und Berufstätigkeit, über ganz Deutschland verteilt. Die Ausbildung geschieht durch mehrtägige Treffen, die mindes-

tens vier Mal im Jahr stattfinden. Diese Treffen dienen der Entwicklung der Assoziierten-Identität. Dabei wachsen Zusammengehörigkeit und die Spiritualität zunächst im Austausch und der gemeinsamen Reflexion der individuellen Herausforderungen des Glaubens- und Alltagsleben. Das Sprechen über den eigenen Glauben in der gewachsenen Gruppe erweist sich dabei sowohl in der Ausbildung wie auch in der Weiterbildung als eine wirkungsvolle Übung zum Ausbau der religiösen Sprach- und Mitteilungsfähigkeit.

Die Wochenenden der Ausbildungszeit zielen zum einen darauf, die Interessierten mit dem oblatischen Charisma in seinen verschiedenen Aspekten vertraut zu machen. Konkret bedeutet dies beispielsweise dem heiligen Eugen von Mazenod, den Ordensgründer in seiner Biografie und seinen Schriften zu begegnen und für das eigene Leben fruchtbar werden zu lassen. Ebenso gilt es, sich mit der konkreten Arbeit der Oblaten vor Ort und weltweit bekannt zu machen. Zum Anderen ist jede und jeder Assoziierte hauptverantwortlich für ihr, bzw. sein geistliches Leben. Damit dies gelingt, bilden klassische Elemente des geistlichen Lebens den weiteren Schwerpunkt der Ausbildung. Dabei werden beispielsweise Gebetsformen wie Stundengebet oder eucharistische Anbetung praktiziert.

### **Weiterbildung der jungen Assoziierten**

Auch die jungen Assoziierten treffen sich an mindestens drei Wochenenden im Jahr. Diese unterscheiden sich von den Ausbildungswochenenden zum einen durch den größeren Teilnehmer-



kreis: Die einzelnen Ausbildungskurse kommen zu gemeinsamen Weiterbildungswochenenden zusammen. Zum anderen orientiert sich die Themensetzung der Wochenenden vor allem am konkreten Bedarf der Gruppe.

Momentan beschäftigen sich die jungen Assoziierten mit ihrer Identität als katholische Christinnen und Christen im Kontext der pluralen Gesellschaft. Auf ihrem letzten Treffen wurde dazu die Botschaft des Papstes zum Weltfriedenstag über Religionsfreiheit rezipiert, und die Moscheegemeinschaft in Marburg besucht. Im Gespräch wurden Chancen und Grenzen des Dialogs deutlich. Auf dem nächsten Treffen wird in der Begegnung und im Gespräch mit evangelischen Christen das eigene Eucharistieverständnis thematisiert.

Die regelmäßigen Begegnungen in der Gruppe und die dadurch entstehende Zusammengehörigkeit sind für die Assoziierten eine einzigartige Kraftquelle für ihr Christsein. Ein jeder bringt zu den Treffen seine Sorgen und Erfahrungen mit und kann sie in der Gruppe reflektieren. In der Gemeinschaft können die individuelle Spiritualität und ein tieferes Glaubensverständnis reifen. Ziel der Treffen ist, die jungen Erwachsenen zu unterstützen, ihren Glauben in ihrem jeweiligen Alltag bewusster zu leben und in Familie und Beruf Zeugnis zu geben. Damit wächst die Fähigkeit, das Apostolat der Laien im Dienst der Kirche zu leben. Seitens der Ordensgemeinschaft wird zudem Wert darauf gelegt, dass die Treffen der Assoziierten wie auch der Interessierten an wechselnden Orten stattfinden. Die verschiedenen Gruppen sollen den Orden in seinen vielfältigen Facetten und Wirkungsstätten näher kennenlernen.

Die Kommunitäten in den jeweiligen Häusern und Einrichtungen sind hierbei von großer Offenheit geprägt und gewähren dadurch den jungen Erwachsenen Einblicke in das Kloster- und Ordensleben. Gebetszeiten und Mahlzeiten sind beispielsweise gemeinsame Treffen zwischen den Kommunitäten und den Assoziierten. Dies hinterlässt weit über die Treffen hinaus ein Gefühl der Verbundenheit zur Ordensgemeinschaft. Gleichzeitig erfahren die Patres und Brüder, insbesondere die Älteren unter ihnen, mehr über das Leben und den Alltag der jungen Menschen. Im Gegenzug können sie zum Ratgeber und geistlichen Begleiter werden.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

### Herausforderung und Chance für Assoziierte und Oblaten

Die Entscheidung der Gemeinschaft, die Assoziierung von Gläubigen zuzulassen und die Entscheidung überzeugter Christinnen und Christen, sich an die Oblatenmissionare anzugliedern, bezeugt, dass das Charisma des heiligen Eugen von Mazenod lebendig ist und die oblatische Familie formt.

Die jungen Assoziierten setzen durch ihre Entscheidung zur Angliederung einen bewussten Fixpunkt in den bewegten Jahren von Ausbildung, Berufseinstieg und Familiengründung. In der oblatischen Familie finden sie eine besondere geistliche Heimat und die Möglichkeit der positiven Identifikation mit Kirche in der Begegnung mit den Patres und Brüdern. Auch bietet der Austausch mit den älteren Assoziierten die Möglichkeit, Entwürfe des christlichen Lebens in späteren Lebensphasen kennenzulernen. Damit aus dem jährlichen Versprechen eine verlässliche, lebenstragende Beziehung wachsen kann, ist ein hohes Maß an Verbindlichkeit und Offenheit notwendig, die jede und jeder Einzelne in die Gemeinschaft der Assoziierten einbringt.

Mit der Öffnung für die Assoziierten eröffnet sich für die Gemeinschaft der Oblaten eine neue Perspektive, ihre Sendung an Orten der Gesellschaft fortzusetzen, die sie als Ordensleute nur begrenzt erreichen. Als gemeinsames

Apostolatsprojekt haben sich die jungen Assoziierten deswegen vorgenommen, in der Jugendarbeit der Oblaten aktiv mitzuarbeiten und als Multiplikatoren zu wirken. Dafür gilt es, in die Aus- und Weiterbildung der Assoziierten Zeit und Personal zu investieren sowie Türen, Ohren und Herzen für sie offen zu halten.

Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, dass der Mut belohnt wird. Die Assoziierung stellt für die Gemeinschaft und für die jungen Erwachsenen eine gegenseitige Bereicherung dar. Gemeinsam lassen sich die Zeichen der Zeit besser verstehen und die eigene Berufung entwickeln. Diese Berufung aus dem Charisma des heiligen Eugen formt eine geistige Familie, die sich Gott im Dienst am Menschen hingibt. Das Bindeglied ist in der spirituellen wie in der verwandtschaftlichen Familie gegenseitige Achtung und die Liebe zu Christus und dem Nächsten. Denn „die Liebe umfasst alles. Und für neue Nöte erfindet sie, wenn nötig, neue Mittel.“<sup>1</sup>

.....

1 Eugen von Mazenod in einem Fastenhirtenbrief an seine Diözese, 7. Februar 1847.

### Sr. Brigitte Werr OSU

Sr. Brigitte Werr OSU ist Jahrgang 1940. Nach naturwissenschaftlichem Studium und Referendariat trat sie in den Ursulinenorden ein und unterrichtete an verschiedenen Gymnasien, zuletzt zehn Jahre in Thüringen. Seit sechs Jahren ist sie zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit der Föderation deutschsprachiger Ursulinen und betreut die Website.



Sr. Brigitte Werr OSU

## Sind wir eigentlich Ursulinen?

### Was ist ein Angelakreis?

Im Februar hat sich wieder unser Angelakreis getroffen, der „große Angelakreis“ wohlbermerkt. Solche Treffen gibt es inzwischen zweimal im Jahr, meist im Umfeld eines Ursulinenklosters. Angelakreis? Wer ist Angela? Und wieso „Kreis“?

Angela ist natürlich Angela Merici, die Gründerin der Ursulinen, um 1475 am Gardasee geboren und 1540 in Brescia gestorben. 1535 gründete sie eine Laiengemeinschaft für Frauen – wirklich für die Frauen selbst, nicht für eine bestimmte Aufgabe. Die Gemeinschaft war für diese Frauen in einer Zeit, die ihnen kein selbstbestimmtes Leben zugestand, religiöse Heimat und soziales Netz zugleich. Mit diesem Rückhalt konnte jede an ihrem Ort, das heißt in der Familie oder am Arbeitsplatz, christlicher

Sauerteig sein, weniger durch Worte als durch ihr lebendiges Vorbild – so wie es Angela Merici für sie alle war.

Aus dem, was wir von Angelas Leben und aus ihren Schriften wissen, ergibt sich ein spirituelles Konzept für ein religiös geprägtes Leben außerhalb von Klostermauern. Wir Ursulinen mussten es uns selbst erst wieder erschließen, nachdem aus der Laiengemeinschaft im 17. Jahrhundert der Ursulinenorden geworden war. Dieses spirituelle Konzept spricht auch heute Frauen (und warum nicht auch Männer?) an, die nicht ins Kloster gehen wollen, weil sie ihren Beruf und ihre Lebensverhältnisse als ihre Berufung verstehen und dennoch eine religiöse Heimat suchen.

Und damit beginnt der „Kreis“: Ein paar ehemalige Schülerinnen der Ursulinen

in Hersel bei Bonn beschließen, sich regelmäßig zu einem Besinnungstag zu treffen. Dazu laden sie Schwester Lucia ein, eine ihrer früheren Lehrerinnen. Indem sich weitere Frauen anschließen, wächst der Kreis: Zehn sind sie zur Zeit, darunter zwei Schwestern. Sie nennen sich Angelakreis.

Im Zusammenhang mit den Ursulinen-Jubiläen ab 2007 fragt jemand aus der Gruppe, ob es auch anderswo Angelakreise gibt. Jein, es gibt Interessierte, verteilt über Deutschland. Also werden die eingeladen. Am Ende des Treffens beschließt man, gemeinsam eine Fahrt nach Norditalien zu machen, zu den Orten, an denen Angela Merici gelebt hat. Außer der „Rheinischen“ Gruppe und einigen Einzelnen fahren auch fünf Frauen und zwei Schwestern aus Thüringen mit. Die anfängliche Scheu („Ost“ trifft „West“ – immer noch!) löst sich in der persönlichen Begegnung. Der „große Angelakreis“ ist geboren.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Inzwischen ist er eine feste Einrichtung mit zwei Treffen im Jahr. Zum 475. Gründungsjubiläum gab es gemeinsame Exerzitien in Desenzano, Angelas Geburtsort; für 2012 ist eine Neuauflage in der Planung.

„Schon immer“ gab es Frauen mit einer besonderen Verbundenheit zu einem bestimmten Kloster. Sie nahmen gern die geistlichen Angebote der Schwes-

tern wahr und zeigten sich oft in ihrem Testament erkenntlich. Die Frauen des Angelakreises greifen zwar gern auf die ordensgeschichtliche und theologische Kompetenz der Schwestern zurück, aber die Gestaltung der Treffen wie auch die Suche nach der richtigen Struktur geschieht miteinander, in gegenseitigem Geben und Nehmen. In dieser Weise wurde beim Treffen im Februar dieses Jahres mit großem Ernst eine Formulierung für das Selbstverständnis erarbeitet: als offene Gruppe sind wir „mit Angela gemeinsam auf dem Weg zum Christsein“.

Lange wurde über den Namen der Gruppe diskutiert: Ist „Angelakreis“ nicht eher ein bisschen antiquiert? Nein, denn der Name ist inzwischen Programm! Die andere Frage der Frauen ist noch nicht ganz gelöst: Sind wir eigentlich Ursulinen? Beim Blick in die Ordensgeschichte muss man sagen: Natürlich seid Ihr Ursulinen! Mit gleichem Recht wie wir, die wir als Ordensfrauen in einer historisch gewachsenen Form leben, wie Angela Merici sie nicht gegründet hat. Allerdings muss dann auch einmal über die rechtliche Form der Zugehörigkeit nachgedacht werden.

Klar ist dies: Der Angelakreis ist keine Hilfstruppe für altgewordene Konvente und keine lebensverlängernde Maßnahme für den Orden. Er ist – ganz alt und ganz neu – die Neubelebung der „Compagnia di Sant’Orsola“, Angela Mericis ursprünglicher Gründung: eine religiöse Heimat für Menschen, die in Beruf und Familie ihren Mann oder ihre Frau stehen. Ob daraus auch einmal ein soziales Netz wird, überlassen wir dem Heiligen Geist. Schließlich hat Angela ihren Töchtern auch damals immer wieder gesagt: Folgt dem Geist!

## M. Engeltraud Bergmann FBMVA

Sr. M. Engeltraud Bergmann, geboren 1936, trat 1952 in die Gemeinschaft der Franziskanerinnen der Allerseligsten Jungfrau Maria von den Engeln (Waldbreitbacher Franziskanerinnen) ein. Sie studierte Pädagogik und Theologie in Nijmegen, Rio de Janeiro und Trier und war von 1988 bis 2000 Generalrätin. Sie ist Oberin der Niederländischen Region ihres Ordens.



M. Engeltraud Bergmann FBMVA

## Was bringt eine Seligsprechung?

Am Beispiel von Mutter Maria Rosa Flesch,  
Gründerin der Ordensgemeinschaft FBMVA/Waldbreitbach

Die Seligsprechung unserer Stifterin Mutter M. Rosa Flesch am 4. Mai 2008 im Hohen Dom zu Trier tritt nicht nur in die Geschichte der FBMVA von Waldbreitbach als ein hervorragendes, einmaliges und unvergessliches Ereignis ein. Sie beschäftigt uns auch, wenn wir uns heute nach über zwei Jahren die Frage stellen: Was bringt eine Seligsprechung? Bereits die Fragestellung an sich lässt keine einfache Antwort zu. Kann eine Seligsprechung überhaupt etwas bezwecken? Falls dem so ist, unter welchen Gesichtspunkten? Könnte eine Seligsprechung sich überhaupt messen

lassen an nennbaren Werten? Was soll sie bringen? Welche Erwartungen verbergen sich hinter dieser Frage? Spielen Vorteile persönlicher, sozialer, materieller oder geistig bzw. geistlicher Art eine Rolle? Soll Gewinn oder Nutzen daraus gezogen werden? Gibt es Ambitionen im Blick auf einen möglich größeren Bekanntheitsgrad der Gemeinschaft oder auf mehr Ansehen oder Bewunderung? Oder Hoffnung auf größeren Zulauf an Mitgliedern? Wird schlichtweg irgendein Erfolg erhofft? Mit Martin Buber ließe sich einwenden: „Erfolg ist keiner der Namen Gottes!“

Ich denke, dies alles trifft nicht den Kern der Frage, was eine Seligsprechung bezwecken soll. Möglicherweise stellt sich eine Gemeinschaft die Frage: Lohnt es einen jahrzehntelangen Seligsprechungsprozess zu führen und verändert sich dadurch etwas in unserem Leben? Aus der Erfahrung mit dem Seligsprechungsprozess unserer Stifterin Mutter M. Rosa Fleisch antworte ich heute mit einem klaren und überzeugten: Ja! Obwohl wir erst nach 51 Jahren ihre Seligsprechung am 4. Mai 2008 in Trier feiern durften.

Vorweg muss festgehalten werden, dass eine Seligsprechung keine Ordensverleihung und kein vatikanischer Nobelpreis ist. Es geht vielmehr darum, die Einmaligkeit einer Person, in diesem Fall unserer Ordensgründerin Mutter M. Rosa Fleisch, anzuschauen. Ihre tiefe Gottverbundenheit und der daraus fließende unermüdlichen Einsatz für Menschen in Not, kann so zum eigenen Vorbild werden. Im Mittelpunkt des Lebens von Mutter Rosa standen nicht wie bei anderen Ordensgründern die Politik, Wissenschaft und Kultur, sondern ganz allein und an erster Stelle: die Kirche und der ihr von Gott gegebene Auftrag. Es ging ihr darum, in der jeweiligen Lebenssituation der damaligen Menschen das Heil zu verkünden und Gottes Liebe erfahrbar zu machen. Sie selbst wollte immer „schlicht und einfach unter den Menschen leben“, um für diese da zu sein.

Anfänglich konnte sie nicht ahnen, was auf sie zukommen würde. So sagt sie einmal: „Nicht wie ich es vorhatte, ist es gekommen. Ich habe nie daran gedacht eine Ordensgemeinschaft zu gründen. Nicht ich, sondern Gott hat es gemacht!“ (MO S. 253) „Was ich sollte,

wusste ich nicht. Er hat mich geführt!“ und an anderer Stelle sagt sie: „So ist Gott: Er sucht sich das Kleine und Schwache aus, wenn er etwas Großes vorhat!“ (MO S. 133)

Durch die Seligsprechung können viele Menschen auf ein christlich vorbildliches Leben schauen und erfahren, dass es möglich ist, die Frohe Botschaft im normalen menschlichen Leben umzusetzen, zu konkretisieren – selbst unter sehr prekären Lebensbedingungen.

In dieser Erkenntnis liegt für uns Ermutigung, Erhellung des Lebenssinnes, Einladung zur Nachahmung, Kraft und Anstoß, es zu wagen, sich auf Gott einzulassen. Seligsprechung ist in meinen Augen auch ein fundamentaler Akt der Gottesverehrung und Danksagung, weil durch diese das erstaunliche Wirken Gottes im Leben eines Menschen offiziell von der Kirche anerkannt wird. Durch die Seligsprechung wird solch ein Leben zu einem Ereignis, das zur Nachahmung einlädt oder gar herausfordert. Die Seligsprechung Mutter Rosas bedeutete nicht nur für die Kirche und die Ordenslandschaft einen geistlichen Gewinn, Zuwachs und Belebung. Die Seligsprechung selbst war ein unvergessliches, historisches und gesellschaftliches Geschehen, welches unzählige Begegnungen zwischen Menschen über die Landesgrenzen hinaus mit sich brachte. Die große Gemeinschaft Kirche, Ecclesia, wurde hier sichtbar und erfahrbar im miteinander Singen, Beten und Feiern. Eine festliche Atmosphäre lag über tausenden von Menschen im und um den Dom und wurde über das Fernsehen ausgestrahlt. In diesem Ereignis, aber auch im darin liegenden Bekannt- und Bewusstwerden, wie und was Gott im Leben eines christlichen

Menschen wirken und bewirken kann, liegt ein unübersehbarer Hinweis auf Gottes Präsenz und Handeln in der Geschichte – auch in unserer Zeit.

Mutter Rosa lebte stets offen und bereit, um Gottes Pläne, um seinen Willen in allem zu erfüllen. Man darf sagen: Gott brauchte sie! Sie gründet im Alter von 37 Jahren nach harten Kämpfen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten am 13. März 1863 unsere Ordensgemeinschaft der Franziskanerinnen BMVA. Bekannterweise hat sich Mutter Rosa schon von Jugend an dem Dienst an den Armen und Notleidenden gewidmet. Ihr unermüdlicher Einsatz für die Hilfsbedürftigen mündete im Laufe der Zeit in zahlreiche sozial-karitative Einrichtungen und Projekte im In- und Ausland, die bis auf den heutigen Tag einen unschätzbaren Wert und Beitrag für Gesellschaft und Staat bedeuten.

Zudem hat die Seligsprechung Mutter Rosas in unserer Ordensgemeinschaft noch einen ganz wichtigen Aspekt und einen besonderen Wert, nämlich den der Wiedergutmachung! Ungeachtet, dass sie die Gründerin unserer Gemeinschaft war, erlitt Mutter Rosa, gerade aus den eigenen Reihen, unermessliches Unrecht. Sie wurde gedemütigt, zurückgesetzt, übergangen, am Ende ihres Lebens mundtot gemacht und es wurde gar versucht, ihren Namen und ihr Andenken in der eigenen Gemeinschaft auszulöschen (u.a. sie aus dem Namensverzeichnis der Schwestern zu streichen)! Wenn auch die sterbende Gründerin dem damaligen Rektor und ihrer Nachfolgerin alles verziehen hat, so gab es jahrelang nach ihrem Tod immer wieder Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten unter den Schwestern über die wirkliche Stifterin: M. Agatha oder M. Rosa? Aus Unwis-

senheit oder ungeklärten Motiven kam es bis in die sechziger Jahre hinein zu Streitigkeiten. Einige versuchten alles, um M. Rosas Seligsprechung unbedingt zu verhindern. Gottlob, konnten wir schließlich mit großer Freude und innerer Bewegtheit ihre Seligsprechung vor gut zwei Jahren erleben und im Vorfeld die Zweifel in dieser Sache widerlegen.

Dank der Seligsprechung schauen wir heute bewundernd auf unsere Stifterin und keiner hat mehr Zweifel oder bestreitet, dass Mutter Rosa unsere Ordensgemeinschaft gegründet hat. Ganz im Gegenteil: Alle Schwestern sind heute stolz darauf, dass diese großartige Frau die Gründerin der Franziskanerinnen BMVA in Waldbreitbach ist und nun als Selige unserer Diözese angerufen und verehrt werden darf. Als Selige ist sie uns als Vorbild und Fürsprecherin ganz nahe!

Was mich persönlich betrifft, habe ich in den letzten 12 Jahren des Prozesses - seit 1996 - als Vice-Postulatorin sehr viel erfahren, gelernt und für mein Leben gewonnen. Doch muss ich gestehen, dass ich in den ersten 40 Jahren meines Ordenslebens, wie wohl die meisten unserer Schwestern, bitter wenig von und über Mutter Rosa gehört oder gewusst habe. Der innere Reichtum ihrer Persönlichkeit, der Tiefgang ihrer Spiritualität, ihre große Liebe zu Gott und den Menschen, ihre beeindruckende Schlichtheit, Demut, Aufrichtigkeit und Dankbarkeit blieb uns größtenteils verborgen.

Leider stand uns damals so gut wie keine Literatur zur Verfügung. Selbst im Noviziatsunterricht oder zu anderen Gelegenheiten war Mutter Rosa kaum ein Thema. Wohl hatten wir am Stiftungsfest einiges darüber gehört, wie ihr





Leben und der Gründungstag verlaufen sind. Doch die wichtigsten Einzelheiten und gerade ihre Haltungen in den markanten Situationen ihres Lebens und Wirkens wurden nicht erwähnt. Die ersten Versuche, die Seligsprechung Mutter Rosas einzuleiten, scheiterten immer wieder, bis endlich 1950, im heiligen Jahr, die mutige Generaloberin Mutter M. Edmunda Klein durch eine Audienz bei Papst Pius XII. von eben diesem ermutigt wurde, „alles zu tun, was notwendig ist, um den Seligsprechungsprozess zu beginnen“. So erreichte sie, dass im Jahre 1957 der Seligsprechungsprozess in Trier feierlich eröffnet werden konnte. Es war ein mühsamer, aber auch erfahrungsreicher Weg.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Umso größer waren unsere Freude, unser Jubel und Dank, als wir 2008 die ersehnte Seligsprechung feiern konnten. Ich bin überzeugt, dass sowohl unsere Ordensgemeinschaft wie auch unzählige Menschen beschenkt und bereichert worden sind, gerade auch während der intensiven Phase der Vorbereitung auf den großen Tag. Im persönlichen wie im beruflichen Alltag gab es zahlreiche Angebote und Möglichkeiten für viele unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Freunde und Interessierte, Insider und Außenstehende, Mutter Rosa wirklich besser kennen und lieben zu lernen sowie sich mit ihrem Denken und Handeln auseinanderzusetzen. Unser Anlie-

gen ist heute, diesen unseren Reichtum nachhaltig mit vielen teilen zu können. Mutter Rosas christliche Einstellung, ihr Vorbild, ihre Spiritualität, ihre Haltung und was sie zutiefst bewegte, soll heute und in Zukunft noch in ihren Töchtern und Werken, in vielen Menschen weiterleben und reiche Frucht bringen. Ohne Zweifel bedeutet die Seligsprechung Mutter Rosas eine Chance, einen Gewinn und tiefgehende Bereicherung für all jene, die sich mit ihrem Leben und Wirken konfrontieren wollen und konfrontieren lassen.

Es ist zu wünschen, dass im Hier und Jetzt offenbar wird und nachhaltig zum Tragen kommt, was den reichen Inhalt ihres Lebens ausgemacht hat. Fakt ist, dass endlich diese scheinbar kleine, unbedeutende Frau ins Licht der Öffentlichkeit gelangt und ihre Wertschätzung immer mehr Raum gewinnt. Wir konstatieren dies an vermehrten und zeitgemäßen Publikationen, an einer neuen Biographie, an Vorträgen, Tagungen, Rundbriefen, Veranstaltungen und Studien. Als Ordensgemeinschaft haben wir einen Erneuerungsprozess ins Leben gerufen und orientieren uns bewusster an den Werten und der beispielhaften Haltung unserer Stifterin.

Auf breiter Basis versuchen wir, uns vom kostbaren Erbe Mutter Rosas inspirieren und leiten zu lassen, etwa durch Impulse und Reflexionen anlässlich gemeinsamer Treffen, Schulungen, Visitationen, Besinnungstage oder Exerzitien. Eine Ausstellung in unserem Bildungshaus präsentiert Mutter Rosa und ihr Lebenswerk. An verschiedenen Orten erschließt ein Mutter-Rosa-Weg den Passanten das Gedankengut der Stifterin mittels ihrer eigenen Aussagen. Persönliche Anliegen und Nöte können ins so genannte

Fürbittbuch geschrieben werden. Eine monatliche Sorgenmesse im Mutterhaus ist gut besucht. Natürlich werden die Gedenktage Mutter Rosas entsprechend dankbar und froh gefeiert.

Dies alles betrifft nicht nur unsere eigenen Schwestern, sondern richtet sich an alle Menschen, sei es im In- oder Ausland, Menschen der unterschiedlichsten Herkunft, Altersgruppen und Interessen. Alle haben Zugang zu Mutter Rosa, denn sie ist eine Selige für alle! Sie kannte das Leben, so wie es ist, und sie meisterte es in Liebe zu Gott und den Menschen auf bewundernswerte Weise. So suchen und finden viele Menschen heute noch bei ihr Trost, Hilfe und eine Antwort. Ich vertraue fest darauf, dass sie keinen leer ausgehen lässt, der sich vertrauensvoll an sie wendet.

Es ist unglaublich, dass gerade sie, die Unbedeutende und Mittellose, es schaffte, aus ihrer Glaubenskraft heraus, ein beachtliches Werk ins Leben zu rufen und unzähligen Menschen zu helfen. Schon damals scheute sie nichts und niemand, weder im Krieg oder Frieden, unter Armen oder Reichen, bei Verwahrlosten oder Adelligen, als mutige, kluge Unternehmerin bis hin zur gedemütigten, mundtot gemachten Gründerin. Aber stets als ganz einfache, mutige und bescheidene Ordensfrau war sie für alle da. Ob sie sich mit liebendem und fürsorglichem Blick der Waisenkinder, Arbeitslosen, Armen, Alten, Behinderten, Kranken oder Sterbenden annahm, in jeder Situation erkannte, bejahte sie den Willen Gottes, der sich ihr in diesen Personen oder Gegebenheiten kundtat und ihr somit zugleich zum Auftrag wurde. Sie schaffte es, beherzt, standhaft und zielstrebig den großen und kleinen Problemen die Stirn zu bieten,

denn sie wusste Gott als treuen Mitstreiter an ihrer Seite. Zudem bewirkte Mutter Rosa, dass durch ihren Einsatz und den ihrer Schwestern in der Pflege und Sorge für Kranke und Hilfsbedürftige jeglicher Art, und durch die Gründung ihrer zahlreichen sozialen Einrichtungen, ein solider Grundstein für die heutige Sozialordnung des Staates zum Tragen gekommen ist. So steht sie heute vor uns, Mutter M. Rosa Fleisch, und hinterlässt gewiss keinen schwachen Eindruck, sondern ein reiches Erbe.

Ihre, unsere Ordensgemeinschaft, die zwar immer älter und zahlenmäßig geringer wird, führt in Zusammenarbeit mit guten „Laienkräften“ ihr Werk unter den heutigen Gegebenheiten weiter. Denn die Seligsprechung lässt den Wert und göttlichen Auftrag dieses Unterfangens erkennen. Sie ermutigt und motiviert uns, das Lebenswerk unserer Stifterin Mutter Rosa vertrauensvoll in die Zukunft zu tragen. Es ist ein kostbares Erbe, das sie uns anvertraut hat. Ihr Beispiel begeistert und spornt an, in ihre Fußstapfen zu treten. Ihre unkomplizierte, liebevolle Art, mit Gott und Menschen umzugehen, dürfte motivierend und einladend wirken. Ein solches Leben lohnt sich! Ich glaube, das zu erkennen und es auf je persönliche Weise nachzuleben, führt dazu, Wert und Sinn einer Seligsprechung zu entdecken. Dieses und vieles mehr hat uns die Seligsprechung Mutter Rosas gebracht. Gott konnte durch sie Großartiges wirken und bewirken. Er hat uns in Mutter M. Rosa Fleisch ein Beispiel hinterlassen, das zur Nachahmung ermutigt und einlädt. Er hat Großes an ihr getan! Wir danken Mutter Rosa und Gott, der uns so reich beschenkt hat. Sein Namen sei gepriesen!



### **Dr. Philipp Schwegel**

Philipp Schwegel ist Mitarbeiter im Fachbereich Gesundheit & Soziales des Instituts für Sozialstrategie in Berlin. Er studierte Betriebswirtschaftslehre in Ansbach, Joplin (USA) und Aalborg (Dänemark). Im Rahmen seiner Promotion setzte er sich intensiv mit dem Markt kirchlicher Krankenhausträger auseinander.



### **Dr. Patrick Da-Cruz**

Patrick Da-Cruz ist seit 2007 bei Unternehmensberatungsfirma Oberender & Partner und der EconoMedic AG in leitender Funktion und als Gesellschafter tätig. Nach dem Studium der Betriebswirtschaftslehre in Duisburg-Essen und Dublin ist er zudem Mitarbeiter des Instituts für Sozialstrategie.



Philipp Schwegel / Patrick Da-Cruz

## **Wachstumsstrategien von Ordensgemeinschaften als Träger sozialer Einrichtungen**

Empirische Befunde aus dem Krankenhausmarkt

### **Der wirtschaftliche Druck wächst weiter**

Die aktuellen Entwicklungen in der Gesundheits- und Sozialwirtschaft machen auch vor den Einrichtungen der Ordensgemeinschaften nicht halt. Der steigende wirtschaftliche Druck hält die Einrichtungen an, professionelle und nachhaltige Managementstrukturen und -instrumente zu etablieren. Dies erfolgt häufig durch die Gründung von Kapitalgesellschaften, die eine Trennung von Geschäftsführung und Gesellschaftern vorsehen. Darüber hinaus wird dadurch auch das Ordensvermögen geschützt. Sollte die Leistungserbringung der Einrichtungen

zu Defiziten führen, müssen diese nicht zwingend von den Gesellschaftern übernommen werden. Damit sind zumindest die Ordensvermögen sowie die Altersbezüge der Ordensmitglieder von dem Risiko eines Missmanagements gesichert. Bei näherer Betrachtung der Ordensgemeinschaften, die als Träger von Krankenhäusern auftreten, zeigt sich, dass derzeit 75 % der Ordenskrankenhäuser in der Rechtsform der GmbH geführt werden. Lediglich 25 % werden noch in Form der Stiftung, des Vereins oder der Körperschaft des öffentlichen Rechts betrieben.<sup>1</sup>

Unabhängig von der Rechtsform stellt sich für jede Ordensgemeinschaft, die in diesem Bereich tätig ist, die Frage nach der strategischen Ausrichtung. Das gilt umso mehr, als viele Ordensgemeinschaften ihr Management weitgehend autark handeln lassen und ihre Einflussnahme auf die Aufsichtsgremien beschränken. Daneben existiert aber auch eine Vielzahl an Ordensgemeinschaften, die eigene Vertreter in die Geschäftsführung entsenden oder sich im Rahmen der Krankenpflege selbst engagieren. Als Beispiel sei hier auf das „Klinikum Dritter Orden“ in Trägerschaft der Schwesternschaft der Krankenfürsorge des Dritten Ordens München oder die Barmherzigen Brüder in Trier verwiesen. In diesen Fällen gestalten die Ordensvertreter die strategische Ausrichtung der Krankenhäuser direkt und aktiv mit.

Hier setzt der nachfolgende Beitrag an, indem er die Frage nach einer sinnvollen strategischen Ausrichtung von Ordenskrankenhäusern aufwirft.<sup>2</sup> Hierfür werden grundsätzliche strategische Optionen diskutiert und deren Anwendung in der Praxis erörtert. Für die Beantwortung der aufgeworfenen Fragen wird dabei auf die Auswertung von 37 Fragebögen aus dem Jahr 2009 zurückgegriffen.<sup>3</sup>

## **Ordenskrankenhäuser in Deutschland - ein Überblick**

Der deutsche Krankenhausmarkt umfasst insgesamt rund 2.087 Krankenhäuser.<sup>4</sup> Davon befinden sich 243 Krankenhäuser (11,6 %) in der Trägerschaft von Ordensgemeinschaften. Diese verteilen sich wiederum zu 77 % auf katholische Orden und zu 23 % auf

evangelische Diakonissen-, Schwestern- und Bruderschaften, die den Ordensgemeinschaften zugerechnet werden.

Zur Erörterung der strategischen Ausrichtungen der Ordenskrankenhäuser ist es notwendig, einige ausgewählte Marktstrukturen darzulegen. Dies erfolgt vor dem Hintergrund der Annahme, dass die strukturellen Merkmale von Ordenskrankenhäusern Einfluss auf das strategische Verhalten haben. Ein prägendes Strukturmerkmal ist dabei die Verbundgröße. Im Durchschnitt betreiben die Ordensgemeinschaften vier Krankenhäuser, was deutlich über dem Marktdurchschnitt kirchlicher Krankenhausträger (zwei Krankenhäuser) je Verbund liegt. Diese sicherlich auch historisch bedingte Entwicklung verdeutlicht, dass die Ordensgemeinschaften auf große Strukturen setzen, innerhalb derer sie Wettbewerbsvorteile generieren können. Zwischen den Krankenhäusern, ebenso wie im Zusammenspiel mit den anderen Einrichtungen im Ordensverbund, können Synergien realisiert werden. In aufeinander abgestimmten Versorgungsprozessen u. a. zwischen Krankenhaus, Rehaeinrichtung, Pflegeheim, Medizinischem Versorgungszentrum und Sozialstation entsteht damit eine umfassende Patientenversorgung, die die Gesundheitswertschöpfungskette weitestgehend abdeckt. Dieser Ansatz eines „Vollversorgers“ zeigt sich auch an der hohen Anzahl an Wirtschaftszweigen, in denen Ordensgemeinschaften als Träger tätig sind. Im Durchschnitt betreiben Ordensgemeinschaften Einrichtungen in sieben verschiedenen Wirtschaftszweigen. Hierzu zählen u.a. die Bereiche Gesundheitswesen, Heime, Sozialwesen, Erziehung und Unterricht

sowie Beherbergung. Aufgrund dieser Vielfalt steht bei manchen Ordensgemeinschaften der Krankenhausbereich nicht im Mittelpunkt der Tätigkeit. Die Spezialisierung liegt dann z. B. auf dem Betrieb von Pflegeeinrichtungen. Die Beispiele des Deutschen Ordens oder der Rummelsberger Anstalten zeigen, dass man sich hier sogar bewusst von den Krankenhäusern getrennt hat.

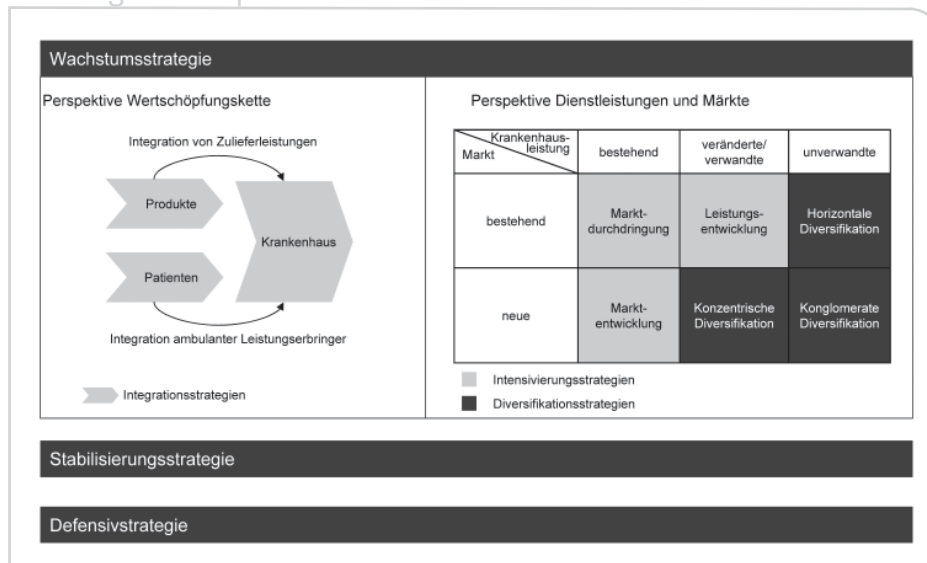
### Grundsätzliche strategische Optionen von Ordenskrankenhäusern

Hinter der Entscheidung, sich von einem Geschäftsbereich zu trennen, steht häufig eine Strategie auf Unternehmensebene, die ein langfristiges Ziel verfolgt.<sup>5</sup> Der Harvard-Ökonom Michael E. Porter versteht darunter das Verhalten des Unternehmens, sich bewusst vom Wettbewerb abzuheben, um damit seinen Kunden einen ein-

zigartigen Wert anbieten zu können.<sup>6</sup> Dieser Anspruch lässt sich für Ordenskrankenhäuser grundsätzlich in Form der Wachstums-, Stabilisierungs- oder Defensivstrategie verwirklichen. Innerhalb der Wachstumsstrategie können dabei zwei Perspektiven eingenommen werden. Wird das Wachstum aus der Sichtweise der Wertschöpfungskette betrachtet, können die Ordenskrankenhäuser u. a. produkt- oder patientenorientierte Leistungsbereiche integrieren. Betrachtet man die Wachstumsstrategie aus einer Geschäftsfeldperspektive, kann das Ordenskrankenhaus seine Krankenhausleistung weiterentwickeln, sowie neue Märkte erschließen. Hierbei spricht man von Intensivierungs- und Diversifikationsstrategien.

Die nachfolgende Abbildung gibt einen Überblick über die grundsätzlichen, strategischen Ausrichtungen mit dem Fokus auf die Wachstumsstrategien, die nachfolgend erörtert werden.

### Strategische Optionen von Ordenskrankenhäusern

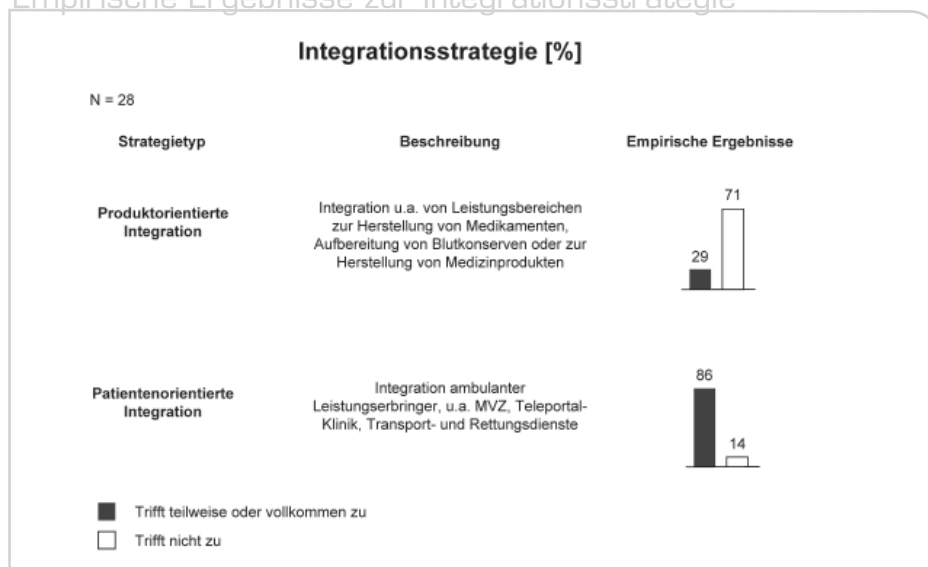


## Wachstumsstrategie

Die Wachstumsstrategie zielt sowohl auf internes als auch auf externes Wachstum ab und zeichnet sich durch den steten Drang des Ordenskrankenhauses oder des Verbundes aus, u. a. neue Leistungen zu etablieren, Fallzahlen zu steigern oder Krankenhäuser zu erwerben. Diese Strategieform ist sehr verbreitet. So verfolgen 71,8 % der Krankenhäuser (28 Krankenhäuser) diesen Strategietyp. Diese allgemeine Beschreibung der Wachstumsstrategie findet ihre Konkretisierung in Form von Integration, Intensivierung und Diversifikation.

bereitstellen. Zum Bereich der Produkte zählen u. a. Blutpräparate, Medikamente oder Medizinprodukte, die von Zulieferern bereitgestellt werden. Die Integration dieser Bereiche kann daher z. B. bedeuten, dass das Krankenhaus eigene Medikamente herstellt, die Aufbereitung von Blutkonserven übernimmt oder eigene Medizinprodukte entwickelt.<sup>8</sup> Diese produktorientierte Integrationsstrategie wird von nur 29 % der Ordenskrankenhäuser verfolgt. Dies deutet darauf hin, dass es sich hierbei um einen für die Praxis wenig relevanten Strategietyp handelt.

## Empirische Ergebnisse zur Integrationsstrategie



Die Integrationsstrategien orientieren sich an der Wertschöpfungskette. Im Mittelpunkt für diesen Beitrag stehen insbesondere die vorgelagerten Wertschöpfungsstufen,<sup>7</sup> die die notwendigen Produkte und Dienstleistungen zur Erbringung der Krankenhausleistung

Neben der Bereitstellung von Produkten bedarf es zur Erbringung der Krankenhausleistung auch der Zuweisung des Patienten. Eine Integrationsstrategie in diesem Bereich bedeutet, dass das Krankenhaus den Patienten frühzeitig in seine Versorgungskette aufnimmt.

Diese patientenorientierte Integration kann z. B. durch die Übernahme von Kassensitzen niedergelassener Ärzte, die Beteiligung an MVZs, die Gründung von Teleportal-Kliniken oder die Etablierung von Rettungs- und Transportdiensten erfolgen.<sup>9</sup> Im Sinne der Gesundheitswertschöpfungskette handelt es sich hierbei um die Integration von ambulanten Leistungserbringern. Im Markt der Ordenskrankenhäuser wird diese patientenorientierte Integrationsstrategie von 86 % der Befragten verfolgt und stellt damit eine weit verbreitete Form des Wachstums dar. Nur ein relativ geringer Anteil (14 %) misst diesem Strategietyp eine untergeordnete Rolle zu.

Die Abbildung auf Seite 171 zeigt die Bedeutung der Integrationsstrategien für Ordenskrankenhäuser.

In Abgrenzung zu den Integrationsstrategien fokussieren die Intensivierungsstrategien eine Kombination aus Krankenhausleistung und Märkten, woraus sich die strategischen Optionen der Marktdurchdringung, Marktentwicklung und Leistungsentwicklung ableiten lassen. Die Marktdurchdringung als strategische Option für Krankenhäuser bedeutet, dass sie unter Zuhilfenahme der Preis-, Produkt-, Distributions-, Kommunikations-, Personal-, Ausstattungs- und Prozesspolitik auf Basis des bestehenden Leistungsangebotes den Marktanteil ausbauen. Dies kann beispielsweise durch die Beschäftigung eines Chefarztes mit hohem Bekanntheitsgrad oder die Intensivierung der Beziehung mit zuweisenden Ärzten geschehen.<sup>10</sup> Diese Beispiele verdeutlichen, dass es sich bei der Marktdurchdringung um eine naheliegende Wachstumsstrategie handelt, da sie

auf bestehende Ressourcen zurückgreifen kann. Dies zeigt sich auch bei den Befragungsergebnissen: 100 % der Ordenskrankenhäuser verfolgen diesen Strategietyp.

Bei der Marktentwicklung handelt es sich insbesondere um eine geographische Wachstumsstrategie von Krankenhäusern, bei der das Wachstum durch die Erschließung neuer regionaler Märkte stattfinden kann. Diese Art des Wachstums erfolgt durch die Übernahme von Krankenhäusern, die häufig im innerkirchlichen Bereich stattfindet. Beispielhaft sei hier auf die Übernahme des St. Barbara-Krankenhauses Schwandorf der Niederbronner Schwestern durch die Barmherzigen Brüder verwiesen. Darüber hinaus bedeutet Marktentwicklung auch, dass bestehende Krankenhausleistungen, wie z. B. Präventionsmaßnahmen, neuen Kundengruppen angeboten werden. Hierzu können beispielsweise Selbstzahler oder Firmenkunden zählen. Die Ergebnisse der Befragung unterstreichen dies; 82 % der Ordenskrankenhäuser verfolgen diesen Strategietyp.

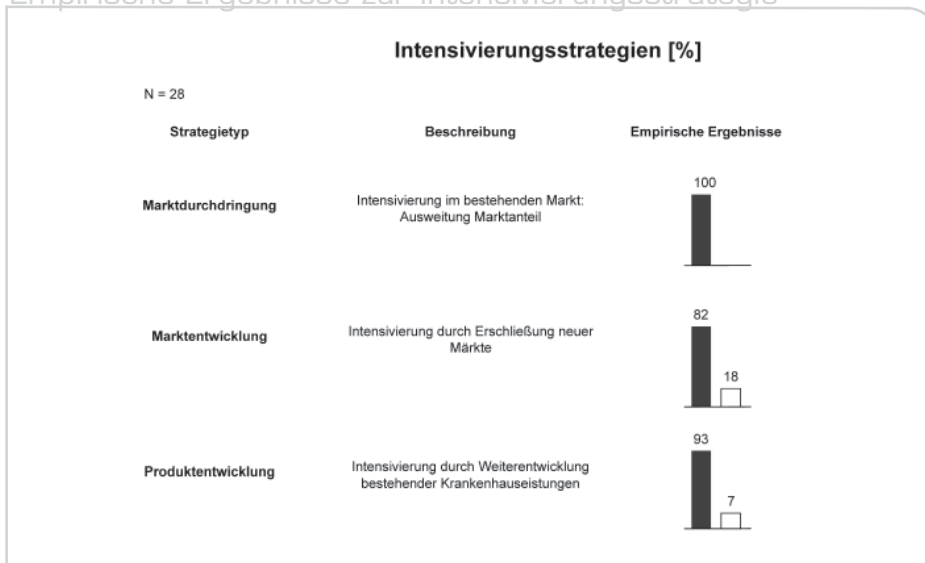
In Abgrenzung hierzu verfolgt die Leistungsentwicklung das strategische Ziel, die bestehenden Krankenhausleistungen zu verbessern und weiterzuentwickeln, so dass dadurch zusätzliche Erlöse und Auslastungseffekte erreicht werden können.<sup>11</sup> Im Kontext der Ordenskrankenhäuser kann eine solche Leistungsentwicklungsstrategie durch die Etablierung neuer medizinischer Leistungen erfolgen. Hierzu zählt beispielsweise die Etablierung eines Herzkathetermessplatzes für die Kardiologie oder die Einführung von strukturierten Behandlungspfaden, die eine besonders hohe Prozess- und Ergebnisqualität



sicherstellen.<sup>12</sup> Ähnlich wie auch die Marktentwicklung stellt die Strategie zur Leistungsentwicklung eine der entscheidenden Formen zur Zukunftssicherung dar. Die Befragungsergebnisse verdeutlichen dies. Hier sind es 93 % der Ordenskrankenhäuser, die ihre Wachstumsoptionen durch die Weiterentwicklung ihres Dienstleistungsspektrums realisieren. Die nachfolgende Abbildung zeigt die Bedeutung der Intensivierungsstrategien für Ordenskrankenhäuser.

einen entscheidenden Einfluss auf deren Einordnung haben. Dabei wird zwischen verwandten und nicht verwandten Dienstleistungen und Märkten unterschieden.<sup>13</sup> Im Krankenhauskontext können unter verwandten Dienstleistungen u. a. die Gründung von neuen Fachabteilungen, z. B. Palliativstation, verstanden werden. Zur Diversifizierung in verwandte Märkte zählt u. a. der Reha- oder Pflegemarkt.<sup>14</sup> Bezogen auf die konzentrische Diversifikation von Ordenskrankenhäusern

### Empirische Ergebnisse zur Intensivierungsstrategie



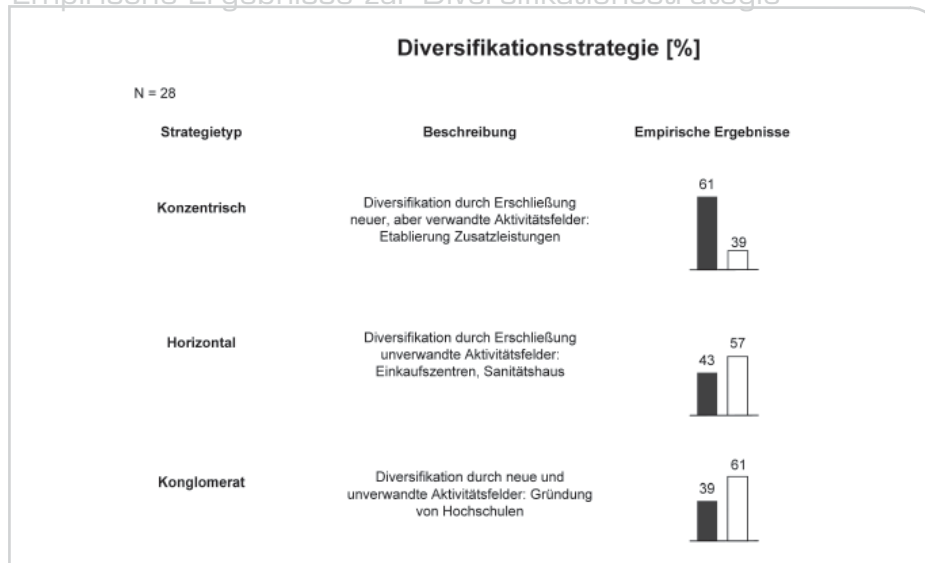
Die Diversifikation bezieht sich, wie die Intensivierungsstrategien auch, auf Kombinationen aus Krankenhausleistungen und Märkten. Hierbei existieren drei grundsätzliche Formen: konzentrische, horizontale und konglomerate Diversifikation. Diesen strategischen Typen ist gemein, dass der Verwandtschaftsgrad der Dienstleistungen sowie der Verwandtschaftsgrad der Märkte

bedeutet dies, dass neue, aber verwandte Dienstleistungen und/oder Märkte erschlossen werden. Als Beispiel kann hier auf das Angebot von Zusatzleistungen, u. a. Ergotherapie, Logopädie, Wellness- und Fitnesszentren<sup>15</sup> oder auch die Ausdehnung entlang der Gesundheitswertschöpfungskette durch die Etablierung von Reha- oder Pflegeeinrichtungen verwiesen werden. Die

Form der „Veredelung“ der Krankenhausleistung im Rahmen der konzentrischen Diversifikation wird von 61 % der Ordenskrankenhäuser verfolgt und spiegelt in Verbindung mit der Integration von produkt- und patientenorientierten Wertschöpfungsstufen das Ziel der Befragten wieder, als „Vollversorger“ auf dem Krankenhausmarkt aufzutreten.

betriebs oder Dentallabors, bewegen oder den Handel mit heilungsunterstützenden Produkten, z. B. mittels eines eigenen Sanitätshauses, übernehmen.<sup>17</sup> Mit diesen für die Krankenhäuser neuen Leistungen werden bestehende Nachfragen bedient. Da es sich hierbei um einen sehr anspruchsvollen Strategietyp handelt, der u. a. mit dem Aufbau neuer Ressourcen verbunden ist, sind es auch

## Empirische Ergebnisse zur Diversifikationsstrategie



Der Unterschied zur konzentrischen Diversifikation besteht darin, dass bei der horizontalen Diversifikation nicht-verwandte Dienstleistungen oder Märkte für bestehende Nachfrager erschlossen werden. Fred R. David führt hierzu das Beispiel amerikanischer Krankenhäuser auf, die ihre Cafeterien und Kioske zu kleinen Einkaufszentren ausbauen.<sup>16</sup> Hierzu kann auch gezählt werden, wenn sich Krankenhäuser in den Markt des medizinischen Handwerks, z. B. durch die Etablierung eines Optiker-

nur 43 % der Ordenskrankenhäuser, die diesen Strategietyp verfolgen.

Bei der konglomeraten Diversifikation werden sowohl neue als auch nicht verwandte Dienstleistungen und Märkte adressiert als auch neue Nachfragergruppen in den Fokus genommen. Für Krankenhäuser kann dies auf die Gründung von Servicegesellschaften zutreffen, die am Markt auch für Dritte Leistungen erbringen. Auch lässt sich von konglomerater Diversifikation sprechen, wenn sich Krankenhausträger

in den Bildungsbereich bewegen und dort eigene Forschungs- und Lehrinstitute gründen.<sup>18</sup> Dieser Strategietyp dient u. a. der Reduzierung von Unternehmensrisiken durch die Diversifikation in neue Branchen. Dies ist mit erheblichen Investitionskosten verbunden und will daher wohl überlegt sein. Im Mittelpunkt steht hierbei die Frage, inwieweit zwischen diesen unverwandten Dienstleistungen noch Synergien realisiert werden können. Da dies in der Theorie zwar häufig angeregt wird, in der Praxis aber nur selten realisierbar erscheint, verfolgen auch nur 39 % der Ordenskrankenhäuser diese Form der Wachstumsstrategie.

Die Abbildung auf der vorausgehenden Seite zeigt die Bedeutung der Diversifikationsstrategien für Ordenskrankenhäuser.

### Stabilisierungsstrategie

Anknüpfend an die grundsätzlichen strategischen Ausrichtungen kirchlicher Krankenhäuser konzentrierten sich die vorangegangenen Kapitel auf die verschiedenen Formen der Wachstumsstrategie. Neben dieser weitverbreiteten Form der strategischen Ausrichtung existieren aber auch Krankenhäuser, die eine Stabilisierungsstrategie anwenden, um ihre erreichte Marktposition zu sichern. Nach Ansicht der Wirtschaftsforscher Penter und Arnold haben diese Krankenhäuser noch eine gute Wettbewerbsposition. Damit sie diese Position weiter halten können, sind sie gefordert, kurz- bis mittelfristige Optimierungsmaßnahmen durchzuführen. Die Struktur des Krankenhauses wird dabei nicht grundlegend verändert.<sup>19</sup> Warnebler, der selbst intensiv über die

strategische Ausrichtung von Krankenhäusern geforscht hat, konstatiert, dass der Stabilisierungsstrategie am ehesten das Charakteristikum Balance zugeschrieben werden kann.<sup>20</sup> Die Befragungsergebnisse zeigen, dass die Stabilisierungsstrategie von 21,6 % der Ordenskrankenhäuser verfolgt wird.

### Defensivstrategie

Die Übertragung der Defensivstrategie auf den Krankenhauskontext zeigt, dass es sich hierbei um ein rein reaktives Verhalten von Krankenhäusern handelt.<sup>21</sup> Hierfür stehen dem Krankenhaus unterschiedliche Maßnahmen der Reorganisation, des Desinvestments und der Liquidation zur Verfügung. Zur Reorganisation zählen u. a. das Outsourcing von z. B. medizinnahen Bereichen (u. a. Radiologie und Labor),<sup>22</sup> die Zusammenlegung von Fachabteilungen, Personalabbau und Sachkosteneinsparungen.<sup>23</sup> Das Desinvestment umfasst u. a. den Verkauf einzelner Krankenhäuser an Wettbewerber und die Schließung unrentabler Fachbereiche. Als Beispiel sei hier auf die Malteser hingewiesen, die sich 2009 von ihren Krankenhäusern in Jülich und Hamm trennten.<sup>24</sup> Die Liquidation bezieht sich auf die Veräußerung des Unternehmensvermögens zum aktuellen Marktpreis. Krankenhäuser, die eine Defensivstrategie verfolgen, sind in ihrem Bestand gefährdet und benötigen umfangreiche externe Unterstützung.<sup>25</sup> Bruckenberger, der ehemalige Referatsleiter für Krankenhausplanung, -finanzierung und -bauplanung im Niedersächsischen Sozialministerium, gibt hierbei zu bedenken, dass die Schließung von Krankenhäusern ausschließlich dem Krankenhausträger obliegt.

Eine Herausnahme des Krankenhauses aus dem Krankenhausplan kann nur durch die jeweiligen Planungsbehörden erfolgen und muss nicht einer Schließung gleichkommen.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Hierbei entfällt aber das Recht auf eine Investitionskostenfinanzierung durch die Bundesländer, was in einer ohnehin wirtschaftlich schwierigen Lage eine zusätzliche Herausforderung darstellt. Wird darüber hinaus der Versorgungsvertrag der Krankenkassen mit dem Krankenhaus gekündigt, kommt dies faktisch einer Schließung gleich, da dann die Betriebskostenfinanzierung ausschließlich über Selbstzahler erfolgen muss. Bruckenberger vertieft hierzu, dass Bemühungen der Krankenkassen, Versorgungsverträge zu kündigen, bisher nur in einzelnen Fällen erfolgreich verlaufen sind.<sup>26</sup> Von daher ist die Defensivstrategie auch eine eher selten vorzufindende Strategieform. Von den Ordenskrankenhäusern sind es 2,7 % (was in der Stichprobe einer Einrichtung entspricht) die eine Defensivstrategie verfolgen.

## Schlussfolgerungen

Die vorangegangenen Ausführungen haben gezeigt, dass Ordenskrankenhäuser in Deutschland auf Wachstumskurs sind. Dabei steht im Mittelpunkt des strategischen Managements insbesondere die Erschließung von ambulanten Wertschöpfungsstufen. Der Trend zur „Ambulantisierung“ wird damit seitens der Ordenskrankenhäuser maßgeblich zur Sicherung und Steigerung stationären Fallzahlen genutzt. Dass dieses Vorgehen behutsam gewählt werden will, zeigen die immer wieder auftretenden Proteste niedergelassener Ärzte beim Vorstoß stationärer Leistungserbringer in den ambulanten Bereich. Ungeachtet dessen handelt es sich hierbei um eine zwingend notwendige Strategie, die die Versorgungsqualität erhöht.<sup>27</sup>

Interessant ist im Gegenzug, dass die Integration von produktorientierten Wertschöpfungsstufen zur Herstellung von beispielsweise Blutpräparaten, Medikamenten oder Medizinprodukten so gut wie keine strategische Relevanz besitzt. Dies lässt sich u. a. damit begründen, dass diese Form der Strategie mit hohen Investitionskosten verbunden ist und die Produkte und Dienstleistungen von externen Herstellern und Dienstleistern angeboten werden. Genannt seien hier die verschiedenen Formen der Industriekooperationen, z. B. im Bereich Sterilgutversorgung und der Entwicklung von innovativen Medizinprodukten. Derartige Ansätze werden maßgeblich von der Industrie - nicht von den Krankenhäusern - getrieben. Darüber hinaus zeigt sich auch eine deutliche Diskrepanz zwischen den Intensivierungs- und Diversifikationsstrategien. Hierbei wird deutlich, dass die Ordenskrankenhäuser auf

bewährte Strukturen und Ressourcen setzen und auf Basis dieser verwandte Dienstleistungen und Kundengruppen erschließen. Damit zeigen sie ein risikoaverses Verhalten, das eine zukünftige Ausrichtung v. a. im „klassischen“ Krankenhausbereich sucht. Die Etablierung völlig neuer Dienstleistungen oder sogar die Diversifikation in andere Branchen wird vom überwiegenden Teil der Ordenskrankenhäuser als eine nicht verfolgenswerte Strategie angesehen.

Hier sollten die Ordenskrankenhäuser mehr Mut zeigen und ihren stellenweise intensiven Kontakt zu den Zielkunden weiter ausbauen, ggf. auch mit medizinischen Dienstleistungen. Die Streuung des Unternehmensrisikos kann hierfür einen entscheidenden Vorteil darstellen. Auch lassen sich in diesen Bereichen aufgrund der marktwirtschaftlichen Ordnung höhere Renditen erzielen, die dem Kerngeschäft zugutekommen können.

.....

- 1 Vgl. eigene Erhebung aus dem Jahr 2009.
- 2 Schwegel, P. (2011): Innerkirchliche Trägerstrukturen im deutschen Krankenhausmarkt – Eine explorative Analyse, zur Veröffentlichung eingereicht.
- 3 Von den insgesamt 243 Krankenhäusern, die sich in Trägerschaft eines Ordens befinden, wurden 191 Krankenhausmanager angeschrieben. Der Grund für dieses Vorgehen liegt daran, dass manche Krankenhausmanager mehrere Krankenhäuser führen. Für die Auswertung nutzbar waren schließlich 37 Fragebögen, so dass der Ausschöpfungsgrad bei 19 % liegt und damit einen in der sozialwissenschaftlichen Forschung durchaus üblichen Wert darstellt.
- 4 Vgl. Statistisches Bundesamt (2008): Gesundheit - Grunddaten der Krankenhäuser 2007, Fachserie 12 Reihe 6.1.1., Wiesbaden. Die Anzahl der Krankenhäuser bezieht sich auf das Jahr 2007.
- 5 Vgl. Karlöf (1991), S. 124. Vgl. auch Henderson (1980), S. 22 zitiert nach Oettinger (2000), S. 15. „Strategie ist die langfristige, nicht unmittelbar erkennbare Führung eines Systems über längere Zeiträume.“ In: Oettinger, v. B. (2000): Das Boston Consulting Group Strategie-Buch, Düsseldorf.
- 6 Vgl. Porter, M. E. (1999): Wettbewerb und Strategie, München, S. 51.
- 7 Vgl. Reibnitz von, C. (1999): Strategische Planung im Krankenhaus, Stuttgart, S. 18.
- 8 Vgl. zur Eigenblutversorgung: Mehrkens, H.-H. (1995): Operieren ohne Fremdblut?, in: Jeschke, H. A./Hailer, B. (Hrsg.): Outsourcing im Klinikbereich, Kulmbach, S. 228, Schörner, A./Renner, G. (2001): Versorgung mit Blutprodukten: Blutbank (mit und ohne Fremdverkauf) oder Blutdepot, in: Frosch, E./Harteringer, G./Renner, G. (Hrsg.): Outsourcing und Facility Management im Krankenhaus, Wien, Frankfurt, S. 252ff.
- 9 Vgl. Baumann, H. (2008): Der Absatzmarkt des Krankenhauses, in: Hellmann, W./Baumann, H./Bienenert, M. L./Wichelhaus, D. P. (Hrsg.): Krankenhausmanagement für Leitende Ärzte, Heidelberg, S. 557.
- 10 Vgl. Morra, F. (1996): Wirkungsorientiertes Krankenhausmanagement, Bern, Stuttgart, Wien, S. 230.
- 11 Bei der Steigerung der Erlöse ist die Anwendung des Mehrerlösausgleiches zu beachten, so dass durch Überschreitung des Krankenkassenbudgets durch das Krankenhaus die zusätzlichen Erlöse nicht

- im vollen Umfang vergütet werden. Vgl. Penter, V./Arnold, C. (2009): Zukunft deutsches Krankenhaus, Kulmbach, S. 139.
- 12 Vgl. Oberender, P./Da-Cruz, P./Schwegel, P. (2010), Strategisches Management von Bildungseinrichtungen in der Gesundheits- und Sozialwirtschaft, Bayreuth, S. 10ff.
- 13 Vgl. David, F.R. (2005): Strategic Management, New Jersey, S. 163.
- 14 Vgl. Baumann (2008), S. 261.
- 15 Vgl. u. a. den Wellness- und Fitnessbereich „Cura Vital“ des Evangelischen Krankenhauses Holzminden. Schiekiera, K. (2010): o. A. Titel, in: kma, 15. Jg., Nr. 7, S. 31f.
- 16 Vgl. David (2005), S. 171.
- 17 Vgl. Baumann (2008), S. 261f.
- 18 Beispielsweise sei hierbei auf die Diakonie Neuendettelsau mit dem International Dialog College and Research Institute verwiesen. Vgl. Diakonie Neuendettelsau (2010), S. 16. Zur strategischen Ausrichtung von Bildungseinrichtungen in der Gesundheits- und Sozialwirtschaft vgl. Oberender/Da-Cruz/Schwegel (2010).
- 19 Vgl. Penter, V./Arnold, C. (2009): Zukunft deutsches Krankenhaus, Kulmbach, S. 74. Penter/Arnold unterscheiden vier Grundstrategien: Fortsetzung, Optimierung, Sanierung und Sicherung. Die Ausführungen zur Optimierungsstrategie entsprechen inhaltlich denen der Stabilisierung.
- 20 Vgl. Warnebie, P. (2006): Strategische Positionierung und Strategieprozess deutscher Krankenhäuser, Münster, S. 139 und die dort angegebene Literatur. Warnebie orientiert sich hierbei an den Strategietypologien: Defender, Prospector, Analyzer und Reactor. Aufgrund der Eigenschaften der Analyzer treffen diese am ehesten auf die Stabilisierungsstrategie zu und werden daher übernommen.
- 21 Vgl. Klein (2002), S. 251.
- 22 Vgl. Jeschke, H.A./Hailer, B. (1995): Outsourcing im Klinikbereich, Kulmbach, S. 347ff., 383ff., Frosch, E./Hartinger, G./Renner, G. (2002): Outsourcing und Facility Management im Krankenhaus, Wien, Frankfurt, S. 237ff., Eiff, v. W./Vauth, A.-K./Kordes, M. (2010): Outsourcing im Speisemanagement, in: das Krankenhaus, 102. Jg., Nr. 5, S. 445ff und Da-Cruz, P. (2010): Strategisches Beschaffungsmanagement in Dienstleistungsunternehmen – Eine Konzeption auf Basis institutionenökonomischer und ressourcenorientierter Ansätze dargestellt am Beispiel von Krankenhäusern, Bayreuth, S. 120ff.
- 23 Vgl. u. a. die Zusammenlegung der drei diakonischen Krankenhäuser Alten Eichen, Elim und Bethanien in Hamburg. O.V. (2010): Agaplesion räumt auf, in: kma, 15. Jg., Nr. 7, S. 8.
- 24 Vgl. Werle, K. (2010): Malteserorden, in: Managermagazin, 23. Jg., Nr. 5, S. 116.
- 25 Vgl. Penter/Arnold (2009), S. 74. Dabei werden die Ausführungen von Penter/Arnold zur Sicherungsstrategie auf die Defensivstrategie übertragen.
- 26 Bruckenberger, E. (2000): Krankenhausbedarfsplanung, in: Eichhorn, P./Seelos, H.-J./Schulenburg, J.-M. G. v. d. (Hrsg.): Krankenhausmanagement, München, Jena, S. 658ff. Bruckenberger ferner zur Schwierigkeit bei der Kündigung von Versorgungsverträgen: „Dies lag meist daran, dass die von den Krankenkassen vorgebrachten Argumente bezüglich eines nicht bestehenden Bedarfs, mangelnder Leistungsfähigkeit oder aber bestehender Unwirtschaftlichkeiten rechtlich nicht überzeugend genug waren.“ Bruckenberger, E. (2000), S. 660.
- 27 Vgl. Schwegel/Da-Cruz/Oberender (2010), S. 30ff.

## Rudolf Henseler CSsR

P. Dr. Rudolf Henseler CSsR ist seit 1980 Professor für Kirchenrecht an der Theologischen Fakultät der Steyler Missionare in Sankt Augustin und Lehrbeauftragter an der Universität Münster. Seit 2007 ist der Redemptorist zudem Ordensreferent der Erzdiözese Köln. Sein wissenschaftlicher Schwerpunkt liegt im Bereich des Ordensrechts.



Rudolf Henseler CSsR

## Rolle und Selbstverständnis des Ordensreferenten<sup>1</sup>

Die Figur des Ordensreferenten steht nicht im Codex, weder im alten von 1917 noch im – zuweilen auch nach 28 Jahren immer noch so genannten – neuen Codex von 1983. Die Antworten, die Sie, die Ordensreferenten der deutschen Diözesen, mir auf meine beiden Fragen nach Rolle und Selbstverständnis des Ordensreferenten zugeschickt haben, fallen so verschieden aus, dass es nicht einfach ist, sie zu vergleichen, in ein System oder gar auf einen Nenner zu bringen; sie zeigen aber auch, dass der Hauptgrund für diese Vielfalt der Antworten gerade im Fehlen einer Aufgaben- und Zuständigkeitsdefinition im CIC ist. Meine an Sie, verehrte

Ordensreferenten, gerichteten beiden Fragen betrafen einmal den Zuständigkeitsbereich Ihres Amtes und zum anderen die personelle Ausstattung. Dankenswerterweise haben die meisten Ordensreferate geantwortet: Einige so knapp, wie meine eigenen Fragen gestellt waren, andere recht bis sehr ausführlich.<sup>2</sup>

Thema und Referent haben Sie bei unserer letzten Jahrestagung im März 2010 ausgewählt – trotz meiner Bedenken: Beides ist nicht unproblematisch: das Thema nicht, weil Stefan Haering im März 2002 hier in Hünfeld bei der Jahrestagung der Ordensreferenten zur ungefähr gleichen Themenstellung bereits



einmal referierte,<sup>3</sup> auch der ausgewählte Referent ist nicht unproblematisch, weil dieser – also ich selber – erst seit dem 1. Januar 2007 dieses Amt ausübt, und dies auch noch in eingeschränkter Weise wegen anderer (universitärer) Aufgaben. So hoffe ich, dass sich einerseits in Bezug auf das Thema bei uns allen zumindest ein gewisser Repetitions- und damit auch Lerneffekt einstellt – in der Predigt würde man von erwünschter homiletischer Redundanz sprechen – nach dem Motto: so alle 10 Jahre darf man wieder einmal über das Thema unseres eigenen Selbstverständnisses sprechen; andererseits hoffe ich in Bezug auf den ausgesuchten Referenten, dass die Kürze meiner Amtszeit (ich befinde mich nun also erst im 5. Jahr) ein wenig kompensiert wird von gewissen Kenntnissen im Ordensrecht und zudem von meiner fünfjährigen Konsultorentätigkeit bei der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens in den Jahren 1995-2000, einer Kongregation, die wir in den deutschsprachigen Ländern immer noch gern mit der Bezeichnung „Religiosenkongregation“ abzukürzen gewohnt sind.<sup>4</sup>

Der Ordensreferent hat seine Geburtsstunde da, wo die neuere Reflexion über die gegenseitige Beziehung zwischen Bischöfen und Ordensleuten in der Kirche einsetzt. Die juristische Normierung dieser gegenseitigen Beziehungen ist nicht neu, vielmehr musste dieses Verhältnis immer schon näher geregelt werden, sei es infolge eines näheren Abhängigkeitsverhältnisses der Ordensleute vom Bischof, wie besonders bei den Instituten diözesanen Rechts und den rechtlich selbständigen Klöstern gemäß can. 615, sei es umgekehrt infolge einer

sehr weitgehenden Autonomie, wie es bei den Instituten päpstlichen Rechts der Fall ist, vor allem, wenn sie sich der Exemption erfreuen und insofern von der Jurisdiktionsgewalt des Bischofs ausgenommen sind. Nach can. 134 § 1 fallen die höheren Oberen klerikaler Religioseninstitute päpstlichen Rechts und klerikaler Gesellschaften des apostolischen Lebens, welche wenigstens ordentliche exekutive Gewalt besitzen, auch unter den Begriff der Ordinarien. Und gemäß can. 596 § 2 besitzen die Oberen in den klerikalen Religioseninstituten päpstlichen Rechts über die potestas dominativa hinaus die potestas regiminis seu iurisdictionis, sowohl für den äußeren als auch für den inneren Bereich. Nach can. 397 § 2 darf der Bischof die Mitglieder von Religioseninstituten päpstlichen Rechts nur in den Fällen visitieren, die im Recht ausdrücklich genannt sind. Aber nach can. 394 § 1 im Kontext des Bischofsrechts ist der Bischof der Koordinator sämtlicher Apostolatswerke in seiner Diözese.

Gerade in den Normen des CIC/1983 über das Apostolat der Institute zeigt sich für alle Institute des geweihten Lebens die potestas episcopi als übergeordnet, und dies trotz kodikarischer Autonomiegarantie und sogar im status exemptionis. Der can. 394 hat eine Entsprechung in can. 678 des Ordensrechts:

Can. 678 § 1. Die Ordensleute unterstehen der Gewalt der Bischöfe, denen sie in treu ergebenem Gehorsam und mit Ehrerbietung begegnen müssen, in dem, was die Seelsorge, die öffentliche Abhaltung des Gottesdienstes und andere Apostolatswerke betrifft. § 3. Bei der Regelung der Apostolatswerke der Ordensleute ist es erforderlich, dass die

Diözesanbischöfe und die Ordensoberen im Meinungsaustausch vorgehen.

Es würde viel zu weit führen, würde man die gegenseitigen Beziehungen zwischen Bischof und Ordensleuten in allen juristischen Verästelungen hier aufzeigen wollen; man müsste dafür sowohl das Bischofsrecht wie auch das Ordensrecht durchforsten; es gäbe dies ein eigenes Thema, das ich in früheren Beiträgen bereits darzustellen versucht habe, so in meinem Beitrag zur Geschichte des nachkonziliaren Ordensrechts,<sup>5</sup> meinem Ordensrechtskommentar<sup>6</sup> und vor allem in drei speziellen Artikeln für die Ordenskorrespondenz, deren drei Titel ich kurz nennen möchte, weil diese bereits aufzeigen, wo das Problem liegt:

- „Das Verhältnis des Diözesanbischofs zu den klösterlichen Verbänden unter besonderer Berücksichtigung des Exemptionsbegriffs und der Einordnung des Apostolats in die Gesamtpastoral des Bistums“,<sup>7</sup>
- „Programmierte Konflikte? Gesetzliche Unklarheiten und mögliche Spannungen zwischen Diözese und klösterlichen Verbänden“<sup>8</sup>,
- „Grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis Ortskirche – Ordensverbände“<sup>9</sup>.

Verlassen wir also das weite Feld der Geschichte der Beziehungen zwischen Ortskirche und Ordensverbänden, zwischen Bischöfen und Ordensleuten, und kommen wir zu der uns hier interessierenden Figur, dem Ordensreferenten, der genau in diesem potentiellen Spannungsfeld zwischen Diözese – Ordensleute (Stichwort „Programmierte Konflikte“) eine Schlüsselrolle spielt. Wir suchen ihn im Codex vergebens. Die Diözesankurie wird zwar in den

cc. 469-494 ausführlich normiert, aber bezüglich des Ordensreferenten: Fehlanzeige!

Lassen Sie mich vorab eine kurze Bemerkung zum Begriff des Ordensreferenten vorausschicken. So wenig wie das Ordensrecht nur das Recht der Orden regelt, sondern auch das Recht der Kongregationen, Säkularinstitute, Gesellschaften des apostolischen Lebens, der Jungfrauen, Eremiten und neuer Formen des geweihten Lebens, so ist es auch mit dem Ordensreferenten, der nicht nur der Referent der Orden oder für die Orden ist, dessen Aufgabenbereich vielmehr zumeist all jene genannten Formen umfasst, die gerade aufgezählt wurden. Der Begriff „Ordensreferent“ ist daher genauso unzutreffend wie die Begriffe Ordensrecht, Ordensleben, Ordensinstitute oder Religiosenkongregation, aber man weiß, was gemeint ist. Nun zur Sache selbst.

Wer vom Ordensreferenten sprechen möchte, der muss sich zunächst mit dem Bischofsvikar für die Ordensleute befassen. Das II. Vaticanum hat in „Christus Dominus“ das Amt des Bischofsvikars geschaffen als mögliche zusätzliche Hilfe für den Diözesanbischof (neben dem Generalvikar)<sup>10</sup>. Es steht im Ermessen des residierenden Bischofs, mehrere, einen oder keinen Bischofsvikar zu ernennen. Im Unterschied zum Generalvikar ist die potestas regiminis des Bischofsvikars territorial, personell, rituell oder sachlich begrenzt<sup>11</sup>; beim Bischofsvikar für die Ordensleute haben wir folglich eine solch personelle Beschränkung vor uns. Das „Directorium Episcoporum“ aus dem Jahre 1973 behandelt den Bischofsvikar für die Ordensleute, der im lateinischen Original mit „Vicarius Episcopalis pro



Religiosorum et Religiosarum Institutis bezeichnet“ wird.<sup>12</sup> Der Artikel von Nikolaus Schöch über die Leitungsgewalt und die Aufgaben des Bischofsvikars für die Orden<sup>13</sup> beschreibt sehr gut die Grundprinzipien der Beziehung des Diözesanbischofs und seines Bischofsvikars zu den Ordensgemeinschaften sowie die Kompetenzen, die der Bischofsvikar kraft ordentlicher, kraft stellvertretender und kraft delegierter Gewalt besitzt. Seine Aufgaben werden dort umfassend beschrieben, und auch das, was er darüber hinaus kraft Spezialmandat tun kann. Vieles, was dort über die Aufgaben und Kompetenzen des Bischofsvikars gesagt ist, gilt auch für den Ordensreferenten, wobei es jedoch – genau wie beim Bischofsvikar selbst – auf die Ernennungsurkunde ankommt, in welcher der residierende Bischof Aufgaben- und Zuständigkeitsbereich genau festlegen kann und muss, so dass im einzelnen hier große Unterschiede diesbezüglich bestehen können und auch de facto bestehen. Hierzu Schöch: „Obwohl bischöfliche Beauftragte und Visitatoren keineswegs neu sind, stellt der Bischofsvikar für die Orden als solcher doch eine gewisse Neuerung dar. Er wurde erst durch das II. Vatikanische Konzil eingeführt und durch ‚Ecclesiae Sanctae‘ zu einem kirchlichen Amt im engen Sinn, qualitativ jenem des Generalvikars gleichgestellt.“<sup>14</sup> Etwa fünf Jahre vor dem CIC/1983 hat sich das Dokument „Mutuae relationes“, das die Bischofskongregation zusammen mit der Religiösenkongregation am 14. Mai 1978 veröffentlicht hatte, mit den gegenseitigen Beziehungen zwischen Bischöfen und Ordensleuten in der Kirche befasst und hierfür Leitlinien herausgegeben.<sup>15</sup> Hier wird etwa in der

Nr. 7 die Verantwortlichkeit der Episkopen für die Ordensleute betont. Danach soll der Bischof seine Herde zur Vollkommenheit führen, und zwar je nach der besonderen Berufung des einzelnen, also auch und vor allem der Ordensberufung. Und weiter in Nr. 9c: Den Bischöfen ist also auch das Amt anvertraut, für die Ordenscharismen Sorge zu tragen. Indem sie das Ordensleben fördern und schützen, erfüllen sie eine echte pastorale Pflicht, so heißt es. Damit der Diözesanbischof dieser Verantwortung nachkommen kann, empfiehlt das Dokument „Mutuae relationes“ die Bestellung eines Bischofsvikars für die Ordensleute, so in MR 54:

„Es ist angebracht, daß es in der Diözese einen Bischofsvikar für die männlichen und weiblichen Religiöseninstitute gibt, um die Zusammenarbeit mit der seelsorglichen Aufgabe des Bischofs zu gewährleisten..., dieses Amt“ – so heißt es weiter – „beinhaltet jedoch keine Oberngewalt. Es steht jedem residierenden Bischof frei, die Aufgaben dieses Amtes klar zu umschreiben und es nach reiflicher Überlegung einer geeigneten Persönlichkeit zu übertragen, die das Ordensleben gründlich kennt, schätzt und zu entfalten wünscht.

Es wird sehr empfohlen, dass bei der Ausübung dieses Amtes auch die verschiedenen Gruppen der Ordensleute beteiligt werden, Priester, Laienbrüder und Schwestern, die aber alle die erforderlichen Voraussetzungen besitzen müssen.

Der Bischofsvikar für die männlichen und weiblichen Religiöseninstitute hat also den Auftrag, bei der Erfüllung einer Aufgabe, die eigentlich und ausschließlich dem Bischof zusteht, mitzuhelfen, nämlich für das Ordensleben

in der Diözese Sorge zu tragen und es in die Gesamtpastoral einzugliedern. Daher scheint es auch wünschenswert zu sein, dass der Bischof sich in diskreter Weise mit den Ordensmännern und -frauen über den Kandidaten für das Amt des Bischofsvikars vor dessen Ernennung berät.“

Hieraus ergibt sich folgendes:

- Der eigentlich Verantwortliche ist der residierende Bischof.
- Es ist angebracht, dass der Diözesanbischof für diese Aufgabe einen Bischofsvikar bestellt.
- MR verzichtet auf eine allgemein verbindliche Beschreibung des Aufgabenbereichs dieses Bischofsvikars für die Ordensleute und lässt den einzelnen Bischöfen große Freiheit, erwartet jedoch, dass in jeder Diözese eine solche Umschreibung erfolgt.

Der CIC von 1983 hat diese Empfehlung, nämlich einen Bischofsvikar für die Ordensleute zu bestellen, nicht übernommen und – wir können dies hier schon feststellen: auch die Figur des „Ordensreferenten“ ist im CIC nicht zu finden, sie gehört zwar zum Personal der bischöflichen Kurie, nicht aber zu dem Personal der bischöflichen Kurie, von dem der CIC handelt.

Aus letzterem folgt zwingend, dass wir es hier weitgehend mit einem Bereich zu tun haben, wo die partikulare Rechtssetzung der einzelnen Diözesen maßgebend ist. Wegen dieser bewusst gewollten partikularrechtlichen Rechtssetzung ist nun aber auch der Status des so genannten Ordensreferenten in den einzelnen Diözesen sehr verschieden, wie man aus dem Vergleich der deutschen Diözesen zu ersehen vermag. Drei Hauptmodelle lassen sich erkennen:

### **Bischofsvikar = Ordensreferent**

Da, wo der Bischofsvikar für die Ordensleute selber der Ordensreferent ist (oder umgekehrt), besitzen wir sozusagen die höchstrangige Form des Ordensreferenten. Bischofsvikar kann ein Bischof (Weihbischof) oder ein Priester sein. Der Bischofsvikar handelt mit potestas ordinaria vicaria, also mit einer stellvertretenden ordentlichen Gewalt (so in 7 Diözesen: Essen, Freiburg, Hamburg, Hildesheim, Paderborn, Rottenburg-Stuttgart und Speyer).

### **Bischofsvikar plus Ordensreferent**

Dieses Modell – wie es etwa im Erzbistum Köln praktiziert wird – stellt dem Bischofsvikar einen Ordensreferenten zur Seite, der dem Bischofsvikar einerseits untersteht und auf seine Weisung hin handelt, andererseits ihn gegebenenfalls auch vertritt (wie es etwa in meiner Ernennungsurkunde heißt). Der Ordensreferent handelt mit potestas delegata (so in 2 Diözesen: Köln und Aachen).

### **Der Ordensreferent als mehr oder weniger selbständiger Leiter des Ordensreferates im Rahmen der Organisationsstruktur des Generalvikariates**

Auch dieses Modell existiert unter Verzicht auf einen Bischofsvikar. Dabei kann diese Person des Ordensreferenten ein Ordenspriester oder Weltpriester sein, ein Domkapitular oder ein nichtpriesterlicher Ordinariatsrat bzw. -rätin, es gibt Ordensreferentinnen, die Ordensfrauen sind, die zum ordo virginum gehören oder aber auch zu einer neuen geistli-



chen Gemeinschaft (so in 18 Diözesen: Augsburg, Bamberg, Berlin, Dresden-Meißen, Eichstätt, Erfurt, Fulda, Görlitz, Limburg, Münster, Magdeburg, Mainz, München und Freising, Osnabrück, Passau, Regensburg, Trier, Würzburg.)

Das Amt, das der Ordensreferent bekleidet, ist also ein Amt der bischöflichen Kurie, das aber im CIC nicht auftaucht. Der Ordensreferent hat im Auftrag des Bischofs zu den in seiner Diözese lebenden und tätigen Ordensleuten Kontakt zu pflegen und ihnen gegenüber die bischöflichen Rechte und Pflichten wahrzunehmen, was aber je nach der Position des Ordensreferenten sehr unterschiedlich aussehen kann, je nachdem, ob er Bischof, Priester oder Laie ist, ob ihm gewisse hoheitliche Befugnisse zustehen oder übertragen sind (oder alles das nicht) bis hin zur Erteilung von gewissen Spezialmandaten, die der Bischof einem Generalvikar oder Bischofsvikar erteilen kann (vgl. can. 134 § 3).

Nochmals unterschieden werden kann danach, ob der Ordensreferent mehr oder weniger selbständig handelt und wie er oder sie eingebunden ist in die Organisationsstruktur eines Generalvikariates. Der Vergleich der Diözesen zeigt, dass die Zuordnung der Ordensangelegenheiten im Organisationsplan einer bischöflichen Kurie in den Diözesen nicht nur sehr unterschiedlich sein kann, sondern de facto sehr verschieden ist.

Oft hat der Ordensreferent als Hauptverantwortlicher noch einen Mitarbeiter oder meist eine Mitarbeiterin – zuweilen eine Ordensschwester –, deren Arbeit über eine reine Sekretariatsarbeit hinausgeht, da sie auch als Ansprechpartnerin der Ordensgemeinschaften wahrgenommen wird.

Da es keine allgemein verbindlichen Vorgaben für den Aufgabe- und Zuständigkeitsbereich des Ordensreferenten gibt, ist es Sache des Bischofs, diesen Verantwortungsbereich festzulegen, wie wir in MR Nr.54 sahen. Hier gibt es nun große diözesane Besonderheiten, die von der Größe eines Bistums, seinen diesbezüglichen Traditionen, aber vor allem auch von der Zahl der Ordensleute im Bistum abhängt, wobei es in Deutschland in etwa ein Nord-Süd-Gefälle gibt, entsprechend dem konfessionellen territorial nachvollziehbaren Gefälle. Die vorhandene unterschiedliche Positionierung der Ordensangelegenheiten im Organisationsplan einer Bischöflichen Kurie kann also neben traditionellen Strukturen auch darin begründet sein, dass – wie etwa in dem kleinen Bistum Görlitz – auch nur relativ wenige Gemeinschaften und Mitglieder des geweihten Lebens existieren.

Es fällt auf, dass der Zuständigkeitsbereich sowohl eines Bischofsvikars für die Ordensleute als auch eines Ordensreferenten sehr unterschiedlich sein kann und auch tatsächlich ist: So ist in Köln der besagte Bischofsvikar nur für die Ordensfrauen zuständig und kraft Spezialmandats zwar (neuerdings) auch für die Eremiten und Jungfrauen, nicht aber für die Ordensmänner, die der Hauptabteilung Seelsorge „zugeschlagen“ sind, ebenso wie auch die neuen geistlichen Gemeinschaften. So führen in Köln die weiblichen Gemeinschaften das jährliche bischöfliche Kontaktgespräch mit dem Bischofsvikar für die Ordensfrauen, die Ordensmänner dagegen mit dem Kardinal und dem Leiter der Personalabteilung. Dies mag vor allem seinen Grund in der Einbeziehung

der Ordenspriester in die Seelsorge des Erzbistums haben, so dass hier eine größere thematische Schnittmenge der Ordenspriester mit der Hauptabteilung Seelsorge als mit dem Ordensreferat besteht. Allerdings wird der Ordensreferent – in diesem Fall ich selber – zu diesem Kontaktgespräch der Ordenspriester mit dem Kardinal hinzugezogen.

Prinzipiell und in gewisser Weise maximal aber könnte der Ordensreferent für folgende Personengruppen und Aufgaben zuständig sein: für Ordenspriester, Ordensbrüder, Ordensschwwestern, also Institute des Geweihten Lebens, das heißt Religioseninstitute (entspricht Orden und Kongregationen) sowie Säkularinstitute, sodann für rechtlich selbständige Klöster, für Gesellschaften des apostolischen Lebens, für Jungfrauen und Eremiten, für neue geistliche Bewegungen und Gemeinschaften, für Mitglieder neuer Formen des geweihten Lebens, evtl. für Tertiärenvereinigungen (Drittorden), für kirchliche Vereinigungen, die auf dem Weg sind, ein Institut des geweihten Lebens zu werden, und schließlich für das weite Feld der Berufungspastoral. Wenn ich eben sagte, prinzipiell könnte dies alles zum Aufgaben- und Zuständigkeitsbereich eines Ordensreferenten gehören, so bedeutet dies keinesfalls, dass dies immer zutrifft, wie ich am Beispiel der Erzdiözese Köln eben bereits gezeigt habe.

Dabei ist es so, dass die größte Sorge des Bischofs, Bischofsvikars/Ordensreferenten natürlich den Instituten diözesanen Rechts zu gelten hat, die der Ob-sorge des Bischofs in besonderer Weise anvertraut sind; der Bischof hat sie entweder errichtet bzw. deren Statuten approbiert; daher hat er laut Codex – zumal, wenn er Bischof des Hauptsitzes

ist (can. 595) – eine Reihe von Rechten und Pflichten in bezug auf diese Kategorie von Instituten. Hinzu kommen die rechtlich selbständigen Klöster gemäß can. 615, für die der Bischof in etwa parallele Vollmachten besitzt. Da diese rechtlich selbständigen Klöster gemäß can. 615 keine weitere Ordensinstanz mehr über sich haben, ersetzt hier die bischöfliche Oberaufsicht jene, die bei zentralistisch organisierten Verbänden ein Provinzial und General auszuüben hat. Mit den Instituten päpstlichen Rechts hat der Ordensreferent in der Regel weniger zu tun, haben diese Verbände doch bei der „Religiosenkongregation“ den zentralen Ansprechpartner. Am geringsten ist der Einfluss des Bischofs, des Bischofsvikars und des Ordensreferenten naturgemäß bei den klerikalen Orden und Kongregationen päpstlichen Rechts, erst recht, wenn sie sich obendrein der Exemption erfreuen. Die Autonomie eines jeden Institutes haben die Ortsordinarien gemäß can. 586 § 2 zu wahren und zu schützen. Die Exemption nach can. 591 entzieht die Institute der Jurisdiktionsgewalt der Ortsordinarien und unterstellt sie dem Papst oder einer anderen kirchlichen Autorität. Durch die Eigenschaft päpstlichen Rechts schließlich unterstehen diese Institute in Bezug auf die interne Leitung und Disziplin unmittelbar und ausschließlich der Gewalt des Apostolischen Stuhls gemäß can. 593, so dass für den Bischof als dem Koordinator sämtlicher apostolischer Tätigkeiten in seinem Bistum gemäß can. 394 i.V.m. can.678 nur die Seelsorge, die öffentliche Abhaltung des Gottesdienstes und andere Apostolatswerke verbleiben, wo die Ordensleute der Gewalt der Bischöfe unterstehen. Hinzu kommen





Abhängigkeiten in der Liturgie, bei anvertrauten Werken, bei übertragenen Kirchenämtern, beim Ordensmann als Kirchenrektor, Ordenspfarrer oder als Hausgeistlicher bei laikalen Religionsinstituten, bei der Verkündigung (allgemein), speziell bei Predigt, Katechese, Mission und im Schulbereich.<sup>16</sup> Die proepiskopale Tendenz des II. Vatikanums und damit die Aufwertung von Bischofsamt und Teilkirche haben auch für die Apostolatstätigkeit der Ordensleute neue Akzente gesetzt. Mögliche Interessenkonflikte sind m. E. „programmiert“, weil bereits im Codex angelegt.<sup>17</sup> Durch Autonomie, Exemption und der Eigenschaft, päpstlichen Rechtes zu sein, ist die Einwirkungsmöglichkeit von Bischof, Bischofsvikar und Ordensreferent in verschiedener

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Stufung jedoch eingeschränkt. Auch das nachsynodale Schreiben „Vita consecrata“ von 1996<sup>18</sup> betont in den Nr.49 und 50 die geordnete kirchliche Gemeinschaft mit dem Bischof als Vater und Hirt der ganzen Teilkirche. Die Ordensleute sollen in voller Gemeinschaft mit dem Bischof tätig sein. Hier heißt es ausdrücklich, dass sich die Institute – bei der Koordination des Dienstes an der Universalkirche mit jenem an der Teilkirche – nicht auf die gebührende Autonomie und auch nicht auf die Exemption berufen können, die sie genießen, um

Entscheidungen zu rechtfertigen, die zu den von einem heilsamen kirchlichen Leben an eine organische Gemeinschaft gestellten Erfordernissen tatsächlich im Widerspruch stehen. Zuvor allerdings werden in der Nr.48 die Bischöfe nochmals ermahnt, die Autonomie der Institute zu wahren und zu schützen und sie werden ersucht, die Charismen des geweihten Lebens anzunehmen, indem sie ihnen in den Entwürfen der diözesanen Pastoral Raum geben, dies alles mit Verweis auf „Mutuae Relationes“.

Wir haben also gesehen, dass sowohl die personelle Ausstattung wie auch der Kompetenzbereich eines Ordensreferenten bzw. einer Ordensreferentin unterschiedlich ausgestaltet sein können und auch de facto sehr verschieden aussehen.

Unterschiedlich gestalten sich auch – je nachdem – die konkret anfallenden Arbeiten des Ordensreferenten. Hier kann unterschieden werden zwischen regelmäßig wiederkehrenden Veranstaltungen, außergewöhnlichen Aufgaben und der täglichen Büroarbeit.

Regelmäßige Veranstaltungen sind etwa das Treffen der Ordensreferenten, die Konferenz der Höheren Ordensobern und der Höheren Ordensoberinnen, die Konferenz der ausländischen Hausoberinnen, die Konferenz der AG der Ordensfrauen, der Ordensstag und Wallfahrten. Zu den außergewöhnlichen und zeitweise sehr kraft- und zeitaufwendigen Dingen zählen etwa Visitationen, seien es ordentliche oder außerordentliche, die Teilnahme an Generalkapiteln, die Schlichtung von Streitigkeiten in einem klösterlichen Verband, der Vorsitz bei Wahlen des Generaloberen/der Generaloberin. Dennoch nimmt die tägliche Büroarbeit



die meiste Zeit des Ordensreferenten in Anspruch: Briefe, Telefonbereitschaft und Telefonate, Emails; Gutachten sind zu verfassen in ordensrechtlichen Fragen, Kontakte sind zu unterhalten, Klöster sind zu errichten oder aufzuheben, Jubiläen sind zu beachten und ggf. auch dort aus solchem Anlaß ein Besuch abzustatten, die Festmesse und die Predigt zu halten. Die Wirtschaftsberichte der Klöster diözesanen Rechts und der rechtlich selbständigen Klöster nach can. 615 sind zu bewerten gemäß can. 637; Konferenzen, Wallfahrten, Ordensstage und andere (Groß-)veranstaltungen sind im Zusammenhang mit der AG der Ordensleute und deren Vorstand zu organisieren. Mit Kandidatinnen für den ordo virginum und Kandidaten für den Eremitenstand sind Gespräche zu führen und diese zu begleiten und schließlich – in Ermangelung einer communitas, in dem diese eben gerade nicht leben – deren Eignung für den Stand zu bewerten, und so die Entscheidung des Bischofs vorzubereiten. Hat der Ordensreferent über sich noch einen weisungsbefugten Bischofsvikar für die Ordensleute als Vorgesetzten, so hat er ihm nicht selten zuzuarbeiten. Ist der Ordensreferent auch noch zufällig Kirchenrechtler (mit Schwerpunkt Ordensrecht), so läuft manche überdiözesane Arbeit auf ihn zu infolge von zahlreichen Anfragen und erbetenen Auskünften, sei es von Ordensleitungen, sei es von einzelnen Mitgliedern in meist schwierigen Lebenssituationen mit rechtlicher Relevanz, wie bevorstehendem Austritt, Nachversicherung, Übertritt, Exklaustration, absentia a domo religiosa und so weiter. Der Ordensreferent erhält in den eingegangenen Antworten auf meine beiden

Fragen eine Fülle von Beschreibungen und Attributen, die ihn bzw. seine Behörde, das Ordensreferat, zusammenfassend zu bezeichnen versuchen, so z.B. als Brückenbauer, Anlauf-, Clearing- und Vermittlungsstelle, Ansprechpartner, Kontaktstelle, Gutachter, kanonistischer Berater, Integrierer in das kirchliche Leben vor Ort, Förderer von Ordensberufen, geborener Visitator usw. Es finden sich noch sehr viele andere Be- und Umschreibungen; der Phantasie ist hier keine Grenze gesetzt. Stefan Haering macht in seinem eingangs erwähnten Artikel<sup>19</sup> darauf aufmerksam, dass man infolge der Fehlanzeige im CIC bezüglich des Ordensreferenten die Aufgabenbeschreibung des entsprechenden Dikasteriums der Römischen Kurie in analoger Weise heranziehen könne und verweist auf die Artikel 105-111 der Apost. Konstitution „Pastor Bonus“.<sup>20</sup> Die Aufgaben des Ordensreferenten, wie verschieden sie auch immer umschrieben werden, unterscheiden sich vor allem durch die je verschiedenen Verbandsformen, mit denen er es zu tun hat, nämlich die besondere Zuständigkeit, die bei rechtlich selbständigen Klöstern gemäß can. 615 und den Instituten diözesanen Rechts gegeben ist, und die relativ geringe Zuständigkeit bei Verbänden päpstlichen Rechts, besonders, wenn es sich um ein klerikales Institut handelt, nochmals gesteigert durch die Exemption, die entweder – gemäß der Regelung im CIC 1917 und gemäß can. 6 § 2 CIC/1983 wohl weiterhin in Geltung – ipso iure (bei Orden im strengen Wortsinn) gegeben ist oder aber als Privileg verliehen werden kann (so bei Kongregationen).<sup>21</sup> Die Autonomie, derer sich jedes Institut gemäß can. 586 erfreut, erfordert trotz aller gestuften



Zuständigkeit des Ordensreferenten eine gewisse Zurückhaltung des Ordensreferenten, vor allem dann, wenn es um die inneren Belange eines Instituts geht. Haering sagt, dass die Liste der Tätigkeitsfelder eines Ordensreferenten, welche sich an Bestimmungen des CIC anknüpfen, vielfältig und umfangreich ist, sich aber keineswegs darin erschöpfen; nach Aufzählung weiterer Tätigkeitsfelder fragt Haering: Wo ist das Multitalent, das allen Erwartungen an einen Ordensreferenten entsprechen kann? Und er nennt sodann als unabdingbare Voraussetzungen neben wichtigen menschlichen Qualitäten wie Dialogfähigkeit, Geduld, Verständnis und Humor auch rechtliche und speziell ordensrechtliche Kenntnisse oder wenigstens die Bereitschaft, diese zu erwerben. Und er schließt mit einem Satz, den ich gerne wiederhole, und mit dem auch ich selber meinen Beitrag

beinahe abschließen möchte: „Eine Eigenschaft oder Vorraussetzung muss der Ordensreferent aber höchstpersönlich mitbringen, nämlich Sympathie für das Ordensleben und spirituelle Nähe zur *vita consecrata*, die trotz aller Unzulänglichkeit, die man in Klöstern findet (und ich füge jetzt im Jahre 2011 hinzu: trotz aller Sünden und Verbrechen, die man im Kontext der Missbrauchsfälle gerade in Klöstern entdecken musste) –, in den Ordensgemeinschaften mehr als nur verschiedene Sondertruppen im Apostolat der Kirche zu sehen fähig ist.“<sup>22</sup> Ich füge doch noch ein eigenes Wort hinzu: De lege ferenda wäre zu wünschen, dass sowohl der Bischofsvikar für die Ordensleute als auch der Ordensreferent in einem künftigen Codex auftaucht und diese beide Rechtsfiguren dann auch tatsächlich als feste Größen im Gesetzbuch der Kirche und in der Diözesankurie erscheinen.

.....

- 1 Vortrag bei der Konferenz der Ordensreferenten der deutschen Diözesen am 31. März 2011 in Hünfeld; für den Druck durchgesehen und den Apparat ergänzt. Die Vortragsform wird weitgehend beibehalten.
- 2 Für die Sichtung, Auswertung und Systematisierung der eingegangenen Antworten danke ich der Mitarbeit der Sekretärin im Ordensreferat des Erzbistums Köln, Frau Brigitte Reinert.
- 3 Stephan Haering, Der Ordensreferent – Kirchenrechtliche Beobachtungen zu einem Amt der bischöflichen Kurie, in: OK 43 (2002) 272-282. Vgl. zur Thematik aber auch Nikolaus Schöch, Die Leitungsgewalt und die Aufgaben des Bischofsvikars für die Orden, in: *Deus Caritas*. Jakob Mayr. Festgabe – 25 Jahre Weihbischof von Salzburg, hrsg. von Hans Paarhammer, Thaur o.J. (1996) 359-379.

- 4 Zum Wandel in der Bezeichnung dieser Kongregation vgl. Rudolf Henseler, Ordensrecht, Sonderausgabe (in Buchform) des Münsterischen Kommentars (Loseblattsammlung) in Verbindung mit der Vereinigung Deutscher Ordensoberen, Essen 1998, 2. Aufl., S.129 f. bzw. Kommentar zu can. 590 Rdn 2.
- 5 Rudolf Henseler, Zur Geschichte des nachkonziliaren Ordensrechts. Übersicht, Tendenzen und Entwicklungen, Köln 1980, auch in: *Ordenskorrespondenz* 21, 1980, 257-310.
- 6 R. Henseler, Ordensrecht (Anm.4).
- 7 R. Henseler, Das Verhältnis des Diözesanbischofs zu den klösterlichen Verbänden..., in: *Ordenskorrespondenz* 25, 1984, 276-297.
- 8 R. Henseler, Programmierte Konflikte..., in: *Ordenskorrespondenz* 26, 1985, 17-37.

- 9 R. Henseler, Grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis Ortskirche – Ordensverbände, in: Ordenskorrespondenz 30, 1989, 5-18.
- 10 Christus Dominus in: AAS 58, 1966, 673-696, hier: n.27,
- 11 vgl. can. 476 und 479 §2; warum in den cann.475-481, die über Generalvikare und Bischofsvikare handeln, nicht der Bischofsvikar für die Ordensleute überhaupt genannt, geschweige denn hervorgehoben wird, ist rätselhaft aufgrund der vorangegangenen Dokumente wie etwa „Mutuae Relationes“. Bemerkt doch etwa Schöch, Bischofsvikar, (Anm.3): „Unter den Bischofsvikaren, die nach dem Konzil bestellt wurden, nimmt jener für die Ordensleute den ersten Platz ein.“ (ebd., S.359).
- 12 De pastorali ministerio Episcoporum (Directorium Episcoporum) n.118.
- 13 Schöch, Bischofsvikar, Anm.3.
- 14 Schöch, Bischofsvikar, Anm.3, hier S.359 mit Verweis auf das MP von Papst Paul VI. „Ecclesiae Sanctae“ I,14, § 1 in: AAS 1966, 757-787.
- 15 Mutuae Relationes, AAS 70 (1978), 473-506.
- 16 Henseler, Ordensrecht (Anm.4) S.335 bzw. Komm. zu can.678 Rdn.4
- 17 Ebd. S.335 bzw. Rdn.5; vgl. den Artikel „Programmierte Konflikte..“ Anm.8
- 18 Nachsynodales Schreiben „Vita consecrata“ vom 25.3.1996, in: AAS 88 (1996) 377-486.
- 19 Haering, Ordensreferent, Anm.3, S.274
- 20 Pastor Bonus, Apost. Konst. über die Römische Kurie vom 28.06. 1988, in: AAS 80 (1988) 841-934. Die Artikel 105-111 beschreiben den Aufgaben- und Kompetenzbereich der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens.
- 21 Vgl. cann. 488 n.2, 615, 618 §1, alle CIC/1917. Die relativ inhaltsleere Exemtionsnorm des can.591 CIC/1983 darf – ja muss – aufgrund von can. 6 §2 CIC/1983 durch die konkreteren Normen des CIC/1917 interpretiert werden.
- 22 Haering, Ordensreferent, Anm.3, S.280f.

# Leitlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger

durch Ordenspriester, -brüder und -schwestern von  
Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts im Bereich der  
Deutschen Ordensobernkonferenz sowie durch  
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ordenseigenen  
Einrichtungen

## Einführung

### Grundsätzliches

1. In ihrer Verantwortung für den Schutz der Würde und Integrität junger Menschen haben sich die deutschen Bischöfe auf Leitlinien verständigt und am 23.08.2010 verabschiedet. Diese Leitlinien wurden vom Vorstand der DOK Deutschen Ordensobernkonferenz e.V. am 7. Oktober 2010 in Bonn im Blick auf ihre Anwendung in den Mitgliedsgemeinschaften adaptiert und in der vorliegenden Fassung verabschiedet. Sie schreiben die Leitlinien von 2002 fort und werden in der Eigenverantwortung der Institute in Kraft gesetzt und angewandt.

Die Leitlinien 2010 sollen eine abgestimmte Vorgehensweise im Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz mit der Deutschen Bischofskonferenz gewährleisten. Sie sind Grundlage für die von den Höheren Oberen<sup>1</sup> für ihren jeweiligen Jurisdiktionsbereich zu erlassenden Regelungen.

Opfer sexuellen Missbrauchs bedürfen besonderer Achtsamkeit. Sie müssen

Im August 2010 hat die Deutsche Bischofskonferenz eine überarbeitete Fassung ihrer Leitlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger veröffentlicht. Diese Leitlinien wurden vom Vorstand der Deutschen Ordensobernkonferenz e.V. (DOK) adaptiert und am 7. Oktober 2010 für den Bereich der Orden päpstlichen Rechts verabschiedet. Die Leitlinien bilden in dieser Sache die Grundlage des Handelns der Mitgliedsgemeinschaften der Deutschen Ordensobernkonferenz und werden in der Eigenverantwortung der Provinzen und Abteien in Kraft gesetzt und angewandt. Für Ordensgemeinschaften bischöflichen Rechts gelten die Leitlinien in der Fassung der jeweiligen Diözese.

vor weiterer sexueller Gewalt geschützt werden. Ihnen und ihren Angehörigen müssen bei der Aufarbeitung von Missbrauchserfahrungen Unterstützung und Begleitung angeboten werden.

Sexueller Missbrauch vor allem an Kindern und Jugendlichen ist eine verabscheuungswürdige Tat. Dies gilt besonders, wenn Kleriker oder Ordensangehörige sie begehen. Nicht selten erschüttert der von ihnen begangene Missbrauch bei den Opfern – neben den möglichen schweren psychischen Schädigungen – zugleich auch das Grundvertrauen in Gott und die Menschen. Die Täter fügen der Glaubwürdigkeit der Kirche und ihrer Sendung schweren Schaden zu. Es ist ihre Pflicht, sich ihrer Verantwortung zu stellen.

### **Der Begriff des „sexuellen Missbrauchs“ im Sinne der Leitlinien**

2. Diese Leitlinien beziehen sich auf Handlungen nach dem 13. Abschnitt des Strafgesetzbuchs, soweit sie an Minderjährigen begangen werden.

3. Zusätzlich finden sie entsprechende Anwendung bei Handlungen unterhalb der Schwelle der Strafbarkeit, die im pastoralen oder erzieherischen sowie im betreuenden oder pflegerischen Umgang mit Kindern und Jugendlichen eine Grenzüberschreitung darstellen.

### **Zuständigkeiten**

#### **Ernennung eines Beauftragten und Einrichtung eines Beraterstabs**

4. Der Höhere Obere beauftragt eine geeignete Person (oder mehrere Personen) als Ansprechperson für Verdachtsfälle auf sexuellen Missbrauch an Minderjährigen durch Ordensangehörige oder andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in seinem Jurisdiktionsbereich.

5. Die beauftragte Person soll nicht zur Ordensleitung gehören. Werden

mehrere Personen beauftragt, soll mindestens eine von ihnen nicht zur Ordensleitung gehören.

6. Name und Anschrift der beauftragten Person werden auf geeignete Weise bekannt gemacht, insbesondere auf den Internetseiten der Ordensgemeinschaft und der Deutschen Ordensobernkonferenz.

7. Der Höhere Obere richtet zur Beratung in Fragen zum Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger einen ständigen Beraterstab ein. Diesem gehören insbesondere Frauen und Männer mit psychiatrisch-psychotherapeutischem, möglichst auch forensisch-psychiatrischem, sowie juristischem Sachverstand und fundierter fachlicher Erfahrung und Kompetenz in der Arbeit mit Opfern sexuellen Missbrauchs an. Dem Beraterstab können auch Personen angehören, die im kirchlichen Dienst beschäftigt sind. Im Einzelfall können weitere fachlich geeignete Personen hinzugezogen werden.

8. Die Verantwortung des jeweiligen Höheren Oberen bleibt unberührt.

9. Mehrere Höhere Obere können einen gemeinsamen Beraterstab einrichten.

#### **Zuständigkeiten der beauftragten Person**

10. Die beauftragte Person nimmt Hinweise auf sexuellen Missbrauch an Minderjährigen durch Ordensangehörige oder andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im kirchlichen Bereich entgegen und nimmt eine erste Bewertung der Hinweise auf ihre Plausibilität vor.

11. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im kirchlichen Dienst sind verpflichtet, diesbezügliche Sachverhalte und Hin-



weise, die ihnen zur Kenntnis gelangen, der beauftragten Person mitzuteilen. Etwaige gesetzliche Schweigepflichten oder Mitteilungspflichten gegenüber staatlichen Stellen (z. B. Jugendamt i. S. d. § 8a SGB VIII, Schulaufsicht) sowie gegenüber Dienstvorgesetzten bleiben hiervon unberührt.

12. Der Höhere Obere wird von der beauftragten Person unverzüglich informiert.

#### **Zuständigkeit des Diözesanbischofs**

13. Der Diözesanbischof ist zuständig in Fällen von Ordensangehörigen, die in bischöflichem Auftrag tätig sind, unbeschadet der Verantwortung der Höheren Oberen.

14. In anderen Fällen liegt die Zuständigkeit bei dem jeweiligen Höheren Oberen. Er wird den örtlich betroffenen Diözesanbischof über Fälle sexuellen Missbrauchs oder Verdachtsfälle in seinem Verantwortungsbereich sowie über die eingeleiteten Schritte informieren.

#### **Vorgehen nach Kenntnisnahme eines Hinweises**

##### **Gespräch mit dem mutmaßlichen Opfer**

15. Wenn ein mutmaßliches Opfer (ggf. seine Eltern oder Erziehungsberechtigten) über einen Verdacht des sexuellen Missbrauchs informieren möchte, vereinbart die beauftragte Person ein Gespräch. Der Höhere Obere bestimmt, wer seitens des Ordens an diesem Gespräch teilnimmt. Das mutmaßliche Opfer (ggf. seine Eltern oder Erziehungsberechtigten) kann zu dem Gespräch eine Person des Vertrauens hinzuziehen. Zu Beginn

des Gesprächs wird auf die Möglichkeit hingewiesen, dass der Missbrauchsverdacht der Strafverfolgungsbehörde mitgeteilt wird (vgl. Nr. 27).

16. Dem Schutz des mutmaßlichen Opfers und dem Schutz vor öffentlicher Preisgabe von Informationen, die vertraulich gegeben werden, wird besondere Beachtung beigemessen.

17. Das Gespräch wird protokolliert. Das Protokoll soll von dem mutmaßlichen Opfer (ggf. seinen Eltern oder Erziehungsberechtigten) unterzeichnet werden.

18. Das mutmaßliche Opfer (ggf. seine Eltern bzw. Erziehungsberechtigten) wird über die Möglichkeit einer eigenen Anzeige bei den Strafverfolgungsbehörden informiert.

19. Der Höhere Obere wird über das Ergebnis des Gesprächs informiert.

##### **Gespräch mit der beschuldigten Person**

20. Sofern dadurch die Aufklärung des Sachverhalts nicht gefährdet und die Ermittlungsarbeit der Strafverfolgungsbehörden nicht behindert werden, führt ein Vertreter der Ordensleitung bzw. des Dienstgebers – eventuell in Anwesenheit der beauftragten Person – ein Gespräch mit der beschuldigten Person. Der Schutz des mutmaßlichen Opfers muss in jedem Fall sichergestellt sein, bevor das Gespräch stattfindet. In dem Gespräch wird die beschuldigte Person mit dem Vorwurf oder Verdacht konfrontiert, und es wird ihr Gelegenheit gegeben, sich dazu zu äußern.

21. Die beschuldigte Person kann eine Person ihres Vertrauens hinzuziehen.

22. Die beschuldigte Person wird über die Möglichkeit der Aussageverweige-

rung informiert. Zur Selbstanzeige bei den Strafverfolgungsbehörden wird ihr dringend geraten.

23. Das Gespräch wird protokolliert. Das Protokoll soll von allen Anwesenden unterzeichnet werden.

24. Der Höhere Obere wird über das Ergebnis des Gespräches informiert.

25. Auch der beschuldigten Person gegenüber besteht die Pflicht zur Fürsorge. Sie steht – unbeschadet erforderlicher vorsorglicher Maßnahmen – bis zum Erweis des Gegenteils unter Unschuldsumutung.

#### **Unterstützung der staatlichen Strafverfolgungs- und anderen zuständigen Behörden**

26. Sobald tatsächliche Anhaltspunkte für den Verdacht eines sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen vorliegen, leitet die Ordensleitung bzw. ein Vertreter des Dienstgebers die Informationen an die staatliche Strafverfolgungsbehörde und – soweit rechtlich geboten – an andere zuständige Behörden (z. B. Jugendamt i. S. d. § 8a SGB VIII, Schulaufsicht) weiter. Rechtliche Verpflichtungen anderer kirchlicher Organe bleiben unberührt.

27. Die Pflicht zur Weiterleitung der Informationen an die Strafverfolgungsbehörde entfällt nur ausnahmsweise, wenn dies dem ausdrücklichen Wunsch des mutmaßlichen Opfers (bzw. dessen Eltern oder Erziehungsberechtigten) entspricht und der Verzicht auf eine Mitteilung rechtlich zulässig ist. In jedem Fall sind die Strafverfolgungsbehörden einzuschalten, wenn weitere mutmaßliche Opfer ein Interesse an der strafrechtlichen Verfolgung der Taten haben könnten.

28. Die Gründe für den Verzicht auf eine Mitteilung bedürfen einer genauen Dokumentation, die von dem mutmaßlichen Opfer (ggf. seinen Eltern bzw. Erziehungsberechtigten) zu unterzeichnen ist.

#### **Untersuchung im Rahmen des kirchlichen Strafrechts**

29. Unabhängig von den staatlichen straf- und zivilrechtlichen Verfahren ist bei Klerikern eine „kirchenrechtliche Voruntersuchung“ gemäß can. 1717 und 1719 CIC durchzuführen. Diese bedient sich – soweit gegeben – der Ergebnisse der staatlichen Strafverfolgungsbehörden.

30. Bestätigt die „kirchenrechtliche Voruntersuchung“ den Verdacht sexuellen Missbrauchs, informiert der Höhere Obere den Apostolischen Stuhl, der darüber entscheidet, wie weiter vorzugehen ist (gemäß Motu Proprio „Sacramentorum sanctitatis tutela“ vom 30.4.2001 in Verbindung mit Art. 16 der „Normae de gravioribus delictis“ vom 21.5.2010).

#### **Maßnahmen bis zur Aufklärung des Falls**

31. Liegen tatsächliche Anhaltspunkte für den Verdacht eines sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen vor, entscheidet der Höhere Obere über das weitere Vorgehen. Soweit es die Sachlage erfordert, stellt der Höhere Obere die beschuldigte Person vom Dienst frei und hält sie von allen Tätigkeiten fern, bei denen Minderjährige gefährdet werden könnten (vgl. Art. 19 der „Normae de gravioribus delictis“).



32. Der beschuldigten Person kann auferlegt werden, sich vom Dienstort fernzuhalten.

33. Die beauftragte Person ist über die beschlossenen Maßnahmen und den jeweiligen Stand der Umsetzung zu informieren. Der Höhere Obere bestimmt eine Person, die seitens der Ordensgemeinschaft das mutmaßliche Opfer (ggf. seine Eltern bzw. Erziehungsberechtigten) unterrichtet.

34. Soweit für den staatlichen Bereich darüber hinausgehende Regelungen gelten, finden diese entsprechende Anwendung.

35. Erweist sich ein Vorwurf oder Verdacht als unbegründet, werden die notwendigen Schritte unternommen, um den guten Ruf der fälschlich beschuldigten oder verdächtigten Person wiederherzustellen.

#### **Vorgehen bei nicht aufgeklärten Fällen**

36. Wenn der Verdacht des sexuellen Missbrauchs weder nach staatlichem Recht noch nach kirchlichem Recht aufgeklärt wird, z. B. weil Verjährung eingetreten ist, jedoch tatsächliche Anhaltspunkte bestehen, die die Annahme eines sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen rechtfertigen, gelten die Nrn. 31, 32 und 34 entsprechend. Zugleich ist zu prüfen, inwieweit die zuständigen kirchlichen Stellen selbst die Aufklärung des Sachverhalts herbeiführen können. Dabei sollen auch ein forensisch-psychiatrisches Gutachten zur Risikoabschätzung und ggf. auch ein Glaubhaftigkeitsgutachten zur Aussage des mutmaßlichen Opfers eingeholt werden.

## **Hilfen**

### **Hilfen für das Opfer**

37. Dem Opfer und seinen Angehörigen werden Hilfen angeboten oder vermittelt. Die Hilfsangebote orientieren sich an dem jeweiligen Einzelfall. Zu den Hilfsangeboten gehören seelsorgliche und therapeutische Hilfen. Das Opfer kann Hilfe nichtkirchlicher Einrichtungen in Anspruch nehmen. Diese Möglichkeit besteht auch, wenn der Fall verjährt oder die beschuldigte Person verstorben ist.

38. Für die Entscheidung über die Gewährung von konkreten Hilfen ist der Höhere Obere zuständig.

39. Bei der Gewährung von Hilfen für ein Missbrauchsopfer ist ggf. eng mit dem zuständigen Jugendamt oder anderen Fachstellen zusammenzuarbeiten.

### **Hilfen für betroffene kirchliche Einrichtungen, Dekanate und Pfarreien**

40. Die Leitungen der betroffenen kirchlichen Einrichtungen, Dekanate und Pfarreien werden von dem Vertreter der Ordensleitung bzw. des Dienstgebers über den Stand eines laufenden Verfahrens informiert. Sie und ihre Einrichtungen bzw. Dekanate und Pfarreien können Unterstützung erhalten, um die mit dem Verfahren und der Aufarbeitung zusammenhängenden Belastungen bewältigen zu können.

### **Konsequenzen für den Täter**

41. Gegen Ordensangehörige sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Minderjährige sexuell missbraucht haben, wird im Einklang mit den jeweili-

gen staatlichen und kirchlichen dienst- oder arbeitsrechtlichen Regelungen vorgegangen.

42. Die betreffende Person wird nicht in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen im kirchlichen Bereich eingesetzt.

43. Soweit das Ordensmitglied bzw. die betreffende Person im Dienst des Ordens verbleibt, wird ein forensisch-psychiatrisches Gutachten eingeholt, das konkrete Angaben darüber enthalten soll, ob und ggf. wie der Täter so eingesetzt werden kann, dass es nicht zu einer Gefährdung von Minderjährigen kommt. Täter, bei denen eine behandelbare psychische Störung vorliegt, sollen sich einer Therapie unterziehen.

44. Die forensisch-psychiatrische Einschätzung dient der Entscheidungsfindung des Höheren Oberen.

45. Es obliegt dem Höheren Oberen, dafür Sorge zu tragen, dass die von ihm/ihr verfügbaren Beschränkungen oder Auflagen eingehalten werden.

46. Wird ein Ordensangehöriger, der eine minderjährige Person sexuell missbraucht hat, versetzt, und erhält er einen neuen Dienstvorgesetzten, wird dieser über die besondere Problematik und eventuelle Auflagen unter Beachtung der gesetzlichen Vorschriften schriftlich informiert.

Bei Versetzung oder Verlegung des Wohnsitzes des Täters wird der Diözesanbischof bzw. der Höhere Obere, in dessen Jurisdiktionsbereich er sich künftig aufhält, entsprechend der vorstehenden Regelung in Kenntnis gesetzt.

Gleiches gilt gegenüber einem neuen kirchlichen Dienstgeber und auch dann, wenn der sexuelle Missbrauch nach Versetzung bzw. Verlegung des Wohnsitzes sowie nach dem Eintritt in den Ruhestand bekannt wird.

Bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im kirchlichen Dienst, die ihren Arbeitsbereich innerhalb kirchlicher Einrichtungen wechseln, ist der neue Vorgesetzte unter Beachtung der gesetzlichen Vorschriften schriftlich zu informieren.

## Öffentlichkeit

47. Eine angemessene Information der Öffentlichkeit unter Wahrung des Persönlichkeitsschutzes der Betroffenen wird gewährleistet.

## Prävention

### Auswahl von Ordensangehörigen sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im kirchlichen Dienst

48. Von Personen, die haupt- oder nebenberuflich in der Kinder- und Jugendarbeit eingesetzt werden sollen, ist entsprechend den gesetzlichen Regelungen ein erweitertes polizeiliches Führungszeugnis einzuholen.

49. Wenn Anlass zur Sorge besteht, dass bei einer Person Tendenzen zu sexuellem Fehlverhalten vorliegen, wird eine forensisch-psychiatrische Begutachtung angeordnet.

### Aus- und Fortbildung

50. Die Aus- und Fortbildung enthält im Rahmen der allgemeinen Persönlichkeitsbildung die offene Auseinandersetzung mit Fragen der Sexualität, vermittelt Kenntnisse über sexuelle Störungen und gibt Hilfen für den Umgang mit der eigenen Sexualität.

51. Die für die Aus- und Fortbildung Verantwortlichen sowie die für die Per-



sonalführung Verantwortlichen nehmen sich der in ihrem Zuständigkeitsbereich tätigen Personen an, die ein auffälliges Verhalten zeigen, um persönliche Schwierigkeiten in einem frühen Stadium anzusprechen und Hilfen zur Bewältigung aufzuzeigen.

52. Die Personalverantwortlichen sowie die beauftragten Personen des Ordens bilden sich zur Missbrauchsproblematik regelmäßig fort.

### **Vorgehen bei sexuellem Missbrauch Minderjähriger durch ehrenamtlich tätige Personen**

53. Personen, die sich des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger schuldig gemacht haben, werden auch in der ehrenamtlichen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen nicht eingesetzt.

54. Bei sexuellem Missbrauch Minderjähriger durch ehrenamtlich tätige Personen im Ordensbereich gelten diese Leitlinien bezüglich der notwendigen Verfahrensschritte und Hilfsangebote entsprechend.

### **Geltungsdauer**

55. Die vorstehenden Leitlinien werden ad experimentum für drei Jahre in Kraft gesetzt und vor Verlängerung ihrer Geltungsdauer einer Überprüfung unterzogen.<sup>2</sup>

.....

- 1 „Höhere Obere“ (Superiores maiores) sind laut CIC, can. 620 „jene, die ein ganzes Institut oder eine Provinz oder einen ihr gleichgestellten Teil desselben oder eine rechtlich selbständige Niederlassung leiten; desgleichen deren Stellvertreter. Dazu kommen der Abtprimas und der Obere einer monastischen Kongregation, die jedoch nicht die ganze Vollmacht haben, die das allgemeine Recht den höheren Oberen zuteilt.“ Zur besseren Lesbarkeit umfasst die substantivisch männliche Form im gesamten nachfolgenden Text auch die weibliche Form.
- 2 Jeder einzelne Höhere Obere hat die vorliegenden Leitlinien für seinen Jurisdiktionsbereich in Kraft zu setzen.

## Ordensleben in Italien<sup>1</sup>

### Einführung

Ist das Ordensleben für die Ortskirche eine Chance oder eine Quelle von Problemen? Und findet das Ordensleben seinerseits in der Ortskirche Ansprechpartner auf Augenhöhe, die sein besonderes Charisma verstehen, oder wird es nur nach seiner „Leistung“ geschätzt? Und schließlich drängt sich noch eine weitere Frage unausweichlich auf: Wie ist die augenblickliche Krise des Ordenslebens zu verstehen? Handelt es sich nur oder vor allem um eine Nachwuchskrise? Oder muss auch das Zeugnis hinterfragt werden, die Art der Beziehungen innerhalb der Ordensgemeinschaften, ein langsames Wegsterben innergemeinschaftlicher Solidarität angesichts einer unsicheren Zukunft? Reicht es aus, wenn wir die Entwicklungen ausschließlich als psychische Überforderung, Mangel an geistlicher Reife und Eindringen säkularen Denkens in unsere Konvente betrachten oder ist vielleicht sogar ein bestimmtes Modell kirchlichen Gemeinschaftsleben an seine Grenzen gekommen?

Als Titel für eine Befragung zum Ordensleben haben wir die Formulierung gewählt: „Kostbarer Schatz für eine Communitio-Ekklesiologie“. Damit wird eine positive Lesart des Ordenslebens hervorgehoben, die helfen kann, die augenblicklichen Schwierigkeiten zu bewältigen. Ein solcher hoffnungsvoller Zugang soll freilich auch nicht Schwachpunkte überdecken. Unsere Kommission hat den italienischen Diözesen und Ordensgemeinschaften einen Fragebogen zukommen lassen,

der einerseits die Rolle der Orden in der jeweiligen Ortskirche untersucht und andererseits Arbeitsgruppen bei einer Reflexion über den Beitrag des Ordenslebens zu einer Communitio-Ekklesiologie helfen soll. Insgesamt kamen 73 Rückmeldungen zurück. Davon stammten 33 ausgefüllte Fragebogen von Diözesen, 25 von Ordensinstituten und 6 von gemischten Arbeitsgemeinschaften. Bei 9 weiteren Fragebögen war unklar, wer sie ausgefüllt hat. Die so zusammengekommenen Beiträge waren

### Ordensleben in der globalisierten Welt

Den Blick über den Horizont Deutschlands hinaus wirft die Ordenskorrespondenz in einer losen Reihe. Die weltweiten Netzwerke der Orden können als Paradigma der Globalisierung gelten. Die Ordenskorrespondenz fragt nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen dem Ordensleben in Deutschland und anderen Ländern. Dazu bitten wir Ordensleute, denen das Ordensleben im jeweiligen Land vertraut ist, um Beiträge. Wie anders und doch auch wie ähnlich die Situation in einem nahegelegenen Land wie Italien ist, zeigt der hier in leicht gekürzter Form dokumentierte Beitrag von Gianni dal Piaz, der erstmals in der Zeitschrift *Religiosi in Italia* 378 (2010), S. 169–180 veröffentlicht wurde.

ziemlich unterschiedlich und reichten von einem Diskussionsprotokoll bis hin zu einer Dokumentation über diözesane Maßnahmen im Ordensbereich.

Im Folgenden versuche ich das Ergebnis der Fragebögen zusammenzufassen, wobei es mir besonders um die Frage geht, inwieweit das Ordensleben für die Ortskirche eine wahrnehmbare Rolle spielt. Dagegen ließ sich für das weitere Thema der Communio-Ekklesiologie aus den Fragebögen kaum eine brauchbare Antwort gewinnen. Eine erste Antwort besteht vielleicht schon im Umstand, dass nur aus jeder dritten Diözese überhaupt eine Rückmeldung kam. Das könnte schon auf das geringe Interesse an dem Thema hinweisen bzw. das Unbehagen ausdrücken, sich mit ei-

nem problembehafteten Themenbereich zu befassen.

Nach der kirchlichen Statistik von 2007 gibt es 110.971 italienische Ordensleute (vgl. u. Tab. Ordensleben in Italien, S. 198). Ist das eine eher hohe oder eine niedrige Zahl? Das hängt von den Vergleichsdaten ab. Weltweit sind 5 % der Katholiken italienischen Ursprungs, während gut 13 % aller Ordensleute in Italien wohnen (vgl. Tab. Prozentualer Vergleich, S. 199). Das legt den Schluss nahe, dass in Italien mehr als die doppelte Zahl der sonst weltweit üblichen Ordensberufungen auftreten. Das sagt zwar noch nichts über die kirchliche Lebendigkeit aus, die sich besser an Teilnahmen an Gottesdiensten und kirchlichen Aktivitäten nachweisen

## Ordensleben in Italien<sup>2</sup>

|                        | Anzahl von Gemeinschaften | Priester | Laienbrüder | Frauen | Zeitliche Profess  | Novizen            | Summe  |
|------------------------|---------------------------|----------|-------------|--------|--------------------|--------------------|--------|
| Ordensmänner           | 3002                      | 16955    | 2983        |        | 2353               | 385                | 22676  |
| Nonnen                 | 515                       |          |             | 5961   | 363                | 186                | 6510   |
| Schwestern             | 8778                      |          |             | 69771  | 3229               |                    | 73659  |
| Sakularinstitut Frauen |                           |          |             | 7503   | 403                |                    | 7910   |
| Sakularinstitut Männer |                           |          | 216         |        | k. A. <sup>5</sup> | k. A. <sup>5</sup> | 216    |
| Summe                  | 12295                     | 16955    | 3199        | 83235  | 6352               | 1230               | 110971 |

## Prozentualer Vergleich<sup>3</sup>

Prozentualer Anteil der in Italien lebenden Ordensleute an der weltweiten bzw. europäischen Gesamtzahl:

| %                       | Weltweit | Europa |
|-------------------------|----------|--------|
| Ordensmänner            | 10,8     | 27,7   |
| Nonnen                  | 13,2     | 22,6   |
| Schwwestern             | 13,2     | 32,8   |
| Sakularinstitute Frauen | 40,3     | 54,8   |
| Sakularinstitute Männer | 32,5     | 53,2   |
| Summe                   | 13,3     | 31,7   |

lässt, andererseits ist es doch Ausdruck einer bestimmten kirchlichen Realität, die man zur Kenntnis nehmen muss.

Auch im europäischen Vergleich ist die Zahl der Ordenschristen außerordentlich hoch im Verhältnis zur Zahl der Katholiken: 20,1 % der Katholiken Europas sind Italiener, wobei 31,7 % der europäischen Ordenschristen in Italien leben.

Aber nicht nur zahlenmäßig spielt das italienische Ordensleben eine wichtige Rolle im weltweiten und europäischen Vergleich. Vergleichen wir wiederum im europäischen Raum die Zahl der Berufungen, so ergibt sich wiederum ein ungewöhnlich hoher Durchschnitt (Tab. Novizen und zeitliche Professen in Italien und Europa, S. 200). Ungefähr 25-30 % des europäischen Ordensnach-

wuchses kommt aus Italien, was sich ohne weiteres mit dem legendären polnischen Nachwuchs messen kann.<sup>4</sup>

Ist also alles in Ordnung? Wenn es tatsächlich so wäre, wie könnten dann Orden dazu gezwungen sein, Häuser zu schließen und in immer neuen Beschlüssen nach Lösungen für Schrumpfungsprozesse zu suchen? Wenn wir über die Nachwuchsproblematik sprechen, müssen wir klar zwischen zwei unterschiedlichen Aspekten unterscheiden: einerseits das Vorhandensein von Berufungen, die in Italien durchaus zu finden sind, und andererseits ihr Vorhandensein in einer derartigen Menge und Anzahl, dass der notwendige vollständige Generationswechsel reibungslos vollzogen werden könnte. Daran aber fehlt es.

Wie die Statistiken zeigen, gibt es durchaus Berufungen, aber sie reichen nicht aus, um gegenwärtige Modelle von Ordenspräsenz weiterzuführen. Das gleiche gilt im Wesentlichen auch für die Weltpriester. Im Jahr 2007 gab es 5791 italienische Priesteramtskandidaten, von denen 2697 verschiedenen Orden angehörten. Trotz solcher empirisch nachweisbarer Daten ist die heutige Sicht überwiegend rein negativ bestimmt: man sieht nicht mehr Präsenz von Berufungen, sondern nur noch ihr Fehlen, also die Unmöglichkeit, dass die durchaus vorhandenen neuen Berufungen sämtliche Bedürfnisse der Ordengemeinschaften und ihrer Aufgaben erfüllen könnten. Das wird umso schmerzlicher erfahren, weil über einen langen Zeitraum hinweg immer nur Wachstum angesagt war. Zwischen 1870 und 1970 nahm die Zahl italienischer Ordensleute sprunghaft zu. In diesen 100 Jahren wuchs die Zahl der Ordensmänner von 9163 auf 29184 und

die der Ordensfrauen von 29707 auf 154790 Mitglieder. Anschließend gab es eine Periode der Stagnation und heute sind wir bei der Situation angelangt, dass ein sterbendes Ordensmitglied kaum oder nur unter größten Schwierigkeiten noch ersetzt werden kann.

dürfen nicht vergessen, dass in Italien 224 Diözesen 57 Millionen Katholiken gegenüberstehen.<sup>8</sup> Die Verteilung dieser Diözesen geht auf jahrhundertealte geschichtliche Entwicklungen zurück, die dazu führen, dass es in manchen Bistümern nur 60.000-70.000 Gläubige gibt,

### Novizen und zeitliche Professen in Italien und Europa<sup>5</sup>

|                                       | Novizen in Italien | Novizen in Europa | Prozent der ital. Novizen | Zeitliche Profess in Italien | Zeitliche Profess in Europa | Prozent der zeitl. Profess in Italien |
|---------------------------------------|--------------------|-------------------|---------------------------|------------------------------|-----------------------------|---------------------------------------|
| Ordensmänner                          | 385                | 1592              | 24,2                      | 2353                         | 7044                        | 33,4                                  |
| Nonnen                                | 186                | 743               | 25                        | 363                          | 1303                        | 27,9                                  |
| Schwwestern                           | 659                | 1898              | 34,7                      | 3229                         | 9338                        | 34,6                                  |
| Säkularinstitute, Frauen <sup>6</sup> | 186                | 316               | 58,9                      | 407                          | 732                         | 55,6                                  |

### Schrumpfungsprozesse

Der Nachwuchseinbruch wurde durch die verlängerte Lebenszeit etwas verlangsamt. Daher haben wir zwar weiterhin relativ hohe Zahlen von Ordensmitgliedern, diese weisen aber vielfach ein hohes Alter auf.<sup>7</sup> Eine strategische Option besteht mittlerweile in der Zusammenlegung von Ordensprovinzen, was viele Institute bei ihren Entscheidungen, welche Werke sie weiterführen, schließen oder abgeben wollen, kaum vermeiden können.

Hierbei kommt es freilich zu möglichen Spannungen zwischen Ortskirche und Ordensinstituten, wie man aus einigen der Fragebögen ersehen konnte. Wir

während beispielsweise im Erzbistum Mailand beinahe fünf Millionen Katholiken leben. Eine solche Zersplitterung der Ortskirchen führt zwangsläufig zu knappen Ressourcen in Notzeiten. Sobald der Priesternachwuchs nachlässt, ergeben sich unausweichlich dramatische Engpässe für Kleindiözesen mit nur 40-50 Priestern. Die 20-30 Ordenspriester, die es daneben noch in kleinen Klöstern und Gemeinschaften gab und die in der Seelsorge und in Pfarreien mithalfen, waren wichtige Stützen für ein funktionierendes Gemeindeleben. Wenn solche kleinen Konvente schließen müssen, dann gibt es naheliegenderweise Widerstände und Unruhe seitens der Ortskirchen.



Das Vorgehen der Ordensleitungen angesichts des ausbleibenden Nachwuchses wird verständlicherweise von anderen Überlegungen geleitet. Wenn die Ordensprovinzen zunehmend ausbluten und kaum mehr wirksame seelsorgliche Aktionen vornehmen können, dann ist die sinnvollste Reaktion, dass man durch Zusammenlegungen größere Provinzen bildet. Die Tendenz geht dahin, die Provinz möglichst auf das ganze Land zu erweitern, manchmal sogar schon über die Ländergrenzen hinaus. Die Ordensleitungen schauen also immer über die Diözesangrenzen hinaus, so dass für sie die Präsenz in einzelnen Diözesen weniger wichtig scheint als das Wirken in größeren Einheiten. Dieser Perspektivenwechsel stellt die Beziehungen zur Ortskirche nicht selten auf die Probe, vor allem da mit der Schließung eines Werkes oder einer Gemeinschaft die weitere Bestimmung der Gebäude zum Konfliktfall werden kann. Die Diözesen zeigen die Neigung, dass die Nutzung weiterhin der Ortskirche zugute kommen soll, wobei Überlegungen wirtschaftlicher Art für sie zweitrangig sind. Die Ordensinstitute weisen dagegen darauf hin, dass sie noch andere Projekte und Häuser zu betreuen haben, die nicht selten in Entwicklungsländern liegen, wofür sie Gelder aus dem Verkauf der aufgegebenen Häuser brauchen.

### **Ordenspräsenz in den Ortskirchen**

Die oft auftretenden Widerstände gegen die Schließung einer Ordensniederlassung kann man als Ausdruck von Wertschätzung und Zustimmung zum Wirken in der örtlichen Kirche

und Gesellschaft sehen. Innerhalb der italienischen Kirchengeschichte haben es die Orden geschafft, in einem besonderen Maße volkstümlich zu werden in dem Sinn, dass ihnen die Nähe zum Gottesvolk ein Herzensanliegen war. So haben sie vor allem die Volksmissionen getragen, die katholischen Schulen, die Kindergärten, Waisenhäuser, Krankenhäuser usw. Das alles wurde auf die Beine gestellt, um gerade den sozial benachteiligten Gruppen beizustehen. Über Jahrhunderte hinweg waren Klöster und Gemeinschaften volkstümlich, weil man sich dorthin für Trost und Hilfe wenden konnte. Sie betreuten oft auch besondere Orte, „Heiligtümer“, in denen das Gottesvolk seine ganz eigene religiöse Gestimmtheit und die persönlichen Glaubensformen ausleben konnte. Das Volk kannte die Ordensfrauen und -männer, traf sie im Alltag, lud sie nach Hause ein, fragte um ihren Rat in Lebensproblemen. Die Unterschiede zwischen den Orden waren oft nicht so richtig klar oder wurden lediglich in Farbe und Schnitt des Habits gesehen. Aber im großen und ganzen war man sich bewusst, dass Ordensleute ein anderes Charisma haben als Weltpriester: Sie schienen weniger als Priester darauf angewiesen, mit den jeweiligen Machthabern Kompromisse einzugehen, sie schienen den Armen näher und eher zum Helfen bereit. Vor allem die Schwestern waren eine soziale Einrichtung, die allgemein wahrgenommen und geschätzt wurde, so als wichtige Unterstützung der Familien bei der Kindererziehung. Die Klöster wurden weniger als abgeschiedene Orte elitärer Kreise gesehen, sondern als lebensnahe Räume, in denen Segen und Schutz, aber auch freundschaftlicher Austausch



möglich war. Die Klausur war nicht gleichbedeutend mit Selbstisolierung und Einigelung. Die stabilitas, das Bleiben und die Verfügbarkeit derselben Personen und derselben Grundhaltungen vor Ort vereinfachte den Zugang und Austausch. Daran hat sich in den letzten Jahren viel geändert.

Aus den Fragebögen geht hervor, wie ein Ordensleben, das sich „allzu sehr auf die Fortführung seiner Aufgaben eingeschworen hat“, voreilig davon ausgeht, dass „immer noch die Maßstäbe gelten, die in früheren Zeiten ein glaubwürdiges Zeugnis ermöglichten.“ Dabei sehen die Ordensleute sehr wohl, dass nicht nur Laien, sondern auch Priester kaum etwas von ihrer Spiritualität wissen. Ordensgemeinschaften werden überwiegend mit ihren „Werken“ gleichgesetzt. Das führt dazu, dass sie wie Häuser im Nebel gesehen werden: die Umrisse sind erkennbar, aber die Einzelheiten werden nicht wahrgenommen, und das Ganze schwimmt zu einer unklaren und geheimnisvollen Konstruktion. So kommt es dazu, dass in einer traditionell religiösen Region wie Venetien 45 % der Zwanzigjährigen erklärt, dass sie noch nie mit einem Ordensangehörigen zu tun hatten, und 89 % dieser Altersgruppe aussagt, dass sie nur ganz ungefähr etwas vom Ordensleben wissen.<sup>9</sup>

Was sind die Gründe für diese zunehmende Isolation des Ordenslebens? Die Fragebögen wissen hierauf auch keine Antwort. Es werden allenfalls Klagen geäußert, dass bei der Jugendarbeit nicht stärker für einen Ordenseintritt geworben wird, oder man vermutet, dass der stark ritualisierte und traditionsverhaftete Charakter des Ordensalltages heutige Menschen kaum ansprechen kann. Wenn dann die Orden

selber hauptsächlich über Schließungen und Schrumpfungsprozesse nachdenken, anstatt sich neue Formen der Präsenz zu überlegen, dann verstärkt sich der Eindruck, dass hier eine Institution in sich selbst verkrümmt ist und ihre Dynamik verloren hat.

Auf jeden Fall können wir sagen, dass dieses langsame Verschwinden des Ordenslebens aus der örtlichen Wahrnehmung nicht quantitativ durch wachsende Zahlen von Ordensleuten aufgefangen werden kann. Es gibt eine Art der sozialen Unsichtbarkeit, die nichts mit der Frage zu tun hat, ob man in der Öffentlichkeit den Habit trägt oder nicht. Unsere Unsichtbarkeit ist vielmehr darin begründet, dass unser Zeugnis kaum mehr ernst genommen wird, unsere sozialen Aufgaben immer weniger Einfluss haben und oft als Konkurrenz zu staatlichen Leistungen aufgezogen sind. Es fehlt die Botschaft einer klaren Grenzziehung, nämlich dass wir uns dort bewegen, wo Schmerz, Anstrengung und Leiden andere abschrecken und den Mut verlieren lässt. Lieber reden wir bei unseren Schulen von ihrer Leistung und Qualität (besondere Qualifikationen der Lehrer, besondere Ausstattung der Klassenräume usw.), statt von ihrer Rolle, Zeugnis für die Liebe Christi abzulegen.

Neben diesen Vorgängen, welche zu einem Verlust sozialer Präsenz und Wahrnehmung führen, gibt es auch qualitative Änderungen bei den Beziehungen zur Kirche, nämlich vor allem bei den Formen des Wirkens in den Diözesen. Früher regelten die Ordensinstitute mit dem Ortsbischof die Art ihrer Mitarbeit in seiner Diözese, die Übernahme von Aufgaben im Bereich der Pfarreien usw. Es handelte sich dabei grundsätzlich

um Verträge zwischen Rechtssubjekten, die jeweils mit einer bestimmten „Autonomie“ ausgestattet waren. Jedes Ordensinstitut pflegte seine besondere Beziehung mit der Diözese, was auch hieß, dass man unabhängig von der Arbeit der anderen Orden handeln konnte. Die Beziehungen zwischen den Ordenshäusern beschränkten sich daher meist auch auf „gute Nachbarschaft“: Einladungen zu besonderen Festen und wenig mehr. Einer der beantworteten Fragebögen spricht davon, dass das Ordensleben in der Diözese einer Seilbahn gleiche: Alle Kabinen hängen am selben Seil, sind aber in ihrer eigenen Welt eingeschlossen. Ganz in Übereinstimmung mit dieser Art und Logik endet dann regelmäßig auch die Ordenspräsenz in den Diözesen: die Orden denken vor allem an ihr eigenes Wohl, an die Bedürfnisse der Provinz, die unumgänglichen Personalveränderungen usw.

Das beschriebene Handlungsmodell lässt sich freilich seit längerem kaum mehr weiterführen. Denn mit kaum mehr vorhandenem Personal ist auch die Autonomie eher ein juristischer Leerlauf ohne jegliche Konsequenz für die Wirklichkeit: Wenn sowohl die Orden als auch die Diözesen nur noch sehr schwach handeln können, dann ist auch die bisherige Form institutioneller Beziehungen und der örtlichen Präsenz kaum mehr funktionsfähig oder führt zu wachsenden Anstrengungen und damit auch zu zunehmenden Spannungen. Wir müssen daher Abschied nehmen von einer Form des institutionalisierten Individualismus und lernen in Netzwerken zu denken, die alle Mitspieler in der Diözese und dem kirchlichen Handlungsraum berücksichtigt. Dabei muss man nicht einmal theologische Gründe

bemühen, die eine solche Zusammenarbeit und *Communio* nahe legen, sondern bereits pragmatische Zwänge weisen in diese Richtung.

Wer heute noch die Autonomie der Orden im Sinne einer Selbstgenügsamkeit versteht, hat bereits verloren. Zusam-

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

menarbeit und Denken in Netzwerken ist die unausweichliche und langfristig allein überlebensfähige Strategie. Diese Überlegungen begleiten uns schon seit langer Zeit. So fand im Oktober 1981 eine Versammlung der höheren Ordensoberen statt, bei welcher P. Giordano Cabra ausdrücklich darauf hinwies, dass gerade Gemeinschaft einen Kernwert des Ordenslebens darstellt. Diese Dimension wurde „im Ordensleben selbst dann gepflegt, wenn sie während

bestimmter geschichtlicher Epochen im kirchlichen Raum kaum wahrgenommen wurde. Ohne eine solche Kultur der Gemeinschaft ... bleiben auch die großzügigsten Projekte nur ein Kreisen um sich selbst und äußerer Aktivismus. Eine Kultur der Gemeinschaft erinnert daran, dass der Weg zur kirchlichen Gemeinschaft langsam und mühsam ist und uns Demut und Geduld abverlangt, da sie Grundhaltungen einfordert, die nur über eine ehrliche und restlose Zuwendung zu Gott und dem Mitmenschen einlösbar sind.“

An diesem Eckstein einer Mentalitätsänderung zerbrachen bisher auch alle Konventsbeschlüsse und guten Vorsätze und Projekte. P. Cabra wünschte damals eine Umkehr von Häuptern und Gliedern. Nach 30 Jahren verstehen wir vielleicht besser, dass die Schwäche des Ordenslebens nicht darin begründet ist, dass die Orden individuell oder gemeinschaftlich weniger glaubwürdig Zeugnis ablegen. Nicht selten gibt es hier vielmehr echte Fortschritte im Vergleich zu früheren Zeiten. Vielmehr ist aufgrund innerer Schwäche und fehlendem Vermögen zur Zusammenarbeit die das organisatorische Zusammenspiel von Ordensgemeinschaften und Pfarreien ein entscheidender Schwachpunkt, also gerade der Foren, wo sich kirchliches Gemeinschaftsleben abspielt. Denn die Situation der Pfarreien und Weltpriester ist grundsätzlich nicht anders als die der Orden.

Das immer noch weitergeführte Modell geht davon aus, dass alle Handlungsbeteiligten in sich stabil sind, dass übereinstimmende Grundüberzeugungen vorliegen, dass die inneren Beziehungen von Treue und Zuverlässigkeit geprägt und daher auch langfristige Planungen möglich sind. Das alles

findet aber kaum mehr Rückbindung in einer vollständig dynamischen und „weichen“ Gesellschaft, deren Lebenswerte wie Flexibilität, ständige Mobilität und Pluralismus schon längst im kirchlichen Raum heimisch geworden sind. Die Transformationsprozesse sind überall spürbar, angefangen von neuen kirchlichen Bewegungen und Laienzusammenschlüssen bis hin zu einer Religiosität, die kaum mehr an dogmatischen Fragen interessiert ist, sondern vor allem Erfahrungen, Mystik und Begegnung mit dem Heiligen sucht.

Bei den zurückkommenden Fragebögen blieben diese Veränderungsprozesse vollständig unberücksichtigt. Stattdessen war der hauptsächlichste Bezugspunkt die Vergangenheit (unser Charisma, unsere Tradition, unsere Aufgaben usw.) und die Gegenwart (die Überalterung, der Nachwuchsmangel, die gefährdete Weiterführung der überkommenen Aufgaben usw.). Daher konnten auch keine Zukunftsperspektiven entwickelt werden. Denn das Interesse war nicht darauf gerichtet, wie man neue Formen von Zeugnis finden kann, sondern lediglich darauf, wie man Häuser erhält und Lücken schließt. Die gesamten Überlegungen bewegen sich weiterhin innerhalb eines Modells, das weitgehend ausgedient hat. Daher beschränkten sich auch die Reformvorschläge bestenfalls auf die Anregung, dass die Priesterseminare Ordenstheologie in ihre Ausbildungsprogramm nehmen sollten oder in allen diözesanen Gremien auch Ordensleute vertreten sein sollten.

Bei den Fragebögen, die von den Diözesen ausgefüllt wurden, tauchte die Idee auf, die Ordensexemtionen rückgängig zu machen und die vorhan-

denen Gemeinschaften in die Diözese einzugliedern. Das würde natürlich einer jahrhundertalten kirchlichen Entwicklung vollständig widersprechen. Die diözesanen Fragebögen beklagen zudem vor allem, dass die örtlichen Ordensleute sich zu wenig mit „ihrer“ Diözese identifizieren.

Im Gegenzug findet sich bei den Fragebogen, die von Ordensinstituten zurückkamen, die Klage, dass die örtlichen Weltpriester zwar in Lippenbekenntnissen von den unersetzlichen Beiträgen der Orden reden, aber kaum über das jeweilige Ordenscharisma Bescheid wissen noch sich dafür interessieren, obwohl das der eigentliche Grund für die Ordenspräsenz in der Diözese darstellt.

All diese Stimmen zeigen, dass eine echte innerkirchliche Zusammenarbeit noch nicht existiert. Aufschlussreich ist auch, dass die Laien kaum gesehen werden. Bestenfalls weisen einzelne Fragebögen darauf hin, dass man bei Leitungsaufgaben als Ersatz für ausfallende eigene Kräfte stärker auf Laien zurückgreifen müsse.

Kardinal Pironio hob bei dem genannten Kongress von 1981 hervor, dass kirchliche Gemeinschaft nicht lediglich in einer „selbstverständlichen Zusammenarbeit zwischen Ordensmitgliedern und Weltklerus besteht, um so die Seelsorge zu verbessern. Es handelt sich vielmehr um eine sakramentale Wirklichkeit, die von Christus so gewollt ist: Er selbst gründete die Kirche auf dem Fundament der Apostel und Propheten und sandte den Geist aus, damit er in der Gemeinschaft der Gläubigen als Ursprung der Einheit und Gemeinschaft wirke.“ Gemeinschaft beschränkt sich nicht auf ein allgemeines „Sich-gerne-

haben“, sondern wächst da, wo der Geist der Christusliebe, der evangelischen Armut und des echten Gebetes spürbar wird. Auf dieser Straße wird auch eine wirkliche Erneuerung des Ordenslebens möglich werden.

.....

- 1 Der Beitrag wurde erstmals in der Zeitschrift *Religiosi in Italia* 378 (2010), S. 169-180, veröffentlicht. Übersetzung P. Dr. Cyrill Schäfer OSB.
- 2 *Annuario Statisticum Ecclesiae 2007*, Editrice Vaticana, Rom 2009.
- 3 Ebd.
- 4 Männliche zeitliche Professoren in Polen im Jahr 2007: 1620, Italien: 2353, zeitliche Professoren in Polen bei Nonnen: 96, in Italien: 363, zeitliche Professoren in Polen bei Schwestern: 1804, in Italien 3229.
- 5 *Annuario Statisticum Ecclesiae 2007*, Editrice Vaticana, Rom 2009.
- 6 Für die Männer fehlen Daten.
- 7 1980 waren 34,1% der Ordensleute älter als 60 Jahre (12,2% älter als 70), 2008 sind 58,1% älter als 60 (36,9% älter als 70) nach CISM, *Il superiore locale*, Roma 1980 und CISM, *Annuario statistico 2008*, Roma 2009.
- 8 Zum Vergleich: In Frankreich gibt es 98 Diözesen für 47 Millionen Katholiken und in Spanien 70 Diözesen für 42 Millionen Katholiken.
- 9 Dazu G. Dal Piaz (Hg.), *Giovanni e vita consacrata*, Padua 2007.



## Bernd Klaschka

Bernd Klaschka ist 1946 in Rheinberg geboren und in Kamp-Lintfort aufgewachsen. Er studierte Theologie und Philosophie in Münster. 1973 empfing er die Priesterweihe, danach war er Kaplan in Recklinghausen, Pfarrer in Cardinal, Mexiko und Bischofsvikar in Tula, Mexiko. Seit 2004 ist Prälat Bernd Klaschka Geschäftsführer des Bischöflichen Hilfswerks ADVENIAT.



Bernd Klaschka

## Auf dem Weg zu einer prophetischen Kirche

Glaube und Glaubwürdigkeit verpflichten zum Handeln

Was ist das eigentlich, ein Prophet? Heutzutage wird als Prophet oft jemand bezeichnet, der die Zukunft vorhersagt. Im Alten Testament ist etwas ganz anderes damit gemeint: Nicht einer, der in die Zukunft vorausblickt, sondern der in der Gegenwart den Durchblick hat, jemand, der nicht Prognosen stellt, sondern Diagnosen, jemand, der sagt, was Gottes Wille ist und was nicht, welcher Weg zum Leben führt und welcher nicht, ob gelegen oder ungelegen. Und dazu kann auch gehören, nach vielen überhörten Warnungen das Ende anzukündigen.

Propheten waren nie dazu da, den bestehenden Verhältnissen ihren Segen zu erteilen. Sie sind vielmehr „Änderungsprediger“. In Gottes Namen verlangen

Die am Rande der DKMR-Mitgliederversammlung 2009 entstandene Initiative „Aufruf für eine prophetische Kirche – Leben in Fülle für alle“ (vgl. OK 4/2010) erfährt zunehmende Aufmerksamkeit. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert das Leitreferat einer als „Ratschlag“ bezeichnete Tagung zu den im Aufruf aufgeworfenen Fragen und Themen, die am 21. und 22. Januar 2011 in Frankfurt stattfand. Ziel der Veranstaltung war es, die geforderten Veränderungsoptionen für eine gerechtere Welt zu konkretisieren und praktische Umsetzungsschritte für das eigene Handeln zu finden.

sie die Umkehr, nämlich die Umkehr zu Gott. So bleibt ihnen manchmal nicht erspart, dass sie um Gottes willen an gesellschaftlichen oder religiösen Regelwerken rütteln müssen. Das bekannteste Beispiel in diesem Sinn ist Amos: Er verurteilt den Kult, also genau das, was die Priester am Tempel als ihre wichtigste Aufgabe ansehen. Er lässt Gott sprechen: Ich hasse, ich verwerfe eure Feste. Eure Festversammlungen kann ich nicht mehr riechen. Wenn ihr mir Brandopfer darbringt, missfallen sie mir. An euren Speiseopfern habe ich kein Gefallen. Das Heilsopfer von eurem Mastvieh will ich nicht ansehen. Halte den Lärm deiner Lieder von mir fern! Das Spiel deiner Harfen will ich nicht hören. Sondern Recht ergieße sich wie Wasser und Gerechtigkeit wie ein immer fließender Bach! (vgl. Am 5,21-24)

Amos streitet für Gottes Gerechtigkeit: Weil ihr vom Geringen Pachtzinsen erhebt und Getreideabgaben von ihm nehmt, habt ihr Häuser aus behauenen Quadern gebaut. Doch werdet ihr nicht darin wohnen. Schöne Weinberge habt ihr gepflanzt. Doch werdet ihr deren Wein nicht trinken. Ja, ich kenne all eure Verbrechen und Sünden. Sie bedrängen den Gerechten. Sie nehmen Bestechungsgeld. Sie drängen im Tor, das Stadttor war der Gerichtsort, den Armen zur Seite. Ein Mann und sein Vater gehen zu demselben Mädchen, um meinen heiligen Namen zu entweihen. Auf gepfändeten Kleidern strecken sie sich aus. neben jedem Altar. Wein von Strafgeldern trinken sie im Haus ihres Gottes. (vgl. Am 5,11f.; 2,7f)

Starke Worte. Damals und heute. Propheten sind keine „Profis“. Amos besteht darauf, nicht zu den „Offiziellen“ zu zählen: Amos war ein Bauer, ein Maul-

beerfeigenzüchter. (Am 7,14) Landbesitz ist Halt und Sicherheit. Amos zieht fort. Prophetie braucht Bewegung.

Ein Wanderprediger war auch Jesus, ein Wanderarbeiter, der als Zimmermann Arbeit suchte. Tempel – sichtbare Zeichen eines etablierten Kultes – baute Jesus nicht. Jesus war weder Priester noch Pharisäer. Er hatte weder die Autorität des Amtes im Rücken, noch das Ansehen einer Schule, die er durchlaufen hätte. Jesus weiß sich von Gott berufen und von Gott gesandt. Das ist unendlich viel mehr als jedes Amt. Dabei ist der Anspruch, von Gott gesandt zu sein, so fragil, so angreifbar. Jesus hat „nur“ seine Sendung und Gottes Heiligen Geist. Jesus hat nicht den Rückhalt der Institution. Kein tragender äußerer Rahmen, „nur“ die Kraft von Gott her. Ein Prophet braucht innere Stärke. In Jesus ist Gott Mensch geworden, wohl gemerkt: Mensch, nicht Christ, nicht Katholik. Das hat zur Folge, dass es einem Katholiken in der Nachfolge Jesu an erster Stelle um die Freuden und Hoffnungen, die Sorgen und Nöte der Menschen geht, so „Gaudium et spes“. Zuerst das Reich Gottes. Alles andere kann warten. Denn alles andere – so die Bergpredigt – wird uns hinzugegeben. (Mt 6,33) Gegenüber dem Reich Gottes ist die Kirche zweitrangig. Es ist bitter, wenn in diözesanen Pastoralplänen die „Welt draußen“ einschließlich der Weltkirche kaum noch vorkommt und sich fast alles um den Betrieb dreht. Von der neugierigen Weite des Dokumentes der Würzburger Synode, „Unsere Hoffnung“, sind wir weit entfernt. Franz Kamphaus hat es in seinem Vortrag zum 150-jährigen Bestehen des Osnabrücker Priesterseminars auf den Punkt gebracht: „Wir können als Kirche nicht





ohne die Welt vor Gott treten, wir dürfen sie nicht zum Teufel fahren lassen.“ Zu wenige Christen, Kleriker wie Laien, begreifen pastorale Arbeit als Wirken in und an der Welt. Zu wenige begeben sich in die Orte des Leids, des Unrechts und zu den auf vielfältige Weise Ge- kreuzigten.

Welchen Dienst uns die Schwesterkirche in Lateinamerika leistet, wird anschaulich, indem ich von vier der vielen Propheten der Kirche in Lateinamerika erzähle, von drei verstorbenen Propheten und einem lebenden. Vorab muss ich Sie alle, vor allem meine weiblichen Zuhörer, um Nachsicht bitten. Denn alle vier Propheten, die ich Ihnen vorstelle, sind Männer. Bei zweien liegt das daran, dass sie vor 500 bzw. gut 300 Jahren lebten, in einer Zeit, in der Frauen in unserer Kirche noch seltener hervortreten durften als heute. Die beiden Propheten unserer Tage, an die ich erinnere Oscar Romero und Erwin Kräutler, sind Bischöfe und deshalb bis auf Weiteres nun einmal Männer. Gerade das macht ihre prophetische Existenz so spannend: wie es ihnen gelang, ihr Prophet-sein und ihr Bischof-sein miteinander zu verbinden. Als Bischöfe stehen sie an exponierter Stelle des Amtes. Sie üben ihr bischöfliches Amt so aus, dass sich der bischöfliche Dienst in den prophetischen Dienst stellt. Solche Beispiele sind innerhalb der Kirchengeschichte kostbare Ausnahmen. Ich betone noch einmal: Dass ich aus den genannten Gründen von vier Propheten spreche, heißt nicht, dass es keine Prophetinnen gäbe, im Gegenteil: angefangen von der Prophetin Debora im Buch der Richter, über die 84-jährige Hanna im Jerusalemer Tempel (Lk 2,36), bis zu den Prophetinnen unserer

Zeit, wie den Ordensschwwestern in Lateinamerika, die sich zur Stimme derer machen, die ausgegrenzt werden: die Märtyrerin Dorothy Stang in Brasilien zum Beispiel. Propheten und Prophetinnen waren und sind Streiter für Gottes Gerechtigkeit – und gerade dadurch Zeugen der Barmherzigkeit Gottes mit uns armen Sündern. Ich stelle ihnen die vier Propheten nun vor. Meine Leitfragen dabei sind:

- In welche Richtung weist uns das Beispiel dieser Propheten?
- Welche sie auszeichnenden Haltungen können wir uns zum Vorbild nehmen?
- Wozu ermutigen sie uns?

### **Fray Antonio de Montesinos OP (1475–1540)**

Am 21. Dezember 1511, dem vierten Adventssonntag, stieg der Dominikaner Antonio de Montesinos in der spanischen Kolonie Santo Domingo (heute sind das die Staaten Dominikanische Republik und Haiti) auf die Kanzel. Er ließ eine Predigt heiligen Zorns über seine Landsleute niedergehen, eine bis dahin unerhört scharfe, bittere Anklage gegen die Versklavung der „Indios“. Adveniat wird im Dezember, zum 500. Jahrestag seiner Predigt, an diesen bahnbrechenden Propheten erinnern. Denn seine Predigt war der Auftakt der Theologie der Befreiung, selbstverständlich nicht dem Begriff, jedoch der Sache nach. Was heißt das für uns? Von Antonio de Montesinos bis heute reißt die Tradition der Verteidigung der Menschenwürde um Christi willen nicht mehr ab. Wohlgermerkt: Diejenigen unter den Christen, die sich gegen die Macht der Reichen und Herrschenden der

Armen und Geknechteten annahmen, waren in den folgenden 500 Jahren nie die Mehrheit, nie der breite Strom der Kirchengeschichte, zeitweilig auf den ersten Blick nur ein Rinnsal am Rande. Aber sie waren immer da, in jeder Generation: beharrlich, tapfer und mutig, viele bis zur Hingabe ihres Lebens. Bei ihrer 5. Generalversammlung 2007 in Aparecida verpflichteten sich die Bischöfe Lateinamerikas und der Karibik, in der Nachfolge als Jünger Christi dem Evangelium treu zu bleiben: Die Kirche schuldet dem Kontinent „die prophetische Präsenz, die dann ihre Stimme erhebt, wenn es um Fragen der Werte und der Grundsätze des Reiches Gottes geht, auch wenn sie gegen alle anderen Meinungen spricht, Angriffe provoziert und allein bleibt mit dem, was die verkündet. Sie soll Leuchtturm sein, gleichsam eine Stadt auf dem Berge, die der Umgebung Licht gibt.“ (Aparecida, Nr. 518) Propheten sind Charakterköpfe. Sie sind eigenständig in ihrer Wahrheit, in ihrer Aufrichtigkeit. Sie wirken durch ihre Persönlichkeit. Gerade dadurch ziehen sie Prophetenschüler und Prophetenjünger an. Denken Sie an Elija und Elischa. Sie sind ein Sauerteig. Das ist die erste Ermutigung der Propheten für uns: Ihr seid nicht allein. Ihr steht in einer langen und guten Tradition. In der memoria Jesu Christi gründet unser Glaube und unsere Hoffnung. Das Christentum ist keine Religion der Vergesslichkeit, sondern eine Religion der Erinnerung.

### **Fray Epifanio de Moirans OFM Cap (1644–1689)**

Der aus Frankreich stammende Kapuziner Epifanio de Moirans wirkte als Missionar in Venezuela, bis die dortige Elite

sein Anklagen gegen die Misshandlung der aus Afrika deportierten Sklaven nicht mehr ertrug, ihn nach Kuba deportierte, wo die Flut seiner Eingaben den Sklavenhaltern ebenso lästig war, so dass sie ihn zurück nach Europa expedierten. Er war ein Vorkämpfer gegen die Versklavung der Afroamerikaner und gegen die Sklaverei überhaupt. Was heißt das für uns? Propheten sind anstößig, sie geben Anstöße. Sie schaffen keine Strukturen. Propheten sind keine Planer. Eher durchkreuzen sie Pläne: So nicht. In seiner hunderte Seiten langen, letztlich wirksamen Denkschrift gegen die Sklaverei („Gerechte Verteidigung der natürlichen Freiheit der Sklaven“) stellt der auf den ersten Blick gescheiterte Epifanio de Moirans klar, dass ein Christ ein anderes Kind Gottes nicht versklaven darf. Es ist, wie man in Lateinamerika sagt, eine „denuncia“, eine Anklage. Darum geht es Epifanio de Moirans, und nicht darum, den Herren Plantagenbesitzern die Frage zu beantworten, wie sie denn ohne Sklaven die Zuckerrohrpflanzungen profitabel bewirtschaften sollen. Seine Kompetenz ist das Evangelium, nicht die Berufung auf den heiligen Sachzwang. (Nebenbei bemerkt: Der heilige Sachzwang ist einer der am meisten angerufenen Heiligen unserer Zeit.) Das ist die zweite Ermutigung der Propheten für uns: Glaub auch an das Reich Gottes, nicht bloß an die Fachleute. Im Leben regelt sich ohnehin nicht alles durch Sachkompetenz.

### **Erzbischof Oscar Arnulfo Romero (1917–1980)**

„Gott wird geehrt, wenn der Arme leben kann.“ – „Gloria enim Dei vivens pauper.“ Das wurde zum Glaubensbe-



kenntnis von Erzbischof Oscar Romero. „Gloria enim Dei vivens pauper“ ist eine bezeichnende Präzisierung eines berühmten Satzes des Kirchenvaters Irenäus von Lyon aus seiner Schrift *Adversus haereses*: „Gloria enim Dei vivens homo“ – Die Ehre Gottes nämlich ist der lebende Mensch. Oscar Romero ging, in der Nachfolge Jesu, einen Schritt weiter: Die Ehre Gottes ist der Arme. Am 8. Juli 1979 predigte er: „Als prophetische Kirche können wir in einer derart ungerechten Welt nicht schweigen. Die Kirche muss ihr Wort mitreden, auch wenn es bei jenen Anstoß erregt, die die Stimme ihres Königs mehr respektiert haben wollen als die Botschaft Gottes.“ Als eine Woche nach seiner Amtseinführung als Erzbischof eine Todesschwadron im Dienst von Großgrundbesitzern den Jesuitenpater Rutilio Grande, einen zwölfjährigen Jungen und einen alten Katecheten ermordete, klagte Oscar Romero die Mörder nicht öffentlich an, sondern verdichtete – wie die Propheten des Ersten Testaments – seine Worte in einer symbolischen Geste: Er verfügte, dass am folgenden Sonntag alle Kirchen im Erzbistum geschlossen bleiben. Nur in der Kathedrale wird eine hl. Messe als einzige Messe, als *misa única* für das ganze Erzbistum gefeiert. Alle Kirchen geschlossen, das ist unerhört, ein Skandal. Doch Oscar Romero besteht darauf: Nach diesem Mord können wir nicht zur Tagesordnung übergehen, als sei nichts geschehen. Was heißt das für uns? Oscar Romero hatte es nie in die Politik gezogen. Er hatte sich nichts mehr gewünscht, als ganz und gar Pastor seiner Herde bleiben zu dürfen. Und er blieb der gute Hirte, mehr noch: Er machte sich zum Hirten in einem tieferen, umfassenden

Sinn, so wie es sein ihm vom Temperament so unähnlicher, in der Leidenschaft für das Evangelium so naher Mitbruder Helder Camara ausgedrückt hatte: ein Pastor des ganzen Menschen, nicht nur seiner Seele. In seiner Predigt am Fronleichnamfest 1978 sagte Oscar Romero: „Eine Verehrung für den Leib und das Blut des Menschensohnes erscheint durchaus am Platze, solange es so viele Übergriffe auf den Leib und das Blut unseres Volkes gibt. In diese Feier zu Ehren der Gegenwart des Leibes und des Blutes Christi nehme ich all das Blut und die Berge von Leichen derer mit hinein, die in unserer Heimat und in der ganzen Welt dahingemordet werden.“ Und, so füge ich hinzu, für diesen in seinen Brüdern und Schwestern lebenden Christus opferte er sich selbst, am 24. März 1980. Er wird am Altar erschossen. Die Kardinaltugend der Klugheit gebietet, dass ein Prophet – so wie es Amos tat, so wie es Oscar Romero tat – sich bewusst macht, dass das Dreieck König, Priester, Prophet unter Spannung steht, und dass er sich der Frage stellt: „Welche Konflikte werden sich ergeben?“ Die Weisheit der Kleinen und Geringen, von denen das Evangelium spricht, beantwortet diese Frage im Gehorsam. „Wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5,29), war eines der Schriftworte, die Oscar Romero trugen. Das ist die dritte Ermutigung der Propheten für uns: ihr ansteckender Mut.

### **Dom Erwin Kräutler CPpS (geb. 1939)**

Drei der vier lateinamerikanischen Propheten, die ich Ihnen vorstelle, sind Ordensleute. So auch der vierte: Erwin

Kräutler, Missionar vom Kostbaren Blut und Bischof der riesigen Prälatur Xingú im brasilianischen Amazonasbecken. Dass sich gerade unter den Propheten Ordensleute finden, hat drei Gründe, und zwar Freiheitsgründe: Eine Gemeinschaft gibt erstens Rückhalt und dadurch eine innere Freiheit. Zweitens sind die Orden international. Das kann den Tunnelblick zum Weitblick befreien. Drittens gewährt ihre Autonomie eine gewisse Freiheit gegenüber der hierarchischen Institution. Diese dreifache Freiheit ist keine Kleinigkeit, wenn wir uns daran erinnern, dass fast jeder Initiative in der deutschen Kirche der institutionelle Zugriff droht. Jedenfalls heben die lateinamerikanischen Bischöfe im Schlussdokument von Aparecida ausdrücklich das Zeugnis der Ordensleute hervor. Ich zitiere: „eine prophetische Haltung [...], die zur Hingabe des eigenen Lebens bereit ist und so die Tradition der Heiligkeit und des Martyriums so vieler Ordensmänner und Ordensfrauen im Verlauf der Geschichte unseres Kontinents weiterträgt.“ (Aparecida, Nr. 220) Was heißt das für uns? Erwin Kräutler gelingt es, auch als Bischof, das heißt als Vertreter der Institution, das freie Wort zu bewahren. Das ist vielleicht auch deshalb am Xingú einfacher (so deutete er es einmal an, als er in seinem Heimatland Österreich von den Gefährdungen der Kirche durch Generalvikariate und Ordinariate sprach), weil die Kirche am Xingú eine arme Kirche ist. In sein Tagebuch schrieb Søren Kierkegaard, ich zitiere: „In der prächtigen Schlosskirche tritt ein staatlicher Hofprediger, der Auserwählte des gebildeten Publikums, vor einen auserwählten Kreis von Vornehmen und Gebildeten und predigt gerührt über die Worte des

Apostels: Gott erwählte das Geringe und Verachtete. Und da ist keiner, der lacht.“ So ist es: Da ist keiner, der lacht. Vom ersten der drei evangelischen Räte ist in unserer Kirche ausreichend oft die Rede. Es geschieht aber verdächtig wenig. Es fängt damit an, dass sie entschlossen ist, reich zu bleiben. Es endet damit, dass viele Gemeinden an den Armen der Welt kaum interessiert zu sein scheinen. Man beschäftigt sich mit den hiesigen Sorgen. So ist unsere reiche Kirche fleißig dabei, sich zu verarmen. Würden sich Pfarreien mehr um die Armen kümmern (und zwar drüben wie hüten), bekämen sie den von Struktur- und Fusionsdebatten vernebelten Kopf wieder frei. In dem Eine-Welt-Kreis unserer Gemeinden geschieht das schon. Auch deshalb sind die Eine-Welt-Kreise ein Hoffnungszeichen, ein prophetisches Zeichen. Die Armut der Kirche am Xingú ist auch eine Armut an Priestern. Ihr Reichtum ist der Reichtum an engagierten Laien. Dass Bischof Kräutler auch deshalb (wohlgemerkt: nicht nur deshalb) auf eine von Laien und ihren Basisgemeinden getragene Pastoral setzt, ist angesichts der Umstände klug. Mehr noch: Im Blick auf das Menschen- und Kirchenbild, das aus seinem Vertrauen in die Laien spricht, ist dies prophetisch. Das ist die vierte Ermutigung der Propheten für uns: die Gemeinschaft, die ihr Mut stiftet. Auf der Website des „Aufrufes für eine prophetische Kirche“ nennt ein zustimmender Leserbrief den Aufruf deshalb so zutreffend „Aufruhr“. Die erste Warnung: Das Risiko prophetischer Existenz. Propheten stören. In seinem 1937 im Exil erschienenen, auch nach einem Dreivierteljahrhundert höchst lesenswerten Roman „Jeremias. Höret die Stimme“ schildert Franz



Werfel das Schicksal der Propheten, die „Nebenwirkungen“ prophetischer Existenz auf sie selbst. Wenn sie Pech haben, werden sie überhört. Wenn sie Glück haben, werden sie gehört – und deshalb bekämpft und verfolgt. Wenn sie gehört werden, geht es nicht immer so gut aus wie in Ninive.

Die zweite Warnung: Die Lasten der Propheten. Norbert Lohfink, der Bibeldkundige, schreibt unter dem Titel „Charisma. Von der Last der Propheten“, dass ein Prophet drei Lasten zu tragen habe.

- Die erste Last ist die Last der Propheten selbst, nämlich die Menschen und ihre Not.
- Die zweite Last der Propheten ist die Last der Ordnungshüter. (Umgekehrt ist das Charisma der Propheten die Last der Ordnungshüter.) In Num 11,26-30 ist nachzulesen, was geschieht, wenn die Propheten den Tonangebenden zur Last werden: Josua will ihnen den Mund verbieten. Die mildeste Art der Liquidation, so Norbert Lohfink, ist die Integration im Klerus.
- Die dritte Last der Propheten ist und bleibt die Unberechenbarkeit Gottes.

Diese ist die schwerste Last der Propheten. Nicht einmal Gott hört auf die Propheten. Er macht, was er will.

Eine Gewissheit als Erinnerung: ER, der die Verbarrikadierung überwindet.

An jenem fernen Ostermorgen war die Stimmung der Jesusleute noch bedrückter als die der Kirche in Deutschland 2011. Es waren nur wenige Jüngerinnen und Jünger, die sich auf den Weg zum Grab ihrer Hoffnung machten. Die allermeisten verbarrikadierten sich ängstlich oder zogen resigniert ihres Weges. Doch dann erschien ihnen allen, den Propheten und den Nicht-Propheten unter den Jesusleuten, der Auferstandene.

Die Begegnung mit dem Auferstandenen ist nicht machbar oder programmierbar. Sie ereignet sich, so lehrt uns die Emmaus-Erzählung, im Unterwegssein. Prophetische Existenz heißt auch dies: Unterwegssein und im Unterwegssein bleiben. Lukas berichtet, dass die ersten Christen „Menschen des Weges“ (Apg 9,2) genannt wurden. Die erste Berufung eines Christen ist die Bewegung, sind Aufbruch ins Leben und die Neugestaltung der Welt im Geiste Jesu.

Marion Tumbrink

## In memoriam Edward Schillebeeckx OP

Bericht über ein internationales Symposium in Münster

„In memoriam Edward Schillebeeckx OP (1914-2009). Impulse für Theologien des 21. Jahrhunderts“: Unter diesem Titel trafen vom 9. bis 11. Dezember 2010 in Münster Dominikaner und Dominikanerinnen aus ganz Europa zu ihrem fünftem Theologischen Symposium zusammen. Zum ersten Jahrestag des Todes des flämischen Dominikaners stellten sich die Symposiumsteilnehmer und -teilnehmerinnen die Frage, in welcher Hinsicht die Theologie des international bekannten Konzilstheologen auch für die Zukunft fruchtbar gemacht werden könne. Initiiert und organisiert wurde die Tagung vom Institut M.-Dominique Chenu – Espaces Berlin (Thomas Eggenberger OP) in Kooperation mit der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Kapuziner in Münster (Thomas Dienberg OFM Cap) und dem Lehrstuhl für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Ulrich Engel OP).

### Kontroverse um den Erfahrungsbegriff

Nachdem Robert Schreiter C.P.P.S (Chicago), ein guter Kenner und langjähriger Begleiter Schillebeeckx', in einem ersten Vortrag einen Einblick in Leben, Werk und Zeitgeschichte gegeben hatte, begann die Diskussion mit der Auseinan-

dersetzung zu einem bei Schillebeeckx zentralen Begriff, dem der Erfahrung. Auf das von Carsten Barwasser OP (Rom) vorgestellte transzendentalphilosophische Freiheitsverständnis äußerte Erik Borgman OPL (Utrecht) kritisch, dass es sich beim Freiheitsbegriff Schillebeeckx' nicht um eine (wie von Barwasser dargestellt) transzendente Freiheit handele, sondern vielmehr um eine konkrete. Wäre sie nämlich transzendental, so Borgman, handelte es sich um eine bedingte Freiheit, die das Sprechen über Gott unmöglich mache. Wo Barwasser eine Instanz annimmt, welche die Erfahrung von außen kontrolliere, finde sich Gott bei Schillebeeckx eher in der Erfahrung selbst, so der Niederländer. Bernadette Schwarz-Boennecke (Mainz) erläuterte den Erfahrungsbegriff als interpretierende Wahrnehmung. Das widerfahrende Moment in der Erfahrung gelte es zu benennen und anzunehmen. Das „Es“ („Es“ widerfährt mir ...) habe seinen Ort exakt zwischen Widerfahrnis und Benennen. Der Erfahrungsbegriff impliziere zwar das „Es“, jedoch kenne Schillebeeckx keine genuin religiösen Erfahrungen. Religiös seien sie nur insofern, als dass sie vor einem bestimmten Hintergrund als solche interpretiert werden. Wie das „Es“ jedoch zu erkennen sei, darauf liefern die Texte Schillebeeckx' keine Antwort – so die einhellige Meinung der Anwesenden.



## Die Situation der Menschen als Ort des Wirken Gottes

Schillebeeckx habe den Erfahrungscharakter unseres Wissens akzeptiert, so führte Andre Lascaris OP (Huissen) aus. Die Offenbarung Gottes komme nicht in himmlischen Zeichen zu uns, sondern sie begegnet in den Menschen. Schillebeeckx bekennt seine Loyalität zur Welt. Die menschlichen Erlebnisse und deren Interpretation ändern sich fortwährend. Somit ist auch die Tradition nicht abgeschlossen, sondern entwickelt sich immer weiter. In Konsequenz dieses Erfahrungscharakters des Religiösen wird eine Hermeneutik unausweichlich. Sie nähert sich immer wieder neu der aktuellen Situationen an. Diese Hermeneutik finde sich, so Ulrich Engel OP (Berlin), auch in der dominikanischen Predigt. Anders als die amtliche interpretiere die dominikanische Predigt das Wort Gottes auf den Menschen hin, anstatt es auf die Situation der Menschen hin auszulegen. Die Situation der Menschen als Ort des Wirkens Gottes sei der Ansatzpunkt für die Predigt der Dominikaner. Engel betonte, dass dabei die Normativität der Schrift nicht in Frage gestellt werde.

## Neuorientierung der Theologie in der gegenwärtigen Kultur

Manuela Kalsky (Amsterdam) zeichnete Schillebeeckx als einen lernenden Theologen, der sich klar für eine Hermeneutik des Zuhörens ausgesprochen habe. Kalsky und Maximilian Halstrup (Münster) stellten in ihren Beiträgen heraus, dass der Ort des Theologen bzw. der Theologin mitten in der Welt sein müsse. Nur durch das Aufeinandertreffen von Leben

und Lehre ließe sich nach der Wahrheit suchen. Der gläubige Mensch, so betonte Halstrup, sei immer auch ein Wesen der Kultur, in der er sich vorfindet. Eine erfahrungsgebundene und lebensweltlich verantwortete Neuorientierung der Theologie in unserer Zeit sei unabdingbar, da Theologie immer adressatenorientiert profiliert sein müsse. Nur so könne laut Schillebeeckx eine Daseinsorientierung in der jeweiligen Zeit aufgezeigt werden. Ein Rückzug der Kirche aus der Öffentlichkeit würde dazu führen, dass kulturelles Leben und Glaubensleben auseinanderfallen würden. Halstrup sieht die theologische Forschung vor die Aufgabe gestellt, der digitalen (R)Evolution in der theologischen Arbeit Raum zu geben. Halstrup (<http://mimaxxblog.blogspot.com/search/label/Gott>) wie auch Kalsky ([www.nieuwwij.nl](http://www.nieuwwij.nl)) zeigten an ihren vorgestellten Projekten Vorteile und Möglichkeiten des digitalen Raumes für die Kirche auf.

## Spuren Gottes in der Welt

Borgman, der in seinem Vortrag die Ekklesiologie Schillebeeckx' beleuchtete, wies darauf hin, dass Kirche nicht nur so gedacht werden darf, wie sie idealiter sein sollte, sondern dass sich mit der Kirche in ihrer real existierenden Gestalt auseinandergesetzt werden müsse. Die Geschichte spiele in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle, da Neues nur durch Bekanntes erkannt werden könne, doch müsse sie auch nach vorne hin offen sein. Kontinuität böten dabei die Sakramente als Quelle und Instrument der Kirche, in welchen die Anwesenheit Gottes immer wieder bewusst und uns seine Menschwerdung aufgezeigt werde. Mit diesem Wissen



treten Christen der Realität gegenüber und suchen nach Spuren des Transzendenten in der Welt. Im Sinne von Vera Donnelly OP (Dublin) sind die Sakramente als die sichtbare Gestalt des Transzendenten zu deuten. Für Lascaris wie auch für Geraldine Smyth OP (Dublin) ist die bedingungslose Vergebung eine solche Spur Gottes in dieser Welt. Dass einem vergeben wird und man angenommen ist, kann intensives Erlebnis von Transzendenz werden. Denn es gibt eine religiöse Tiefenstruktur der Vergebung; Christen bedürfen dieser nicht zuletzt auch, um den Wunden (in) der Kirche zu begegnen.

### Plädoyer für ein neues Ernstnehmen der Geschichte

Ähnlich wie Borgman forderte auch Hadewych Snijdewind OP (Nijmegen) zum Ernstnehmen der Geschichte auf. Zugleich plädierte sie für eine Offenheit gegenüber neuen Situationen (in) der Kirche. Sich auf neue Situationen einzulassen sei keine Gefahr, keine neue Theologie, vielmehr gehe es um eine neue Sprache. Kirche erschöpfe sich nicht nur in der Interpretation der Schrift, sondern sei genuin auch Wirklichkeits- und Geschichtsinterpretation. Jesus Christus nachzufolgen bedeute dann, sich immer wieder auf neue Situationen einzulassen und auch Aspekte zu betrachten, die in der Zeit Jesu noch kein Problem darstellten. So sind laut Snijdewind bei Schillebeeckx Reflektion und Praxis wichtig, um die Verhältnisse der Zeit zu erkennen und von dort aus auf Jesus Christus zu gucken. Auch Johann Baptist Metz (Münster), der am Ende des zweiten Tages in einer öffentlichen Abendrunde mit den

Symposiumsteilnehmern und -teilnehmerinnen ins Gespräch kam, betonte die Wichtigkeit der Geschichte. Für die Theologie sei sie von großer Bedeutung, allerdings dürfe die Geschichtlichkeit dabei nicht bloß individual-anthropologisch betrieben werden. Metz stellte die Frage, ob Schillebeeckx in der Lage gewesen wäre, von einer mystischen Politik zu sprechen.

### Mystik und Politik

Diese Frage aufgreifend unternahm Thomas Eggensperger OP (Berlin) eine Relecture des Werkes „Weil Politik nicht alles ist“. Menschlichen Sinnerfahrungen eigne nach Schillebeeckx Offenbarungsqualität; damit seien diese auf das Hu-

#### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

manum ausgerichtet. Wieweit aber, so fragte Eggensperger, können wir heute, im Zeitalter der Säkularisierung, dem Bereich des Religiösen noch ein wesentliches Surplus gegenüber einer autonomen Ethik zusprechen? Pierre-Yves Materne OP (Paris / Louvain-la-Neuve) untersuchte die Relationen zwischen Mystik und Politik bei Metz und Schillebeeckx. Unter Berücksichtigung der Aspekte Leid und Kontrasterfahrung sowie Alterität und Praxis der Nachfolge kam er zu dem Schluss, dass Metz und Schillebeeckx gleichermaßen als Theologen zu gelten haben, die versuchen, mit dem

Gesicht zur Welt ihre Gottesrede zu betreiben. Hierbei kennzeichne sie eine besondere Sensibilität für das Leid. Mystik und Politik seien nicht zu trennen, sondern in dialektischer Weise zu denken. Dies aufgreifend stellte Angel Mendez Montoya OP (México) das Ineinander von Mystik und Politik bei Schillebeeckx heraus. Gott sei nach Schillebeeckx radikal vertraut mit Schöpfung und Menschheit. Gott lade die Menschheit ein, den Zirkel von Gewalt und Ungerechtigkeit umzukehren und eine gemeinsame, alle einschließende Herrschaft des Friedens und der bedingungslosen Liebe zu „performen“.

### **Der rote Faden der Diskussionen**

Nach Christian Bauer OPL (Tübingen) kulminiert die Theologie Edward Schillebeeckx' im Spannungsbegriff der

„profanen Heiligkeit“. Bauer las dessen Ansatz in einer Parallelisierung zu Karl Rahner (darin Metz ähnlich) als eine Theologie der Entsakralisierung. Insofern ein solches theologisches Programm in der Autonomie der sozialen Wirklichkeiten verwurzelt sei, nehme der schon thematisierte Erfahrungsbegriff eine zentrale Position in ihr ein. Der Begriff der Erfahrung war es denn auch, der sich wie ein roter Faden durch die Debatten des Symposiums zog und als „disclusion“ benannt wurde. Stefan Knobloch OFMCap (Mainz) warnte abschließend vor der Gefahr, mit der Betonung der Erfahrungsdimension letztlich bei sich selbst zu bleiben. Nicht Erfahrung dürfe das erste Wort sein, sondern Offenbarung, die immer von außen komme. Damit war zum Ende der Tagung die von Barwasser eröffnete Anfangsdiskussion wieder aufgenommen.

## Aus dem Vatikan

### **Hl. Johannes von Avila wird voraussichtlich zum Kirchenlehrer erhoben**

Der heilige Johannes von Avila wird voraussichtlich zum Kirchenlehrer erhoben. Das teilte die Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse mit. Johannes von Avila, geboren um 1500 bei Toledo, galt als charismatischer Prediger und hatte Einfluss auf viele bedeutende kirchliche Persönlichkeiten seiner Zeit, wie den heiligen Johannes von Gott. Er korrespondierte außerdem mit Ignatius von Loyola und Theresa von Avila. Paul VI. sprach ihn 1970 heilig. Zum Kirchenlehrer könnte Benedikt XVI. Johannes von Avila bereits diesen August auf dem Weltjugendtag proklamieren. (apic)

### **Ernennung in der Missionskongregation**

Papst Benedikt XVI. hat Erzbischof Fernando Filoni zum neuen Präfekten der vatikanischen Missionskongregation (Kongregation für die Evangelisierung der Völker) ernannt. Das gab der Vatikan am gestrigen Dienstag bekannt. Damit wird Filoni Nachfolger des indischen Kardinals Ivan Dias, der das Amt seit 2005 ausübte. Filoni war bisher Substitut im Staatssekretariat des Vatikans. International bekannt wurde Filoni 2003 als Nuntius im Irak. Als einziger ausländischer Diplomat blieb er während des Irakkrieges in Bagdad. (rv)

### **Prälat Erwin Gatz gestorben**

Prälat Erwin Gatz ist am 8. Mai im Alter von 78 Jahren gestorben. Der Kirchenhistoriker war über 35 Jahre lang Rektor am Campo Santo Teutonico in Rom, dem deutschen Priesterkolleg neben dem Petersdom. Gatz veröffentlichte zahlreiche kirchenhistorische Standardwerke, darunter die Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem 18. Jahrhundert, Band 7: Klöster und Ordensgemeinschaften. Seit seiner Pensionierung im Dezember hatte Gatz in seiner Heimatstadt Aachen gelebt. (kna)

### **Papst Benedikt XVI. besucht Deutschland – ökumenisches Treffen im ehemaligen Augustinerkloster Erfurt**

Unter dem Leitwort „Wo Gott ist, da ist Zukunft“ besucht Papst Benedikt XVI. vom 22. bis 25. September 2011 Berlin, Erfurt und Freiburg. Das Leitwort soll zwei zentrale Themen in den Blickpunkt rücken, die Schwerpunkte des Papstbesuchs sein werden: Die Frage nach Gott und nach der Zukunft. Die Begegnung mit Vertretern der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) findet im ehemaligen Augustinerkloster in Erfurt statt, einer der Wirkungsstätten des Reformators Martin Luther. Er lebte dort zwischen 1505 und 1512 als Mönch. Das Kloster wurde ab 1277 durch die Augustiner-Eremiten erbaut. In der Reformationszeit ging es in den

Besitz der evangelischen Kirche über. Die Anlage in der Erfurter Altstadt ist heute ein evangelisches Tagungs- und Begegnungszentrum.

### **Papst: Robert Bellarmin und Alfons von Liguori als Vorbilder für Christen**

Jede Reform der Kirche muss nach Worten von Benedikt XVI. mit der persönlichen Umkehr jedes Einzelnen beginnen. Wer zur Erneuerung der Kirche beitragen wolle, solle sich an den italienischen Kirchenlehrer Robert Bellarmin SJ (1542-1621) halten. Die Gläubigen könnten von ihm lernen, den inneren Kontakt mit Gott und mit Christus zu halten, so der Papst in der Generalaudienz am 23. Februar. Um starre Denkweisen aufzubrechen, verweist Benedikt XVI. auf Alfons Maria von Liguori (1696-1787), den Gründer des Redemptoristenordens. Der Heilige habe sich als Beichtvater gegen einen damals vorherrschenden überzogenen Moralismus und Rigorismus gewandt. Es gebe deutliche Anzeichen für eine „moralische Verwirrung“ und eine mangelnde Wertschätzung dieses Sakraments, sagte der Papst am 31. März bei der Generalaudienz. (kna)

### **Ordensfrau verfasst Meditationen für Papst-Kreuzweg**

Eine Ordensfrau schrieb in diesem Jahr die Meditationen für den traditionellen Kreuzweg des Papstes. Benedikt XVI. beauftragte die Italienerin Maria Rita Piccione, Präsidentin der Föderation der Augustiner-Eremitinnen, aus dem römischen Kloster „Santi Quattro Coronati“ mit der Abfassung der Texte.

Es ist das erste Mal, dass Benedikt XVI. eine Frau mit dieser Aufgabe betraut. Im Jahr 1993 hatte Johannes Paul II. (1978-2005) mit der Benediktinerinnenäbtissin Anna Maria Canopi erstmals überhaupt eine Frau um den Text für die geistlichen Betrachtungen des Kreuzwegs gebeten. (kna)

### **Neue Kommission überprüft Verwaltung der Legionäre Christi**

Eine Kommission aus Vatikan-Mitarbeitern und Ordensmitgliedern soll die wirtschaftliche Situation und die Verwaltung der „Legionäre Christi“ überprüfen. Der päpstliche Sonderbeauftragte für die Ordensgemeinschaft, Erzbischof Velasio De Paolis, habe das Gremium im Februar eingesetzt, teilte der Orden mit. Im Juli 2010 hatte Benedikt XVI. De Paolis zum päpstlichen Sonderbeauftragten für die Ordensgemeinschaft ernannt. (kna)

### **Papst segnet Maron-Statue am Petersdom**

Ende Februar hat Benedikt XVI. an der Außenwand des Petersdoms eine neue Statue des Mönchvaters Maron gesegnet. Die Figur zeigt den heiligen Eremiten, der an der Schwelle zum fünften Jahrhundert in Nordsyrien lebte und auf den sich die mit Rom verbundenen Maroniten zurückführen. An der kurzen Zeremonie an der Außenapsis der Vatikanbasilika nahmen der maronitische Patriarch Kardinal Nasrallah Sfeir und der libanesische Staatspräsident Michel Suleiman teil. (kna)

# Aus der Weltkirche

## Internationales

Der Jesuiten-Flüchtlingsdienst wirft der Europäischen Union vor, Tausenden Flüchtlingen ihre Rechte vorzuenthalten. Betroffen seien unter anderem Menschen, deren Asylantrag abgelehnt wurde, aber auch illegale Einwanderer und sogar offiziell anerkannte Flüchtlinge, erklärte die Organisation Ende März in Brüssel. So fehle es an Wohnungen, Arbeit und sozialen Dienstleistungen, vor allem mangle es am Zugang zu Gesundheitsdienstleistungen und Bildung. Die EU-Staaten müssten dem entgegenwirken, verlangt der Flüchtlingsdienst. (kna)

## Irland

Bischöfe und Ordensleute sind erleichtert über den Anfang Mai 2011 publizierten dritten Jahresbericht des Nationalen Rates für den Schutz von Kindern in der katholischen Kirche in Irland. Der Report bescheinigt der Kirche, in den letzten beiden Jahren wirksame Schritte gegen Kindesmissbrauch durch Kleriker eingeleitet zu haben. Besonders die Ausbildungspolitik für Kirchenleute habe sich gebessert, heißt es in einer gemeinsamen Note der irischen Bischöfe, der Konferenz der Ordensleute und der Union der Missionare Irlands. Der „National Board for Safeguarding Children in the Catholic church in Ireland“, von dem der Bericht stammt, wurde nach dem Bekanntwerden zahlreicher Missbrauchsfälle durch Kleriker auf Betreiben der irischen Bischofskonferenz eingerichtet. (rv)

## Spanien

Im nordspanischen Kloster Santa Lucia bei Saragossa wurden bei einem Einbruch Anfang März rund eine halbe Millionen Euro gestohlen. Das Geld war, offenbar überwiegend in Form von 500-Euro-Scheinen, in Plastikmüllsäcke verpackt. Die 16 Zisterzienserinnen des Klosters widmen sich neben dem Gebet vor allem der Restaurierung alter Bücher und Manuskripte, weswegen die Polizei auch bezüglich der Herkunft der unerwarteten Geldsumme ermittelte. Eine erste Vermutung: Eine der Schwestern, Sr. Isabel Guerra Penamaria, ist landesweit als „malende Nonne“ bekannt, die neben Auftragsmalereien auch ihre religiösen Gemälde ausstellt und verkauft. Spanischen Medien zufolge kostet ein Exemplar etwa 48.000 Euro. (kna)

## Schweiz

Wegen Unregelmäßigkeiten bei den Einnahmen der weltberühmten Stiftsbibliothek St. Gallen hat die zuständige Finanzbehörde Strafanzeige gegen Unbekannt eingereicht. Das meldete die Schweizer katholische Nachrichtenagentur kipa am 12. Mai 2011 unter Berufung auf den Administrationsrat des Kantons St. Gallen. Die strittige Summe bewege sich im fünfstelligen Bereich, erklärte Verwaltungsdirektor Thomas Franck auf Anfrage. Die Stiftsbibliothek ist Eigentum des Katholischen Konfessionsteils des Kantons St. Gallen, der öffentlich-rechtlichen Körperschaft aller Katholiken im Kanton. Die frühere

Fürstabtei St. Gallen geht auf das 7. Jahrhundert zurück und wurde 1805 aufgehoben. Die Bibliothek blieb erhalten; sie enthält etwa 2.100 Handschriften, viele davon aus dem achten und neunten Jahrhundert, 1.650 frühe Drucke (Inkunabeln) sowie 150.000 weitere Bände. Zu den wertvollsten Handschriften gehört der um 820 entstandene „St. Galler Klosterplan“, der idealtypisch die liturgischen, die Wohn- und die Wirtschaftsgebäude in ein harmonisches Verhältnis stellt. Ein besonderer Schatz ist - neben dem prächtigen barocken Bibliotheksbau selbst - auch ein Vater-unser aus der Zeit um 790, das älteste in althochdeutscher Sprache („Fater unser thu bist in himile“). Neben christlichen Handschriften findet sich zudem eine Vergil-Abschrift aus dem vierten Jahrhundert sowie kostbare mittelalterliche Kopien von Werken Sallusts, Ovids und anderer antiker Autoren. (kna)

## Tschechien

In einem Kloster im ostböhmischen Kraliky (Grulich) soll bis Anfang 2012 die erste Gedenkstätte für in der kommunistischen Tschechoslowakei verfolgte Ordensleute entstehen. Die Einrichtung wird laut „Radio Prag“ an die gewaltsame Auflösung der Orden erinnern, die Anfang der 50er Jahre begann. Damals wurden landesweit rund 2.500 Ordensmänner in stalinistische Internierungslager gesperrt. Kern der Ausstellung werden Dokumente über jene rund 550 Ordensleute sein, die bis 1961 in Kraliky eingekerkert waren. Sie gäben auch Auskunft über die Methoden des kommunistischen Geheimdienstes, Ordensmitglieder zu erpressen und zur Zusammenarbeit mit dem Spitzeldienst

zu nötigen. Ergänzt werden soll die Ausstellung durch Erlebnisberichte der wenigen Überlebenden. (kna)

## Türkei

In den Rechtsstreit des syrisch-orthodoxen Klosters Mor Gabriel um Grundstücksfragen hat sich Ende März 2011 der türkische Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan eingeschaltet. Laut türkischen Medienberichten empfing Erdogan den Bischof des Klosters, Erzbischof Timotheos, sowie das Oberhaupt der syrisch-orthodoxen Kirche, Patriarch Ignatius Zakka I. in Ankara zu einem Gespräch über den seit Jahren andauernden Konflikt zwischen dem südostanatolischen Kloster und seinen kurdischen und arabischen Nachbardörfern. Bevor staatliche Hilfe zu erwarten sei, müsse aber das Ende der gerichtlichen Auseinandersetzung abgewartet werden. Der Patriarch sagte, er hoffe, dass der Streit nicht vor dem Europäischen Menschenrechtsgerichtshof fortgesetzt werden müsse, sondern vorher beigelegt werden könne. Zuvor hatten Gerichtsurteile zu einer faktischen Teilenteignung des Klosters geführt. Die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) hat das Auswärtige Amt und Bundestagsabgeordnete aufgerufen, für das Kloster einzutreten. (kna)

## Kenia

In der kenianischen Hauptstadt Nairobi sind Mitte März 2011 vier Patres der Comboni-Missionare überfallen und ausgeraubt worden. Eine Gruppe von Männern mit Maschinengewehren sei abends auf das Gelände des Ordens

gestürmt und habe die betagten Priester eine halbe Stunde lang festgehalten, meldete der in Nairobi ansässige kirchliche Pressedienst CISA. Anschließend hätten sie aus dem Haus einen Laptop und eine größere Geldsumme geraubt, die zur Finanzierung von Schülerstipendien bestimmt gewesen sei. Es handele sich nicht um den ersten Raubüberfall auf die Missionare, die mehrere Bildungs- und Betreuungseinrichtungen in und um Nairobi betreiben. (kna)

## Indien

In Indiens größter Universität soll es künftig einen „Mutter-Teresa-Lehrstuhl“ geben. Wie die nationale Bischofskonferenz mit Verweis auf ein Universitätsrundsreiben ankündigte, will das Institut an der Indira-Gandhi-Nationaluniversität künftig einen Ausbildungsgang in Sozialarbeit anbieten, aber auch Forschungsprojekte zu Aids, Flüchtlingen und Vertriebenen, Straßenkindern und anderen sozial Benachteiligten betreiben. Zudem soll die Einrichtung laut Rundsreiben Preise für soziale Dienste im Gedenken an Mutter Teresa ausloben. Die Indische Bischofskonferenz begrüßte die Entscheidung der Universität, die mit 2,8 Millionen Studierenden die größte Hochschule des Landes ist. (kna)

Extremistische Hindus arbeiten mit der Polizei zusammen, meint der Präsident des Rates der indischen Christen, Sajan K. George. Die Polizei hat am 5. April vier Gläubige verhaftet, nachdem eine Gruppe nationalistischer Hindus den Gottesdienst gestört und die Christen auf vulgäre Weise beleidigt habe. Erst am Freitag hatte die Polizei eine Gruppe

von Kindern, die im Kloster „Stella Maris“ die Schule besuchten, stundenlang verhört, nachdem eine nationalistische Hindu-Gruppe Anzeige erstattet hatte. „Sie sind auf die Erfolge unserer sozialen Arbeit neidisch, daher reagieren sie mit falschen Anzeigen“, so der Bischof von Mangalore, Aloysius Paul D’Souza. Die Christen würden nicht wie Bürger zweiter Klasse, sondern wie Feinde behandelt, so der Bischof. (rv)

## Singapur

In Singapurs Kirchen muss für das Singen von Kirchenliedern künftig eine Copyright-Gebühr gezahlt werden. Ein Viertel der 600 Kirchengemeinden in Singapur hätten sich bereits dem Druck der US-amerikanischen Christian Copyright Licensing International (CCLI) gebeugt und Lizenzverträge für Kirchenlieder abgeschlossen, berichtete die Tageszeitung „Straits Times“ im Februar. Je nach Gemeindegröße sollen die Gebühren pro Jahr zwischen umgerechnet rund 50 und 1.950 Euro liegen. Immer mehr Kirchen ersetzen Gesangsbücher laut Bericht durch eine elektronische Anzeige und Projektion von Liedtexten. Diese elektronische Form sei aber nicht durch die von den Herausgebern von Gesangsbüchern abgeschlossenen Lizenzverträge abgedeckt. (kna)

## El Salvador

Rene Emilio Ponce, salvadorianischer Ex-General und einer der mutmaßlichen Drahtzieher eines spektakulären Mordes an sechs Jesuiten, ist am 2. Mai in San Salvador gestorben. Der ehemalige Verteidigungsminister des mittelamerikanischen Landes erlag im Alter von 64





Jahren in einem Militärhospital einer schweren Krankheit. Nach Erkenntnissen der Wahrheitskommission der Vereinten Nationen hatte Ponce 1989 die Ermordung des spanischen Geistlichen und Universitätsrektors Ignacio Ellacuria sowie möglicher Zeugen angeordnet. Bei dem Anschlag am 16. November 1989 tötete die Armee insgesamt sechs Ordensmänner, unter ihnen führende Vertreter der Befreiungstheologie. (kna)

## USA

Die Ordensgemeinschaft der Schulbrüder in den USA hat wegen des Missbrauchsskandals Ende April 2011 Insolvenz angemeldet. Der Orden sei nach Angaben von Opferanwälten mit mehr als 50 Entschädigungsforderungen konfrontiert, berichtet die Zeitung „Seattle Times“ (Onlineausgabe). Es handelt sich um den zweiten derartigen Fall in den Vereinigten Staaten. Zuvor hatte die Jesuitenprovinz im Nordwesten des Landes vor dem Hintergrund von Zahlungen im Umfang von 120 Millionen Euro an rund 500 Opfer ihre Zahlungsunfähigkeit erklärt. Viele der dortigen Missbrauchsoffer waren Indianer oder Ureinwohner Alaskas. (kna)

Die Paulus-Schwester in den USA haben gegen das Erzbistum Boston und Kardinal Sean O'Malley geklagt, um eine Ausgliederung aus der kirchlichen Altersvorsorge zu erwirken. Wie die Tageszeitung „The Boston Globe“ (Onlineausgabe v. 21. März) meldet, wollen die Ordensfrauen durchsetzen, dass entweder ihre Ansprüche an einem diözesanen Pensionsfonds treuhänderisch festgestellt oder aber die eingezahlten Beiträge rückerstattet

werden. Der Fonds war nach dem Börsencrash 2008 in Not geraten. Wie der „Boston Globe“ weiter berichtete, geht es nicht um Versorgungsansprüche der Ordensfrauen selbst, sondern um jene von Angestellten des ordenseigenen Verlagshauses. Medienberichten zufolge hatte das Erzbistum Boston zum Jahresende 2010 seinen Pensionsplan für rund 10.000 kirchliche Angestellte revidieren müssen. Der bereits 2007 voll finanzierte Fonds zur Alterssicherung erlitt demnach durch den Börsencrash ein Jahr später empfindliche Verluste, die bis 2010 noch nicht wieder ausgeglichen waren. Eine Neuordnung des Pensionsplans sah geringere Garantieleistungen für neue Angestellte vor. (kna)

Katholische Frauenorden in den USA stoßen sich an Bonuszahlungen für die Vorstände der Investmentbank Goldman Sachs. Die Ordensschwester von Saint Joseph in Boston, Notre Dame de Namur in Kalifornien, St. Francis in Philadelphia und die Benediktinerinnen von Mount Angel in Oregon hätten eine Anfrage für die Jahreshauptversammlung der Bank im Mai eingereicht, berichtet die Tageszeitung „Daily Telegraph“ am 4. April. Darin forderten die Ordensgemeinschaften, die allesamt Aktien des börsennotierten Unternehmens hielten, eine Überprüfung der Boni. Die Vergütungskommission von Goldman Sachs solle bis Ende Oktober nachweisen, dass die Zahlungen „nicht exzessiv“ sind. Der Vorstandsvorsitzende Lloyd Blankfein, der vor zwei Jahren sagte, Goldman Sachs tue „die Arbeit Gottes“, bekam im vergangenen Jahr umgerechnet 3,8 Millionen Euro Bonus bei einem Jahresgehalt von rund 6 Millionen Euro. (kna)

# Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

## Personelles

Beim Provinzkapitel der deutschen Augustinerprovinz wurde am 26. April 2011 P. Alfons Tony OSA für die kommenden vier Jahre als Provinzial gewählt. Er löst am Pfingstmontag P. Raimund Klinke OSA im Amt ab. P. Alfons wurde 1959 in Bad Mergentheim geboren. 1979 trat er in den Augustinerorden ein und wurde 1987 zum Priester geweiht. Er gehörte bereits von 1991 bis 2003 der Provinzleitung an und war in dieser Zeit Magister des Noviziates. Von 2003 bis 2010 war er als Prior und Rektor Ekklesiae in Weiden, wo der Orden bis zur Auflösung der Niederlassung, ein Internat betrieb.

Die Generalleitung der Schwestern vom Göttlichen Erlöser (Niederbronner Schwestern) hat zum 10. April 2011 Sr. Rosa Fischer zur neuen Provinzoberin der Provinz Deutschland/Österreich der Ordensgemeinschaft ernannt. Sr. Rosa löst in diesem Amt Sr. M. Petra Beck ab.

Der Konvent der Klarissen-Kapuzinerinnen des Klosters St. Klara in Senden hat am 4. März 2011 Sr. M. Fidelis Denter OSC zur neuen Äbtissin gewählt. Sie löst in diesem Amt Sr. M. Gertrud Barthen OSC ab.

Neue Missionsoberin der Dienerinnen des Hl. Kindes Jesu (Handmaids of the Holy Child Jesus) ist Sr. Perpetua Anosike HHCJ. Sie folgt auf Sr. Justina Nda HHCJ.

**P. Dr. Karl Siepen CsSR**



Sein diamantenes Priesterjubiläum feierte der langjährige Schriftleiter der Ordenskorrespondenz, P. Dr. Karl Siepen CsSR, am 31. März 2011 in Köln unter großer Anteilnahme von Mitbrüdern und Weggefährten. Noch bevor er 1962 das Amt des Generalsekretärs der Vereinigung Deutscher Ordensobern und des Deutschen Katholischen Missionsrates übernahm, brachte er den ersten Jahrgang 1960 unserer Zeitschrift heraus. Siepen betreute deren Herausgabe 40 Jahre lang bis 1999.

Bereits seit dem 18. Dezember 2011 ist Sr. M. Antonja Schomberg neue Provinzoberin der Schönstätter Marienschwestern, Provinzialat Borken. Sie folgt in diesem Amt Sr. Gisela-Maria Mues.

Beim Provinzkapitel der Unbeschuhten Karmeliten (Teresianischer Karmel) ist am 26. April 2011 P. Dr. Ulrich Dobhan OCD für eine zweite Amtszeit von drei Jahren zum Provinzial wiedergewählt worden.

Am 29. März 2011 wurde beim Wahlkapitel der Deutschen Provinz des Paulinerordens P. Mirko Legawiec OSPPE zum Provinzial für eine zweite dreijährige Amtsperiode wiedergewählt.

Das Provinzkapitel der Franziskanerinnen von Salzkotten hat Ende März 2011 Sr. M. Hildegard Voß FCJM als Provinzoberin für eine weitere Amtszeit bestätigt.

Das Generalkapitel der Dominikanerinnen von Bethanien, das am 21. März 2011 beendet wurde, hat Sr. Sara Böhrner OP für eine weitere Amtszeit zur Generalpriorin gewählt.

Der Konvent der Klarissen-Kapuzinerinnen in Rosenheim hat am 18. Februar 2011 Sr. Marietta Schmid OSC für eine weitere Amtszeit von drei Jahren zur Äbtissin gewählt.

Während des 19. Generalkapitels der Kongregation der Marienschwestern v.d.U.E. vom 9. bis 21. Januar 2011 in Berlin wurde am 17. Januar die Generaloberin Sr. M. Alma Białek für die 3. Kadenz wiedergewählt.

### **Franziskanische Orden gründen Strategieguppe „Fusionen in Orden“**

Auf Initiative einer Forschungsgemeinschaft bestehend aus der Fachstelle Franziskanische Forschung (FFF) und dem Institut für Kirche, Management und Spiritualität (IKMS) der PTH Münster hat sich eine Strategieguppe zum Thema „Fusionen in Orden“ konstituiert, die sich am 28. Februar 2011 im Franziskanerkloster St. Anna zu einem

ersten Austausch zusammenfand. Sie führt inhaltlich die Arbeit eines Projektes, das mit einem im Oktober 2010 durchgeführten Symposium „Veränderungen als Chance begreifen – Fusionsprozesse in Orden“ initiiert wurde, fort. Mit Konzentration auf zunächst franziskanische Orden soll die Frage bearbeitet werden, welchen Beitrag die franziskanische Tradition zu den strukturellen Veränderungen in Orden und Kirche leisten kann.

### **Ursulinen Düsseldorf verlegen Sitz ihrer Gemeinschaft**

Der Ursulinenkonvent Düsseldorf, der zuletzt in Bad Münstereifel ansässig war, ist nach Köln umgezogen. Die Düsseldorfer Ursulinen sind jetzt im Seniorenzentrum Heilige Drei Könige in der Kölner Schönsteinstraße ansässig.

### **Pastoraltheologisches Institut der Pallottiner feiert 50jähriges Bestehen**

Mitte März 2011 beging das Pastoraltheologische Institut (PthI) der Pallottiner in Friedberg bei Augsburg seinen 50. Geburtstag. In seinem Festvortrag sprach der Mainzer Pastoraltheologe P. Stefan Knobloch OFM Cap. über Möglichkeiten heutiger Begegnung zwischen Kirche und Gesellschaft. 1961 schufen der Pallottinerpater Alfons Fehring und der Pastoraltheologe Josef Milla im Auftrag des Provinzialats der Pallottiner die Einrichtung für die pastoralpraktische Ausbildung junger Ordensleute. 1981 erteilte die Deutsche Bischofskonferenz offiziell dem Abschluss des fünfjährigen Studienganges des PthI die Anerkennung als

„Zweite Dienstprüfung“ (Pfarrexamen). Rund zweitausend Ordenspriester aus verschiedenen Ordensgemeinschaften haben in den vergangenen fünfzig Jahren in Friedberg ihre pastoralpraktische Ausbildung absolviert. Seit zwölf Jahren übernimmt das Institut zusätzlich die Aufgabe, ausländische Priester mit der Seelsorge im deutschen Sprachraum vertraut zu machen, um sie dann in den ordentlichen Studiengang einzugliedern.

### **Sanierung des Zisterzienserinnenklosters Sankt Marienthal schreitet voran**

Die ostsächsische Zisterzienserinnenabtei Sankt Marienthal, die im Sommer 2010 schwere Hochwasserschäden erlitt, kann aufgrund großzügiger Spenden kontinuierlich wieder aufgebaut werden. Zuletzt überwies Anfang März 2011 das Bonifatiuswerk, für Katholiken in der europäischen Diaspora zuständig, rund 110.000 Euro an die an der Neiße gelegene Abtei. Im Zuge der Neißeflut war ein finanzieller Gesamtschaden in Höhe von elf Millionen Euro für das Kloster sowie weiteren 3,5 Millionen Euro für das angrenzende Kongresszentrum entstanden. Seitdem sind jedoch neben zahlreichen Spenden, unter anderem seitens anderer Ordensgemeinschaften, Hilfsmittel von Bund und Land Sachsen eingegangen.

### **Klara-Jubiläumsjahr eröffnet**

am Palmsonntag ist mit der 1. Vesper das „Klara-Jubiläumsjahr“, das 800-Jahr-Jubiläum der Gründung des Ordens der Armen Schwestern der hl. Klara, feierlich eröffnet worden. Damit

gedenkt zugleich die franziskanische Familie des Beginns des franziskanisch-klararianischen Charismas. An einem Palmsonntag hat Klara ihr Elternhaus verlassen, um nicht weiter so leben zu müssen, wie eine adlige Tochter ihrer Zeit zu leben hatte. Sie wollte so leben, wie sie es als Gottes Willen erkannte. Mit der Feier des Jubiläums – so die stellvertretende Vorsitzende der Interfranziskanischen Arbeitsgemeinschaft (INFAG) Sr. Magdalena Krol OSF in den INFAG-Nachrichten – „wollen wir keine segensreiche Vergangenheit feiern, sondern aus dieser vorhandenen Quelle geistlichen Lebens bewusst schöpfen und trinken. So können wir neu erfahren, dass Kontemplation nicht nur in der Zurückgezogenheit, sondern auch ‚auf dem Marktplatz‘ möglich ist, immer dann möglich wird, wenn ich Gott in meinem Alltag wahrnehme“.

### **Meldung zur Sozialversicherung: Neuer Datenbaustein Unfallversicherung (DBUV) ab 1. Juni 2011**

Durch das Unfallversicherungsmodernisierungsgesetz (UVMG) wurde zum 1. Januar 2009 die Meldung zur Sozialversicherung über das DEÜV-Meldeverfahren um einen Datenbaustein „Unfallversicherung“ erweitert. Seitdem müssen bei allen Entgeltmeldungen gegenüber der Einzugsstelle zusätzlich auch Angaben zur Unfallversicherung vorgenommen werden. Schon bisher ohne Probleme war dies bei Postulanten und Novizen möglich. Diese sind in der Unfallversicherung versicherungspflichtig, so dass alle für eine Meldung erforderlichen Angaben vorlagen. Problematisch hingegen war



bislang die Meldung von satzungsmäßigen Mitgliedern, die (atypischerweise) Mangels der Voraussetzungen für die Versicherungsfreiheit rentenversicherungspflichtig, gleichzeitig jedoch nach § 4 Abs. 1 Nr. 3 SGB VII in der Unfallversicherung versicherungsfrei sind. Hier konnte bisher eine Meldung nur über Einzelabsprachen bzw. die Angabe von fiktiven Gehaltstarifstellen erfolgen. Ab dem 1. Juni 2011 wird nun eine neue Version des Datenbausteins „Unfallversicherung“ eingeführt, die es erlaubt auch diese Sachverhalte zu erfassen. In dem benannten Fall kann ab 1. Juni 2011 im Feld „UV-Grund“ die Kennzeichnung „B03“ eingetragen werden. Die Felder „Betriebsnummer der Gehaltstarifstelle“, „Gehaltstarifstelle“, „unfallversicherungspflichtiges Arbeitsentgelt“ und „Arbeitsstunden“ können dann leer bleiben.

### **Kruzifixe in Klassenzimmern staatlicher Schulen verstoßen doch nicht gegen europäische Menschenrechtskonvention**

Die große Kammer des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte hat Mitte März 2011 entschieden, dass ein Anbringen des Kruzifixes in Klassenzimmern von staatlichen Schulen nicht gegen die europäische Menschenrechtskonvention verstößt. Damit trat sie der Entscheidung einer anderen Kammer des Gerichtshofs vom 3. November 2009 entgegen, die im Aufhängen des Kreuzes eine Menschenrechtsverletzung gesehen hatte. Der Gerichtshof hob nun hervor, dass die Mitgliedsstaaten des Europarats die Pflicht haben, die religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen der Eltern zu achten. Dies

schließe die Gestaltung der schulischen Umgebung ein. Bei der Frage, ob Kruzifixe in Klassenzimmern staatlicher Schulen aufgehängt würden, stände den Staaten aber ein ausreichender Beurteilungsspielraum zu. Der Gerichtshof habe daher die Entscheidungen der Staaten auf diesem Gebiet zu respektieren, einschließlich des Stellenwerts, den diese der Religion beimessen, sofern diese Entscheidung zu keiner Form der Indoktrinierung führe. Die Kammer hob hervor, dass ein an der Wand angebrachtes Kruzifix ein seinem Wesen nach passives Symbol sei, dessen Einfluss auf die Schüler nicht mit einem didaktischen Vortrag oder mit der Teilnahme an religiösen Aktivitäten verglichen werden könne. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, begrüßte in einer Stellungnahme die Entscheidung des Gerichts und führte aus: „Der Gerichtshof beweist in der Abkehr von seiner ursprünglichen Entscheidung Sensibilität für die Bedeutung des Kreuzes als religiöses und als kulturelles Symbol wie für unterschiedliche Rechtstraditionen in den Staaten, die die Europäische Menschenrechtskonvention unterzeichnet haben. Für die Identität Europas insgesamt wie auch der europäischen Länder ist es von entscheidender Bedeutung, die eigenen Traditionen und Werte wahren und vermitteln zu können. Das Kreuz ist in besonderer Weise Symbol der wesentlich christlich mitgeprägten europäischen Kultur und ihrer Werte. Es steht beispielsweise für Frieden, Humanität, Solidarität und Menschenrechte, die auch für die säkulare Demokratie unentbehrlich sind. Der Staat muss sich, wenn er nicht seine Identität verlieren will, zu seinen Wur-

zeln, Werten und Traditionen bekennen können, freilich ohne jemandem eine Religion aufzuzwingen.“

### **V.K.I.T. begeht zehnjähriges Jubiläum**

Im Zeichen der Konsequenzen aus dem Missbrauchsskandal stand der zehnjährige Jubiläumskongress des Verbandes der Katholischen Internate und Tagesinternate (V.K.I.T.), der vom 10.-12. März 2011 in Freising stattfand. Im Rahmen der Mitgliederversammlung verabschiedeten die Delegierten eine neue Handreichung zur Prävention bei sexualisierter Gewalt gegen Jugendliche und Kinder. Der darauffolgende Kongress stand unter dem Schwerpunktthema „Die Arbeit mit dem traumatisierten Kind“. In Vorträgen und Workshops beschäftigten sich die Teilnehmer mit psychologischen Grundlagen des Traumas und erhielten konkrete Handlungsempfehlungen zum Umgang mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen.

### **Religionssoziologe nennt Orden als Vorbild für kirchliche Hierarchieordnung**

Im Rahmen der Diskussion um innerkirchliche Reformen hat der Bielefelder Soziologe Franz-Xaver Kaufmann die Orden als Vorbild einer gleichwertigen Beziehung zwischen Amts- und Laientum bezeichnet. Der 1997 emeritierte Wissenschaftler äußerte sich Ende Februar in einem Interview mit der „Frankfurter Rundschau“. Darin gab er zu bedenken, dass das kirchliche Hierarchieprinzip in seiner aktuellen Form sowohl den Ansprüchen modernen sub-

sidiären Organisationsdenkens wie auch der ursprünglichen Form der Hierarchie nicht gerecht werde. Um ein stärkeres Maß an Egalität durchzusetzen, könnten Ordensregeln mit ihrer Betonung einer Unterordnung unter das göttliche Gesetz hilfreich sein.

### **Kloster Eberbach feiert Gründung vor 875 Jahren**

Das unter anderem durch den Film „Der Name der Rose“ bekannt gewordene Kloster Eberbach im Rheingau erinnerte Mitte Februar mit einem Festakt an seine Besiedlung durch Zisterziensermönche vor 875 Jahren. Der Gründungskonvent bestand aus 13 Mönchen unter Führung des Abtes Ruthard. Sie kamen 1136 aus Clairvaux in Burgund nach Eberbach. Im Jahre 1803 mussten die Zisterzienser im Zuge der Säkularisation das Kloster verlassen. Die Abtei ging als Weinbaudomäne in staatliches Eigentum über. Heute ist die Stiftung Kloster Eberbach für die Anlage zuständig. Das Kloster zählt mit seinen eindrucksvollen romanischen und frühgotischen Bauten zu den bedeutendsten Kunstdenkmälern am Rhein. (kna/dok)

### **Recollectio-Haus feiert 20-jähriges Bestehen**

Das Münsterschwarzacher Recollectio-Haus hat in den vergangenen 20 Jahren fast 1.200 Priestern, Ordensleuten sowie hauptamtlichen kirchlichen Mitarbeitern in Krisensituationen geholfen. Die Kurse in dem Haus seien über all die Jahre ständig ausgebucht gewesen, sagte Wunibald Müller anlässlich des Jubiläums. Der Theologe und Psychotherapeut leitet die Einrichtung zusam-





men mit dem Benediktinerpater Anselm Grün. Auch unter Männern habe die Bereitschaft zugenommen, sich helfen zu lassen. Das Haus ist eine Einrichtung der Benediktinerabtei Münsterschwarzach und wird von acht deutschen Bistümern finanziell mitgetragen und gefördert. „Die Diözesen machen durch ihre Unterstützung deutlich, dass sie um die Situation und dabei auch um die Not ihrer Mitarbeiter wissen und

konkret dafür etwas tun“, so Müller. Früher sei das Haus mit kirchlichen Mitarbeitern assoziiert worden, die psychisch krank seien, ihr Amt aufgeben oder den Orden verlassen wollten. „Heute wird das Haus mehr als ein Ort gesehen, an dem die Gäste sich neu orientieren, seelisch und spirituell aufbauen können.“ Sein 20-jähriges Bestehen feierte das Haus am 16. April mit einem Symposium. (kna)

## Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert

### Elfte wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 4. bis 6. Februar 2011

Unter der Leitung von Prof. Dr. Joachim Schmiedl und Dr. Gisela Fleckenstein trafen sich 46 Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus Deutschland, Österreich, Italien und den Niederlanden zur bereits elften Jahrestagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte. Einen Schwerpunkt der Tagung bildeten Beiträge zur Missionsgeschichte und zu Seligsprechungsverfahren von Ordensgründern. Wiederum zeichnete sich die Tagung durch lebhaftes Diskussionsrunden aus. In die Diskussionen wurden vielfach Vergleiche zwischen den Ordensgemeinschaften eingebracht, die so eine Hilfe zur Bewertung und Einordnung des eigenen Themas in den Kontext der gesamten Ordensgeschichte möglich machten. Über die Auswirkungen einer Seligsprechung am Beispiel der Ordensgründerin Mutter Rosa Flesch (1826–1906) referierte die Waldbreitbacher Franziskanerin Sr. Engeltraud Bergmann (vgl. eigener Artikel S. 163 ff.).

Die schon im 13. Jahrhundert gegründeten Dillinger Franziskanerinnen engagierten sich zunächst in der Krankenpflege und mussten 1774 auf bischöflichen Wunsch hin auch eine Elementarschule übernehmen. In der Säkularisation schrumpfte die Gemeinschaft auf wenige Mitglieder, konnte aber unter König Ludwig I. – unter der Bedingung sich in Schule und Krankenpflege zu engagieren – ab 1827 wieder Novizinnen aufnehmen. Alles unter dem Aspekt der Nützlichkeit für den Staat. Dr. Ute Feuerbach (Volkach), schilderte, wie die Dillinger Franziskanerinnen sich weiter ausbreiteten, im unterfränkischen Volkach 1856 zunächst zwei Schulstellen übernahmen und diese dann auf Wunsch der Regierung ab 1860 zu einem Institut ausbauten. Erst waren sie in einem Hospiz untergebracht, doch schon 1858 wurde ein eigenes Klostergebäude errichtet. Die Entwicklung des Instituts wurde in einem Gutachten des



bayerischen Kulturministers Johann Freiherr von Lutz von 1877 kritisch gesehen. In diesem bisher noch kaum beachteten Quelle entfachte Lutz eine Art Kulturkampf in Bayern, indem der Minister die Ordensfrauen durch weltliche Lehrerinnen ersetzen wollte.

Prof. Dr. Reimund Haas (Köln) stellte in einem Werkstattbericht seine Arbeit über die rheinischen Cellitinnen und ihr historisches Erbe vor. Die Cellitinnen sind der weibliche Zweig der Alexianer und sie befolgen die Regel des hl. Augustinus. Sie gründeten im Rheinland zwischen 1291 und 1844 zwölf Klöster, von denen heute noch sechs bestehen. Da sich die Frauen der ambulanten Krankenpflege widmeten, wurden sie in der Säkularisation nicht aufgehoben. Am Beispiel von zwei Klöstern (Klein St. Ursula in Köln und St. Elisabeth in Düsseldorf) wurde deren wechselvolle Geschichte geschildert. Die Cellitinnen haben einen starken Rückgang ihrer Mitglieder zu verzeichnen und in den sechs Klöstern leben ca. 270 Schwestern mit einem Durchschnittsalter von über 75 Jahren. Die Einrichtungen – meist Krankenhäuser, Altenheime und Kindergärten – sind in neue Trägerschaften übergegangen. Der Referent stellte zwei inzwischen verzeichnete Archive der Cellitinnen vor (Kölner Cellitinnen in der Severinstraße 2008 und Neusser Augustinerinnen 2010).

In Leutesdorf am Rhein arbeitet auch heute noch die Katholische Schriftenmission, die von Johannes Maria Haw (1871-1949) dort gegründet wurde. Prof. Dr. Joachim Schmiedl (Vallendar) stellte Aspekte einer Biographie von Haw vor. Der Trierer Priester wurde mit seiner Schrift „König Alkohol“ zum führenden Kopf der Mäßigkeitsbewegung und sag-

te dem Alkoholismus den Kampf an. Im Weinort Leutesdorf entstand ein erstes Sanatorium für Alkoholabhängige. Haw gründete mehrere Zeitschriften für unterschiedliche Zielgruppen und ab 1927 erhielt die Katholische Schriftenmission ihre offizielle Anerkennung durch die Bischofskonferenz. In Zusammenarbeit mit Jesuiten und Kapuzinern engagierte sich Haw auch in der Exerzitienbewegung und richtete dafür das „Christkönighaus“ in Leutesdorf ein. Der von ihm schon 1919 gegründete Johannesbund, in dem sich Priester und Laien im sozialen Bereich einsetzten, übernahm 1924 ein Haus in Berlin, um sich um die Gestrandeten der Großstadt zu kümmern. Johannes Haw war ein Priester mit vielen Ideen, aber ihm fehlte die Konzentration auf ein Apostolatsgebiet. Er wurde von den Nationalsozialisten mit seiner Arbeit als staatsfeindlich eingestuft. Der Johannesbund wurde 1941 aufgelöst, doch Haw gelang nach Kriegsende eine Wiederbelebung. Heute noch aktiv sind die beiden von ihm gegründeten Ordensgemeinschaften der Johannesschwestern von Maria Königin (1919) und die Gemeinschaft der Missionare vom heiligen Johannes dem Täufer (1948). Ein Seligsprechungsverfahren für Johannes Haw wird im Bistum Trier eröffnet.

Christine Egger (München) stellte die Arbeit der 1884 von dem Schweizer Andreas Amrein gegründeten Missionsbenediktiner der Abtei St. Ottilien in Ostafrika im Ersten Weltkrieg vor. Die Ottilianer wurden vor allem als transnationale Organisation gesehen, die über Europa hinaus Kontakte knüpfte und mit ihrer Arbeit und ihren Kontakten Kontinente verband. Missionare bildeten eine stark vernetzte Berufs-



gruppe. Diese Transnationalität war ein wesentlicher Aspekt für das Überleben in Ostafrika in und nach der Kriegszeit. Viele der dortigen Brüder wurden zur deutschen Schutztruppe in Ostafrika einberufen und in das Kriegsgeschehen, welches 1916 auch die Kolonien erfasste, verwickelt. General Lettow-Vorbeck kapitulierte im November 1918 und die Alliierten nahmen die Missionsstation der Benediktiner ein. Die Mönche wurden interniert oder unter Hausarrest gestellt. Die deutschen Ordensleute galten als Zivilgefangene und wurden ausgeschifft. Sie kehrten später in ihre Heimat zurück. Bei Kriegsausbruch waren 140 Missionare in Ostafrika. Davon konnten nur drei Benediktiner mit schweizer Staatsbürgerschaft in Ostafrika bleiben; erst 1926 durften deutsche Mönche zurückkehren. Neue Gründungen, auch in den USA, sicherten die finanziellen Mittel für die Mission. In ihrer Dissertation möchte die Referentin die zweite Generation der Missionare (1922/26-1965) untersuchen und ihre private Netzwerkbildung analysieren. Privatdozent Dr. Klaus-Bernward Springer (Erfurt) stellte erste Ergebnisse seiner Untersuchung über die Mission der deutschen Dominikaner in China zwischen 1914-1954 vor. Die Missionstätigkeit der Dominikaner war nicht primär mit dem deutschen Kolonialismus und Imperialismus verbunden. In den Blick genommen wurden die schon lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil veralteten und rückständigen Missionsmethoden der Dominikaner, die als Missionare glaubten, den Chinesen geistig und technisch überlegen zu sein. In der Präfektur Tingdschou in der Provinz Fukein waren anfänglich drei Dominikaner, die keine Sprachkennt-

nisse hatten (Problem der Inkulturation), für eine Gesamtbevölkerung von 1,2 Millionen Chinesen „zuständig“. Darunter waren knapp 2000 Katholiken. Aufgrund des ersten Weltkrieges konnten nach 1914 keine weiteren Ordensleute entsandt werden. Erst 1920 kam es zu einer personellen Verstärkung; auch durch Ilanzer Dominikanerinnen, die Schule, Krankenpflege und Katechese übernahmen. Das Missionsgebiet war zwischen 1927 und 1949 vom chinesischen Bürgerkrieg betroffen, was die Missionsarbeit schwer beeinträchtigte. Ab 1949 wurden alle Ordensleute aus der Volksrepublik China ausgewiesen. Die Dominikaner setzten 1954 ihre Missionstätigkeit auf Taiwan fort. Die Chinamission der Dominikaner war für die erst 1895 wiederbegründete deutsche Provinz eine materielle und personelle Überforderung. Erst spät beschäftigte man sich mit Erkenntnissen der Missionswissenschaften für die eigene praktische Arbeit.

Dr. Martina Gugglberger (Linz) interviewte 26 Schwestern der Missionarinnen vom kostbaren Blut der Geburtsjahrgänge zwischen 1912 und 1942 im südafrikanischen Durban. In den Interviews verfolgte sie Muster des Erzählens, welche die Grundlage für ein Gruppenportät der Schwestern bilden. Alle Schwestern, überwiegend Deutsche und Österreicherinnen, kamen zwischen 1950 und 1960 nach Südafrika. In den lebensgeschichtlichen Interviews wurden nach der sozialen Herkunft und der Ausbildung gefragt, dann nach dem Klostereintritt und der klösterlichen Ausbildung und Erziehung und in einem dritten Schritt nach dem Erleben der Missionsarbeit in Südafrika (Sehnsuchtsraum). Die Schwestern waren in

Südafrika Zeuginnen von politischen Veränderungen (Apartheid) und in vielen Erzählungen wurde deutlich, dass die Ordensfrauen die Mission als ein reguliertes Abenteuer bewerteten und sich ganz mit ihrer Arbeit identifizierten. Auch im Ruhestand bleiben sie in Südafrika. Die interviewte Gruppe bildet die letzte Generation von Europäerinnen in Südafrika. Ihre Nachfolge haben inzwischen einheimische Schwestern übernommen.

Der Film „Geschichte einer Nonne“ (Regie Fred Zinnemann), der 1959 in die deutschen Kinos kam, löste in der katholischen Welt eine kontroverse Diskussion aus. Dr. Gisela Fleckenstein (Köln) stellte die positiven Bewertungen der Katholischen Filmkommission Deutschlands im „Film-Dienst“ und die Prädikatisierung „besonders wertvoll“ der Filmbewertungsstelle Wiesbaden vor. Diese Besprechungen erfuhren eine heftige Kritik von Ordensleuten, wobei eine in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften abgedruckte Stellungnahme der Vereinigung der Höheren Ordensoberinnen Deutschlands vom Februar 1960 herausragt. Die Ordensoberinnen sahen in dem Film, in dem Sr. Lukas (dargestellt von Audrey Hepburn) nach 17 Jahren ihre Ordensgemeinschaft wieder verlässt, eine große Gefahr für künftige Ordensberufungen, weil der Film nach ihrer Meinung nicht das reale Kloster- bzw. Ordensleben darstellte, sondern nur ein trauriges Abbild bot. In ihrer Stellungnahme schilderten sie das wirkliche, das fröhliche Ordensleben. Der Film – heute ein Klassiker – sollte keine weitere kirchliche Unterstützung erfahren. Der Kinobesucher wurde in dieser Diskussion ratlos zurück gelassen, weil katholische

Zeitschriften nach der ersten positiven Bewertung auch die Stellungnahme der Ordensoberinnen veröffentlichten. Der Kölner Generalvikar versuchte die Filmkommission zu einer Änderung ihres Urteils zu bewegen. Für die Ordensoberinnenvereinigung war die weite Verbreitung ihrer Kritik ein Erfolg in der Öffentlichkeitsarbeit.

P. Harald Weber OFM Cap (Frankfurt) stellte die Rheinisch-Westfälische Kapuzinerprovinz in der Zeit des Nationalsozialismus vor. In seiner Diplomarbeit interessierte ihn besonders, wie die Provinz mit dem Nationalsozialismus umging und inwieweit das politische Geschehen aufmerksam verfolgt wurde. Schon 1932 wurden den Kapuzinern von ihrem Provinzialminister angeraten, sie sollten mit Klugheit und Maß handeln und sie wurden insbesondere zur Mäßigung bei politischen Äußerungen angehalten. Die Provinz traf 1937 ganz konkrete Vorbereitungen für den Umgang mit dem Regime. So sollten z.B. alle Brüder für Notfälle einen Zivilanzug besitzen und sorgte sich um die Unterkunft für alte und kranke Brüder im Falle einer Vertreibung. Seitens der Generalleitung des Ordens gab es für die Provinzleitung das Recht, Dispensen zu erteilen. Betroffen war die Provinz besonders vom Verbot der Sammeltätigkeit. In der Kriegszeit wurden Klöster beschlagnahmt und Räume in Klöstern konfisziert; meist für den Bedarf der Wehrmacht oder des Reichsarbeitsdienstes. Die Kapuziner pflegten in der Regel ein gutes Einvernehmen mit den „Besuchern“. Mehrere Patres wurden jedoch von der Gestapo verhört und inhaftiert. Die ordenseigenen Schulen und Internate wurden geschlossen, was gravierende Auswirkungen für den Ordensnachwuchs hatte.



Erst 1946 konnte wieder ein reguläres Provinzkapitel stattfinden. Letztlich haben die Kapuziner immer versucht, möglichst normal zu leben.

Mit den Kriegserfahrungen der Kamillianer im Spiegel von Feldpostbriefen zwischen 1939-1945 beschäftigte sich Dr. Gerhard Kuck (Rom). In einem Werkstattbericht stellte er die Auswertung von bisher 50 Feldpostbriefen aus einem Bestand von fast 3.000 Briefen vor. Diese Quellengattung steht zurzeit besonders im Fokus der Forschung. Sie bietet eine eigene Form des Erinnerns an und spiegelt subjektive Erfahrungen wieder. Alle Kamillianerbrüder richteten ihre Schreiben an den Präfekten ihrer Ordenshochschule in Münster. In einer ersten Auswertung wurden aus den Briefen Mitteilungen über typische Verhaltensweisen herausgefiltert, so z.B. die Beschreibung von religiösen Feiern, die Schilderung von Lebensbedingungen, der Vergleich zwischen bisherigen Einsatzgebieten (Polen/ Russland). Zusammengestellt wurden dann Berichte über das Alltagserleben im Krieg (Wohnsituation, Kontakte zur Bevölkerung, Verwundete, Gefallene, Reisen im Krieg). Berichtet wurde auch über erhaltene Kriegsauszeichnungen und Beförderungen. Was in den Briefen völlig fehlt, sind Aussagen über die Krankenpflege, die das Hauptbetätigungsfeld der Kamillianer in Friedens- und Kriegszeiten war. Zu den Feldpostbriefen wurden die Rundbriefe an die Brüder im Felde hinzugenommen. Diese dienten der Information und dem Kontakt mit der Heimat. Eine Gewichtung und Wertung dieser Quellen steht noch aus.

Den Abschluss der Tagung bildete ein Bericht von Pater Angel Strada ISch (Vallendar), Postulator im Prozess,

über das diözesane Verfahren zur Seligsprechung von P. Joseph Kentenich (1885-1968), dem Begründer der Schönstatt-Bewegung. Der Prozess für seine Seligsprechung wurde 1975 in Trier eröffnet. Kentenich war eine Persönlichkeit, die stark polarisiert hat. Für den Prozess wurden über 200 Zeugenaussagen eingeholt (positive und negative Stellungnahmen). Für das Verfahren

## Kontakt

Siehe gedruckte Ausgabe.

wurden auch 82 edierte Schriften von Kentenich geprüft, zu denen es keine Beanstandungen gab. Eine Historikerkommission hat von 1999-2007 gearbeitet und unveröffentlichte Schriften gesammelt und ausgewertet (Briefe von oder an Kentenich, Vorträge, Exerzitien und persönliche Dokumente). Insgesamt wurden 30.000 Dokumente zusammengestellt. Vieles davon muss für die Vorlage in Rom übersetzt werden. Der Prozess in der Diözese ist abgeschlossen und die Unterlagen werden zur Weitergabe nach Rom an die Kongregation vorbereitet. Was noch fehlt, ist ein Wunder, welches auf die Fürsprache von Pater Kentenich zurückgeführt werden kann. Auch hier schloss sich eine Diskussion über die Aufwändigkeit und die Kosten eines solchen Verfahrens an.

## ...Neue Bücher

Ursula Dirmeier

### Nicht Furcht, sondern Liebe

Geistliche Lebenskunst mit Mary Ward

Würzburg: Echter-Verl., 2009. – 78 S. – (Ignatianische Impulse 40).

„Ihre Sorgen seien immer endlos gewesen, dennoch sei sie bis über beide Ohren im Vertrauen“ (75), so formuliert die fast fünfzigjährige Mary Ward (1585 – 1645) ihre eigene Haltung dem Leben und Gott gegenüber. Es wundert einen nicht, dass die Lebensgeschichte der Gründerin der sogenannten Englischen Fräulein angefüllt war mit Sorgen, Niederlagen und Neuanfängen. Wollte sie doch einen Frauenorden im Geist des Heiligen Ignatius gründen, gegen die Widerstände einer männlich dominierten römischen Kirche. Und musste sie erfahren, was es im buchstäblichen Sinn bedeutet, um ihrer Gemeinschaftsvision willen ins Gefängnis geworfen zu werden. Ursula Dirmeier, Verfasserin des eingängig zu lesenden Büchleins und selbst Mitglied der Congregatio Jesu, hat ihren Text anlässlich des 400-jährigen Jubiläums der Gemeinschaft geschrieben. Ihr Anliegen besteht darin, die geistige Verwandtschaft zu Ignatius von Loyola aufzuzeigen und anhand von Texten Mary Wards deutlich zu machen, dass deren spirituelle Impulse auch heute für die Glaubens- und Lebensgestaltung im 21. Jahrhundert bedeutsam sind. In vier Kapiteln entfaltet die Autorin die Schwerpunkte von Ward.

Dreh- und Angelpunkt des geistlichen Lebens, damals wie heute, ist die lebendige Beziehung zu einem Gott, der dem Menschen freundschaftlich zugetan ist und sein Bestes will. Gottes wichtigstes Attribut ist nicht seine Ferne oder Fremdheit, sondern vor allem seine unbezweifelbare Gegenwärtigkeit mitten im Alltag des Daseins eines jeden Menschen. Die geistliche Lebenskunst besteht also vor allem darin, sich immer wieder neu in diese Gegenwart hinein zu versetzen und aus ihr heraus zu leben. Mary Ward lädt ihre Frauen ein, alles, aber auch wirklich alles, immer auf Gott zu beziehen und von ihm her zu deuten. So kann es gelingen, in guten wie in bösen Tagen die innere Freiheit nicht zu verlieren, sondern darauf zu vertrauen, dass der Mensch von Gott schon das Seine zur rechten Zeit erhält, was er notwendig braucht. „Wenn Gott als Herr des Lebens begriffen wird, entfällt der Druck, das eigene Leben



ISBN 978-3-429-03194-7  
EUR 7.90

selbst bilanzieren und endgültig bewerten zu müssen“, fasst Dirmeier diese Haltung der vertrauensvollen Gelassenheit zusammen. (26)

Wenn nicht Furcht, sondern Liebe entscheidend sind, dann wird der so befreite Mensch fähig zum Guten. Es geht Ward nicht um das Große, Außergewöhnliche, das wir leisten sollen, sondern um die tägliche Treue im Kleinen und Gewöhnlichen. Das Gewöhnliche soll gut getan werden. Das schon genügt und hilft, dass Gebet und Leben in Einklang stehen. Dabei braucht es sowohl die tätige Mitwirkung des Menschen als auch die Bereitschaft, das Gute von Gott zu empfangen. Mary Ward zeichnet sich durch ihre auffallende Liebe zu den Armen und durch ihren konsequenten Mut gegenüber den Mächtigen aus. Sie ist beseelt vom inneren Feuer der Gottesliebe. Darin wirkt sie ansteckend und auf faszinierende Weise unabhängig.

„Bei Mary Ward haben Unabhängigkeit und Freiheit zwei Stoßrichtungen: unabhängig werden von den Dingen, in dem Sinn, dass man sie auch loslassen kann, und frei werden von Selbsttäuschung und falschen Einschätzungen.“ (45) Im dritten Kapitel entfaltet die Autorin Anweisungen der Ordensgründerin, wie eine solche Freiheit gelingen kann, im rechten Gebrauch der Güter, in der Enttarnung jeglichen Götzendienstes, im Zugang zu Weisheit, Wahrheit und Klugheit. Wo der Mensch authentisch lebt, das heißt, wo sein Reden, Denken und Tun übereinstimmen, da kann er nüchtern, klar und liebevoll der eigenen Wirklichkeit ins Gesicht schauen, die Gewichte seines Lebens bedenken und notfalls korrigieren. Solche Unabhängigkeit wächst zugleich mit der Haltung der Demut, die auch dann nicht aufgibt, wenn die Pläne und Wege durchkreuzt werden oder misslingen.

Getreu dem Motto des Heiligen Ignatius, dass die Liebe in der Mitteilung von beiden Seiten besteht, ist dem Thema Dialog und Kommunikation das letzte Kapitel gewidmet. Gott ist der Allermitteilsamste, und so ist der Mensch eingeladen, täglich alles, was ihm begegnet, unter dieser Perspektive sensibel wahrzunehmen. Das gelingt häufig erst auf den zweiten oder dritten Blick. Kommunikation braucht Achtsamkeit, Geduld, Zeit, die Bereitschaft zu reagieren und beweglich zu sein. Nur so kann die Gnade Gottes am Werk bleiben, selbst wenn menschliches Entscheiden dem zuwider läuft. Mary Ward steht in der heftigen Auseinandersetzung mit der Kirche ihrer Zeit in einer Zerreißprobe, die sie in eine schier unlösbare Spannung stürzt. Dass sie nicht abstürzt und resigniert, ist ihrer unerschütterlichen Gottesgewissheit im Glauben geschuldet. Wer bis über beide Ohren im Vertrauen steckt, der weiß sich eingebettet in schützende Hände. Ein Büchlein, das zu solchem Vertrauen anstiftet und ermutigt.

Elisabeth Thérèse Winter



Leidenschaft für die Menschen

## Margaretha Rosa Flesch

Trier: Paulinus

Bd. 1: Kracht, Hans-Joachim: Leben und Wirken. – 2005. – 480 S.

Bd. 2: Dokumente. Hsrg. von Hans- Joachim Kracht, unter Mitarb. von Wolfgang W. Scherer u. Ulrike Klaes. – 2006. 576 S.

Bd. 3: Dokumente – Niederlassungen – Schwestern – Statistik – Register. Hsrg. von Hans-Joachim Kracht, unter Mitarb. von Wolfgang W. Scherer u. Ulrike Klaes. 2008. – 800 S.

Nach der Französischen Revolution, der großen Säkularisation, den Napoleonischen Kriegen und der im Zeichen einer protestantisch dominierten Restauration erfolgten politischen Neuordnung Deutschlands kam es etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem bemerkenswerten Aufschwung des katholisch-kirchlichen Lebens. Dies äußerte sich deutlich im Bereich des Ordenslebens. Zahlreiche – größtenteils weibliche – Gemeinschaften entstanden, die sich vor allem der bedürftigen Menschen annahmen (Kranke, Behinderte, Arme, Alte, Kinder, Jugendliche usw.). Die katholische Kirche erlebte den sogenannten „(Frauen-)Kongregationsfrühling“. Die Neugründungen waren zumeist im katholischen Milieu verankert, in theologisch-kirchenpolitischer Hinsicht „ultramontan“, nach Rom ausgerichtet und konservativ, in der Wahl der Methoden und Mittel hingegen durchaus innovativ und modern. Rund ein Jahrhundert lang sollten diese Kongregationen mit ihrem großen Engagement das Bild der Kirche in Mitteleuropa entscheidend prägen.

Eine beeindruckende Ordensfrau dieser Epoche war Rosa (Taufname: Margaretha) Flesch (1826–1906), die 2008 seliggesprochene Gründerin der Waldbreitbacher Franziskanerinnen. Am 24. Februar 1826 in Vallendar als Tochter eines Müllers geboren, verlor sie mit sechs Jahren ihre Mutter, woraufhin der Vater wieder heiratete.



**Band 1:**  
**ISBN 3-7902-0332-7**  
**EUR 22.90**

**Band 2:**  
**ISBN 978-3-7902-0334-9**  
**EUR 24.90**

**Band 3:**  
**ISBN 978-3-7902-0335-6**  
**EUR 28.90**

neue Bücher – biographie



Die Familie zog mehrmals im Großraum Koblenz-Neuwied um, bis sie sich 1838 in Waldbreitbach niederließ. 1842 starb der Vater, so dass Margaretha nun Vollwaise war und zum Unterhalt der Familie beitragen musste. Von 1852 bis 1863 arbeitete sie als Handarbeitslehrerin und bereits 1853 suchte sie engeren Kontakt zum Dritten Orden des hl. Franziskus. Ab 1856 schlossen sich ihr Gefährtinnen an, die mit ihr zusammen zur Keimzelle der neuen Ordensgemeinschaft wurden. 1861 begann man mit dem Bau eines Hauses auf dem Kapellenberg, nachdem die bisher bewohnte Klausur an der Waldbreitbacher Heilig-Kreuz-Kapelle der gleichzeitig entstehenden Gemeinschaft der Franziskanerbrüder von Hausen übergeben worden war. Der Trierer Bischof Wilhelm Arnoldi (1798–1864) erteilte Anfang 1863 die Genehmigung zur Gründung einer religiösen Gemeinschaft. Am 13. März 1863 erhielten drei junge Frauen in der Heilig-Kreuz-Kapelle das Ordenskleid und legten ihre ersten Gelübde ab, übrigens – mit bischöflicher Genehmigung – ohne vorausgehendes Noviziat.

In der Folgezeit wuchs die junge Gemeinschaft, die in der Kranken-, Alten- und Armenpflege wie auch in der Erziehung und Bildung tätig war, sehr stark. Schon 1863 kam es zur Eröffnung einer ersten Filiale in Adenau und zu einer weiteren Einkleidungs- und Professfeier. Nach der Bestätigung der Statuten durch Bischof Matthias Eberhard (1815–1876) fand im Oktober 1869 das erste Generalkapitel statt, auf dem Schwester Rosa mit 72 (von 72 gültigen) Stimmen zur Generaloberin gewählt wurde. Sie bekleidete dieses Amt den Statuten gemäß neun Jahre lang. Mit dem vierten Generalkapitel des Jahres 1878 begann ein Weg des Leidens und der Demütigungen für die Gründerin. Durch die neue Generaloberin Schwester Agatha Simons (1837–1915) und den seit 1870 amtierenden geistlichen Rektor Konrad Probst (1844–1915) wurde Margaretha Rosa Flesch innerhalb der Ordensgemeinschaft an den Rand gedrängt und mit niedrigen Aufgaben betraut. Mehrmals wechselte sie ihren Einsatzort (Niederwengern bei Hattingen, Bendorf, Andernach, Waldbreitbach). Eine – nach den Statuten mögliche – Wiederwahl Schwester Rosas zur Generaloberin im Jahr 1881 konnte Rektor Probst durch Manipulation verhindern. Margaretha Rosa Flesch, der man von verschiedener Seite die Gründung einer neuen Gemeinschaft nahegelegt hatte, blieb einfache Schwester bei den Waldbreitbacher Franziskanerinnen. Als sie am 25. März 1906 im Marienhaus in Waldbreitbach starb, zählte der Orden 690 Schwestern, 196 Novizinnen und 41 Postulantinnen in 67 Niederlassungen.

Die vorliegenden drei Bände, die von dem Kirchenhistoriker und Publizisten Hans-Joachim Kracht zusammen mit Mitarbeitern des Zentralen Ordensarchivs der Waldbreitbacher Franziskanerinnen verfasst bzw. herausgegeben worden sind, bieten eine sehr umfangreiche Dokumentation zur Lebensgeschichte und zur Wirksamkeit von Margaretha Rosa Flesch. Band 1 enthält eine Biographie der Ordensgründerin aus der Feder Krachts. Band 2 gibt die von Schwester Marzella Schumann (1859–1927) verfasste Biographie und weitere Quellen wieder. In Band 3 findet sich überwiegend historisch-statistisches Material zur Ordensgemeinschaft (Generalkapitel, Niederlassungen, Kurzbiogramme der Schwestern, Ordensnamen usw.).

Zum ersten Band: Auf die Geleitworte des früheren Trierer Bischofs Reinhard Marx (S. 12–15) und der Generaloberin Schwester Basina Kloos (S. 16f) und das Vorwort des Autors Hans-Joachim Kracht (S. 18–21) folgt eine Einleitung (S. 23–25), die über

einige zeitgeschichtliche Hintergründe, nicht jedoch über Forschungsstand, Quellenlage oder Aufbau der Arbeit informiert. Der eigentliche Hauptteil der Arbeit besteht aus 13 Kapiteln: „Kindheit“ (S. 27–43), „Jugend Waldbreitbach“ (S. 44–74), „Anfänge der Gemeinschaft“ (S. 75–103), „Vorbilder und Weggenossen“ (S. 104–152), „Klosterbauten“ (S. 153–182), „Klosterleben“ (S. 183–276), „Generalkapitel und Wahlen“ (S. 277–298), „Amtsnachfolgerinnen“ (S. 299–312), „Deutsch-Französischer Krieg“ (S. 313–324), „Kulturkampf“ (S. 325–344), „Persönliche Lebensgestaltung“ (S. 345–392), „Krankheit und Sterben“ (S. 393–408), „Nachleben – Wirkungen“ (S. 409–433). In einem Schlusswort (S. 434–437) würdigt Kracht die Gestalt Mutter Rosas. Es schließen sich Verzeichnisse der Abkürzungen (S. 438f), der Siglen (S. 439), der Quellen (S. 440–444) und der Literatur (S. 445–457), ein Biogramm der Ordensgründerin (S. 458–471) sowie ein Verzeichnis von Nachschlagewerken und biographischen Artikeln (S. 472) an. Fotografien und Gemälde von Margaretha Rosa Fleisch, von anderen Personen und von Orten, an denen sich die Geschichte abgespielt hat, veranschaulichen die Biographie (S. 473–480). Es fällt auf, dass der Band keine Fußnoten enthält. Anmerkungen finden sich jeweils in Klammern im laufenden Text, was manchmal die Lesbarkeit erschwert, und am Ende eines jeden Kapitels werden Belege und Literaturangaben geboten. Gelegentlich spricht der Autor in Zitaten (vgl. etwa S. 195–197). Zur Auswahl der Quellen, die bei der Abfassung der Arbeit benutzt worden sind und die im Quellenverzeichnis angegeben sind, ist zu sagen, dass diese zum allergrößten Teil dem Zentralen Ordensarchiv der Waldbreitbacher Franziskanerinnen entstammen und dass andere Archivbestände offensichtlich nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Zum zweiten Band: Auf das Vorwort der Herausgeber (S. 8f) und die Einleitung (S. 10–17), die Informationen zur Quellenlage und zum Aufbau des Bandes enthält, folgt eine Darstellung des Lebens und Wirkens der Rosa-Fleisch-Biographin Schwester Marzella Schumann (S. 18–58). Es schließt sich die Biographie der Ordensgründerin an, die vor allem auf mündlichen Überlieferungen basiert. Im Vorwort (S. 60–71) schildert Schwester Marzella ihre Beweggründe und ihre Arbeitsweise. In insgesamt 18 Kapiteln zeichnet sie das Schicksal der Gründerin auf sehr lebendige Weise nach (S. 72–429), wobei auch die erlittenen Demütigungen klar zum Ausdruck gebracht werden. An diese 18 Kapitel fügen die Herausgeber ein weiteres an: eine Beschreibung von „Krankheit, Sterben und Beisetzung von Mutter Rosa“ (S. 430–445) aus der Feder der Eibinger Benediktinerin Maura Böckeler (1890–1971). Dokumente aus dem Zentralen Ordensarchiv der Waldbreitbacher Franziskanerinnen und aus anderen Archiven (S. 446–527) ergänzen die biographische Darstellung. Im Anschluss finden sich eine Zeittafel zum historischen Kontext (S. 528–540) sowie Verzeichnisse der Abkürzungen (S. 541f), der Siglen (S. 542), der Quellen (S. 543–547) und der Literatur (S. 548–562) wie auch weitere Bilder (S. 563–576). Der vorliegende zweite Band enthält Anmerkungen in der Form von Endnoten: Jeweils am Ende der einzelnen Kapitel bieten die Herausgeber wertvolle Zusatzinformationen.

Zum dritten Band: Auf das Vorwort der Herausgeber (S. 7f) und die Einleitung (S. 9f) folgen Kapitel über „Die Generalkapitel der ‚Franziskanerinnen der Allerseligsten Jungfrau Maria von den Engeln‘ (FBMVA) von Waldbreitbach 1863–1906“ (S. 11–14) und über die „Niederlassungen der ‚Franziskanerinnen der Allerseligsten Jungfrau Maria von



den Engeln' (FBMVA) von Waldbreitbach“ (S. 15–108), „Kurzbiogramme der Schwestern der ‚Franziskanerinnen der Allerseligsten Jungfrau Maria von den Engeln' (FBMVA) von Waldbreitbach“ (S. 109–635), eine Zusammenstellung der „Ordensnamen der Schwestern der ‚Franziskanerinnen der Allerseligsten Jungfrau Maria von den Engeln' (FBMVA) von Waldbreitbach“ (S. 636–649), eine „Statistik der Genossenschaft der ‚Franziskanerinnen der Allerseligsten Jungfrau Maria von den Engeln' (FBMVA) von Waldbreitbach beim Tod von Mutter Rosa Flesch“ (S. 650–683), ein weiteres Biogramm der Gründerin (S. 684–692, weitgehend mit dem Biogramm im ersten Band identisch!) sowie Verzeichnisse der benutzten Nachschlagewerke und der biographischen Literatur (S. 693f), der Abkürzungen (S. 695f), der Siglen (S. 696), der Quellen (S. 697–701) und der Literatur (S. 702–715). Ein Register des gesamten dreibändigen Werks (S. 716–737: Sachregister, S. 738–789: Personenregister, S. 790–800: Ortsregister) rundet dieses ab. Die meisten der im dritten Band verwendeten Quellen entstammen übrigens wieder dem Zentralen Ordensarchiv der Waldbreitbacher Franziskanerinnen.

Hinsichtlich der drei vorliegenden Bände ist zu sagen, dass Mutter Rosa Flesch und die von ihr gegründete Gemeinschaft mit großer Liebe zum Detail dargestellt werden. Sehr positiv ist es, dass Kracht und seine Mitarbeiter auch die schweren Zeiten der neuen Seligen schildern und ihr damit posthum die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihr zu Lebzeiten nicht vergönnt war. Allerdings muss auch angemerkt werden, dass die auf eine möglichst komplette Dokumentation abzielende Arbeitsweise des Autors und der (Mit-)Herausgeber einige Probleme mit sich bringt. Eine straffere und synthetischere Darstellung des Lebens der Ordensgründerin ohne die teilweise vorkommenden Verdoppelungen wäre durchaus sinnvoll gewesen. So darf gefragt werden, ob die Inhalte der ersten zwei Bände nicht in einem einzigen Band angemessen zur Geltung gekommen wären. An manchen Stellen hätte man sich auch eine leserfreundlichere Formatierung gewünscht. Nichtsdestoweniger bietet das vorliegende Werk eine interessante Lektüre über eine besondere Persönlichkeit des kirchlichen Lebens im 19. Jahrhundert. Vor allem wird es auch als Nachschlagewerk wichtige Dienste leisten.

Norbert Wolff SDB

Monique Samuel-Scheyder

## Johannes Cochlaeus aus Wendelstein

Ein Humanistenleben in der Herausforderung seiner Zeit  
Abtei Mariawald: Bernardus-Verlag, 2009. - 202 S.

In der noch jungen Buchreihe Mariawalder Mittelalter-Studien wird im zweiten Band der zu seiner Zeit bekannte und berüchtigte Gegenspieler Luthers, Johannes Cochlaeus von Wendelstein (1479-1552), gewürdigt. Die Verfasserin, die in ihrer breit angelegten französischen Dissertation (Johannes Cochlaeus. Humaniste et adversaire de Luther, Nancy 1993 <Presses univ. de Nancy>, 770 S.) bereits über Cochlaeus gearbeitet hatte, möchte nun auch im deutschsprachigen Umkreis in Auszügen ihrer Promotionsarbeit Leben und Werk des Humanisten aus Wendelstein, nahe Nürnberg, in den Herausforderungen seiner Zeit aufleben lassen und würdigen. Bereits dies darf als ein wünschenswerter Beitrag zur Erforschung der Geistesgeschichte der Renaissance betrachtet werden, denn deutschsprachige Studien zu jener damaligen, aus Franken stammenden wichtigen Vermittlungsfigur zwischen dem hl. Römischen Reich deutscher Nationen und der römischen Kurie sind eher dünn gesät. Die letzte größere Gesamtmonographie stammt von Remigius Bäumer aus dem Jahre 1980 (cf. R. Bäumer, Johannes Cochlaeus (1479-1552). Leben und Werk im Dienst der katholischen Reform, Münster 1980). Da die meisten Studien zu Cochlaeus aus einer „ausschließlich theologischen Perspektive“ (S. 15) heraus geschrieben sind, ergibt sich für die Verfasserin das Desiderat, dem Humanistentheologen in seiner Gesamtheit, unter besonderer Berücksichtigung seines pädagogischen Wirkens, gerecht zu werden, um ihn so ein wenig aus dem Schattendasein eines rein polemischen Gegenspielers Luthers und eines bloßen „Flugschriften-Theologen“ (S. 15) herauszuholen. Damit entspricht sie einem Anliegen, auf das schon Bäumer als noch ein zu würdigendes Forschungsfeld hingewiesen hatte (cf. R. Bäumer, Cochläus Johannes (1479-1552), in: TRE Bd. VIII, 140-146, hier 146: „Erwähnt sei noch seine Bedeutung für die Pädagogik, für die Musik und die Geographie.“)

Die Verfasserin malt in neun Etappen ein buntes Gesamtbild mit dem Versuch, die jeweiligen Hintergründe (Theologie, Philosophie, Wissenschaften, Politik, Gesellschaft) mit einzubeziehen. Gerade das erste und zweite Kapitel beginnen eigentlich viel versprechend. In der Darstellung der Ausbildungszeit und der ersten Zeit als Rektor der Lateinschule in Nürnberg werden biographische Daten galant mit den Hintergründen



ISBN 978-3-8107-9296-9

EUR 14.90

der geistesgeschichtlichen Situation verknüpft. Auffallend sind lediglich die manchmal sehr pauschalen Etikettierungen, so z.B. wenn die Verfasserin auf den Nominalismus zu sprechen kommt (cf. S. 32-41). Zu komplex ist dieses Problem, als dass man mit diesem Etikett einfach so arbeiten könnte, ohne näherhin zu erläutern, was man darunter verstehen soll, denn den Nominalismus hat es so nie gegeben. Schon hier fällt auf, dass unerschwerlich Nominalismus mit einer negativen Konnotation versehen wird, was mehr als bedauerlich ist. Ähnliches gilt für den ideengeschichtlich brisanten Ausdruck einer „duplex veritas“ (S. 57), als ob „Nominalismus“ (welche Vertreter sind gemeint?) so einfach generell selbstverständlich mit der Theorie einer doppelten Wahrheit verknüpft werden könnte.

Die Darstellung der pädagogischen Werke – hierauf sollte ja der Schwerpunkt der Abhandlung liegen – reicht dann jedoch nicht über eine inhaltliche Vorstellung hinaus und als Leser hätte man gerne mehr erfahren, worin denn nun eigentlich die pädagogische Bedeutung des Cochlaeus liegt. Es bleibt eher bei floskelhaften Gesamturteilen wie z.B.: Das Originelle bei Cochlaeus bestand darin, „dass er das humanistische Programm in eine anthropologische Sicht einbaute, die zum großen Teil von der christlichen Philosophie des Mittelalters inspiriert war.“ (S. 43) Bei ihm verbinden sich also Antike und die scholastische Tradition zusammen. Ist dies aber bereits von solch großer Originalität? Und weiter: „So ist die Originalität des Grammatikbuches des Nürnberger Humanisten gerade im Dialog zu suchen, der sich hier zwischen Tradition und Moderne entfacht.“ (S. 69) Jedoch erfährt der Leser nichts darüber, wie und was Cochlaeus eigentlich nun in seinem Grammatikbuch wirklich schreibt und worin dieser Dialog tatsächlich gewinnbringend zum Ausdruck kommt. Somit wird am Ende nicht ganz klar, wo der pädagogisch wertvolle Gehalt des Humanisten aus Wendelstein nun wirklich liegt.

Man gewinnt schließlich den Eindruck, die Verfasserin ist besetzt von einem Bild eines eher düsteren und unaufgeklärten Mittelalters, das durch die Anfänge der Neuzeit endlich gottlob überwunden wurde. Es sei hier nur ein Beispiel herausgegriffen. Hinsichtlich des von Cochlaeus geschriebenen Geographiebuches, das zusammenfassend dargestellt wird, spricht die Verfasserin auf das geozentrische Weltbild des Mittelalters an und kommt zu folgendem Schluss: „Die Überzeugung, nach der sich die Erde im Zentrum des Universums befindet, war zu eng mit den metaphysischen und ontologischen Ansichten des christlichen Denkens verbunden, als dass sie anders als unter dem gebieterischen Zwang mathematischer Daten in Zweifel gezogen werden konnte, die durch die peinlich genaue Beobachtung der Fakten erst mehrere Jahrzehnte später erzielt wurden.“ (S. 84.) Man darf verblüfft vor solch einem weiteren Pauschalurteil stehen. War es doch Nikolaus von Kues (1401-1464), der gerade aus metaphysischer Spekulation seines christlichen Denkens heraus zu der Überzeugung kam, die Erde könne eben nicht Mittelpunkt des Universums sein (cf. *De docta ignorantia* II, cap. 11.). Auffallend ist, dass der Name Cusanus im gesamten Buch auch nicht einmal erwähnt wird und doch gerade er die herausragende Figur darstellt, die zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit sozusagen als Pförtner einer neuen Zeit fungiert. Nicht selten also beherrschen derartig oberflächliche Urteile weite Strecken des Buches. Nach 91 Seiten – knapp in der Buchmitte – sind die pädagogischen Lehrbücher vorgestellt und

es werden dann, immer unter Berücksichtigung der Biographie, die restlichen Schriften präsentiert, die schließlich in den zum Teil sehr polemischen Auseinandersetzungen mit Luther und der Reformationsbewegung bis hin zu den Anfängen des Konzils von Trient münden.

Wer bei diesem Buch eine wissenschaftliche Studie erwartet, der wird sich eher enttäuscht sehen, denn es handelt sich alles in allem „nur“ um eine einleitende biographische Erzählung, die sich an der Werk- und Wirkgeschichte des Cochlaeus orientiert. Durchweg finden sich keinerlei Angaben der jeweiligen Originalzitate. Fußnoten wie auch ein Literaturverzeichnis sucht man vergebens. So lassen sich die Zitate weder überprüfen, noch kann man sie in ihrem Gesamtzusammenhang einordnen und auffinden. Einer wissenschaftlichen Buchreihe, wie es die Mariawalder Mittelalter-Studien sein wollen, wird das Buch also eigentlich nicht ganz gerecht. Zudem hätte man der Verfasserin vielleicht eine bessere Unterstützung bei der deutschen Übersetzung ihrer Arbeit gewünscht. Sehr störend sind z.B. die beständigen Wechsel zwischen Präsens- und Perfektform, die den erzählenden Schreibstil ungelentk erscheinen lassen.

Bedauerlicherweise handelt es sich bei vorliegendem Buch keinesfalls um eine kritische Auseinandersetzung mit dem cochlaeischen Werk. Seine Schriften und sein Denken bleiben unkommentiert. Dies wäre jedoch gerade bei den polemischen Streitschriften mit Luther umso dringlicher gewesen. So gewinnt der Leser den Anschein, als wolle die Verfasserin sich doch auf die Seite des römischen Verteidigers Cochlaeus schlagen. Ob sie damit aber dem historischen Luther nahe kommt, steht auf einem anderen Blatt. Cochlaeus, so heißt es (S. 178), habe vorausgesehen, wohin die lutherische Bewegung führen würde; das mag ja zutreffend sein, aber inwieweit der Duktus Reformation = schlecht und böse, katholische Kirche und ihre Verteidiger = gut, wirklich stimmig ist und man ihm folgen kann und darf, sei dahin gestellt. Jedoch mit solcher Schwarz-Weiß-Malerei (hier Verlierer, dort Sieger und die wahren Verteidiger des Glaubens) wird man der Reformationsgeschichte wohl kaum gerecht. Auch gerade hierin zeigt das Buch seine Schwächen in einem doch eher einseitigen vorurteilsbelastetem Gesamtbild, das gezeichnet wird. So scheint dann schließlich auf, wessen Geistes Kind wohl die Verfasserin ist, wenn sie z.B. lapidar, ja fast dogmatisch endgültig formuliert, feststellt: „die Kirche ist eine hierarchisch organisierte Gesellschaft, für die die Monarchie die einzige Regierungsform ist, da ihr oberstes Haupt, der Papst, von Christus selbst in der Person Petri eingesetzt worden ist.“ (S. 128) Solche Aussagen werden quasi als zeitlose, endgültige Wahrheiten präsentiert, ohne sie kritisch in ihrer Zeit zu verorten. Was aber soll damit eigentlich ausgesagt werden? Wollte die Verfasserin nur unkommentiert Cochlaeus zitieren oder gibt sie hier durchaus auch ihre eigene Meinung wieder? Der Leser erfährt es nicht. Ebenso auffällig wird dann auch unbesehen das Pontifikat Leo X. gerühmt und gewürdigt, er habe der Verantwortung und den moralischen Anforderungen seines Amtes in besserer Weise als seine Vorgänger entsprochen, ja mehr noch, er ging „vorbildlich mit dem Prunk und den Vergnügungen des Hoflebens um, während die Lage der Kirche in ganz Nordeuropa kritisch war.“ (S. 120) Bei solch unkritischen Äußerungen wird der Leser jedoch hellhörig. Wie hier über Leo X. geurteilt wird, entspricht in etwa der Einschätzung eines Altbundeskanzlers Schröder, der Putin das Zeugnis eines lupenreinen Demokraten ausstellte. Wie anders hört sich an, was die reaktionär unverdächti-



gen Historiker A. Franzen und R. Bäumer schreiben, wenn sie zu dem Schluss kommen: „Das Urteil der Geschichtsschreiber über ihn (Leo X.; J.B.E) lautet entschieden negativ. Bedenklich waren hauptsächlich sein Nepotismus, seine luxuriöse Hofhaltung, die Verschleuderung von Kirchengut. ... Wenn auch die angebliche Aussage Leos X.: »Laßt uns das Papsttum genießen, da Gott es uns verliehen hat«, nicht nachweisbar ist, so hat er weithin nach diesen Worten gehandelt. Bei der kirchlichen Auseinandersetzung und der beginnenden Reformation aber hätte die Kirche eines Reformpapstes bedurft, der eventuell die Ausbreitung der Glaubensspaltung hätte verhindern können.“ (A. Franzen, R. Bäumer, Papstgeschichte. Das Petrusamt in seiner Idee und seiner geschichtlichen Verwirklichung in der Kirche, Freiburg-Basel-Wien 31982, S. 286)

Ganz richtig konstatiert die Autorin: „Seine [sc. Cochlaeus] Chronik der Taten und Werke des Reformators sollte zum Referenzwerk für alle späteren eifrigen Gegner des Luthertums werden.“ (S. 13) Aber gerade weil dem so ist, hätte man doch die Gelegenheit ergreifen können, das recht verzerrende und polemische Lutherbild kritisch in den Blick zu nehmen, um so für ein Gesamtbild Sorge zu tragen, dass beiden Kontrahenten gerechter geworden wäre, was wiederum für einen weiteren notwendigen ökumenischen Dialog von Bedeutung sein dürfte. So wurde diese Chance leider vertan, Cochlaeus aus der Schmutzlecke eines rein polemisch agierenden Verteidigers des römischen Papsttums zu holen, um ihn auch für eine eher protestantisch orientierte Seite, jenseits aller Polemik, interessant zu machen. Zu gerne würde man wissen, wie ein heutiger, aufrichtiger Protestant diese Buchlektüre empfindet. Für eine ausgewogene Darstellung des Humanisten hätte es vor allen Dingen bedurft, auch die negativen Seiten deutlich beim Namen zu nennen. Mit kritischen Urteilen und einer distanzierten Sichtweise aber hält sich die Verfasserin auffallend zurück. Stattdessen haftet das Buch an der nacherzählenden Biographie und einer inhaltlichen Kurzfassung der einzelnen Werke. Unkommentiert bleibt das von Cochlaeus gezeichnete Lutherbild stehen, sodass der Leser unweigerlich den Eindruck gewinnen muss, die Verfasserin wolle dieses Bild auch weiterhin verteidigen und aufrecht erhalten (man lese z. B. nur S. 135 u. S. 178).

Cochlaeus zeigte ohne Zweifel großen Einsatz. Man darf ihn wohl zum Kreis derer zählen, die am engsten den Kontakt zwischen den deutschen Kirchenvertretern und der römischen Kurie aufopfernd gepflegt haben und somit hatte er sicherlich auch gewiss auf die Kirche und das Konzil von Trient eingewirkt. Insofern ist er in der Tat bedeutend. Dass er jedoch zu den großen theologischen „Experten“ gehört, „der auf dem Gebiet der Lehre streng orthodoxe Standpunkte vertritt und das Vertrauen Roms besitzt“ (S. 188), darf insofern angezweifelt werden, als er nicht zu den herausragendsten Theologen seiner Zeit zu rechnen ist, auch wenn die Verfasserin diesen Eindruck erwecken möchte. Die Verdienste von Cochlaeus sollten in dieser Studie gewürdigt werden – ein durchaus berechtigtes und gutes Anliegen – jedoch hätte man m. E. darüber eine kritisch-distanzierte Beurteilung von Leben und Werk des Humanisten nicht beiseitelassen dürfen, dessen polemische und verzerrende Lutherdarstellung immerhin das Lutherbild bis in das 20. Jh. hinein geprägt hat, was eben nicht immer nur von Vorteil war. Den Beitrag, den Cochlaeus auf dem Gebiet der Pädagogik, der Musik und der Geographie geleistet hat, wissenschaftlich kritisch aufzuarbeiten, bleibt also nach wie vor ein Desiderat. Das Buch eignet sich sicherlich als lockere Einstiegslektüre für



jemanden, der sich erstmals mit der Person Cochlaeus vertraut machen möchte. Als wissenschaftliche Abhandlung und Auseinandersetzung wird man es kaum empfehlen wollen. Hier würde man dann doch nach wie vor eher auf die Studie von R. Bäumer (s.o.) zurückgreifen, die man etwa zum selben Preis antiquarisch immer noch erwerben kann. Als Buch in einem Schriftenstand, vor allen an den Orten (Nürnberg, Frankfurt, Mainz, Dresden, Breslau, Meißen, Regensburg, Augsburg, Eichstätt), wo Cochlaeus gewirkt hat und sein Andenken wach gehalten werden soll, wäre die Schrift empfehlenswert.

Jan Bernd Elpert OFM

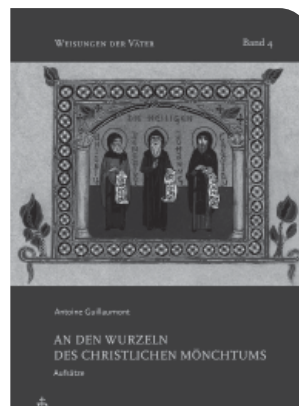
Antoine Guillaumont

## An den Wurzeln des christlichen Mönchtums

Aufsätze

Ins Dt. übertragen von Hagia Wizenrath OSB. – 1. Aufl. – Beuron: Beroner Kunstverl., 2007. – 208 S. – (Weisungen der Väter; 4).

Es ist durchaus möglich, einzelne Aspekte der Spiritualität der verschiedenen Orden einem breiteren Publikum zu präsentieren. Das beweist seit langem die Reihe der Münsterschwarzacher Kleinschriften, und seit einiger Zeit beweisen es die Ignatianischen Impulse. Auch die in der Erzabtei Beuron verlegten „Weisungen der Väter“ schreiten kontinuierlich voran. Versuchen die beiden erstgenannten Reihen meist auf gesellschaftliche oder kritische Fragen des modernen Lebens eine Antwort auf der Grundlage ihrer Ordenstradition zu geben, so verfolgen die beiden Herausgeber der letzteren, der Eremit Gabriel Bunge und der Beuroner Mönch Jakobus Kaffanke, ein anderes Konzept. Sie erinnern – auf den Titel der bekannten von Bonifaz Miller besorgten deutschen Ausgabe der Apophtegmata Patrum anspielend – an die Grundlagen des monastischen Lebens, indem sie geistliche Quellenschriften in deutscher Sprache herausbringen, wichtige ältere Studien neu dar-



ISBN 978-3-87071-162-7  
EUR 14.90

neue Bücher – mönchtum

bieten oder neuere Arbeiten vorlegen. Dabei können sie auf einen Leserkreis aus den im deutschen Sprachraum immer noch zahlreichen Klöstern der benediktinischen Tradition ebenso bauen wie auf viele andere innerhalb und außerhalb des Religiosentums, die dem monastischen Leben mehr oder weniger lose verbunden sind.

Wertvolles wurde auf dem Gebiet des frühen Mönchtums im französischen Sprachraum erarbeitet. Die Rezeption dieser überaus wichtigen Ergebnisse von Gelehrten wie Adalbert Hamman, Andre Jean Festugiere, Adalbert Vogüé oder Antoine Guillaumont fand nur in Fachkreisen statt. Einem breiteren Publikum sind sie nicht zugänglich geworden. Es ist darum äußerst verdienstvoll, dass insgesamt dreizehn Aufsätze des bedeutenden Forschers des Anachoretentums in Ägypten zusammengetragen und ins Deutsche übertragen wurden. Dabei konnten die Herausgeber auf die vom Verfasser selbst besorgte Auswahl zurückgreifen, die er 1996 unter dem Titel „Etudes sur la spiritualité de l'Orient chrétien“ zusammengestellt hatte.

Beeindruckend ist die Vielfalt der Perspektiven, von denen aus der Verfasser auf sein Thema zu blicken vermag: Ebenso kann er über die Archäologie der Standorte in Ägypten genaue Auskunft geben wie über philologische Einsichten in die Schriften des Evagrius Ponticus, einem der einflussreichsten Denker des Anachoretentums. Die konkrete Frömmigkeit des Hesychasmus machte Guillaumont durch seine Studien im Westen wieder bekannter. Schließlich interessierten ihn auch die alltäglichen Verrichtungen der Mönche und ihr Verhalten bis hin zum Lachen und Weinen. All das berichtet er – schöpfend aus einem großen Wissensschatz – lebendig und für jedermann verständlich.

Ein kleines Beispiel: Der Außenstehende mag sich wohl wenig für das Problem der frühen Mönche erwärmen, wie denn das in 1. Thess. 5, 17 geforderte „betet ohne Unterlass“ konkret zu verwirklichen sei, und sich vielleicht gar den anachoretischen Weg des Herzensgebets als eine extreme Lösung ansehen. Guillaumont hingegen gelingt es, diese Weise des Betens als eine Absage an all die damaligen spirituellen Radikalismen (z.B. Abwertung der Arbeit bis hin zur Verweigerung oder Schlafentzug) als eine durchführbare Praxis herauszuarbeiten.

Freilich ließe sich Kritik anbringen: so etwa, dass versäumt wurde, in Fußnoten den neuesten Stand der Forschung mitzuteilen oder auf neuere Literatur hinzuweisen. Dass manche erklärenden Bezüge vorteilhaft gewesen wären; wenn der Verfasser z.B. einen Aufsatz mit den Worten einleitet: „Der Zölibat der Asketen, den ich im letzten Jahr untersucht habe ...“ (60), wüsste der Leser gerne, um welche Publikation es sich dabei handelte.

All das sind aber Nebensächlichkeiten, die man gerne in Kauf nimmt, wenn die Publikation sich dadurch nicht unnötig verzögert und zu einem vergleichsweise günstigen Preis zu haben ist. Denn man muss es den Herausgebern, dem Verlag hoch anrechnen, dass sie ihr spezielles Thema nicht allein für ein Fachpublikum konzipieren, sondern die breitere Leserschaft ebenso im Blick hat. Auch die Übersetzerin Schwester Hagia Witzenrath OSB verdient für Ihre gründliche Arbeit Lob. Selbst der m.W. einzige im Deutschen bereits erschienene Aufsatz „Der Begriff der Wüste bei den Mönchen Ägyptens“ (vgl. die leicht gekürzte Fassung in: GuL 54.1981, S. 121-137) wurde wohl um der größeren Einheitlichkeit im Sprachstil willen neu übertragen. Das ist alles andere als selbstverständlich.

Philipp Gahn

Michaela Puzicha

## Die Heilige Schrift in der Regel Benedikts

Beuron: Beuroner Kunstverl., 2009. – 165 S. – (Weisungen der Väter; 7).

Die im Titel genannte Verbindung wird niemanden überraschen. Welche Ordenstradition wäre stärker auf das Psalmengebet und die gottesdienstliche Lesung verpflichtet als die benediktinische? Auch dürfte geläufig sein, dass die Regula Benedicti (RB) häufig die Bibel als Autorität zitiert. Und doch: Es ist erstaunlich, welchen engen Bezug des einen Textes auf den anderen die Verfasserin, eine der besten Kennerinnen der RB im deutschen Sprachraum, herausarbeiten kann. Ihr Fazit lässt sich vielleicht am besten in der folgenden Bemerkung zusammenfassen:

„Mit einer [...] Zitatenkette [aus der Heiligen Schrift] formuliert Benedikt wesentliche Anliegen seiner Regel und schafft so eine dauernde Präsenz des Bibeltextes. Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass nicht Benedikt die Bibel interpretiert, sondern er bestätigt den Primat des Wortes Gottes.“ (40) Durchtränkt vom ganzen Duktus der Heiligen Schrift ist die RB keine Interpretation, sie ist vielmehr eine Anleitung zur Angleichung an Gottes Wort, indem sie sprachlich vollzieht, was derjenige, der auf die Worte des Ordensvaters hört, zur Tat werden lassen soll: In Gottes Wort begegnet ja Christus selber, den zu lieben nichts vorgezogen werden soll. Es ist von daher verständlich, dass die Verfasserin nicht – wie sich vermuten ließe – den Gebrauch der Bibel in der monastischen Liturgie ins Zentrum rückt, sondern nach einer Einleitung über „die Bindung des Mönchtums an die Bibel“ (12-20) zunächst die sprachlichen Grundlagen (21-69, textliche Basis, Zitation, bibelsprachlicher Duktus) vorstellt, sodann den durch die Regel empfohlenen Umgang mit dem Wort Gottes (70-91, z.B. die Lectio divina) beschreibt, weiter auf die sich daraus ergebenden Wirkungen (92-113) eingeht und schließlich den Alltag im biblischen Horizont deutet (114-157), ehe sie am Ende doch noch knapp auf den „Kernbereich monastischen Lebens, die Liturgie“ (158) zu sprechen kommt. So wird deutlich, dass sich der ganze Mensch Christus anverwandeln soll.

Puzicha, in der Vermittlung benediktinischer Spiritualität geübt, versteht es hervorragend, ihre theologischen Einsichten in einfacher Sprache zu vermitteln. Anschaulich und eindrucksvoll sind auch die tabellarischen Gegenüberstellungen von RB und Bibeltext, die deutlich werden lassen, dass in der RB kaum ein Gedanke formuliert wird, ohne dabei auf biblische Vorbilder, Reden, Psalmverse und Geschichten zurückzugreifen.



ISBN 978-3-87071-190-0  
EUR 13.90

Bedauerlich ist indessen, dass moderne Studien zu dem Thema zwar in einem kurzen Literaturverzeichnis aufgeführt, die Angabe genauer Fundstellen im Text aber vermieden werden. Ein veritables Zitat über acht Zeilen wird etwa mit dem Vermerk „(Chr. Schütz)“ (23) abgeschlossen. Der Urheber Christian Schütz taucht aber nicht einmal bei den Literaturhinweisen auf.

Immerhin bleibt das Büchlein durch den sparsamen Anmerkungsapparat lesefreundlich. Es ist allen am monastischen Leben interessierten sehr zu empfehlen.

Philipp Gahn

## Quellen und Texte zur Benediktusregel

Zusammengestellt und hrsg. von Michaela Puzicha in Zusammenarbeit mit Johannes Gartner und Plazidus Hungerbühler im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz

St. Ottilien: Eos-Verlag, 2007. – 651 S.

Vorliegender Band versteht sich als Ergänzung zum Kommentar zur Benediktusregel, der im Jahr 2002 vom gleichen Herausbergremium verantwortet wurde. Eine präzise Würdigung des imposanten Bandes bleibt den Fachzeitschriften überlassen. Hier sei das Folgende dazu gesagt:

1. Der Band wurde am Institut für Benediktinische Studien erarbeitet, das dadurch einmal mehr seine Vitalität unter Beweis stellt. Anders als der Titel vermuten lassen könnte, sind die Hauptquellen der Regel des hl. Benedikt (RB), nämlich die Bibel und die Magisterregel, nicht berücksichtigt. Die Heilige Schrift ist aber, wie Puzicha in der oben angezeigten Publikation ausführt, geradezu ausgegossen über die RB und ist in deren ganzen Sprachduktus eingegangen. Die Schriftbezüge herauszuarbeiten würde ein Unterfangen wie dieses ganz überfrachten. Zu der Magisterregel hingegen gibt es bereits Synopsen, in welchen „die besondere Beziehung zwischen beiden Texten besser wahrgenommen werden kann“ (7).

Vorgelegt werden in reichem Maße Stellen aus den Kirchenvätern, die in irgendeiner Weise im Bezug zur RB stehen. „Der [...] Textband versteht sich als Ergänzung und Weiterführung zum Kommentar zur Benediktusregel. Die dortigen Stellenverweise bilden den Ausgangspunkt des vorliegenden Textbandes und sind die Grundlage eines



ISBN 978-3-8306-7278-4  
EUR 45.00

Arbeits- und Lektüreprogrammes, das dazu einlädt, den weiteren Zusammenhang der Benediktusregel zu erschließen.“ Allerdings: „Die Stellenangaben in den Regelausgaben und Kommentaren wurden nicht alle in den Textband übernommen [...] Bei einem größeren Teil handelt es sich [...] um rein sprachliche Parallelen zu einer bestimmten Wortverbindung oder literarischen Wendung bei einem völlig unterschiedlichen Kontext, die zwar für den Philologen ergiebig und unverzichtbar sind, aber zum inhaltlichen Verständnis kaum etwas beitragen. [...] Andererseits wurden Texte ausgewählt, die in den vorliegenden Ausgaben nicht aufgeführt sind, jedoch auch ohne im Wortlaut identisch zu sein, thematisch mit dem Inhalt in der Benediktusregel weitgehend übereinstimmen und ihr Verständnis erleichtern. Diese Texte wurden aufgenommen, da sie den monastischen, spirituellen und theologischen Hintergrund beleuchten und den Regeltext in einem neuen Kontext lesen lassen. Natürlich gilt, dass es unsicher ist, ob eine Kenntnis Benedikts vorausgesetzt werden kann oder ob Topoi vorliegen. Dennoch haben sie ihre grundlegende hermeneutische Bedeutung.“ (4/5)

Die Texte werden durchgehend zweisprachig, lateinisch und deutsch, präsentiert. Ebenso wie der Inhalt ist auch die äußere Gestaltung sehr solide. Durch einen festen Einband und die Fadenheftung wird das Buch über viele Jahrzehnte hin seinen Dienst tun können.

2. Das Projekt stand unter der Federführung von Michaela Puzicha. Plazidus Hungerbühler besorgte redaktionelle Aufgaben wie das schwierige Korrekturlesen und die Sorge um die Einheitlichkeit. Sehr lobenswert ist auch die Erstellung eines Autoren- und Werkverzeichnisses sowie eines Stellenregisters, in dem in Umkehrung zum Haupttext die Kirchenväterstellen den Sucheinstieg bilden. Johannes Gartner schließlich hat dort, wo oftmals nötig, Übersetzungen angefertigt. Für alle drei Beteiligten bedeutete dies eine entsagungsvolle Arbeit!

3. Betrachtet man den schweren Band und bedenkt fernerhin den engen Bezug der RB zur Heiligen Schrift, kann das im Hinblick darauf abschreckend wirken, in welcher weiter Ferne der Text der RB zu uns Heutigen liegt. Und wie vieles ist zu bedenken, wenn man dieses schmale Werk des Mönchsvaters richtig verstehen und einordnen will!

Man kann es aber auch anders sehen, – halten wir doch mit der RB einen der größten Schätze der geistlichen Literatur überhaupt in Händen. Jeder einfache Christ kann sie lesen und verstehen – und doch steckt in jedem Vers ein solcher Reichtum der Gedanken und der Bezüge auf das Wort Gottes und die Tradition der Väter hin, dass man auf jeder Seite dieses Quellenbandes aus dem Staunen nicht mehr herauskommt. Und das ist überaus erfrischend.

Philipp Gahn



Ute Leimgruber  
**Der Teufel**

Die Macht des Bösen  
Kevelaer: Butzon & Bercker, 2010. – 205 S.

Die Autorin des obigen Buches „Der Teufel. Die Macht des Bösen“, Frau Dr. theol. Ute Leimgruber, hat in den Jahren 2000 bis 2003 ein Promotionsstudium am Institut für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie an der Universität Graz bei Prof. Dr. Rainer Bucher absolviert und mit einer Dissertation, die mit der Note 1,0 (summa cum laude) bewertet worden ist, abgeschlossen. Die Dissertation mit dem Titel „Kein Abschied vom Teufel. Eine Untersuchung zur gegenwärtigen Rede vom Teufel im Volk Gottes“ ist im LIT Verlag im Jahr 2004 veröffentlicht worden.

Die Autorin verweist auch im aktuellen Buch „Der Teufel. Die Macht des Bösen“ bei den Anmerkungen auf ihre Grazer Dissertation: „Das vorliegende Buch basiert in weiten Teilen auf meiner Dissertation [...]. Dort sind auch all die Anmerkungen und detailreichen Ausführungen zu finden, auf die ich hier um der besseren Lesbarkeit willen zum Großteil verzichtet habe. Die wichtigste Literatur, die ich für dieses Buch über den Teufel zu Rate gezogen habe, findet sich im Anhang. Insbesondere die Schriften von Jürgen Bründl und Jeffrey Burton Russell<sup>1</sup> waren und sind für mein Arbeiten von großem Wert.“ (S. 193)

Der Titel ihrer pastoraltheologischen Dissertation „Kein Abschied vom Teufel“ nimmt Bezug auf die im Jahr 1969 erstmals veröffentlichte kurze Meditationsschrift des Schweizer Alttestamentlers Herbert Haag (1915-2001) „Abschied vom Teufel“<sup>2</sup>, dem die Autorin auch im aktuellen Buch einen Abschnitt im vorletzten Kapitel VIII ihres Buches widmet [= Keine Angstmacherei – Die pastorale Verantwortung der Kirche, S. 145-164]. Sie gelangt am Ende zu der Überzeugung: „Abschied von dem jahrhundertlang propagierten Teufel ja, aber von einem erneuerten und durch die Kritik Haags und anderer gegangenen Begriff Teufel nein“ (S. 164). Im abschließenden Kapitel IX [= Vom Bösen reden – Das Geheimnis in Worte fassen, S. 165-191] versucht sie, eine eigene Antwort auf die Frage nach dem Teufel und dem Bösen zu geben. Allerdings wird man für eine exakte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Thesen von Herbert Haag wohl besser auf die Dissertation der Autorin zurückgreifen.



ISBN 978-37666-1358-5  
EUR 14.90

In der Einleitung des vorliegenden Buches formuliert Ute Leimgruber ihr Anliegen: „Das vorliegende Buch will zweierlei: Es will informieren über die althergebrachten Bilder des Teufels und den Umgang mit ihnen – quer durch die Geschichte – und es will einen Beitrag dazu leisten, wie der Wirklichkeit des Bösen in Bezug auf die Menschen, die damit konfrontiert sind, begegnet werden kann, in Verantwortung vor der Theologie und ihrer Überlieferung“ (S. 12).

Die ersten Kapitel dienen mithin der Information einer breiten Leserschaft: Kap. I Der Teufel in der Gesellschaft (S. 13-23), Kap. II Der Teufel in der Bibel (S. 25-42), Kap. III Der Teufel in der (Kirchen-)Geschichte (S. 43-83), Kap. IV Der Teufel und das Volk (S. 85-99), Kap. V Martin Luther und der Teufel (S. 101-108), Kap. VI Exorzismus und Teufelsausreibungen (S. 109-128) und Kap. VII Der Teufel in kirchlichen Texten (S. 129-143). Vergleicht man diese mit der etwas umfangreicheren „Biographie“ über den Teufel des englischen Journalisten Peter Stanford<sup>3</sup>, wird man weitgehende inhaltliche Parallelen und Übereinstimmungen bemerken. So entspricht das Kapitel V über Martin Luther bei Ute Leimgruber einem Kapitel bei Peter Stanford, das überschrieben ist mit der Überschrift: „Eine Reformation, die nichts änderte“ (S. 196-201). Allerdings gefällt mir persönlich der sprachliche Stil von Peter Stanford besser.

Aus moraltheologischer Sicht bleibt anzumerken, dass auch theologisch gebildete Autorinnen und Autoren erstaunlicherweise über den Teufel, über das sittlich Böse und über die Prädestinationslehre bei Martin Luther schreiben können, ohne auf die Erkenntnisse von theologischen Ethikern zurückzugreifen. Ich darf beispielsweise für die evangelische Seite auf den Beitrag von Svend Andersen zur Ethik Martin Luthers und dem Problem der Willensfreiheit<sup>4</sup> und für die katholische Seite auf den Beitrag von Werner Wolbert<sup>5</sup> verweisen, der anhand der paulinischen Rechtfertigungslehre die vorwiegend konsekutive Sicht der Moral in der evangelischen Theologie mit der vorwiegend finalen Sicht der Moral in der katholischen Theologie vergleicht.

Denn das Problem des Bösen ist aus der moraltheologischen Sicht ein Problem der Gesinnung des Menschen: Der sittlich gute Mensch urteilt und handelt vom moral point of view aus, dem moralischen Beurteilungsstandpunkt. Der sittlich schlechte Mensch urteilt und handelt vom entgegengesetzten Standpunkt des Egoismus aus. Hier setzt die evangelische Sicht der Moral zurecht an: Ein guter Baum bringt gute Früchte, d.h. ein guter Mensch kann gar nicht anders als sittlich gut urteilen und demgemäß handeln; und ein schlechter Mensch – der bildlich gesprochen im Sinne von Martin Luther vom Teufel geritten wird – kann gar nicht anders als sittlich schlecht urteilen und demgemäß handeln.

Joachim Hagel O.Praem.

.....  
1 Gemeint sind: Jürgen Bründl: Der Teufel – eine Wiederaufnahme. Zur Sagbarkeit und Unsagbarkeit des Bösen in der Gegenwart, in: Thomas Franz, Hanjo Sauer (Hg.): Glaube in der Welt von heute. Theologie und Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Band 2: Diskussionsfelder. (FS. E. Klinger), Würzburg 2006,

S. 455-467, sowie: Jeffrey Burton Russell: Biographie des Teufel. Das radikal Böse und die Macht des Guten in der Welt, Wien 2000.

2 Herbert Haag: Abschied vom Teufel [= Theologische Meditationen; Bd. 23], Köln Einsiedeln 1969 [Benzinger]; Herbert Haag: Abschied vom Teufel. Vom christlichen



- Umgang mit dem Bösen, Taschenbuch-Ausgabe, Düsseldorf Zürich 2000 [= 9. Aufl. von 1996].
- 3 Zum Vergleich siehe auch: Peter Stanford: Der Teufel. Eine Biographie [= The Devil. A Biography, London 1996 (Verlag William Heinemann)]. Aus dem Englischen von Peter Knecht, Frankfurt am Main 2000 (Insel Verlag), ISBN-10: 3458170413 und ISBN-13: 978-3458170419I, gebunden, 366 Seiten, ca. 17,99 EUR.
  - 4 Svend Andersen: Die Ethik Luthers, in: ders. : Einführung in die Ethik. Unter Mitwirkung von Niels GrønkJær, Kees van Kooten Niekerk, Troels Nørager, Lars Reuter. Übersetzt aus dem Dänischen von Ingrid Oberborbeck, 2. erw. Aufl., Berlin, New York, S. 102-128., hier bes. S. 120f. (Die Unfreiheit des Willens).
  - 5 Werner Wolbert: Ein guter Baum bringt gute Früchte – Konsekutives und finales Verständnis von Moral, in ders. : Was sollen wir tun? Biblische Weisung und ethische Reflexion [= Studien zur theologischen Ethik; Bd. 112] Freiburg i. Ue., Kapitel 11, S. 191ff.

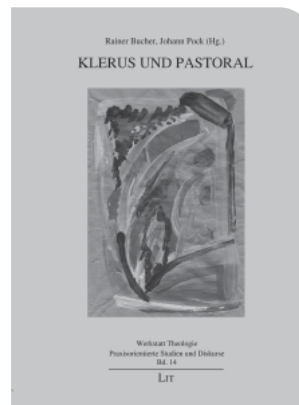
## Klerus und Pastoral

Hrsg. von Rainer Bucher und Johann Pock

Berlin-Münster-Wien-Zürich-London: LIT Verlag 2010, 369 S. – (Werkstatt Theologie. Praxisorientierte Studien und Diskurse – Band 14).

Der vorliegende Sammelband dokumentiert die Vorträge im „Umfeld und im Nachgang“ des pastoraltheologischen Werkstattgesprächs, das der Schülerkreis um Ottmar Fuchs im Sommer 2008 im fränkischen Vierzehnheiligen veranstaltet hatte. Die hier verhandelten „praxisorientierten Diskurse“ über „Klerus und Pastoral“ werden von den Herausgebern sechs größeren Themenfeldern zugeordnet:

1. Teil: Einleitend erörtern sieben Beiträge von Michael Schübler, Barbara Haslbeck, Erika Kerstner, Ottmar Fuchs, Luboslav Kmet/Paulino Jiménez, Michael Plattig und Richard Hartmann aktuelle und grundsätzliche „Gefährdungen“, die das geistliche Amt mit sich bringt: den immer wiederkehrenden Klerikalismus, den sexuellen Missbrauch, falsch verstandene Heiligkeitsideale, Burnoutgefahren, spirituelle Risiken und unsachgemäße bzw. problematische Amtstheologien. Scharfsinnig werden die Probleme diagnostiziert, wie das Festhalten an „machtförmigen Organisations- und Entscheidungsstrukturen“ (S. 12), die mangelnde Solidarität mit den Opfern klerikalen Machtmissbrauchs oder theologisch überholte bzw. prekäre Amtskonstrukte.



**ISBN 978-3-643-50056-4**  
**EUR 24.90**

2. Teil: „Die Grundlagen der Debatte“ um Klerus und Amt machen die beiden folgenden, mehr systematischen Beiträge zum Priesteramt deutlich. Zunächst zeigt Elmar Klinger auf, dass das Zweite Vatikanische Konzil kein „Konzil der Buchhalter“ war, sondern eine geistliche Erneuerung der Kirche in Gang gesetzt hat, indem es u.a. das gemeinsame Priestertum im Volk Gottes als neue Basis für das Amtspriestertum bestimmt hat; diese konziliare Weichenstellung ist aber inzwischen – so Klinger – „in die Hand von Buchhaltern gefallen“; und „Opfer ihrer administrativen Mentalität sind die Priester.“ (S. 109) Der zweite Beitrag von Christian Bauer rekurriert auf die „Priester im Blaumann“, d.h. auf die vorkonziliare Bewegung der französischen Arbeiterpriester. Den bleibenden Beitrag dieser Bewegung sieht Bauer darin, dass sie die Kirche – konziliar bestätigt durch „Gaudium et spes“ – zu einem Ortswechsel herausgefordert hat: Im Sinne einer „messianischen Ekklesiologie“ muss sich die Kirche auf die Fragen und Nöte der Welt einlassen, so dass der Priester gleichsam zum Zeichen der „Heiligkeit im Profanen“ (S. 131ff) wird.

3. Teil: Die hier versammelten drei Beiträge behandeln wichtige Aspekte der „Priester-ausbildung“. Neben den einleitenden, innovativen „Thesen zur Priesterausbildung“ im heutigen Kontext von Rainer Bucher u. Bernhard Körner und der kritischen Motivanalyse von Priesteramtskandidaten in Zimbabwe/Afrika von Canisius Mwandayi besticht hier besonders der zweite Beitrag von Rainer Bucher zur „Geistliche(n) Vaterschaft“, worin ausgehend von kulturkritischen Analysen ein neues Leitbild für „Geistliche Vaterschaft“ skizziert wird, das sich an der Reich-Gottesbotschaft Jesu orientiert und sich angesichts freiheitlicher Gesellschaftsstrukturen gerade den kirchlich-klerikalen Ohnmachtserfahrungen produktiv stellt.

4. Teil: Im Blick auf die „Priester und ihre Praxisorte“ macht Dieter Richarz darauf aufmerksam, welche organisationspsychologischen Probleme die aktuellen Fusionprozesse für Priester beinhalten; Birgit Hoyer und Wolfgang Beck reflektieren über die Zumutungen, die die postmoderne Pluralität an das kirchliche Personal und besonders die Priesterrolle stellt; und Doris Nauer beschreibt, wie die unterschiedlichen pastoralen Akteure ihren Part im Konzept einer „multidimensionale(n) Seelsorge“ spielen und gestalten können.

5. Teil: Die folgenden drei Beiträge machen deutlich, dass die „Klerusdebatte“ auch andere „Pastorale Dienste“ betrifft. Klaus Kießling sieht den spezifischen Beitrag der Diakone darin, dass sie als „verheiratete Geistliche“ (S. 269) das weltkirchliche und diakonische Profil der Kirche stärken. Ute Leimgruber fragt nach der Rolle der Ordensfrauen und sieht in ihnen Laien mit einer ganz spezifischen Sendung. Detlev Schneider-Stengel kommt im Blick auf die Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen zur These, dass gerade diese Berufsgruppe Kirche in kirchenfernen bzw. -fremden Milieus präsent hält.

6. Teil: Die abschließenden vier Beiträge über Erfahrungen und Einsichten zu Klerus und Amt „jenseits der katholischen Kirche“ zeigen nicht nur die Differenzen auf und lassen Alternativen deutlich werden, sondern beinhalten auch wichtige Reflexionsmaßstäbe und Lernimpulse für die katholische Kirche selber. So zeigt Joachim Kügler in religionsgeschichtlicher Perspektive auf, dass die machtkritische Reich-Gottes-Praxis der jüdisch-christlichen Tradition die Alternative zur sonst üblichen Macht-Funktion des Klerus bilden müsste. Irmgard Stanullo erläutert am Beispiel der baptistischen

Kirche das Modell einer nicht-klerikalen Freikirche. Angela Berlis berichtet von ihren Erfahrungen mit der Frauenordination in der Alt-Katholischen Kirche. Und Masiwa Ragies Gunda skizziert das charismatische Amtsverständnis in den unabhängigen afrikanischen Kirchen, woraus sich eine ganz andere, wenngleich nicht unproblematische Beziehung zwischen Amtsträgern und Laien ergibt.

Der sehr lesenswerte und informative Sammelband enthält zwar keine systematisch-theologische Klärung der Amtsfrage, aber er lässt die große Bandbreite der Themen und Fragen sichtbar werden, die sich aus der pastoralen Perspektive – also aus dem Leben der Kirche in der jeweiligen Kultur und Gesellschaft – heute an Klerus und Amt stellen. Zugleich macht der Band auch deutlich, welches innovative Erkenntnispotential in einem pluralitätsoffenen und differenzsensiblen pastoraltheologischen Praxisdiskurs steckt.

Karl Bopp SDB

## L'eucaristia nella tradizione orientale e occidentale con special riferimento al dialogo ecumenico

atti del IX simposio intercristiano, Assisi, 4-7 settembre 2005 / a cura di Luca Bianchi. – Padova: Leopoldo, 2007. – 325 S. – EUR 10.00.

Die Vorträge, die auf diesem Symposium gehalten wurden, stellen das Thema der Eucharistie von vielen Gesichtspunkten aus dar: biblisch, liturgisch, geschichtlich, theologisch, geistlich, ökumenisch und vereinigen praktisch die gesamte Kirchengeschichte von der apostolischen Zeit bis zu unseren Tagen.

Evagrius Ponticus

### Über die acht Gedanken

Evagrius Pontikos. Eingel. und übers. von P. Gabriel Bunge OSB. – 1. Aufl. – Beuron: Beuronischer Kunstverl., 2007. – 80 S. – (Weisungen der Väter; 3). ISBN 978-3-87071-161-0. – EUR 9.90.

Die Aufzeichnungen „Über die acht Gedanken“ gehören zu den beliebtesten Schriften des Evagrius Pontikos. Sie behandeln die acht Hauptversuchungen des Bösen und zeigen ihre unterschiedlichsten Erscheinungsformen: als „Dämon“, als „versucherischer Gedanke“ oder als „Leidenschaft“. Pontikos beschäftigt sich mit der Unterscheidung dieser Versuchungen, die das geistliche Leben in gewisser Weise erst möglich gemacht haben.

Der Band „Über die acht Gedanken“ ermöglicht einen authentischen Einblick in die Spiritualität der Wüstenväter, die zum bleibenden Fundament der heutigen monastischen Welt wurde.

## Die Mönchs- und Nonnenklöster der Zisterzienser in Hessen und Thüringen

Bearbeitet von Friedhelm Jürgensmeier und Regina E. Schwerdtfeger. EOS-Verlag 2011. – 1.768 S. (Germania Benedictina IV/1-2). ISBN 978-3-8306-7450-4. – EUR 98.00.

Der Band mit 1.768 Seiten stellt Leben und Wirken in 57 Mönchs- und Nonnenklöstern der Zisterzienser in Hessen und Thüringen vor. Bis auf acht befanden sich alle Klöster auf dem Gebiet des ehemaligen Erzbistums Mainz. Es handelt sich um den vierten Band der Reihe „Germania Benedictina“ zur Geschichte der Klöster mit Benediktsregel. Der aktuelle Band wurde von Professor Friedhelm Jürgensmeier, dem Leiter des Instituts für Mainzer Kirchengeschichte, und Studiendirektorin Regina Elisabeth Schwerdtfeger bearbeitet. 36 Autoren haben die einzelnen Beiträge des Bandes verfasst.

Der neue Band wolle Anstoß geben für weitere Forschungen, sagte Professor Jürgensmeier. Gerade für vergleichende Forschungen sei es wichtig, dass sowohl die Bände der Reihe als auch die einzelnen Beiträge eine einheitliche Struktur hätten. Neben einem historischen Überblick enthalten die Beiträge zu den einzelnen Klöstern unter anderem Angaben zu den wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Verhältnissen sowie eine Liste der Kloostervorsteher und ein umfassendes Literaturverzeichnis. Besonders dankte Jürgensmeier Studiendirektorin Schwerdtfeger, „die mit großem Können und großer Akribie“ das 149-seitige Register für das Nachschlagewerk erstellt habe.

San Giovanni Crisostomo

### ponte tra oriente e occidente

atti del X simposio intercrisostino, Isola di Tinos (Grecia), 16-19- settembre 2007 / a cura di Luca Bianchi. – Padova: Leopoldo, 2009. – 230 S. ISBN 978-8896579-00-8. EUR 10.00.

Johannes Chrysostomos war der größte Redner der späten griechischen Antike und einer der fruchtbarsten Kirchenväter, ein mutiger und erleuchteter Prediger des Wortes Gottes und ein bemerkenswerter Hermeneut, vor allem aber war er ein eifriger und energischer Seelenhirte.

Die 1600jährige Wiederkehr seines Todes war Gelegenheit für verschiedene feierliche Initiativen; worunter sich auch das Symposium einreicht, welches an Chrysostomos als eine Brücke zwischen Orient und Okzident erinnert. Er war ein privilegierter Zeuge jener Gemeinschaft, die zu seiner Zeit trotz großer Schwierigkeiten die Kirche der beiden Teile des Imperium Romanum miteinander verband.

Eben jene Einheit – ein Geschenk des Geistes – wurde sichtbar in den Tagen dieses Zusammentreffens, dem zehnten der „Simposi intercrisostiani“. Seit 15 Jahren werden sie gemeinsam vom orthodoxen theologischen Department der theologischen Fakultät der Universität Aristoteles in Thessaloniki und dem katholischen Institut für franziskanische Spiritualität der päpstlichen Universität Antonianum in Rom organisiert.

Join-Lambert, Arnaud

## Ganz und ungeteilt

Fünfzehn Tage mit Karl Leisner

A. Join-Lambert. – Vallendar-Schönstatt : Patris Verl., 2010. – 182 S.: Ill.  
ISBN 978-3-87620-342-3. – EUR 12.80.

Fünfzehn Tage beten mit Karl Leisner, das heißt: sich selber auf einen Glaubensweg begeben, geprägt von Freude, von Vertrauen, vom Suchen nach Wahrheit, von der Fürbitte für die Welt, von kindlicher Verehrung Mariens..., besonders aber von unterschiedener Verbundenheit mit Christus.

Ihm gleichförmig sein heißt: voranschreiten in vertrauender, kindlicher Hingabe; dies auch auf einem durch Grausamkeiten von Menschen verdunkelten Weg. Auf diesem Weg ist das Ostergeheimnis präsent, das Geheimnis des Übergangs aus der Nacht zum Licht, aus dem Leiden zur Erlösung, aus dem Tod zum Leben.

## Freunde im Herrn

Heilige und selige Jesuiten

Gundikar Hock (Hrsg.) – Würzburg : Echter, 2011. – 94 S. – (Ignatinische Impulse; 49) - ISBN 978-3-429-03357-6. – EUR 8.60

Urs von Balthasar hat einmal gesagt: „Glaubhaft ist nur die Liebe.“ Liebe muss bezeugt und erfahren werden. Dazu helfen uns die Heiligen.

Auch die Gesellschaft Jesu hat in allen Jahrhunderten heilige Priester und Brüder in vielen Völkern hervorgebracht, darunter auch viele Märtyrer. Diese werden in 32 Kurzbiographien vorgestellt. Ihr Wirken in der Seelsorge und bei den Menschen ist ein Zeugnis des auferstandenen Herrn, der in ihnen mit seiner Liebe wirkt und uns Anregung gibt.

Wolf, Notker

## Die sieben Säulen des Glücks

Tugenden zum Leben

Freiburg, Breisgau : Herder, 2011. - 198 S.  
ISBN 978-3-451-30369-2. EUR 16.95

Spatzen sind seine Lieblingsvögel – und das persönliche Glückssymbol für Notker Wolf. Sie stehen für Lebendigkeit und Leichtigkeit des Seins.

Versprochen wird viel. Aber was taugt wirklich? In der Flut der Glücksbücher gibt es einen Klassiker, der seit 1500 Jahren Weisheiten bereithält, die das meiste dessen in den Schatten stellen, was heute geraten wird: die Regel des Benedikt. Wenn wir sie mit

der Weisheit der alten Tugenden verbinden, lernen wir Überraschendes: für unsere aktuelle Situation, für unser eigenes Leben. Abtprimas Notker Wolf erzählt von seinen Erfahrungen mit den Tugenden: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Klugheit, Maß, Glaube, Liebe, Hoffnung. Sie »taugen« als nachhaltiger Glücksfaktor. In diesen sieben Haltungen liegt etwas, was Halt geben kann, dem Einzelnen und der Gesellschaft. Sie sind tragfähige Säulen des Glücks. Etwas, worauf man sein Lebenshaus bauen kann. Kein Haus mit abweisenden Mauern. Und ein Ort, wo auch Spatzen nisten können: wo Leichtigkeit und Lebensfreude wohnen.

Leitgöb, Martin

## Alfons von Liguori

Lehrer des Gebetes und der Barmherzigkeit  
Innsbruck u.a. : Tyrola-Verl., 2010. - 116 S.  
ISBN 978-3-7022-3097-5. EUR 9.95

Alfons von Liguori (1696 bis 1787), der große Kirchenlehrer und Gründer des Redemptoristenordens, war ein leidenschaftlicher Seelsorger, der sich zeit seines Lebens für benachteiligte und am Rande der Gesellschaft stehende Menschen einsetzte. Das Buch beleuchtet die zahlreichen Facetten eines Heiligen, der Gebet und Barmherzigkeit in den Mittelpunkt seines Lebens stellte. Aus dem Blickwinkel der Gegenwart „befreit“ Autor Martin Leitgöb die Gestalt Alfons von Liguoris von frommen Deutungsmustern früherer Zeiten und entdeckt andererseits das eigentliche theologische, geistliche und pastorale Potential dieses Mannes.

Aigner, Anton

## Die Kunst des Leitens

Erfahrungen – Einsichten - Hinweise / Anton Aigner  
Würzburg : Echter, 2011. – 94 S. – (Ignatinsche Impulse; 48)  
ISBN 978-3-429-03355-2. – EUR 8.90

Ob in der Familie oder in der Schule, im Betrieb oder im Verein, in der Pfarrei oder in der Ordensgemeinschaft – immer braucht es Menschen, die vorangehen und die Aufgabe der Leitung übernehmen. Das Buch versucht auf konkrete Weise zu zeigen, worauf beim Führen und Leiten von Menschen zu achten ist. Dabei bringt der Blick auf Ignatius von Loyola, der selbst über 20 Jahre lang seinen Orden klug geführt hat, wertvolle Einsichten in die „Kunst des Leitens“.



Schalk, Hans

## Erlöst leben

Die befreiende Botschaft Jesu

Innsbruck u.a. : Tyrola-Verl., 2010. - 126 S.

ISBN 978-3-7022-3098-2. – EUR 9.95

„Durch seine Wunden seid ihr geheilt“, heißt es in 1 Petr 2,24. Doch wie verhilft uns das Leben und Sterben Jesu Christi am Kreuz zu einem heilen, erlösten Leben im Hier und Jetzt?

Der Autor beschreibt anhand vieler, auch biographischer Beispiele, worin dieses „Erlöst“-Leben im Heute besteht und welche Haltungen sich daraus ergeben, die heilsam für uns und die Gemeinschaft sein können. Anhand der Bibel erinnert er an einen Gott, der sein erwähltes Volk aus verschiedenen Nöten befreite. Und dem Wirken, der Leidensgeschichte und Auferstehung Jesu folgend zeigt er, wie dieser durch seine Hingabe den Kreislauf der Gewalt und Sünde durchbrochen und die Menschen in die immerwährende Liebe Gottes hineingenommen hat.

## La salvezza

prospettive soteriologiche nella tradizione orientale e occidentale : atti del VII simposio intercrisiano, Reggio Calabria, 2-4 settembre 2002 / a cura di Paolino Zilio – Luisa Borgese. – Padova: Leopoldo, 2008. – 347 S. – EUR 10.00.

Das Thema des Heiles in Jesus Christus wurde, obwohl es zu den fundamentalen Inhalten beider christlicher Traditionen, der orthodoxen und der katholischen gehört, in den jeweiligen Theologien in unterschiedlichen Kategorien ausgearbeitet: „Unsere orthodoxen Kollegen wissen, dass die westliche Tradition, statt von Vergöttlichung zu reden, von der Gratia creata, statt von ungeschaffenen Energien von dem der Seele inhärenten Habitus spricht“ (aus der Einführung zum Symposium von Mons. Yannis Spiteris). Zwei akademische Institutionen, das Department der theologischen Fakultät der Universität Aristoteles in Thessaloniki und das Institut für franziskanische Spiritualität der päpstlichen Universität Antonianum in Rom, haben sich mit diesem Thema auseinandergesetzt, um es von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu vertiefen: biblisch-patristisch-liturgisch, geschichtlich-theologisch, theologisch-systematisch, pastoral, interreligiös und kulturell. Die verschiedenen Vorschläge des 7. „Simposio intercrisiano“ haben den Vorzug, den ekklesialen und kosmischen Charakter wiederzuerlangen und die anthropologische Kehrseite zu zeigen, indem sie die trinitarische und pneumatologische kommuniale Natur illustrieren.



52. Jahrgang 2011, Heft 3

# ok

ordens  
korrespondenz

2011/Heft 3

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok



DOK-Versammlung:  
Ordensleben  
in Übergängen



Prävention von  
sexuellem  
Missbrauch



Sozial engagiertes  
Ordensleben der  
Philippinen

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

52. Jahrgang 2011, Heft 3

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: [gahn.pth@ksfh.de](mailto:gahn.pth@ksfh.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf,  
Telefon (09624) 92 01-0, [www.dbg.donbosco.de](http://www.dbg.donbosco.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

# Vorwort



Vierzehn Ordensleute waren mit vielen anderen Christen an der Auftaktveranstaltung des auf fünf Jahre ausgelegten Gesprächsprozesses der Katholischen Kirche in Deutschland beteiligt. Sie fand vom 8. bis 9. Juli 2011 in Mannheim statt. Teilnehmer berichten von einer betenden, feiernden und suchenden Gemeinschaft, aber auch von offenem Austausch. DOK-Generalsekretärin Sr. Walburga Scheibel OSF fasst ihre Eindrücke so zusammen: Es „wurde ein Weg der Neuevangelisierung und die Vision von einer authentischen und glaubwürdigen Kirche vorgestellt, die, gemeinsam von Männern und Frauen geführt, in ihrer Vielfalt angenommen wird und mit Brüchen und Schuld glaubwürdig umgeht. Auch brennende Anfragen von vielen Menschen in der Kirche wurden artikuliert“.

Wie die Gesamtkirche, sehen sich auch die Ordensgemeinschaften in vielfacher Hinsicht in einer Situation der Umbrüche und Übergänge. Dies war das Thema der diesjährigen Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz. Erstmals zu Gast war der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch. In seinem Referat nahm er eine Standortbestimmung der Orden in der Kirche vor. Er lud dazu ein, „verstärkt die wichtigen und gemeinsam bewegenden Fragen zur Zukunft der Kirche in Deutschland“ anzugehen. Die versammelten Höheren Oberinnen und Oberen fanden sich im Plenum und in vielen Gesprächsrunden zu einem breiten Austausch über Fragen und Anliegen zusammen, die einer großen Zahl von Ordensgemeinschaften gemeinsam sind. In einem Podiumsgespräch fächerten Sr. Anneliese Herzig MSsR und Abt Dominicus Meier OSB die Vielfalt dieser Themen auf. All diese Gespräche sind im vorliegenden Heft der Ordenskorrespondenz dokumentiert.

Weit über diese innerdeutschen und innerkirchlichen Debatten und Gespräche hinaus blickt das aktuelle Heft mit einem Beitrag über Ordensfrauen auf den Philippinen. Sr. Mary John Mananzan OSB schildert, wie sich Ordensfrauen dort in den gesellschaftlichen und politischen Diskurs einbringen. Gemeinschaften von Ordensfrauen sind aus ihrer Sicht eine gesellschaftsverwandelnde Kraft. Diese Kraft, so Sr. Mary, gelte es nutzbar zu machen für einen qualitativen Sprung in eine Gesellschaft der Gerechtigkeit, des Friedens und des Wohlergehens. Für die philippinische Schwester ist Ordensspiritualität heute „eine leidenschaftliche und mitleidende Spiritualität“.

Arnulf Salmen

# Inhalt

.....

|                          |     |
|--------------------------|-----|
| Arnulf Salmen<br>Vorwort | 257 |
|--------------------------|-----|

## Dokumentation

|   |     |  |     |
|---|-----|--|-----|
| Dr. Robert Zollitsch<br>Ekklesiologischer Standort<br>der Orden                             | 261 | Formation heute – im<br>Spannungsfeld von Alt und Jung | 297 |
| Sr. Dr. Anneliese Herzig,<br>Abt Prof. Dr. Dominicus Meier OSB<br>Ordensleben in Übergängen | 271 | Jung in ‚alten‘ Orden –<br>alt in ‚jungen‘ Orden       | 304 |
| Gesprächsrunden   |     | Generation „Dazwischen“                                | 307 |
| Zeugnisgeber der Hoffnung   | 284 | Individualisierung und<br>Gemeinschaft                 | 311 |
| In Vielfalt gelebte Spiritualität   | 287 | Leben in wachsender<br>Internationalität               | 313 |
| Ordenssendung in sich verän-<br>dernden pastoralen Strukturen                               | 290 | Formen der Anbindung in<br>Ordensgemeinschaften        | 316 |
| Ordenscharisma nach Abgabe<br>der Werke   | 295 | „Das Haus bestellen“ –<br>Wenn Gemeinschaften sterben  | 320 |

## ● Nachrichten

Gemeinschaft im Wandel –  
kleiner werdende  
Gemeinschaften 323

Ordensobere zwischen Macht  
und Ohnmacht 326

Integration von Sexualität und  
Prävention von Missbrauch  
im Ordensleben 329

Aus dem Vatikan 345

Aus der Weltkirche 349

Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonzferenz 355

## ● Ordensleben

Mary John Mananzan OSB  
Ordensfrauen auf den  
Philippinen heute 334

## ● Neue Bücher

Geschichte 364

Orden 370

Geistliche Schriftlesung 376

Spiritualität 380



## Robert Zollitsch

Robert Zollitsch, 1938 als „Donauschwabe“ im heutigen Serbien geboren, kam nach Vertreibung und Flucht in die Erzdiözese Freiburg. Dort wurde er 1965 zum Priester geweiht und 1974 im Fach Theologie promoviert. Von 1983 bis zu seiner Berufung zum Erzbischof von Freiburg im Jahr 2003 war er Personalreferent des Erzbistums. Am 18. Februar 2008 wurde er zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz gewählt.



Erzbischof Dr. Robert Zollitsch

## Ekklesiologischer Standort der Orden

Vortrag des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz bei der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonferenz am 6. Juni 2011 in Vallendar

Sehr geehrter Abt Hermann-Josef, sehr geehrte Provinzoberin Sr. Miriam, sehr geehrte Äbtissinnen und Äbte, sehr geehrte Oberinnen und Obere, liebe Schwestern und Brüder!

Ich danke Ihnen sehr herzlich für die Einladung, zu Ihnen, den Verantwortlichen in den Ordensgemeinschaften in Deutschland, zu sprechen. Das Leitwort, unter das Sie Ihre Mitgliederversammlung gestellt haben, lädt geradezu ein, sich mit Tiefgang und Weitblick den Herausforderungen zu stellen: „Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die euch erfüllt (1 Petr 3,15) – Ordensleben in Übergängen“. Die Erfahrungen mit den gesellschaftlichen Umbrüchen, mit den unterschiedlich bedingten Abbrüchen des kirchlichen Lebens, aber auch mit

### DOK-Mitgliederversammlung

„Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die euch erfüllt (1 Petr 3,15) – Ordensleben in Übergängen“ war das Thema der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonferenz vom 5. bis 8. Juni 2011. Die Dokumentation dieser Tagung ist Schwerpunkt des vorliegenden Heftes. Gastredner war der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch. Er nahm eine Einordnung zum Standort der Orden in der Kirche in Deutschland vor. Denn nicht nur die Orden, sondern die gesamte katholische Kirche befindet sich in Deutschland in einer Übergangssituation mit neuen Herausforderungen.



neuen Aufbrüchen in der Kirche und in den Orden teilen wir, Sie als Ordensoberinnen und Ordensobere und ich bzw. wir als die Bischöfe in Deutschland. Meine Aufgabe ist es heute nicht, die Zeitdiagnostik zu vertiefen. Über den gesellschaftlichen und kirchlichen Kontext der vielfältigen Wandlungsprozesse in den Orden haben Sie bereits so manches gehört und diskutiert. Die Generalsekretärin, Sr. Walburga, hat mich gebeten, über das Thema „Ekklesiologischer Standort der Orden“ zu sprechen. Gestatten Sie mir, dies in vier Schritten zu tun.

Zunächst möchte ich

1. über das Zweite Vatikanische Konzil sprechen, das erstmals den ekklesiologischen Standort des Ordenslebens überhaupt thematisiert hat;
2. daran anknüpfend geht es mir um eine Einschätzung der nachkonziliaren Bemühungen im Hinblick auf die Erneuerung des Ordenslebens und schließlich möchte ich
3. kurz den Hintergrund der Entwicklung einer Ordenstheologie in Deutschland skizzieren um daran anschließend
4. einige Perspektiven für die Orden in der Kirche heute zu benennen.

### **Das Zweite Vatikanische Konzil zum ekklesiologischen Standort der Orden**

Liebe Schwestern und Brüder! Einige von Ihnen werden sich noch erinnern an eine Zeit, da das Noviziat in eine bis ins Detail gehende Regelung des klösterlichen Alltags eingewiesen hat. So manche Schwester hat eine theologische und geistliche Fundierung ihres

Ordenslebens vermisst und sich nach einem Ordensleben gesehnt, das aus den biblischen Quellen und den großen spirituellen Traditionen der Kirche genährt wird. Es ist das Zweite Vatikanische Konzil, das über eine moralisch-asketisch und juridisch verengte Sicht des Ordenslebens hinausführt und die Orden als Konzilsaussage erstmals in den Kontext der Ekklesiologie hineinstellt. Nicht nur in einem einzelnen Dekret, sondern in der bedeutsamen dogmatischen Konstitution über die Kirche wird das Ordensleben thematisiert. In „Lumen gentium“ folgt auf das V. Kapitel über „Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“ das VI. Kapitel, das von den Ordensleuten handelt. Zum ersten Mal in der konziliaren Lehrverkündigung der Kirche wird das Ordensleben als unerlässliches Lebensmoment der Kirche gewürdigt und ihm ein Ort innerhalb der vielen Berufungen und Charismen in der Kirche zugewiesen.

„Lumen gentium“ eröffnet das VI. Kapitel über „Die Ordensleute“ mit einer befreienden Sicht auf die evangelischen Räte: Sie werden hier nicht mehr primär als ein Mittel zur persönlichen sittlichen Vervollkommnung angesehen. Die evangelischen Räte sind vielmehr „eine göttliche Gabe, welche die Kirche von ihrem Herrn empfangen und in seiner Gnade bewahrt hat“ (LG 43,1). Die Orden verdanken sich also dem schöpferischen Wirken des Gottesgeistes. Es ist der Heilige Geist, der immer wieder neue oder erneuerte zeitgemäße geistliche Lebensformen hervorbringt. Er will das Leben Jesu Christi, sein Wort und Beispiel präsent halten und das Evangelium anschaulich machen. Die Orden sind, wie das Konzil (LG 44,4) sagt, „zwar nicht Teil der hierarchischen

Struktur der Kirche“, sie gehören aber „unerschütterlich zu ihrem Leben und ihrer Heiligkeit“. Ja, die Orden gehören zur charismatischen Dimension der Kirche. Darum ist das Ordensleben, wie „Lumen gentium“ weiter ausführt, auch kein „Zwischenstand zwischen dem der Kleriker und dem der Laien. Vielmehr werden in beiden Gruppen Christgläubige von Gott gerufen, im Leben der Kirche sich einer besonderen Gabe zu erfreuen und, jeder in seiner Weise, ihrer Heilssendung zu nützen.“ (LG 43,2). Das Ordensleben bildet also keinen eigenen Stand in der Hierarchie der Kirche; auch hat das Ordensleben kein eigenes Amt neben den anderen Ämtern und Diensten in der Kirche. Der ekklesiologische Ort der Orden gehört nach „Lumen gentium“ in den Kontext der Berufung aller zur Heiligkeit in der Kirche. Im Ordensleben wird exemplarisch anschaulich, was es mit dieser Berufung aller zum Christsein auf sich hat: Die Berufung zur Heiligkeit verdankt sich nicht einer persönlichen Anstrengung, sondern einem vorgängigen Handeln Gottes. Natürlich bedeutet unser Christsein auch eine Herausforderung! Es ist vor allem die Herausforderung, diese Berufung mit Hilfe der uns gegebenen Charismen in der Kirche und für das Heil der Menschen zu entfalten – und dies ein Leben lang. Der besondere Dienst der Orden ist damit ein Dienst an der Berufung aller zur Heiligkeit in der Kirche.

Aufgabe des Amtes in der Kirche ist es, diese geistgewirkten Lebensformen, zu denen die Orden gehören, auszulegen und durch Regelungen für deren Institutionalisierung zu sorgen (vgl. LG 43). Orden und bischöfliches Amt – beide brauchen also einander. Dabei kommt

dem Amt jedoch erst eine nachgeordnete Funktion zu. Nach „Lumen gentium“ liegt der eigentliche Sinn eines Lebens nach den evangelischen Räten in der Liebe. Die Berufung zur Heiligkeit dient somit nicht primär der persönlichen Selbstvervollkommnung. Sie zielt vielmehr auf die „Fülle des christlichen Lebens“, auf die „Vollkommenheit der Liebe“. Die Heiligkeit besteht also in der Liebe, die etwas sehr Persönliches ist und zugleich hochwirksam für die Kirche und für die Gesellschaft. Von ihr gehe eine humanisierende Wirkung aus, sagt das Konzil (vgl. LG 40,2). Das Konzil macht hier übrigens keinen Unterschied zwischen den apostolisch tätigen und den monastischen oder kontemplativen Orden. Alle Ordensleute sind „in besonderer Weise mit der Kirche und ihrem Geheimnis“ (LG 44,2) verbunden. Die ganze Kirche kann in dieser Sicht ihrer Heilssendung nur gerecht werden, wenn sie von innen her belebt wird aus dem geistlichen Leben der Orden. Der geistliche Grundwasserspiegel in der Kirche, der letztlich alle Dimensionen des kirchlichen Handelns – die Verkündigung, die Diakonie, die Liturgie trägt – steht und fällt gleichsam mit dem Auf und Ab des Ordenslebens in der Kirche. Weil die Kirche so elementar auf das Ordensleben angewiesen ist, haben wir Bischöfe die Pflicht, das Leben nach den evangelischen Räten zu fördern. Dazu gehört nicht nur die Aufgabe, das Ordensleben in den Bistümern zu ordnen, sondern auch den Berufungen zu einem Leben nach den evangelischen Räten überhaupt Raum zu geben (CD 15). Liebe Schwestern, liebe Brüder! Über die dogmatische Kirchenkonstitution hinaus hat sich das Konzil in einem Dekret aktuelle Anliegen der Orden



zu Eigen gemacht. Während „Lumen gentium“ den ekklesiologischen Ort der Orden innerhalb der Ämter und Dienste, Berufungen und Charismen beschreibt, nimmt das Dekret „Perfectae caritatis“ vor allem die Praxis des Ordenslebens in den Blick. Auch hier werden theologische Akzente gesetzt und konstitutive Merkmale des Ordenslebens benannt: biblische Fundierung, evangelische Räte, Charisma, Weihe, Dienst in der Kirche und Weltbezug.

Deutlicher als es in „Lumen gentium“ geschieht, spricht „Perfectae caritatis“ nicht nur von individuellen Charismen, sondern vom gemeinsamen Charisma eines jeden Instituts. Hier scheint mir eine wichtige Orientierung auch für die Umbrüche des Ordenslebens heute zu liegen – doch dazu später. Das eigentliche Anliegen von „Perfectae caritatis“ ist die Erneuerung des Ordenslebens. Darunter versteht das Konzil eine doppelte Bewegung: „ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute“ und zugleich „deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse“ (PC 2). Was der gemeinsame und gemeinschaftliche Charakter des Ordenscharismas allerdings für die Gemeinschaft der Kirche insgesamt bedeutet, hat das Konzil nicht mehr entfalten können.

### **Nachkonziliare Bemühungen um die Erneuerung des Ordenslebens**

Das Zweite Vatikanische Konzil hat in einmaliger und bisher nicht gekannter Weise die Orden ins Zentrum, in die Herzmitte der Kirche geholt. Die theologische Hochschätzung und ekklesiologische Aufwertung des Ordenslebens

in den Konzilstexten traf jedoch auf ein Ordensleben, das sich in der Zeit nach dem Konzil – ausgehend von den westlichen Ländern – sowohl gesellschaftlich wie kirchlich zunehmend marginalisiert sah. Zurückgehende Eintrittszahlen, Arbeitsüberlastung, die Abgabe oder Umgestaltung der Werke, die deutlich gewachsenen Ansprüche an das geistliche und gemeinschaftliche Leben, an Kommunikation und Leitung in den Orden und vieles andere waren weniger das Problem selbst als Symptome für einen tiefgreifenden Wandel in der Ordenslandschaft.

Verehrte Oberinnen und Obere, viele von Ihnen werden sich an diese Zeit der großen Umbrüche in den Orden nach dem Konzil noch gut erinnern. Doch das Ausmaß des Wandels, der sowohl gesellschaftliche wie kirchliche Ursachen hatte, war in der unmittelbaren Nachkonzilszeit noch gar nicht absehbar. Viele Ordensgemeinschaften haben zunächst dankbar die Anstöße aus „Perfectae caritatis“ aufgegriffen und den „Geist des Ursprungs“ ihres Instituts wieder entdeckt. Mit beachtlichem Einsatz haben Sie die Erneuerung des geistlichen Lebens, der Formen von Gemeinschaft und Leitung, der Sendung und des Apostolates betrieben.

Unterstützung erfuhren die Orden durch die Würzburger Synode. Sie hat zehn Jahre nach „Lumen gentium“ und neun Jahre nach „Perfectae caritatis“, am 23.11.1974, den Beschluss „Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften“ verabschiedet. Gegenüber den naturgemäß allgemeiner gehaltenen Konzilstexten gelingt es dem Synodenbeschluss, die eigentliche Krise des Ordenslebens deutlicher zu fassen: Nachwuchsmangel, Austritte, Überal-

terung und Arbeitsüberlastung werden als Symptome beschrieben. Als deren eigentliche Ursache wird die zu groß gewordene „Kluft zwischen einer klösterlichen Eigenwelt und der neuzeitlichen Gesellschaft“ ausgemacht (1.1). Vor diesem Hintergrund benennt die Synode konkrete Herausforderungen an die Orden: ihren geistlichen Dienst wie ihr diakonisches und pastorales Wirken zu überprüfen und neu auszurichten (Kap. I). Auf der anderen Seite nimmt die Synode auch die Ortskirchen in die Pflicht und betont „die Mitsorge der Bistümer und Gemeinden für die geistlichen Gemeinschaften“ (Kap. II). Die Anregungen der Würzburger Synode zur Erneuerung des Ordenslebens können heute vielfach als abgeschlossen angesehen werden. Dazu gehört die Neuorganisation der ordenseigenen Werke, die Erschließung neuer Möglichkeiten eines pastoralen und gesellschaftlichen Wirkens der Orden, die Hinweise auf die Beachtung der Eigenart der verschiedenen Institute, der kontemplativen Klöster, der Säkularinstitute, der Priestergemeinschaften u.a. Die pastorale Sicht der Würzburger Synode und ihr Leitgedanke einer Kooperation zwischen Ortskirche und Orden hat das Ordensleben auf vielfache Weise zurückgeholt in das Bewusstsein der Gläubigen. Schulen, Krankenhäuser und andere Einrichtungen, die sich – selbst dann, wenn keine Ordensleute mehr in ihnen wirken – aus einer Ordenstradition heraus verstehen, erfreuen sich einer hohen Beliebtheit. Die seelsorglichen und geistlichen Gesprächs- und Exerzitionsangebote der Klöster und Ordensgemeinschaften nehmen viele Menschen dankbar an. Manche Suchende haben hier eine kirchliche Heimat gefunden.

## Die Entwicklung einer Ordens- theologie

Die Bemühungen zur Erneuerung des Ordenslebens nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der Würzburger Synode haben die Gestalt des Ordenslebens vielfach verändert. Aber sie haben die eigentliche Not, die viele Orden umtreibt, nicht beheben können. Vielmehr hat die Neuordnung der Werke und Tätigkeiten die eigentliche Fragestellung sogar noch verschärft. „Wer sind wir noch, wenn wir nicht mehr unsere Krankenhäuser oder Schulen haben?“ fragen sich manche Ordensleute. Oder: „Welche Bedeutung hat unsere kontemplative Lebensform noch für die Kirche, wenn der Nachwuchs ausbleibt?“ Der Umbruch in der Ordenslandschaft hat zu vielfältigen Unsicherheiten in der Frage nach der Identität von Ordensleuten und im Ordensleben geführt. Wenn wir uns heute nach dem ekklesiologischen Ort der Orden fragen, dann geht es letztlich um diese anthropologisch wie theologisch-geistlich bedeutsame Frage nach dem Sinn des Ordenslebens in der Kirche und für die Kirche. Liebe Schwestern und Brüder, hier zeigt sich und rächt sich vielleicht sogar, dass man in einer ersten Rezeptionsphase vor allem die praktischen Anregungen der Konzilstexte zur Erneuerung des Ordenslebens aufgegriffen hat. Die eigentliche theologische und wirklich bewegende Sicht des Konzils auf das Ordensleben wurde und wird auch derzeit noch zu wenig wahrgenommen und bedacht. Denn wo hört ein Theologiestudent im Rahmen seiner Ekklesiologie-Vorlesung etwas über das Ordensleben? Oder wo erfährt die Theologiestudentin bei ihren pastoraltheo-



gischen Studien etwas über die Kirche, die auch in den Orden lebt und wirkt? In den theologischen Standardwerken über die Kirche und ihre Pastoral tauchen die Orden auch 50 Jahre nach dem Konzil gar nicht oder höchstens in einer Anmerkung auf. Die Bedeutung des Ordenslebens für die Heiligkeit der Kirche und die Berufung aller zur Heiligkeit hat in der Rezeption des Konzils bislang – zumindest in Deutschland – kaum eine Rolle gespielt.

Auch im weltkirchlichen Kontext kommt es erst relativ spät zur Entwicklung einer Ordenstheologie. Entscheidende Impulse dazu finden sich in dem Apostolischen Schreiben „Vita consecrata“. Papst Johannes Paul II. hat es am 25.03.1996 veröffentlicht. Wie bereits in „Christifideles laici“ (1989) und in „Pastores dabo vobis“ (1993), also in den wichtigen Verlautbarungen über die Laien und die Priester, beschreibt Johannes Paul II. auch das geweihte Leben in dem Dreischritt von Mysterium, Gemeinschaft und Sendung. In diesen drei theologischen Strukturmomenten wird anschaulich, dass das Ordensleben eine konkrete Ausgestaltung der Grundstruktur des kirchlichen Lebens überhaupt und kein Sonderfall christlichen Lebens ist. Die ekklesiologische Spitzenaussage des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Orden in der Kirche führt in „Vita consecrata“ zu einer Deutung des Ordenslebens, bei der es jeweils um das Leben der ganzen Kirche geht. Im Ordensleben wird eine Hilfe für die Lebensgestaltung aller Gläubigen – der Laien wie der Priester – gesehen. „De re nostra agitur – es geht um etwas, das uns betrifft“ (VC 3), so haben es die Bischöfe auf ihrer Synode formuliert. Und „Vita consecrata“ lässt

keinen Zweifel daran: „Tatsächlich steht das geweihte Leben als entscheidendes Element für die Sendung der Kirche in deren Herz und Mitte, da es das innerste Wesen der christlichen Berufung offenbart und darstellt.“ (VC 3)

Es waren theologisch hoch qualifizierte Ordensfrauen und Ordensmänner, die mehr als dreißig Jahre nach dem Konzil auch im deutschen Sprachraum eine Ordenstheologie zu entwickeln begannen. Exemplarisch nennen möchte ich die Arbeit „Ordens-Christen“ von Sr. Dr. Anneliese Herzig, die 1990 im Echter-Verlag erschien. Im Jahr 1998 hat Professor P. Dr. Joachim Schmiedl in seinem Buch „Das Konzil und die Orden“ die Krise und Erneuerung des gottgeweihten Lebens im 20. Jahrhundert nachgezeichnet. Auch das Buch von Dr. Manfred Scheuer, dem heutigen Bischof von Innsbruck, über „Die Evangelischen Räte“ (Echter-Verlag 1990) muss in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Und seit 1998 entsteht und wirkt aus den Orden heraus eine „Arbeitsgruppe Ordenstheologie“, die durch Symposien und Veröffentlichungen eine zugleich theologische wie geistliche und praxisrelevante Reflexion des Ordenslebens voranbringt. In drei Büchern hat diese Gruppe von Ordenstheologen – auch für die ganze Kirche – wichtige Fragen zur Erneuerung (2002), zur Lebensentscheidung (2004) und zum geweihten Leben (2007) behandelt. Eine weitere Veröffentlichung zur diakonischen Dimension des Ordenslebens ist bereits in Vorbereitung. Ich bin sehr froh darüber und dankbar, dass sich in diesem Zusammenhang gerade auch promovierte und habilitierte Ordensfrauen einbringen.

Wir deutschen Bischöfe haben uns 2005 auf einem Studientag während unserer

Frühjahrs-Vollversammlung mit der „Entwicklung und gegenwärtigen Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens“ befasst und im Anschluss daran einen über zwei Jahre gehenden Gesprächsprozess angestoßen, an dem auch viele von Ihnen beteiligt waren. In vier Fachgesprächen und in einem Zukunftsgespräch am 01.02.2007 haben Bischöfe und Ordensleute sich vor dem Hintergrund des dramatischen Rückgangs an Ordensberufungen mit Fragen der Kooperation zwischen Bistümern und Orden, der ordenseigenen Werke, der Berufungspastoral und der Theologie des Ordenslebens befasst. Die Ergebnisse dieses Prozesses wurden in der Schrift „Gemeinsam dem Evangelium dienen“ veröffentlicht. In diesem Gesprächsprozess ist es uns – wie mir scheint – gelungen, sowohl die Kooperation zwischen Bistümern und Orden auf vielen Ebenen zu intensivieren wie die pastorale und theologische Bedeutung des Ordenslebens in der Kirche und für die Kirche zu entfalten. Eine Frucht dieses Gesprächsprozesses ist auch die Koordinierungskonferenz, die wir zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonferenz eingerichtet und paritätisch besetzt haben, um gemeinsame Themen und Anliegen möglichst zeitnah beraten und weiter entwickeln können.

### **Perspektiven für die Orden in der Kirche heute**

Es sind die Grundfragen des Ordenslebens, die die Theologinnen und Theologen aus Ihren eigenen Reihen wie die Gespräche der Bischöfe mit den Ordensverantwortlichen seit 2005 bewegen und die uns damit zur zent-

ralen ekklesiologischen Perspektive des Zweiten Vatikanischen Konzils zurückführen. Wenn – wie es „Lumen gentium“ ausgeführt hat – der theologische Sinn des Ordenslebens darin liegt, die universale Berufung zur Heiligkeit in der Kirche zu fördern, was bedeutet das konkret für das Ordensleben in der Kirche in Deutschland? In den folgenden Perspektiven geht es mir weniger um einzelne Details. Ich will vielmehr die grundlegende Perspektive von „Lumen gentium“ anwenden und etwas über die Bedeutung der Orden nicht nur für die Berufung einzelner, sondern für den Weg der ganzen Kirche sagen. Es geht hier um einen Grundauftrag aller Institute des geweihten Lebens, ganz gleich ob sie sich apostolisch oder monastisch oder kontemplativ verstehen.

1. Liebe Schwestern und Brüder, unterschätzen Sie nicht, was Sie in der Kirche sind; denn das, was Sie in der Sicht des Zweiten Vatikanischen Konzils für die Kirche sind, sind Sie ja nicht aufgrund Ihrer Werke und Tätigkeiten oder Ihrer Leistungen und Erfolge. Die Orden sind eine „göttliche Gabe“ an die Kirche, sagt „Lumen gentium“ – und das wird weder durch die zurückgehenden Zahlen noch durch einen hohen Altersdurchschnitt, ja nicht einmal durch das Sterben einzelner Gemeinschaften aufgehoben. Die Orden halten in der Kirche den absoluten Vorrang Gottes präsent. Nicht als einzelne, sondern gerade als Gemeinschaft sind die Orden ein prophetisches Zeichen dafür, dass es auch in der Gemeinschaft der Kirche einen Vorrang der Gnade vor der menschlichen Leistung gibt. Damit muss es auch einen Vorrang der Berufung zur Heiligkeit vor der menschlichen Selbst-



darstellung geben, einen Vorrang der Personen vor den Strukturen, einen Vorrang des gemeinsamen Bemühens vor dem Alleingang einzelner, einen Vorrang des Dienens vor dem Amt und allen anderen Beauftragungen, einen Vorrang des verborgenen Fruchtragens vor dem publikumswirksamen Auftritt, einen Vorrang der Armen und Bedrängten vor den Mächtigen und Reichen. Im Laufe ihrer Geschichte haben die Orden auf vielfältige Weise – durch Gebet und Apostolat – zur Heiligung vieler in der Kirche beigetragen. Auch heute wird in den Orden viel zum Heil der Menschen getan, etwa in der geistlichen Begleitung und in vielen anderen pastoralen, pädagogischen und diakonischen Feldern. Das Konzil hat es uns aber ermöglicht, deutlicher als es in der Vergangenheit vielleicht möglich war, die Bedeutung des Ordenslebens für die Heiligkeit der Kirche überhaupt in Blick zu nehmen. Das fordert nicht nur die Ordensleute ein, sondern ebenso und vielleicht mehr noch alle anderen in der Kirche, die diese prophetische Bedeutung der Orden ausblenden, vergessen oder verdrängen.

2. Die Schrift „Gemeinsam dem Evangelium dienen“, die wir deutschen Bischöfe herausgegeben und an deren Inhalten Ordensleute entscheidend mitgewirkt haben, knüpft an die konziliare Theologie des Ordenslebens an. Der zentrale Leitgedanke in „Gemeinsam dem Evangelium dienen“ ist der „Austausch von Gaben“. „Ein Geschenk“, heißt es dort, „ist nur dann ein Geschenk, wenn man es annimmt und wertschätzt. Die Gabe des geweihten Lebens fordert Diözesen und Orden, die Gemeinschaften des geweihten Lebens wie die Gemein-

den in unseren Bistümern heraus, dieses Geschenk tatsächlich zu empfangen und es sich zu Eigen zu machen.“ (S. 17) Mit dieser Sicht des Ordenslebens als Charisma verbindet sich ein Bild von Kirche, die nicht nur aus Ämtern und Diensten besteht. Eine solche charismenorientierte Sicht von Kirche lenkt den oft auf die kirchlichen Strukturen und den Personalmangel fixierten Blick weg – hin auf Gemeinschaften und auf Personen in Gemeinschaften. Ohne mit einem Amt oder Dienst beauftragt zu sein, versammeln sich hier Brüder und Schwestern um das Wort Gottes: lassen sich vom Evangelium anfragen und bekehren; bilden christliche Gemeinde und übernehmen vielfältige Verantwortung für die Kirche und in der Gesellschaft. Sinkende oder gar fehlende Eintrittszahlen und eine auf den Kopf gestellte Alterspyramide haben Sie in den Orden nicht daran gehindert, neue Gemeinschaften, die zahlenmäßig oft klein sind, zu gründen. Sie haben damit deutlich gemacht, dass ein Weg der Berufung zur Heiligkeit vor allem in Gemeinschaft gehen kann. Christsein bedarf der geschwisterlichen Begleitung und der Fähigkeit zur Glaubenskommunikation. Dieser gemeinschaftliche Charakter gilt übrigens auch für die singulären Berufungen, etwa als Eremit oder als geweihte Jungfrau. Auch diese Berufungen bedürfen der Einbindung in die Gemeinschaft der Kirche und der Unterstützung durch andere Gläubige. Sie und Ihre Ordensgemeinschaften haben bei Ihren neuen Initiativen manches Mal – im guten Sinn des Wortes – auch Grenzen überschritten, Sie haben Übergänge gestaltet, indem Sie sich z.B. mit anderen Gemeinschaften zusammengetan oder sogar über die



Orden hinaus die Zusammenarbeit mit anderen Organisationen innerhalb wie außerhalb der Kirche gesucht haben. Natürlich ist noch nicht überall absehbar, was aus diesen Initiativen in Zukunft werden wird. Aber in all dem machen Sie als Orden doch etwas ganz Zentrales deutlich: dass Kirche auch dann, wenn wir zahlenmäßig weniger werden, eine hohe Präsenz haben kann. Liebe Schwestern und Brüder, Sie zeigen, dass eine neue Gestalt von Kirche möglich ist. Dabei geht es um eine Kirche, die sich nicht so sehr durch den Umbau von Strukturen als vielmehr durch die Umkehr von Personen erneuert; eine Kirche, die reich ist an Charismen und über diesen Reichtum sich freuen kann; eine Kirche, die sich quer durch alle Ämter und Dienste, Berufungen und Charismen als eine Gemeinschaft versteht; eine Kirche, die Gott und den Menschen nahe ist. Ich möchte Sie ermutigen: nehmen Sie die Impulse des Heiligen Geistes, die in ihren Gemeinschaften spürbar sind, auf. Vergessen Sie dabei nicht, was der Heilige Benedikt in seiner Regel sagt, dass Gott oft sogar einem jüngeren Bruder / einer jüngeren Schwester eingibt, was das Bessere sei. Bilden Sie mit den Ihnen zur Verfügung stehenden Charismen und Ressourcen je nach Ihrer Berufung auch neue Gemeinschaftsformen aus. Experimentieren Sie – auch mit dem Mut, dass nicht alles gelingen wird –, wie die Sendung Ihres Ordens unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen gehen kann. Ja, tragen Sie dazu bei, dass viele Menschen ihre Berufung zur Heiligkeit entdecken und dann auch neue kirchliche Lebens- und Gemeinschaftsformen ausbilden, in denen sie auf einem ihnen gemäßen Weg Gott danken und antworten können für ihre Berufung.

3. Gestatten Sie mir einen dritten und letzten Aspekt: Wir erleben sowohl in der Gesellschaft wie in der Kirche einerseits eine wachsende Vereinsamung und eine leidvoll erfahrene Beziehungslosigkeit vieler, deren Ursachen sicher sehr vielfältig sind. Andererseits begegnet uns aber auch eine neue Suche nach Gemeinschaft. Gesucht wird nach Gemeinschaftsformen, die einerseits weiter sind, als es Ehe und Familie sein können, die aber zugleich auch näher und persönlicher sind als es etwa eine Pfarrgemeinde sein kann. Viele erwarten gerade von der Kirche eine Gemeinschaftsform, in der Bestätigung, Bestärkung und gegenseitige Vergewisserung im Glauben möglich ist. Gesucht wird nach einer Gemeinschaft, die sich durch authentische Kommunikation und verbindliche Beziehungen auszeichnet, die Verantwortung für die Menschen in ihrem Nahbereich übernimmt und die die eigene Lebensgestaltung mit all ihren Anforderungen wirklich prägen und frei setzen kann. Nicht zuletzt sind es viele Priester und Hauptberufliche in der Kirche, die nach neuen Formen der Vergemeinschaftung im Glauben suchen. Die Orden haben immer schon in der ganzen Kirche präsent gehalten, dass es neben der Familie noch andere Gemeinschaftsformen in der Kirche gibt, die an Verbindlichkeit und Verantwortung füreinander der Ehe keineswegs nachstehen. In diesem Kontext bekommen die Orden mit ihren alten bewährten oder auch neuen experimentellen Gemeinschaftsformen für die ganze Kirche eine neue Aktualität. Die Herausforderung für die Orden liegt dann darin, erfahrbar und nachvollziehbar zu machen, wie Beziehung zwischen sehr verschiedenen Individuen möglich ist;



wie wechselseitige Anerkennung und gegenseitiger Dienst gelingen kann; wie persönlicher Austausch im Glauben und Verantwortung für den Nächsten gehen kann; wie Gottes Wort Menschen zusammenführt und wie man gemeinsam sich zum Gottesdienst und Gebet einfindet. Ausdrücklich ermutige ich Sie; Lassen Sie sich nicht durch Ihr Kleinerwerden oder durch Ihr Alter von dieser Aufgabe abbringen! „Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die euch erfüllt!“

Verehrte Oberinnen und Obere, von ganzem Herzen sichere ich Ihnen meine Sympathie und Unterstützung für das Ordensleben in unserer Kirche zu. Ich bin dankbar für das große Engagement von Ordensleuten, das ich nicht nur als Erzbischof von Freiburg, sondern

auch als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz erlebe. Ich denke dabei an das vielfältige apostolische Wirken wie an die nicht weniger bedeutsame Gebetsexistenz der Orden. Das Mitdenken und Mittragen unserer Überlegungen und Vorhaben in den Kommissionen der Bischofskonferenz durch die Beraterinnen und Berater aus Ihren Gemeinschaften weiß ich sehr zu schätzen. Für unsere weitere Zusammenarbeit erhoffe ich mir, dass wir – z.B. in der Koordinierungskonferenz – verstärkt auch die wichtigen und gemeinsam bewegenden Fragen zur Zukunft der Kirche in Deutschland angehen können. Ich weiß um Ihre Zukunftssorgen, aber ich setze auch auf die prophetische Existenz der Orden in unserer Kirche. Dazu wünsche und erbitte ich Ihnen Gottes reichen Segen!



### **Anneliese Herzig MSsR / Dominicus Meier OSB**

Sr. Dr. Anneliese Herzig MSsR ist seit 2001 Generaloberin der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöster. Sie ist darüber hinaus in Pastoral und theologisch-spirituelle Fortbildung sowie als Interkulturelle Trainerin tätig.

Prof. Dr. Dominicus Meier OSB ist seit dem Jahr 2001 dritter Abt der Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede. Er ist daneben als Professor für Kirchenrecht an der Ordenshochschule der Pallottiner in Vallendar tätig.

## Sr. Dr. Anneliese Herzig / Abt Prof. Dr. Dominicus Meier OSB „Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15) – Ordensleben in Übergängen Ein Gespräch

*Sr. Anneliese:* Am 6. Mai 2011 haben wir diesen Beitrag in meinem Büro vorbereitet. Wir haben beschlossen, dass wir kein Referat halten, sondern dass wir ein öffentliches Gespräch führen.

*Abt Dominicus:* Das erweist sich aber als gar nicht einfach. Ein Abt eines nahegelegenen Klosters sagte mir im Vorfeld, er sei extra wegen unseres Referates hergekommen. Das sind hohe

Erwartungen. Ob wir die erfüllen können? Es wird uns darum gehen, im Gespräch das zu erfassen, was angesichts eines solchen Themas „Ordensleben im Übergang – in Übergängen“ angedacht werden kann. Es geht um das Gespräch, nicht um Lösungen. Es geht um Denkfragen, die wir miteinander austauschen, nicht um ein Referat, das man abheften kann und spätestens in einer Woche vergessen hat.

*Sr. Anneliese:* Wir führen dieses Gespräch vor ungefähr 230 Personen. Das ist ca. die Hälfte aller Ordensoberen, die Mitglieder der DOK sind. Es ist schon beeindruckend, dass diese Oberen ungefähr 26.000 Ordensleute, Männer und Frauen, in Deutschland repräsentieren. Der apostolische Nuntius, Erzbischof Dr. Jean-Claude Périsset, ist da, Weihbischof Heinrich Timmerevers vertritt die Deutsche Bischofskonferenz und ist unter den Zuhörern. Auch der Vorsitzende der Bischofskonferenz hat sich angesagt – es ist doch wirklich ein großes Interesse an dem Thema und am Ordensleben vorhanden!

*Abt Dominicus:* Nicht nur ein Interesse! In den letzten Jahren ist auch ein deutlicher Wandel geschehen. Er bezieht sich keineswegs nur darauf, dass die Ordensleute älter geworden sind. Auch hier im Plenum sind doch einige junge Gesichter. Man sieht, dass im Ordensleben etwas weiter geht. Die Themenliste unserer Tagung zeigt durchaus gewaltige Themen, die eher von Leben künden als von Krisenstimmung. Da ist zum Beispiel: „In Vielfalt gelebte Spiritualität“! Unsere Versammlung zeigt, was Vielfalt in den Instituten geweihten Lebens ist. Dass Zusammenarbeit möglich ist und dass wir uns bewegen, haben die Arbeitsgemeinschaften der Formationsleiterinnen und der Novizenmeister und die Arbeitsgemeinschaft für Berufungspastoral gezeigt<sup>1</sup>. Wir geben Antworten und es bleiben nicht nur Fragen. Auch jetzt sollten wir im Miteinander auf Fragen Antworten zu geben versuchen.

*Sr. Anneliese:* Aber was heißt dann „Ordensleben in Übergängen“?

*Abt Dominicus:* Wenn ich in der Ordenskorrespondenz der letzten Jahre blättere, dann lese ich seit über 20 Jahren von „Ordensleben in Übergängen“. Ist vielleicht der Übergang genau die Situation, in der wir unser Ordensleben gestalten dürfen? „Ordensleben in Übergängen“ heißt doch, angesichts einer Zeit zu agieren, die viele Fragen aufwirft. Es heißt, angesichts von kleiner werdenden Gemeinschaften, von statistischen Veränderungen, ein Zeugnis zu geben. Von Krisen ist derzeit überall die Rede: „Finanzkrise“, „Ordenskrise“, „Bistumskrise“, „Missbrauchskrise“, ... Vor lauter Krisen sehen wir oft gar nicht mehr, was an Positivem ebenfalls da ist.

*Sr. Anneliese:* Sie meinen also, Übergänge hat es immer gegeben und diese gilt es einfach zu gestalten?

*Abt Dominicus:* Wenn ich in die Ordensgeschichte hineinschaue, hat es immer Höhen und Tiefen gegeben. Ein guter Mathematiker würde sagen: Es hat Kurven mit Fixpunkten, Höhepunkten und Wendepunkten gegeben. All das sind Krisenpunkte, aber an diesen Punkten geschieht etwas. Dort, wo man nicht hängen bleibt und sagt: „Jetzt ist nichts mehr möglich“. Es darf sich etwas verändern; es soll sich etwas verändern. Das macht letztlich Leben und Ordensleben aus.

*Sr. Anneliese:* Ich stimme Ihnen zu. Aber angesichts der statistischen Daten komme ich doch ins Nachdenken: Es genügt ein Blick auf die Zeit, die ich schon selbst als Ordensfrau erlebt habe: In den 20 Jahren seit 1991, so die Statistik, hat die Gesamtzahl der Ordens-

frauen um 51,7 % abgenommen und die Zahl der Professmitglieder in den Priesterorden um ca. 38 %. Einer Novizin stehen in der deutschen Ordenslandschaft heute 202 Professoresschwestern gegenüber und einem Priesternovizen 55 Professoren. Ich bin Mitglied einer apostolischen tätigen Gemeinschaft. In diesen sogenannten „tätigen“ Orden sind 85 % der Schwestern bereits im Pensionsalter. Das heißt, dass auf eine Schwester bis 65 Jahre 5,25 Schwestern über 65 Jahre kommen. Bei den Männern ist es etwas besser. Diese Situation müssen wir realistisch anschauen. Aber da gibt es noch einiges Andere, was in den Orden los ist. Die Dinge sind uns zwar wahrscheinlich allen bekannt, aber wir sollten sie noch einmal ins Wort bringen.

*Abt Dominicus:* Ja, ich könnte diese Krisenlitanei – gerade als Kirchenrechtler – natürlich gut fortsetzen. Mit wie vielen Gemeinschaften arbeite ich gerade zusammen, weil diese Provinzen zusammenlegen? Wie viele Klosterauflösungen stehen an? Das letzte Jahr hat über das Thema „Missbrauch von Minderjährigen“ und die Debatte um ehemalige Heimkinder sicher auch das Thema Vertrauensverlust für die Orden mit sich gebracht. Aber wenn ich in die Geschichte der Orden und der Kirche hineinschaue, hat es immer wieder Wendepunkte gegeben. Ich komme aus der Gemeinschaft der Benediktiner, die schon über einige Jahrhunderte versucht, solche Wendepunkte zu gestalten. Der Abt einer österreichischen Gemeinschaft sagte vor einiger Zeit zu mir: „Gott sei Dank, jetzt sind wir wieder 15, wir waren mal nur noch zwei“. Es ist weiter gegangen. Es gibt

immer wieder dieses Auf und Ab. Ja, wir sollten die Krisenzeichen in Bezug auf unsere Gemeinschaften wahrnehmen, parallel dazu sehe ich aber auch in der Gesellschaft, wie viele Menschen auf der Suche nach Glück, nach gelungenem Leben, nach Lebensbejahung sind und bei den Orden kompetente Gesprächspartner suchen und finden. Wo ich hinschaue in meinem Alltag, ob in der Schule, ob in der Begegnung mit Menschen – immer wieder kommen zu unseren Klöstern fragende und suchende Menschen. Wir sollten unseren Blick nicht nur auf eine Seite, nicht nur auf das Negative richten, sondern auch auf die Aufbrüche..

*Sr. Anneliese:* Auch ich spüre, dass Menschen mit Erwartungen in unsere Klöster kommen, sei es in die der alten Gemeinschaften wie der Ihren, sei es in die von relativ jungen Gemeinschaften wie der unseren. Sie kommen mit vielen und hohen Erwartungen, und ich habe den Eindruck, viele werden erfüllt. Manche Erwartungen sind vielleicht überhöht, manche können wir nicht erfüllen, aber es gibt Menschen, die in unseren Klöstern eine spirituelle und menschliche Heimat finden. Die Leute suchen bei uns etwas – auch im sozialen Bereich – und trotz des erwähnten Vertrauensverlustes sind Vertrauen und Erwartungen da.

Gleichzeitig sehe ich allerdings auch, dass manche in der Kirche die Zukunft nicht so sehr bei den althergebrachten Orden, sondern eher bei den neuen Gemeinschaften und Bewegungen sehen. Das ist für uns eine Herausforderung. Diese Gemeinschaften sind für viele Hoffnungsträger und auch für mich manchmal beeindruckend in ihrer Ra-



dikalität. Sie haben mehr Schwung und vielleicht manchmal nicht soviel Ballast wie wir in den Ordensgemeinschaften. Vielleicht sind sie manchmal auch etwas „kirchenkonformer“ als wir und sozial oder kirchlich weniger kritisch. Auch das mag vielleicht eine Rolle spielen.

*Abt Dominicus:* Aber jetzt gehe ich mal dazwischen. Als Institute des geweihten Lebens sollten wir einen gesunden Selbststand haben. Ein „Vielleicht“ und ein „Ausspielen“ gegeneinander führen nicht weiter. In der Kirche ist eine Laienspiritualität mit eigener Prägung gewachsen, aber wir als Orden sollten es nicht falsch bewerten, wenn der Papst oder Bischöfe anscheinend allein auf neue Strömungen bauen, weil diese plötzlich in den Medien präsent sind. Es gibt in unserer Gesellschaft so viele suchende und fragende Menschen. Menschen, die nach Gott fragen, und denen es nicht nur um Wellness der Seele geht. Der Markt der Möglichkeiten ist sicher größer geworden. Es gibt viel mehr Gruppen, die etwas anbieten oder verkaufen wollen. Aber nur weil es mehr Anbieter gibt, heißt das nicht, dass das, was wir haben, schlecht oder weniger wert wäre. Die Wirklichkeit wahrzunehmen heißt auch, notwendige Anfragen zuzulassen und den Mut zu einer differenzierteren Sicht aufzubringen. So können wir die heilsame Chance zur Veränderung nutzen, indem wir uns bewusst machen, was wir sind. Es geht um eine gesunde Selbstwahrnehmung: persönlich, gemeinschaftlich, spirituell, theologisch – in jener Vielfalt, wie sie die Ordenslandschaft der DOK bildet.

*Sr. Anneliese:* Gott sei Dank jammern wir ja nicht nur, obwohl wir hier in unserer Weltgegend darin ganz gut

sind, wie mir Menschen aus anderen Ländern öfter widerspiegeln. Es ist gut, sich auch geistlich immer wieder bewusst zu machen, dass uns jetzt aufgetragen ist, Ordensleben zu leben. Jetzt ist für uns die Zeit der Gnade, nicht gestern, nicht morgen, sondern heute und vielleicht... jetzt sage ich schon wieder vielleicht, Sie werden vielleicht wieder dazwischenfahren! In vielen Diözesen werden die „pastoralen Räume“ größer. In dieser Situation wird wieder stärker wahrgenommen, dass wir Orden etwas zu bieten haben: Geistliche Zentren zum Beispiel, wo Menschen ihren Glauben leben und vertiefen können. Die Erwartung wird an uns herangetragen, dass man bei uns „etwas Anderes“ vorfindet.

*Abt Dominicus:* Ich möchte nachhaken. Das Wort „Erwartung“ taucht – auch in den pastoralen Veränderungen der diözesanen Landschaften – immer wieder auf. Kurze Zeit später folgt das Wort „Enttäuschung“. Ist das wirklich der alleinige Spannungsbogen? Wie sind denn die Erwartungen? Oft sind sie so hoch angesetzt, dass sie nur zur Enttäuschung führen können.

*Sr. Anneliese:* Auch unsere eigenen Erwartungen vielleicht?

*Abt Dominicus:* Teilweise auch die eigenen. Unsere geheime Erwartung ist manchmal: „Natürlich muss es mit unserer Gemeinschaft immer weitergehen“. Warum sollte es bei Orden dieses „Ewigkeits-Gen“ geben? Nirgends sonst gibt es das. Warum muss alles, was wir tun, immer weiter gehen? Mit unseren hohen Erwartungen setzen wir uns in Zugzwang. Zwei Beispiele:

Erwartungen im Zuge der Veränderung pastoraler Konzepte habe ich erst vor wenigen Tagen erlebt. Uns Ordensleuten wurden bei einer Sitzung mit den Diözesanverantwortlichen sehr schön die neuen „pastoralen Räume“ und „Pastoralpläne“ vorgeführt – und dann kam die Frage: Wo ist denn der Platz der Orden darin? Die Antwort: „Sie können diesen Prozess der Diözese spirituell begleiten“. Wir haben nachgefragt: „Was heißt das?“ Die Antwort lief auf „spirituelle Begleitung im Sinne von begleitendem Gebet“ hinaus. Das ist natürlich wichtig. Aber deutlich wurde vor allem die Angst, dass wir Orden „irgendwie dazwischenfunken“ könnten. Die Ansage an die Orden war: „Lassen Sie uns bitte die Struktur und Sie bleiben bitte auf der anderen Ebene“. Ich merkte die ganze Erwartungshaltung: „Orden müssen jetzt Andersorte sein“.

Sicher – wir *sind* anders. Durch unseren Lebensstil ohnehin. Man merkt das selbst in der Kleinstadt Meschede im Sauerland mit ihren 30.000 Einwohnern, in der meine Abtei liegt. Wir sind anders und wie wir einfach da sind, sind wir prägend für die Menschen der Umgebung. Übrigens werden auch ältere Mitbrüder von jüngeren Leuten wahrgenommen und sehr geschätzt. Grundsätzlich aber müsste uns eigentlich Begegnung, jedes Gespräch verändern. Denn wir gehen immer als Andere weiter. So, wie wir hoffen, dass auch dieses Gespräch, hier und jetzt, etwas bei den Anderen in Bewegung setzt. Aber dieses jeweilige Anderssein stimmt nicht überein mit dem Bild, das wir uns von uns selbst und anderen gemacht haben. Die angesprochenen Erwartungen sind oft zu statisch und werden immer auch einmal enttäuscht.

Wir sollten nicht krampfhaft Anderssein wollen, etwa um den Kurs unseres Gästehauses so zu gestalten, dass er noch in den pastoralen Entwurf des Bistums passt und um weiter beteiligt zu sein. Erwartungen werden auch von Förder- und Freundeskreisen an uns herangetragen. Aufgrund finanzieller Abhängigkeiten sind Erwartungen entstanden. Die Gemeinschaft will vielleicht neue Wege einschlagen, aber der Förderkreis möchte, dass möglichst alles so bleibt, wie man es sich als Bild ausgemalt hat. Die Gefahr ist groß, dass sich dann entweder gar nichts mehr bewegt oder es zu großen Spannungen kommt.

*Sr. Anneliese:* Ich möchte noch einmal auf die Erwartungen eingehen, die wir an uns selber haben. Wir müssen auch gut mit uns selber umgehen. Wie nehmen wir uns selber wahr? Es gibt erhebliche Verschiedenheiten unter den Ordensgemeinschaften. Da gibt es solche, die in einem Kloster mit großer Sichtbarkeit wohnen: oft in alten Räumen, oft in schönen neu renovierten Räumlichkeiten. Und da gibt es die Kleinkommunität in der Mietwohnung, deren Mitglieder viel engmaschiger miteinander leben, die viel verborgener ist.

Im Rahmen unserer Tagung stößt der Workshop zum Thema Individualisierung und Gemeinschaft offenbar auf brennendes Interesse – er ist einer der größten Workshops. Allein dieses Thema wird in den Gemeinschaften sehr unterschiedlich gelebt. Ein Bild dafür sind die unterschiedlichen Formen gemeinsamen Essens: Ich komme als Referentin in manche Gemeinschaften, in denen es ein Buffet-System gibt: Jeder oder jede steht





auf und holt sich, was sie oder er gerne möchte; man setzt sich dann wieder an den Tisch. Manchmal ist da ein recht lebendiges Kommen und Gehen. Dann gibt es andere Gemeinschaften, da wird eine Speise für alle serviert. Für mich kommt in diesem Detail die Spannung zwischen Individuum und Gemeinschaft zum Ausdruck, die sehr unterschiedlich gelebt wird. Sie kommt in anderen Bereichen natürlich grundlegender zum Tragen: Wie geht eine Gemeinschaft etwa mit Sonderaufgaben von Mitgliedern um? Sind sie erwünscht? gefördert? begleitet? Oder werden sie immer etwas kritisch beäugt?

*Abt Dominicus:* Aber ist das etwas Neues? Hat es nicht diese Spannung immer gegeben? Als ich vor 30 Jahren in unsere Gemeinschaft eintrat, saß nach dem ersten Noviziatsjahr beim Friseur ein Benediktiner neben mir, den ich noch nie gesehen hatte. Wo war der die ganze Zeit? Ich glaube, es hat in unseren Orden immer Einzelne gegeben, denen die Gemeinschaft Sonderaufgaben ermöglicht hat, oder auch jene, mit denen das Gemeinschaftsleben vielleicht schwierig wurde. Es gab und gibt Situationen, in denen man feststellt, dass nicht immer alles so ganz strikt konform gehen muss. Wir brauchen oder wünschen uns einerseits eine Uniformität und gleichzeitig schimpfen wir darüber. Das war und ist übrigens nicht nur in unseren Orden so. Es handelt sich bei der Frage nach Individualität und Gemeinschaft um ein Gesellschaftsthema. Sie ist nichts ordensspezifisches und wir sollten uns bewusst sein, dass wir Kinder unserer jeweiligen Zeit in unsere Gemeinschaften aufnehmen und nicht die Heiligen des Jahres 2014.

*Sr. Anneliese:* Dazu kommt aber noch etwas anderes: Es gibt in der Frage nach Individualität und Gemeinschaft auch Unterschiede zwischen Frauen- und Männergemeinschaften. Ihr Männer seid da, glaube ich, viel großzügiger als wir in den Frauengemeinschaften. Bei uns in den Frauengemeinschaften werden Sonderwege von Einzelnen sehr rasch eher kritisch angesehen. Ich sehe diesen Unterschied und stelle ihn einfach fest.

Unterschiede gibt es aber auch zwischen Orden mit unterschiedlichen Traditionen. Sie sind Benediktiner mit einer langen Tradition; meine Gemeinschaft ist gerade einmal 54 Jahre alt. Auch das führt zu einer anderen Perspektive. Außerdem nehme ich eine Unterschiedlichkeit im Führungsstil wahr, oder auch in den Symbolen. Da gibt es Gemeinschaften, wenn man dort hereinkommt, ist ganz klar – und man sieht sofort – wer der Obere, die Oberin oder der Abt ist. In meiner Gemeinschaft sieht man das oft nicht gleich. Hier zeigen sich sehr unterschiedliche Weisen, Leitung zu leben. Ich glaube, dass das auch gut und dem jeweiligen Charisma angemessen ist.

*Abt Dominicus:* Ich nehme auch Unterschiede wahr, und ich bewerte sie nicht sofort. Ich glaube, es liegt eine Gefahr darin, dass wir bei allem sofort eine Bewertung haben. Ist das nach meinem Maßstab gut? Mein Maßstab ist so, wie ich es im Noviziat gelernt habe und wie ich ihn mir selbst gestaltet habe. Hier liegt übrigens auch eine Spannung für unsere Formationsleiter. Sie müssen das Ideal wach halten, aber die Novizen und Novizinnen hinterfragen dieses Ideal: „Warum müssen wir

das einhalten, was die anderen doch versprochen haben und nicht tun?“ Es gibt nun einmal diese Unterschiede. Wir träumen von einem Ideal, das aber doch nie so gewesen ist. Das gilt für die unterschiedlichen Leitungsstile, aber zum Beispiel auch für den Umgang mit Finanzen. In der einen Gemeinschaft bekommen die Mitglieder ein „Taschengeld“ in einer Höhe, über das ich als Abt nicht verfügen kann und über dessen Höhe ich staune. Andere Gemeinschaften haben sehr strikte Regelungen.

*Sr. Anneliese:* Außerdem gibt es Gemeinschaften, die über finanzielle Ressourcen verfügen, andere kommen an ihr Limit. Aber jetzt müssen wir ein bisschen weiterkommen. Es gibt noch viele Themen, die wir jetzt hier anschneiden könnten.

- Wie ist das mit den jüngeren Ordensmitgliedern? Wie werden sie in die Gemeinschaften integriert?
- Wir wissen nicht, wie es weitergeht. Was sollen wir gestalten? Wohin soll die Reise gehen?
- Ist der Wandel gut oder nicht gut?
- Wie sieht es mit unserem Ordenscharisma aus?
- Wird es uns in Zukunft noch geben?
- Die Oberen und viele Ordensmitglieder fühlen sich zwischen Macht und Ohnmacht hin- und hergerissen.

*Abt Dominicus:* Nehmen wir die Frage nach Macht und Ohnmacht der Oberen. Ich habe den Eindruck, mit diesen Worten kann man einen „Kampfplatz“ des Klosters beschreiben. Auf diesem Platz läuft vieles ab – leider oft mit Schuldzuweisungen verbunden. Doch sind diejenigen, die sich in unseren Gemeinschaften als ohnmächtig fühlen,

oft gerade die Mächtigen. Sie werden ständig von den Oberen wahrgenommen, weil sie ja so ohnmächtig sind. Auch Ohnmacht übt Macht aus. Macht und Ohnmacht der Oberen sind auch Thema eines unserer Workshops. Ich wünschte mir, dass wir dort nicht nur von der Ohnmacht reden, sondern davon, dass wir etwas gestalten können, und auch müssen. Es gilt aber darauf zu achten, dass dies nicht zum Kampfplatz einer Gemeinschaft wird, auf dem es nur Gut und Böse gibt, nur diejenigen, die konform sind und diejenigen, die nicht konform sind, diejenigen, die mitgehen und die, die mitgezogen werden müssen. Das immer neue Bewerten, das leider oft Teil unserer Aufgabe als Obere und Oberinnen ist, führt auch zu Eingenungen und in Sackgassen. Wir wollen doch Wandel! Wir wollen im Wandel leben! Und dennoch werden wir immer depressiver und glauben am Ende, dass wir ganz ohnmächtig seien.

*Sr. Anneliese:* Ja, es geht darum, den Wandel zu wagen. Mir fällt zu diesem Thema „Veränderungen“, „Umbrüche“, „Übergänge“ immer eine der Kalendergeschichten von Bert Brecht ein. Da trifft jemand Herrn K. und sagt zu ihm: „Sie haben sich ja gar nicht verändert“. Und dann heißt es: „Oh“, antwortete Herr K. – und erbleichte. Er erschrickt, weil er sich nicht verändert hat. Veränderung gehört zum Leben und bei einigen Dingen könnten Ordensgemeinschaften ganz gut und gelassen Wandel wagen. Dazu gehören im Bereich des Gemeinschaftslebens und der ständigen Formation Fragen der Beziehungsgestaltung, Fragen nach Freiräumen, Nähe, Intimität, Distanz und Kommunikation. Unterschiedlich-

keit gibt es in unseren Gemeinschaften auch im geistlichen Leben. Oft stellt sich die Frage: Wie können wir die heute oft uneinheitlichen Arbeitsrhythmen mit unserem Gebetsleben vereinbaren? Da muss oft viel mehr geplant werden als früher. Es gibt unterschiedliche Formen des Gebets – auch innerhalb der gleichen Gemeinschaft. Manche fragen nach mehr Stille; und da sind Andere, die das so gar nicht wollen. Immer ist die Frage: Wie gestalten wir? Lassen wir zu? Gestalten wir als Obere? Gestaltet die Gemeinschaft? Wo sind unsere Punkte der Einheit?

*Abt Dominicus:* Wir müssen uns fragen, wie wir das Gemeinsame miteinander gestalten. Warum ist das immer nur Sache der Oberen? Wir müssen an solchen Punkten viel mehr ins Gespräch kommen. An das Gemeinschaftsleben werden hohe Erwartungen gestellt. Aber nur wenn wir miteinander über die anstehenden Fragen kommunizieren, wird sich vielleicht zukünftig auch etwas ändern. Wenn etwas nicht offen in der Gemeinschaft thematisiert wird, ist die Gefahr groß, dass das Thema „in den Untergrund“ abwandert. Dann entwickeln sich „stille kleine Kreise“. Es ist ein komisches Gefühl, wenn man als Abt zum zweiten Frühstück kommt und hört draußen schon die Mitbrüder im Refektorium lautstark diskutieren. Man betritt den Saal und es herrscht Ruhe. Das ist doch keine angemessene Form der Kommunikation!

Kommunikation in der Gemeinschaft kann zum Beispiel bedeuten, die Frage nach dem eigenen Gründungscharisma zu klären. Wo liegt es und was hat sich in Jahren verändert? Lassen wir diese Veränderung auch zu! Eine Sorge

dabei kann sich so artikulieren: „Ja, dann sind wir ja nicht mehr das, was wir mal waren.“ Vielleicht müssen wir Dinge ändern, aber wir müssen darüber in der Gemeinschaft sprechen. Wenn wir der nötigen Kommunikation keinen Raum geben, wenn wir nicht, wie eben auch angestoßen, offene Fragen zur Konventsfrage erheben, dann geschieht nichts.

Sie hatten die Frage unterschiedlicher Formen des Gebets angesprochen. Es ist richtig, junge Mitbrüder und -schwestern gehen vielleicht ganz anders an diese Frage heran, vielleicht sehr individuell, sehr persönlich. In monastischen Gemeinschaften, wie bei uns, mit sehr statischen Regeln, mag es hier schwierig werden, zu Änderungen oder individuellen Lösungen zu kommen. Aber jeder und jede, die kommt, wählt sich eine Gemeinschaft aus. Eine Ordensgemeinschaft muss auch deutlich sagen, was zu ihrem Lebensentwurf gehört. Nicht die Gemeinschaft muss sich jedem Einzelnen, der kommt, anpassen, sondern dieser muss sich zunächst einmal entscheiden.

*Sr. Anneliese:* Also, das ist ein diffiziles Spiel von Dialog und Kommunikation, innerhalb der Gemeinschaft und mit denen, die kommen. Ich kann ja auch nicht jeden, der kommt und eine kritische Frage stellt, zurückweisen, nach dem Motto „Das geht nicht, denn wir wissen bereits, wer wir sind.“ Ich glaube, da muss man, um es ignatianisch zu sagen, eine gute Unterscheidung der Geister pflegen.

*Abt Dominicus:* Das gehört eben zum Ordensleben dazu!

*Sr. Anneliese:* Die Frage des Gemeinschaftslebens betrifft auch die Formation. Für sie ist ja nicht nur die Formationsleiterin, der Formationsleiter verantwortlich. Vielmehr arbeitet die ganze Gemeinschaft in der Formation mit und unterstützt sie. Wenn sich also in der Formation etwas verändert, muss auch die Gemeinschaft in einem Veränderungsprozess sein.

*Abt Dominicus:* Solche Veränderungen müssen aber als Gemeinschaft besprochen werden, sonst kämpfen die Novizenmeisterinnen und -meister gegen jene Novizenmeisterinnen und -meister, die im Hintergrund sitzen. Die Aussage „Früher haben wir es ja immer so gehabt“ kann dann zu großen Spannungen führen.

*Sr. Anneliese:* Zu all dem braucht es große Transparenz und Gesprächsbereitschaft!

*Abt Dominicus:* Ich möchte noch ein anderes Thema ansprechen: Wie nehmen Sie die Frage von Leitung und Veränderung von Leitung in Ordensgemeinschaften wahr? Man kann die schönsten Artikel lesen, was Leitung angeblich sei. Oft wird da mit großer Selbstverständlichkeit davon ausgegangen, dass man die Leitung eines Ordens auch an Laien und befreundete Kreise übergeben könne. Aber ist nicht Ordensleitung mehr als nur Immobilien- und Finanzverwaltung? Ist Leitung nicht auch etwas sehr Spirituelles, das ich nicht einfach abgeben möchte? Wie sehen Sie das?

*Sr. Anneliese:* Auch ich möchte die Leitung eines Ordens nicht einfach ab-

geben, aber ich erfahre immer wieder von Gemeinschaften, wo fast niemand mehr da ist, der Leitung in diesem Sinn übernehmen kann. Da muss einfach nach neuen Wegen gesucht werden. Gibt es da vom Kirchenrecht her etwas, das man dazu sagen könnte?

*Abt Dominicus:* Immer dieses Kirchenrecht! Ich glaube, ich muss mit einem Vorurteil aufräumen: Kirchenrecht ist gar nicht so schlimm. Es grenzt nicht immer ein, sondern es gibt einen großen Rahmen vor. Gerade im Ordensrecht ist dieser Rahmen sehr breit. Immer wieder findet sich dort der Hinweis „Näheres regelt die Satzungsautonomie“. Diesen Satz überlesen wir immer in unserer Fixiertheit darauf, dass alles irgendwo stehen müsse. Plötzlich soll im Kirchenrecht stehen, ob der Angelus um fünf vor zwölf oder um fünf nach zwölf geläutet werden muss. Kirchenrecht ist etwas, das einen Rahmen gibt. Wir müssen den Rahmen innen gestalten. Wir sind quasi diejenigen, die malen dürfen, die dem Bild Ausstrahlung und Charakter geben. Ich erlebe uns hier oftmals sehr ängstlich.

Zu Ihrer Frage: Sicher gibt es Bereiche, in denen wir sehr gut mit Laien zusammenarbeiten und auch Kompetenzen abgeben können. Aber wir sollten uns bewusst sein, dass alles, was wir delegieren, an die Ordensgemeinschaft rückgebunden sein sollte. Sonst bestimmen Andere über unsere interne Lebensqualität. Ein Beispiel: Eine Gemeinschaft gibt ihre Verwaltung und die Organisation vieler Bereiche im Kloster an einen Verwalter ab. Die Verwaltung setzt die Essensvorschriften der EU um – Essensvorschriften der EU sind sehr genau! Eine Verwaltungsvorschrift

bestimmt nun, dass alles Essen nach der Mahlzeit entsorgt werden müsse. Dabei war es immer schön, dass die älteren Schwestern sich die Kartoffelchen vom Mittag noch aufhoben. Abends machte man sich Bratkartoffeln. Plötzlich durfte dies unter dem neuen Verwalter nicht mehr sein. Die Lebensqualität der Schwestern sank. Wenn wir unseren Alltag an Andere delegieren, machen wir uns selbst unsere Lebensqualität kaputt. Da hört für mich externe Leitung auf. Darüber hinaus gilt natürlich: Überall dort, wo es um Entscheidungen geht, was wir noch aus unserem Charisma heraus tun wollen, sind wir selbst gefragt. Nicht nur unsere Verwalter.

*Sr. Anneliese:* D. h., Sie rufen uns also zu zwei Dingen auf:

- Zu Achtsamkeit auf Vorgänge, die unser Leben als Gemeinschaft unzulässig beschneiden
- und zu Mut, gemeinsam mit guten Beratern zu überlegen, zu experimentieren und sich zu trauen – auch mit Blick auf das Kirchenrecht.

Nach meinem Eindruck müssen wir die Leitungsstrukturen in unseren Gemeinschaften anpassen. Nach dem Konzil, als noch viele Kräfte vorhanden waren, hat man oft große Leitungsgremien geschaffen. Heute sehen wir, dass wir diese manchmal nicht mehr füllen können. Wir müssen also jetzt wieder prüfen, ob wir etwas ändern können, um die Zukunft gestalten und, wie Sie so sympathisch gesagt haben, die Räume des Kirchenrechts mit schönen Farben ausmalen zu können.

*Abt Dominicus:* Wir sollten Freiräume nutzen und dabei nicht nur Fachberatung, sondern auch unsere kollegiale

Beratung wahrnehmen. Ein großer Teil der hier anwesenden Oberinnen und Oberen hat sich schon über den Zusammenschluss von Leitung Gedanken machen müssen.

Das führt mich zu einem weiteren Anliegen: Müssen wir es nicht schaffen, hier in der DOK Zusammenarbeit stärker zu leben? Wir sprechen immer von „interreligiös“ und „interkulturell“, aber wir sollten dieses „Inter-“ auch hier leben! Wir sollten Gremien schaffen, wo wir Kompetenz abgeben können und wo wir doch wissen, dass die Dinge in der Verantwortung von Ordensleuten bleiben, die einen anderen Sensus haben für den Alltag des Ordenslebens als es ein Banker haben kann. Dieses „Inter-“ zu praktizieren, heißt zu fragen, was wir als Gemeinschaften miteinander und füreinander tun können. Wie können wir Charismen gemeinsam weiter stützen? Ein Experiment, das wir jetzt vorhaben, ist, ob wir es hinbekommen, gemeinsam die DOK finanziell zu sichern. Vielleicht gelingt uns eine vertiefte Zusammenarbeit ja auch auf anderen Ebenen.

*Sr. Anneliese:* Hier im Plenum sehe ich noch ein anderes „Inter“. Da sind auch Ordensleute unter uns, die nicht aus Deutschland stammen. Auch ich gehöre übrigens dazu, denn ich bin in Österreich geboren. Wir haben mittlerweile in Deutschland viele Ordensleute, die aus anderen Ländern zu uns kommen. Auch hier dürfen wir uns fragen: Wie geht das Miteinander in Zukunft? Wie können wir uns noch mehr gegenseitig befruchten? Wie können wir verhindern, dass Parallelwelten entstehen, statt gemeinsam unterwegs zu sein? Es gibt schon viele

gute Ansätze. Dort, wo ich jetzt wohne, werden wir voraussichtlich ab Herbst als fünf Ordensgemeinschaften Tür an Tür in zwei Häusern wohnen. Darunter sind zwei afrikanische Gemeinschaften, eine indische, eine polnische und die international besetzte Generalatsgemeinschaft meines Ordens. Das Beispiel spiegelt die Situation, in der wir heute in Deutschland leben. Ich wünsche mir ein deutlicheres Miteinander auf dem gemeinsamen Weg.

*Abt Dominicus:* Eines fehlt noch in unserem Gespräch. Bei all den Fragen, die wir angesprochen haben, ist meines Erachtens eine gute Rückgebundenheit an Gott notwendig. Wir müssen diese Mitte stärken – sie gibt uns die Kraft zu unserem Zeugnis. Es gibt Mitbrüder und -schwestern, die ihre Profess machen, geweiht werden und durchstarten. Das tun sie auch bei der Arbeit und diese Arbeit frisst Vieles auf. Wo bleibt dann die Rückgebundenheit an Gott? Achten wir darauf, dass es Orte und Zeiten gibt, an denen das möglich ist? Sind solche Orte in unserer Struktur verankert? Wenn jemand in unserer Gemeinschaft fragt, ob für ihn eine Auszeit, ein Sabbatical möglich sei, dann gibt es oft viele Widerstände. Man meint, den Bruder, die Schwester arbeitsmäßig nicht entbehren zu können. Wartezeiten von ein paar Jahren werden eingefordert. Aber wie achtsam gehen wir mit dem Anliegen des Mitbruders oder der Mitschwester um? Es geht dabei nicht nur darum, Fehlentwicklungen mit schwer wiegenden Folgen zu verhindern. Achtsamkeit ist auch in Hinblick auf die Frage gefordert: „Wo verlieren wir möglicherweise unseren Anschluss an Gott?“

Deswegen bin ich froh, dass diese Mitgliederversammlung unter einer Vision der Hoffnung steht: „Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die Euch erfüllt!“ Liebe Schwester Anneliese, was bedeutet diese biblische Aufforderung aus Ihrer Sicht als Theologin, die sich mit Ordenstheologie beschäftigt?

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

*Sr. Anneliese:* Die Bibel ist voll von solchen Hoffnungsaussagen. Und es ist biblisch nicht so, dass wir uns Hoffnung machen, sondern es geht mehr darum, dass wir Hoffnung ergreifen. Wenn Sie gerade dazu aufgerufen haben die Mitte, unsere Beziehung zu Gott, zu stärken, dann hat das viel mit dieser Art von Hoffnung zu tun, die wir uns eben nicht „machen“, sondern die uns geschenkt wird und letztlich den Namen Gottes trägt. Wir wissen als Christen, dass unser Leben nicht ins Leere läuft – das ist die große Hoffnung. Das gilt auch dann, wenn unsere alltäglichen Hoffnungen nicht erfüllt werden. Mit dieser größeren Hoffnung wird die Gegenwart mit all ihren Widersprüchlichkeiten lebbar. So können wir sie annehmen und gestalten. Wer diese Art Hoffnung hat, der entdeckt ungeahnte



Handlungsmöglichkeiten. Henry Nouwen hat geschrieben: „Hoffnung heißt, sich an neue Orte führen zu lassen“. In der Kraft der Hoffnung können wir auch aufbrechen aus Orten, Umständen und Strukturen, die uns erschöpfen und müde machen. Aus solcher Hoffnung heraus können wir weitergehen.

Ein Zweites: Im Römerbrief gibt es eine Stelle, die mir früher immer ein bisschen suspekt war. Paulus schreibt dort: „Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen“ (Röm 5,3-5). Es ist schon faszinierend, uns davon ansprechen zu lassen, dass das, was wir nicht wollen, nämlich Bedrängnis und schwere Situationen, uns erst zur Hoffnung führen und uns zu dem machen, was wir immer ohne diese Schwierigkeiten sein wollten, nämlich stabil, treu und ausdauernd. Ich finde es interessant, mich dem zu stellen.

Aber auch wenn wir in der Hoffnung leben, wird nicht alles funktionieren. Viele unserer kleinen Hoffnungen werden sich nicht erfüllen oder manches trägt woanders Früchte, vielleicht gar nicht dort, wo wir es gedacht haben. Hoffnung hat nichts mit großen Zahlen zu tun. Jesus war ein Mann der kleinen Zahlen, so hat es Erzbischof Nguyen van Thuan aus Vietnam ausgedrückt, und auch die Bilder, die er gebraucht, sind keine grandiosen Bilder: das Senfkorn, der Sauerteig, der Samen, die kleine Herde. Fünf Brote und zwei Fische reichen ihm aus, um eine ganze Menschenmenge zu sättigen. Es könnte sein, dass wir heute unseren Blick wieder mehr auf das Kleine und Unscheinbare richten sollten, um unsere Identität nicht aus den großen Werken und

Sendungen, die wir haben, herzuleiten, sondern uns tiefer zu verwurzeln.

*Abt Dominicus:* Das mit dieser Hoffnung der kleinen Zahlen gefällt mir gut. Dennoch schauen wir immer auf die große Bilanz. Sie haben recht, es gibt auch jetzt in unseren Gemeinschaften ganz viele Ansätze von Hoffnung. An so vielen Stellen in der Ordenslandschaft geschieht wirkliche Annahme von Bedürftigen! Denken Sie an die neue Broschüre „Atem holen“! Es ist beeindruckend, wie viel Gastfreundschaft Ordensgemeinschaften geben. Wie viele Möglichkeiten, dass Menschen ankommen und zur Ruhe kommen können! Kloster auf Zeit – wir müssen aufpassen, dass wir diese hoffnungsvollen kleinen Aufbrüche nicht verzwecken. Die Menschen, die zu uns kommen, halten uns lebendig!

Noch ein Beispiel: Mit einem Konvent habe ich als Kirchenrechtler an dessen Statuten gearbeitet. Wir haben danach gefragt, was an den Statuten sehr erstarrt und was lebendig ist. Da gab es immer erst einen Bibeltext, dann einen Text der Gründerin, dann ein Wort des Papstes – und nach vier Seiten kam der prägnante rechtliche Satz: „Daher tragen wir ein Ordenskleid“.

Ich habe die Gemeinschaft gefragt, was die Lebendigkeit hemmt, wenn sie ihre Statuten lesen, und wo man etwas streichen sollte. Aufgefallen ist mir, dass gerade die älteren Schwestern bereit waren, mutig auch Dinge beiseite zu lassen, um die Mitte, den Kern einer Regelung wieder sichtbar zu machen. Die Älteren wissen schon, was sie in ihren vielen Ordensjahren gelebt haben und wo etwas erstarrt ist. Das gilt es neu wahrzunehmen und darauf achtsam zu sein.



*Sr. Anneliese:* Eine junge ukrainischen Mitschwester, die mit uns lebt, hat zu diesem Thema etwas gesagt, das mich beeindruckt. Sie habe hier in Deutschland erlebt, dass die Ordensfrauen – und das ist bei den Männern nicht anders – in höherem Alter weiter engagiert sind, Ideen haben, lebendig sind, aufbrechen und Neues anfangen. In der Ukraine sei das nicht immer so. In Deutschland entdecken manche von uns erst im höheren Alter neue Aufgaben, die sie ihr früheres Ordensleben lang vielleicht nicht tun konnten.

*Abt Dominicus:* Lassen Sie mich noch einmal einige Punkte aus unserem Gespräch zusammenfassen:

- Wir sollten in unserem Alltag „gegenwärtig“ sein. Die beste Zeit für das Ordensleben ist heute. Nicht wie es war und nicht nur im Träumen vom Morgen. Die beste Zeit für uns ist jetzt!
- Ich wünsche mir Offenheit für unsere Unterschiedlichkeit und die Bereitschaft, miteinander zu kommunizieren. Lassen Sie uns das in der Gewissheit und Hoffnung tun, dass uns in dem wie wir jetzt leben, Gott begegnet. Gott ist ein Teil dieser Zeit. Er kommt uns auf unseren Wegen entgegen.
- Ich wünsche mir Mut zur Veränderung. Der Satz: „Das haben wir schon einmal ausprobiert, das hat damals auch nicht geholfen“ führt in den Stillstand.
- Der Ort des Ordenslebens ist mitten in dieser Kirche und mitten in unserer Gesellschaft. Das bedeutet nicht Anpassung und nicht nur Abgrenzung, sondern eine ganz lebendige Verortung

*Sr. Anneliese:* Mir ist Folgendes wichtig: Alle Situationen, in denen sich unsere Gemeinschaften befinden – ob sie im Aufbau sind, ob sie viele alte Schwestern haben, ob sie Werke schließen müssen oder etwas aufbauen: Jede dieser Situationen hat das Potential in sich, heute und hier ein Zeugnis der Hoffnung zu werden. Wir können in dieser Welt, in der viele Menschen nach Glück, Sinn und Heil suchen, ein solches Zeugnis geben. Wir sind dazu berufen, Gott in dieser Welt lebendig und präsent werden zu lassen und sollten daran glauben, dass wir das können. Erich Fromm hat gesagt: „Hoffen heißt, jeden Augenblick bereit sein, für das, was noch nicht geboren ist und trotzdem nicht verzweifeln, wenn es zu unseren Lebzeiten nicht zur Geburt kommt.“

.....

*Das Gespräch wurde am Montag, 6. Juni 2011, im Rahmen der DOK-Mitgliederversammlung in Vallendar geführt.*

<sup>1</sup> Vgl. Vortrag „Integration von Sexualität und Prävention von Missbrauch im Ordensleben“ in dieser Ausgabe der OK, S. 329.



### **Vielfalt der Gesprächsrunden**

In dreizehn Gesprächsrunden wurde im Rahmen der Mitgliederversammlung 2011 der Deutschen Ordensobernkonzferenz das Thema „Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die euch erfüllt (1 Petr 3,15) – Ordensleben in Übergängen“ erörtert. Expertinnen und Experten aus den Ordensgemeinschaften gaben Impulse für die Diskussion. Moderiert wurden die Runden von Oberinnen und Oberen, die die Gespräche mit Hilfe von Protokollen inhaltlich zusammengefasst haben. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert diese Zusammenfassungen.

## „Zeugnisgeber der Hoffnung“

Die prophetische Dimension des Ordenslebens – eine Spurensuche

Moderator: P. Hans-Peter Becker SAC  
 Experte: Br. Andreas Murk OFM Conv.  
 Protokoll: Sr. Gertrud Dederichs MMS, Sr. Clara Faltermaier OSC

Als der heilige Vinzenz Pallotti (1795-1850) in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts davon sprach, dass jeder Getaufte zum Apostel berufen sei und sich mit seinen Gaben und Charismen in der Kirche einbringen solle, war dies eine bahnbrechende Aussage – revolutionär und prophetisch zugleich. Doch es dauerte mehr als hundert Jahre, bis sich seine Gedanken, Ideen und Visionen in den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) – als Äußerung des kirchlichen Lehramts – niederschlugen. Nur in der heutigen

pastoralen Praxis sind sie vielerorts immer noch nicht angekommen. Ist Pallotti deswegen nun ein gescheiterter Prophet? Hat er die Zeichen der Zeit damals etwa falsch gedeutet? Keineswegs. Denn überall dort, wo prophetische Botschaften von der Welt als radikale Unterbrechung des Gewohnten und damit auch als Störfaktor erlebt und wahrgenommen werden, ist das Ergebnis offen und ungewiss. Keiner weiß letzten Endes, wo der Weg die Gesellschaft, die eigene Gemeinschaft oder einen selbst hinführt. Diese Ungewissheit

hat – das wurde in den Gesprächsrunden mehr als deutlich benannt – auch wesentlich damit zu tun, dass sich ein Prophet nicht selbst beruft, sondern allein durch Gott berufen wird. Dass er nicht sich selbst verkündigt, sondern lediglich „Gottes Sprachrohr“ ist.

Offen hingegen blieb für den Experten, Br. Andreas Murk OFM Conv., zum Schluss aber die Frage nach der Bewertung der „prophetischen Dimension des Ordenslebens“, die er in der gleichnamigen Gesprächsrunde aufwarf und biblisch, systematisch und praktisch durchleuchtete. Zum einen „leider“, da so der häufig geäußerte Wunsch nach Klarheit nicht gestillt werde, zum anderen „Gott sei Dank“, da dadurch „immer noch alles drin ist“ und „nichts ein für allemal festgelegt“. Gemeinsam mit den Teilnehmern begab sich der Franziskanerminorit auf eine „prophetische Spurensuche“, aber nicht ohne vorher die teils unwegsame Route zur besseren Orientierung mit wichtigen Hinweisschildern abzustecken.

Als Gewährsmann diente dem Referenten dabei der alttestamentliche Prophet Jona. In ihm, der alles andere als ein „Profi-Gerichtsverkünder“ war, bündelten sich die wesentlichen Merkmale einer prophetischen Berufung (Vision, Auftrag, Einwand, Beistand, Zeichen), die Aufgabe (Kritik, Trost und Ermutigung), die Mittel (Wort, Schrift, Wunder) und die Reaktion von außen (oft negativ) in Reinform.

Auch wenn prophetische Bücher aus dem Alten Testament auf den Leser von heute teils sperrig wirken – man denke nur an die abenteuerliche Reise Jonas im Bauch des Wals – stehen sie mit Fug und Recht für eine bis heute gültige Botschaft.

Welche Relevanz die jeweilige prophetische Aussage für Gegenwart und Zukunft noch besitzen, hängt maßgeblich damit zusammen, wie es den jeweiligen Gliedern der Kirche – selbstverständlich auch den Ordensgemeinschaften – gelingt, diese im Hier und Jetzt neu zu erschließen. Gleiches gilt übrigens auch für die Vielzahl an prophetischen Spuren und Aufbrüchen, die im Gründungsimpuls und der sich daran anschließenden Weiterentwicklung des Charismas der eigenen Gemeinschaft aufleuchten.

Auf den Punkt gebracht: Die Zeichen der Zeit zu erkennen und mit dem Plan Gottes in Einklang zu bringen, war nicht allein ureigene Aufgabe des alttestamentlichen Propheten, der auf Berge stieg und mit den Zehn Geboten wieder herunterkam oder der dem herrschsüchtigen König ins Gesicht sagte, was in dessen Reich alles schief lief, sondern kann analog für Ordensleute gelten. Und das sollte – wenn möglich – mit Nachdruck von diesen auch in Anspruch genommen werden.

Angesagt ist eine Gegenwartsanalyse (politisch, wirtschaftlich, kulturell, kirchlich, religiös etc.), die Nennung eines gesellschaftlichen Phänomens unserer Zeit und die Antwort des Ordenslebens darauf: Dieser Dreischritt aus Sehen – Urteilen – Handeln ist dem Ordenschristen durch sein Leben nach den evangelischen Räten (Keuschheit, Armut, Gehorsam) praktisch ins Stammbuch geschrieben und trägt in sich bereits das Potential, als prophetisches Zeichen zu dienen und als solches in der Welt aufgefasst und gedeutet zu werden (vgl. auch das nachsynodale apostolische Schreiben „Vita Consecrata“ Johannes Pauls II. von 1996).



Dass es dazu Mut und Bereitschaft zu immer neuem Aufbruch und Experiment bedarf, zeigen unzählige Beispiele in jeder einzelnen – ob kontemplativer oder apostolisch-tätiger – Gemeinschaft. Wenn die Klarissen von der Ewigen Anbetung in Bautzen seit 1925 – während Nazi-Diktatur und DDR – in der Diaspora leben und beten, ist und war dies nicht nur mutig, sondern auch ein starker Hinweis darauf, dass es Gott gibt. Oder wenn die Schwestern von der Göttlichen Vorsehung seit Mitte des 19. Jahrhunderts verwaisten Kindern Heimat schenken und Frauen ausbilden, gaben sie Antworten auf drängende Fragen der Zeit, mit denen sie damals auch auf starke Widerstände stießen. Keine Frage: Die grundlegenden Werte und Lebensweisen von Ordensleuten wirken auf Menschen unserer schnelllebigen, auf Erfolg ausgerichteten, individualistischen und mediendominierten Leistungsgesellschaft häufig vollkommen anachronistisch und unverständlich. Zuweilen zeigt sich dieses Unverständnis auch in den Ordensgemeinschaften selbst.

Müssen wir uns nicht die Anfrage gefallen lassen, ob wir den „Propheten in unseren Reihen“, denjenigen, die vorausdenken, die mit einer scharfen Wahrnehmung beschenkt sind und die in einer lebendigen Beziehung zu Gott stehen, den Raum geben, den sie zum „Visionieren“, „Weiterdenken“ und „Herumspinnen“ nötig haben? Schaffen wir als Orden oder religiöse Gemeinschaft überhaupt noch die angemessenen „Bodenbedingungen“ (Einladung zum Sein, Raum zur Entfaltung, Bereitschaft zum Experiment, Erlaubnis zum Scheitern, Entscheidung zum „Immer weiter“), wie sie Bruder Murk in seinem Referat angesprochen hat?

Jeder, der sich als von Gott berufen versteht – es müssen ja nicht gleich alle Propheten sein – weiß, wie schwer es ist, den Weg der eigenen Berufung zu gehen. Und jeder, der sich in Leitungsverantwortung befindet, weiß um die Schwierigkeiten, wenn die ganze Gemeinschaft mit ihrem Tun und Sein prophetisch sein oder werden soll, wie es der Referent den anwesenden Oberen mit dem Wort „Spannung“ eindrucksvoll vor Augen stellte.

Da erklingen auf der einen Seite die Rufe nach Umkehr und Erneuerung und auf der anderen Seite die derjenigen, die Bestehendes bewahren und Traditionen weiter pflegen möchten. Eine Zwickmühle, für die es meist keine saubere Lösung gibt. Und dennoch lohnt es sich, die Gratwanderung zwischen beliebiger Idee und Gottesidee, zwischen Zeitgeist und Heiligem Geist, zu wagen. Jede Ordensschwester, jeder Ordensbruder und jede Gemeinschaft kann und soll sich davon angesprochen fühlen.

Denn jede und jeder hat mit seinem persönlichen Charisma und dem der eigenen Gemeinschaft prophetischdienend etwas in die Kirche und die Gesellschaft, in der wir leben, einzubringen. Und ebenso, wie die Propheten des Alten Testaments selbst kein Unheil heraufbeschworen haben, sondern nur eine Entwicklung, die schon im Gang war, wahrgenommen und beschrieben haben, so dürfen sich auch die Ordensgemeinschaften in der heutigen Zeit als das begreifen, was ihnen Bruder Andreas Murk mit Jona und Co. ins Stammbuch geschrieben hat: nicht als „frustrierte Schwarzseher, sondern als Zeugnisgeber der Hoffnung“ in dieser Welt zu leben.

# In Vielfalt gelebte Spiritualität

Moderatorin: Sr. Dr. Carmen Tatschmurat OSB  
Expertin/Experte: Sr. Bernadette Bargel OSCI, P. Alfred Tönnies OMI  
Protokoll: Sr. Gertrud Dederichs MMS, Sr. Ortrud Fürst OP

## Was verstehen wir unter Spiritualität?

Spiritualität ist heute zu einem diffusen Oberbegriff für Vieles geworden, den auch Firmen benutzen, die früher von „Visionen“ gesprochen haben. Uns geht es nicht um eine Definition, sondern darum, wie wir Spiritualität als Ordensleute hier und heute verstehen. Unsere christliche Spiritualität kommt von Gott her und führt zu ihm hin. Wir leben in Beziehung zu einem personalen Gott. Unsere Spiritualität ist nicht abstrakt sondern sie muss, um lebbar zu sein, geerdet sein. Dieses Geerdet-Sein wird im Alltag sicht- und erfahrbar. Wir brauchen keine Definition für Spiritualität, aber eine Abgrenzung. Was nach allen Seiten hin offen ist, hat keine Grenze.

Spiritualität zeigt sich im Leben mit den Menschen, denen ich begegne. Ihnen gebe ich das weiter, was ich von Gott empfangen habe. Alfred Delp hat dies eindrucksvoll zusammengefasst: „Der Herr hat uns die Unruhe und die Verantwortung ins Herz hineingebrannt und man verrät den Himmel, wenn man die Erde nicht liebt und man verrät die Erde, wenn man nicht an den Himmel glaubt, weil man dann der Erde Gewalt antut und nicht mit segnenden, helfenden Händen zu ihr kommt.“<sup>1</sup> Damit dies möglich ist, halten wir uns in der Meditation Gott hin – immer und immer wieder. Diese göttliche Beziehung, die

im Gebet gepflegt wird, ist die Grundlage unserer Spiritualität. Die Christusbeziehung, die im Mittelpunkt steht, lässt viele Möglichkeiten wachsen.

Weitere Aussagen aus der Gesprächsrunde: „Spiritualität ist das Leben des Alltags vor dem Hintergrund Gottes.“ „Spiritualität ist ein langer Weg, der mit der Taufe beginnt, wir wachsen, wir sind bestrebt, eine Form zu finden und unsere Gottesbeziehung zu entfalten.“ Paul Zulehner sagt sinngemäß: Spiritualität ist die Verwirklichung meines Glaubens, meiner Sehnsucht in der je konkreten Lebenssituation.

## Wie wirkt Spiritualität?

Die Spiritualität der Heiligen war immer heilend. Spiritualität heilt, sie benennt, woran man selbst leidet. Heilung ist ein Prozess, dem ich mich stellen muss. Spiritualität muss mich befreien von meinen Ängsten und belastenden Vorstellungen. Damit das gelingt, üben wir regelmäßig, uns in den Raum der Stille hinzuhalten und auf Heilung zu warten. Diese Heilung kann auch mitunter über einen schmerzhaften Prozess kommen. Es gibt jedoch auch sog. spirituelles Leben, das nicht mehr heilend wirkt. Die Grenze ist dann erreicht, wenn es in Abhängigkeiten führt. Wahre Spiritualität führt in Freiheit und nicht in Abhängigkeit, nicht in Enge, sondern in die Weite.



Eine gesunde Spiritualität bringt die drei Grund-Sehnsüchte des Menschen in Einklang:

- Sehnsucht nach dem eigenen Ich, Sehnsucht, sich selbst zu erkennen
- Sehnsucht nach einem Du, nach anderen Menschen und nach Gemeinschaft
- Sehnsucht hinter die Wirklichkeit zu schauen, nach Transzendenz, nach Gott

Alle drei Sehnsüchte stehen in der Spannung von Sehnen und Sucht. Eine Bruchstelle zeigt sich dann, wenn eine der Sehnsüchte nicht, oder zu wenig gelebt wurde. Unser Auftrag, ist es, diese Sehnsüchte bei uns selbst wachzuhalten und den Menschen zu helfen, den Einklang aller drei Dimensionen zu finden.

### Gebet als Dimension gelebter Spiritualität.

Eine grundsätzliche Frage lautet: Wie notwendig ist eine gemeinsame Verwirklichung von Spiritualitätsformen, konkret von Gebet? Oder genügt es, individuell zu beten? Im Gespräch zeigte sich, dass in manchen Ordensgemeinschaften (auch bei älteren Ordensleuten) die Sehnsucht nach eigenen Spiritualitätsformen sehr stark ist und das gemeinsame Stundengebet dahinter zurücktritt. Wie gehen wir damit um? Eine Frage, die nicht einfach beantwortet werden kann. Denn es ist wichtig, dass wir zum gemeinsamen Beten zusammen kommen, dafür sind wir angetreten und das ist auch im Charisma der Ordensgemeinschaften angelegt. Wenn eine Gemeinschaft geistliches Leben weitergeben will, soll das Gebet in der Gemeinschaft gepflegt werden. Wir

stehen im Stundengebet nicht allein für uns da, sondern auch für die anderen, für die Welt.

Andererseits sagt Ignatius von Loyola (sinngemäß): Alles was das Geschöpf mit dem Schöpfer zusammen bringt, ist gut! Es ist eine stets freiwillige Verfügbarkeit notwendig, auch im Gebet.

Einheit in der Vielfalt. Das Stundengebet, richtig erkannt, balanciert zwischen Sehnsucht und Suche und wirkt objektiv. Das Stundengebet ist nicht *die* Spiritualität, sondern *eine* Möglichkeit. Die Spiritualität der jeweiligen Gemeinschaft ist die Grundlage des gemeinsamen Lebens (Franziskus, Benedikt, Ignatius, Vinzenz usw.), doch darauf aufbauend muss immer wieder gefragt werden: was heißt das für uns heute, welche neuen Wege zeigen sich? Was ist mir, was ist uns existentiell wichtig? Wenn wir Psalmen beten: wie können wir sie uns und anderen neu erschließen? An manchen Stellen tragen die Psalmen offenbar gar nicht mehr, oder es wird eine Auswahl getroffen.

Im Gebet zählt nicht die Quantität. Madeleine Delbrêl spricht von  lbohrt urmen und Zeiteilchen: Für die Bohrtürme sind auch mal längere Zeiten notwendig, damit sie in die Tiefe gehen. Die Zeiteilchen sind oft nur sehr klein, Minuten an der Trambahnhaltestelle etwa. Wir können die Möglichkeiten nutzen, die da sind. Bei der Jugend sind diese Zeiteilchen sehr gefragt, etwa in Form von Events (Papstbesuch, Katholiken- und Kirchentage).

### Wie reagieren wir auf Veränderungen?

Einige Beispiele: Wie gehen wir damit um, wenn jemand mit einem ganz an-



deren Lebensstil, der sich zum Beispiel im Tattoo zeigt, vor unserer Türe steht? Schauen auf das, was ihn wirklich bewegt. Die Benediktsregel sagt: „Man achte darauf, ... ob er wirklich Gott sucht“ (Kap. 58,7) – alles andere ist sekundär.

Ist der Priestermangel vom Geist Gottes gewirkt? Was ist die Konsequenz daraus? Vielleicht besteht diese wachsende Notsituation, um eine neue spirituelle Dimension zustande zu bringen? Sollen mehr Laien in die Gemeindeleitung? Priestertum der Frau, Äbtissin als Vorsteherin einer Eucharistiefeier? Oder ist wachsende Internationalität geistgewollt (indische, polnische Priester?)

Die Frage nach Kontemplation in den verschiedensten Ausprägungen stellt sich auch in einigen Gemeinschaften. Was ist passiert, wenn Ordensleute sich im reinen ZEN wiederfinden? Wenn eine Spiritualität nicht mehr in Bezug zu einem personalen Gott steht, ist sie nicht mehr auf dem Boden der jeweiligen Ordensspiritualität. Bei der Vermittlung von Meditationsweisen an Gäste muss das erkennbar sein, was wir auf unsere Fahnen schreiben! Eine christliche Spiritualität kommt von Gott her und führt zu Gott hin. Wenn wir spüren, dass eine Gefährdung vorliegt, was ist zu tun? Ein Kriterium ist, wenn sich jemand aus der Gemeinschaft heraus nimmt und eventuell eine eigene Gemeinschaft bildet. Eine kritische Frage ist auch: Was sind die Früchte?

Was machen wir aus Notsituationen? Es reicht nicht, wenn wir versuchen, das Kreuz immer mehr zu begreifen, wir müssen es ergreifen. Wir sollen auch nicht beim Kreuz stehen bleiben, sondern immer auf die Auferstehung zugehen.

## Was bieten wir Menschen, die suchen und fragen?

Menschen die suchen und fragen stehen oft an Wendepunkten: Taufe, Hochzeit, Krankheit, das Ende eines aktiven Tuns, Aufgeben eines Amtes. Dann können wir mit ihnen eine neue Blickrichtung suchen und sie zu neuen Aufbrüchen ermutigen. Es gibt auch die kleinen, täglichen Wendepunkte, die ich wahrnehmen kann, ich kann täglich umkehren. Frage: Was steht heute für mich an?

Spiritualität will immer neu gelebt werden. Wir können aufmerksam werden darauf, wie sie mein Leben und das Leben meiner Gemeinschaft in allen Phasen formt. Wir sind doch aufgebrochen, „den zu suchen, den meine Seele liebt“ (vgl. Hld 3,1-4) Lasse ich mich (noch) aufbrechen?

Wir müssen wertschätzend miteinander über Spiritualität reden. Wertschätzung in der Beziehung ist gelebte Spiritualität.

Wir sollten überlegen, ob die traditionelle Komm-Struktur unserer Klöster immer und jederzeit das Richtige ist (das heißt: wir sind stabil an einem Ort und die Menschen kommen zu uns). Vielleicht ist gelegentlich eine Gehstruktur angebracht, mittels derer wir neue Wege zueinander finden. Dazu sollten wir die neuen Medien nutzen.

Die Aufgabe einer gelebten Spiritualität ist es, Gott meine leeren Hände hinzuhalten in der Hoffnung, dass er sie füllt. Daraus können wir dann weitergeben.

.....

1 <http://www.gregor-weigand.de/AlfredDelp1.htm> (15.06.2011)





# Ordenssendung in sich verändernden pastoralen Strukturen

Moderator: Abt Hermann-Josef Kugler O.Praem.  
Experte: Abt Albert Dölken O.Praem.  
Protokoll: Sr. Scholastika Deck OSB, P. Alois Greiler SM

## Hinführung zum Thema

Ausgehend von der Arbeitshilfe der DBK „Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“ (Arbeitshilfen Nr. 213, Bonn, 2007) haben sich einige wichtige Punkte für den weiteren kollegialen Austausch ergeben:

- Klösterliches Gemeinschaftsleben ist das wichtigste Charisma der Klöster. Angesichts der immer größer werdenden pastoralen Räume wirft das die Frage auf: Wie groß kann ein solcher Raum sein? Sind die neuen pastoralen Einheiten kompatibel mit dem klösterlichen Leben? Wird darauf von den Bistümern Rücksicht genommen?
- Damit verbunden ist auch ein finanzieller Aspekt. Viele Klostersgemeinschaften (insbesondere Priesterorden) leben von den Gestellungsgeldern aus den Seelsorgestellen; andere Einnahmen (z.B. von klösterlichen Betrieben) fallen weg, weil weniger oder keine Brüder mehr da sind, die früher für den Unterhalt gesorgt haben.
- CIC can. 517 §1 sieht die Leitung von Pfarreien durch ein Priesterteam vor. Bei den vielen Nachteilen großer pastoraler Räume ergibt sich gerade für Orden womöglich eine neue Chance, nämlich der Vernetzung kategorialer Dienste der Orden und dem Selbst-

- wert der geistlichen Präsenz als Orden mit den pastoralen Strukturen. Gibt es Erfahrungen von Leitung von Pfarreien „in solidum“ (gleichberechtigte Priester mit einem Moderator als Ansprechpartner für das Bistum)?
- In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach dem Priesterbild. Wird der Priester in den Diözesen nur noch als Gemeindeführer gesehen? Würde sich hier nicht das weite Feld der Kategorialseelsorge oder der theologisch-wissenschaftliche Nachwuchs als ein mögliches Seelsorgefeld für Ordenspriester und auch akademisch ausgebildete Ordensfrauen anbieten?
  - Geistliche Zentren spielen eine wichtige Rolle in den pastoralen Planungen der Diözesen. Werden schon bestehende geistliche Zentren in die Planungen der Ordinariate einbezogen? Gibt es Kriterien für geistliche Zentren?

In der Begegnung zwischen Orden und Bistümern zu diesen Fragen ist es wichtig, dass die Orden sich und ihr Eigencharisma deutlicher erklären und einbringen. Das päpstliche Dokument „Vita Consecrata“ betont aber auch die wesentliche Sendung einer Gemeinschaft, nicht allein das ‚Leben als Kloster‘. Was bringen wir als Orden ein – sei es als kontemplative, sei es als aktive Gemeinschaften? Die (Groß-)Pfarrei

bleibt für viele weiterhin die kirchliche Heimat. Gibt es eine gewisse Überbetonung der Pfarrei (vor der Orts- bzw. Bischofskirche)? Andererseits, von Seiten der Bistümer gefragt, wie verlässlich sind die Orden für die (vor allem langfristigen) Planungen?

## **Inhalte des Austausches in der Gruppe**

Im Folgenden werden die verschiedenen Inhalte der Gespräche angesprochen. Sie sind in thematischer, nicht wertender Reihenfolge aufgeführt.

### *Pfarrei und Kloster als Orte des Glaubens*

Angesichts der immer größeren Pfarrstrukturen ist eine bedrängende Frage: Was kommt nach der Pfarrei? Und für uns als Orden: viele Menschen erleben ein Kloster als ihren Ort des Glaubens und des Sakramentenempfangs, manchmal mehr als ihre (Wohnort-) Pfarrei. Das Mit- oder Nebeneinander von Personalgemeinde (Klosterkirche) und Territorialpfarrei samt den entsprechenden Kompetenzen (Führung der Bücher, Delegationen, etc.) ist nicht unproblematisch. Klöster leben in unterschiedlicher Selbständigkeit den Bistümern gegenüber. Gläubige leben ihre Beziehung zur Kirche da, wo sie sich zu Hause fühlen, ob in Anbindung an eine Ordensgemeinschaft oder in einer Pfarrei. Bleibende objektive Stärken einer Pfarrei sind ihre feste räumliche Größe und dass sie Raum geben für verschiedene Glaubensformen. Orden sind hier enger bezogen auf das jeweilige Charisma, dafür aber auch konstanter in dem Angebot, am geistlichen Leben teilzunehmen.

### *Pfarrei - Gemeinde*

Manches Bistum hat sehr durchgreifende Strukturreformen vorgenommen. Kirchenrechtlich bleibt die Pfarrei die Grundstruktur für die Ortskirche. Wie aber kann eine sehr große Territorialpfarrei ‚Gemeinde‘ sein? Hier hilft eben diese Unterscheidung: Pfarrei bezieht sich auf das jeweilige kirchliche Territorium als Einheit von Leitung und Verwaltung. Innerhalb dieses Territoriums ist die Frage, welche ‚Gemeinde‘ oder ‚Gemeinden‘, Gemeinschaften des Glaubens sich bilden. Zu Gemeinde gehört wesentlich: Gebet, Glauben weitergeben, Caritas leben. Kriterien sind neu zu entwickeln. Solch eine Gemeinde in einer Pfarrei kann ein Orden sein und auch Menschen, die sich einem Kloster verbunden fühlen und so leben. Denn: Gemeinde bildet sich vor Ort – Kirche baut sich von unten auf. Hier ist eine Chance, eine Aufgabe für Ordensgemeinschaften. Im regelmäßigen Gespräch zwischen Bistum und Orden kann ausbalanciert werden, was das jeweils heißt, so dass es keine Konkurrenzen gibt und ein Orden womöglich Gestaltungsgeld für seinen Beitrag erhält.

Missionsorden mit internationaler Erfahrung fällt es oft leichter, in Großpfarreien zu arbeiten. Großpfarreien mit entsprechenden Teams bieten Orden die Möglichkeit, Teil des Teams, ob Voll- oder Teilzeit zu sein. Ordensleute bieten durch ihre Präsenz oftmals eine geistliche und menschliche Nähe, die sehr geforderte (überforderte?) Hauptamtliche nicht immer leisten können.

### *Frauenorden und pastorale Strukturen*

Gerade auch Frauenorden wirken in große Strukturen hinein: Durch Präsenz



und Ansprechbarkeit, durch regelmäßiges anderen zugängliches geistliches Leben, durch offene Kirchen und natürlich durch ihren pastoralen Einsatz, sei es in Gestellung oder als Charisma. Viele Frauen wirken in kategorialen Diensten und Einrichtungen vor allem im sozialen und im Gesundheitsbereich. In ihren Institutionen werden viele Menschen erreicht und Schwestern können vermitteln zwischen den Menschen und der Kirche (Pfarrei). Schwestern sind frei, sich auf einzelne Sendungen zu spezialisieren wie Ökumene, Anbetung, Armenküche, Alter, um ein menschlich und geistlich geglücktes Leben zu führen.

Mit Blick auf (tägliche) Eucharistiefeier und andere geistliche Dienste haben manche Konvente Schwierigkeiten angesichts des Priestermangels und der Großpfarreien Priester für sich zu finden.

#### *Priesterorden und pastorale Strukturen*

Vielfach werden Ordenspriester im Pfarrdienst eher wahrgenommen unter der kritischen Frage, können sie dies mit ihrem Charisma, mit ihrer Gemeinschaft verbinden? Man kann Gemeindegarbeit auch als Chance zur Verkündigung sehen und leben. Priesterorden, die auf Gemeindegmission spezialisiert waren, stehen angesichts der Großpfarreien und Pfarrverbänden vor Problemen: Kann eine einzelne Gemeinde eines Verbundes eine Gemeindegmission ohne Ab- und Rücksprache mit den anderen Gemeinden durchführen? Bistümer wollen das missionarische Bewusstsein nun durch Großpfarreien fördern – ein Impuls, der sonst von den Orden kam. Fallen Gemeindegmissionen immer mehr weg, so fällt für darauf spezialisierte

Orden auch die Haupteinnahme aus! Sie stehen vor der Herausforderung, neue Identität und Sendung zu entwickeln. In kleinerem Umfang betrifft die Zusammenlegung von Gemeinden viele Priesterorden, die durch Aushilfen gewirkt und verdient haben. Viele Aufgaben fallen nach Reduzierung der Mess- und Beichtzeiten einfach weg. Priesterorden möchten sicherlich keine Konkurrenz zu Bistumpriestern und Pfarrstrukturen sein, denn nicht nur Ordensleute, sondern jeder Priester ist zu einem geistlichen Leben gerufen. Alle stehen im selben Dienst, das Evangelium zu verkünden.

#### *Ausländische Ordensleute in der deutschen Ortskirche*

Der Priestermangel in Deutschland führt viele ausländische Priester in die Bistümer, darunter viele Ordensleute. Von deren Seite geht es um ihre missionarische Berufung, aber auch um finanzielle Hilfe für die Gemeinschaft zu Hause. Orden vor Ort können in Planung und Begleitung helfen, ihre Erfahrung mit Weltkirche und verschiedenen Kulturen einzubringen.

Die wachsende Internationalität in der deutschen Kirche bietet die Möglichkeit zum Austausch der verschiedenen Gaben. Doch wird das so erlebbar? Viele ausländische Priester werden von den Oberen geschickt. Welche eigentliche Motivation ist dann da? Müssen sich ausländische Ordensleute nicht als Lückenbüßer für fehlende deutsche Schwestern und Brüder fühlen? Fragen der Mentalität, Art der Leitung einer Gemeinde (auch liturgisches Leiten) in Deutschland und fehlende kollegiale Beratung sind schwierig; ebenso, dass gelebte Spiritualität, Basisgemein-

schaften und aktive Teilnahme an der Liturgie in der deutschen Kirche wenig verbreitet sind. Manche ausländische Ordenspriester leiden daran, dass so wenig Zeit für Seelsorge bleibt und so viel für Verwaltung, Bürozeiten und Sitzungen aufgewendet werden muss (Kindergarten, Renovierungen...). Wie begeistere ich junge Menschen für diesen Beruf?

Vielen fehlt der Kontakt zur einheimischen Bevölkerung. Wenn richtige Integration fehlt, wächst ein Gefühl der Minderwertigkeit, mangelndes Selbstwertgefühl. Es entsteht die Gefahr, dass die ausländische Gemeinschaften zu sprachlichen Inseln werden (weil in der Gemeinschaft nur die Muttersprache benutzt wird).

Die Frage nach der Dauer eines seelsorglichen missionarischen Einsatzes in Deutschland wird unterschiedlich beurteilt. Wie lange soll eine Schwester oder ein Bruder in Deutschland bleiben? Mit der Zeit wächst eine Entfremdung von der Heimat („Wir werden immer deutscher“). Bei einzelnen Ordenspriestern in der Gemeindeseelsorge wächst zudem die Gefahr der Entfremdung vom Orden und von der Ordensmentalität.

Auch hier spielen die Finanzen eine sehr große Rolle; so entspricht z. B. eine Gestellung für eine Altenpflegerin (Stufe III) in Indien gut 20 Lehrergehältern. Bei Ordensfrauen, die zur Altenpflege (zum Geldverdienen) nach Deutschland gesandt werden, ist oft kein Freiraum für Kontakte zur Gemeinde wegen der Schichtarbeit (Beten, selber Kochen und Haushalt) und sie bleiben auf das Heim eingeschränkt. Allerdings gibt es da auch positive Erfahrungen in einer Gemeinschaft: So hat eine ausländische Mitschwester, die zur Mithilfe da ist,

noch genug Zeit um Deutsch zu lernen, Rundbriefe zu schreiben und Korrespondenz zu pflegen. Dann entsteht ein fruchtbarer Austausch für beide Seiten. Daneben gibt es auch die Erfahrung von Schwestern, die im Gründungskloster in Deutschland ihre eigenen Wurzeln besser verstehen lernen und daher mehrere Jahre mitleben und mitarbeiten. Das ist herausfordernd, bereichernd für beide Seiten aber auch anstrengend.

Wichtig wäre hier eine gute spirituelle und menschliche Begleitung der ausländischen Ordensfrauen und -männer. Und eine unabdingbare Voraussetzung sind fundierte Sprachkenntnisse. Es ist daher notwendig, ein Jahr zuvor die deutsche Sprache zu lernen.

für ausländische Gemeinschaften in Deutschland wäre es hilfreich, Beziehung zu deutschen Ordensgemeinschaften noch stärker zu pflegen. „Wir fühlen uns als Gäste; Gäste warten auf Einladung. Es wäre schön, wenn eine hiesige Gemeinschaft ein Fest feiert, auch die ausländische Gemeinschaft einzuladen. So könne man Beziehungen pflegen.“

#### *Bistumsgeistliche, hauptamtliche Mitarbeiter und Ordensgemeinschaften vor Ort*

Die großen Strukturen bringen für viele Hauptamtliche in der Pastoral eine große Belastung mit sich. Priester gehen unterschiedlich damit um. Ordensgemeinschaften können hier anbieten, eine Adresse zu sein für menschliche und geistliche Begegnung, als Ort jenseits der Erwartungen der Gemeinde. Besonders naheliegend ist es für ausländische Priester aus dem eigenem Orden. Orden können hier u. U. auch helfen, Arbeitsverhältnisse korrekt aufzustellen. Diese Sorge um Hauptamtliche



ist übergreifend und bezieht die ganze Gemeinde, die Gremien und das Sorgen der Bischöfe mit ein. Sie ist nur vor Ort, kaum grundsätzlich zu lösen. Die Orden können jedenfalls mitwirken.

#### *Zwischen Gestellungssicherheit und Ordensarmut*

Die Kirchensteuer ist eigentlich „Bistumssteuer“. Sie erreicht Orden vor allem als Gestellungsgeld. Dies ist Hintergrundinformation, die manchmal fehlt. Orden stellen u. U. einem Bistum auf eigene Kosten ausgebildete Leute zur Verfügung – dafür gibt es keine Vergütung. Andererseits leben Orden besonders in Deutschland in der Spannung ihrer gelobten Armut (besonders Bettelorden!) und der Sicherheit durch Gestellungsgelder und Kirchensteuer. Die Situation ist für Mitglieder einer Kongregation international sehr verschieden. Diese Verschiedenheit der deutschen Situation wird bei internationalen Treffen angesprochen und ist jeweils zu erklären.

#### *Klöster als geistliche Zentren innerhalb eines pastoralen Raumes*

In einem pastoralen Großraum – vor allem in einer immer stärker säkularisierten Gesellschaft – bekommen vor allem geistliche Zentren eine immer größere Bedeutung als Orte gelebten Glaubens und missionarischen Zeugnisses. Hier haben auch die Orden ihren Platz (z. B. das Salesianische Zentrum für Jugendliche in Berlin-Marzahn u. ä.) Ein solches geistliches Zentrum bietet Chancen, den verschiedenen Herausforderungen an die Pastoral gerecht zu werden.

Freilich ist hier eine gute Vernetzung von Kloster und Pfarrpastoral hilfreich. Zum Teil sind da Berührungspunkte

spürbar oder die Befürchtung von Konkurrenz und die Gefahr von Überschneidungen.

#### **Zeiten des Übergangs – Krise oder Chance?**

Die veränderten pastoralen Strukturen in den Bistümern stellen die Bistümer, die hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und die Gläubigen, aber eben auch die Orden vor neue Fragen. Je nach Bistum gestalten sich diese Prozesse anders. Am Ende des Gesprächs halten wir zwei Punkte fest: Wichtig wird die gute Kommunikation zwischen Orden und Bistum sein. Viele Schwierigkeiten untereinander scheinen vor allem ein Kommunikationsproblem als Ursache zu haben. Die Orden sollten selbst initiativ werden und den Diözesen Angebote machen, wenn sie von Pastoralplanungen hören. Es geht darum sich konstruktiv einzubringen, damit man sich hinterher nicht wundert, wenn Planungen ohne Orden vorgenommen werden. Gleichzeitig sollten die Angebote auch verlässlich sein. In jedem Fall scheint es hilfreich, dass auch die Ordensleute mehr auf Diözesanebene zusammenkommen und sich austauschen sollten. Darüber hinaus ergeben sich in diesen Zeiten des Übergangs für Bistum und für Orden (wenn auch aus unterschiedlichen Gründen) nicht nur Schwierigkeiten, sondern auch Chancen, dass Orden mit ihrem Charisma als geistliche Gemeinschaft durch ihre Präsenz und je eigene Sendung mitwirken in den sich verändernden pastoralen Strukturen.

# Ordenscharisma nach Abgabe der Werke

Moderatorin: Sr. Katharina Maria Finken SPSF  
Experte: Br. Ulrich Schmitz FFSC  
Protokoll: Fr. Alois Engel FMS, Sr. Esther Mayr OFM

Einhellige Meinung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser Arbeitsgruppe war: Die Orden und Kongregationen, die ihr Gründungscharisma gerade in der Vergangenheit durch die großen Sozialwerke „gesichert“ haben, stehen seit Jahren in einem Prozess des Übergangs und der Neuausrichtung für die Zukunft. Diese Realität fordert von allen ernsthaft Suchenden, sich folgenden Fragen und Aussagen zu stellen: Wie können wir unser Charisma in neuen Formen leben, damit wesentliche Grundhaltungen und Werte lebendig bleiben und für unsere „institutionellen Welten“ wirksam werden können? Wenn es mit uns weitergehen soll, dann müssen wir uns dem „Warum“ und dem „Wie“ in aller Offenheit stellen, auch mit Blick auf die Neuorganisation unserer Werke.

Die zentrale Frage ist dabei: Wie wollen wir unsere Verantwortung als Träger zukünftig wahrnehmen? Übereinstimmend wurde dazu als wesentliche Aufgabe benannt, diese und ähnliche Fragen innerhalb der Gemeinschaft mit großer Offenheit zu diskutieren und zu einer klaren Entscheidung zu führen. Ausgehend von einer solchen Grundsatzentscheidung, ist es dann notwendig klare Aussagen zu folgenden Fragestellungen zu machen:

- Was *wollen* wir mit Blick auf unsere Grundsatzentscheidung mit welcher Verantwortung gestalten und prägen?

- Was *müssen* wir tun und wofür müssen wir Verantwortung übernehmen?
- Was *können* wir tun oder was ist uns noch möglich (personell und finanziell)?
- Was *dürfen* wir oder konkret gesagt, gibt es nicht auch etwas ganz Spezifisches, das wir als Gemeinschaft oder auch ganz persönlich einbringen können?

Deutlich wurde in der Diskussion, dass Kirchen- und Ordensrecht, gerade auch für diese Fragestellungen, große Freiräume geben. Wichtig ist, dass wir einander zu Experiment und verantwortbaren Neuaufbrüchen ermutigen und unterstützen.

Viele der Teilnehmerinnen und Teilnehmer berichteten und bestätigten, dass sie in vergleichbaren Prozessen stehen, die sich jedoch sowohl in der zeitlichen als auch in der organisatorischen Ausrichtung unterscheiden. Dies zeigt, dass wir sicherlich voneinander und miteinander lernen können, jedoch jede Gemeinschaft auch *ihren Weg* finden und gehen muss. Die Abgabe der Werke, so wie im Arbeitstitel dieser Gesprächsgruppe benannt, auch dies zeigte die Diskussion, ist nie nur Grundsatzentscheidung, sondern immer ein Prozess, der jedoch ein klar benanntes Ziel benötigt.

Ganz am Anfang steht immer die grundsätzliche Frage nach der Zukunft



der Gemeinschaft, ausgehend von den klar analysierten Realitäten. Der Blick auf die eigenen Fähigkeiten und den eigenen Sendungsauftrag sollte dabei nicht vergessen werden, wobei folgende Frage helfen kann, auch neue Wege zu entdecken: Was ist uns möglich – uns noch und trotzdem oder auch mit anderen möglich?

Wir dürfen uns dieser Frage voller Zuversicht stellen, weil wir mit unserer gelebten Wirklichkeit auch über das Tätigsein der eigenen Gemeinschaft hinaus im Dienst des Evangeliums stehen. Wir können darauf zuversichtlich vertrauen, weil wir die Hoffnung und Zuversicht nicht selbst machen müssen, sondern uns lediglich dem Evangelium und letztlich Gott gegenüber offen halten müssen und auf seine Führung und sein Mitgehen vertrauen dürfen. Hoffnung heißt in diesem Sinne: Mich an neue Orte führen lassen und auch bereit sein auf das zu schauen, was noch nicht geboren ist.

Um jedoch glaubwürdige Zeuginnen und Zeugen des Evangeliums sein zu können, müssen wir Antworten auf das Charisma unserer Gemeinschaft nicht nur mit guten Worten geben, sondern mehr denn je mit Antworten überzeugen, die glaubwürdig gelebt werden. Im Rahmen solcher Prozesse des Loslassens und der Neuausrichtung, wurden folgende Notwendigkeiten benannt:

- Klärung der Rechtsstruktur
- Regelungen der Verantwortlichkeiten
- klare vertragliche Regelungen: Gesellschafterverträge, Besetzung der verschiedenen Gremien, Kooperationsverträge zwischen der eigenen Ordensgemeinschaft und der neuen

Organisation (Festlegen des Zusammenwirkens und die Abgrenzungen zwischen Organisation, Werken und Ordensgemeinschaft)

Abschließend wurde ein mögliches methodisches Vorgehen vorgestellt, um sich nicht bei einem ersten Schritt bereits von den engen Realitäten der Wirklichkeit entmutigen und begrenzen zu lassen:

*Methode: Kritik – Utopie – Realität*

K Benennen von kritischen Fragen, Ängsten und Befürchtungen mit Blick auf die Vision

U Was ich mir wünsche und vorstellen könnte, wenn alles möglich wäre (Entwickeln einer Vision)

R Formulieren konkreter Schritte und Möglichkeiten ausgehend von den beiden vorherigen Schritten

Die positive Wirkung eines solchen Vorgehens besteht darin, dass erst einmal auch Unmögliches gedacht, ausgesprochen und verschriftlicht wird, denn „wohin wir schauen, dahinein werden wir gewandelt“ (H. Spaemann).

Konsens der Teilnehmerinnen und Teilnehmer war: Unsere Verantwortung und Herausforderung besteht weiterhin darin, dass wir dieses notwendige Anfangen im Rahmen eines solchen Prozesses nicht einfach nur geschehen lassen, sondern zu *unseren* Anfängen machen. Tun wir dies nicht, besteht die Gefahr, dass das Leben an uns vorbeigeht und zu einem Berg, einer Anhäufung verpasster Chancen oder zu einer Ansammlung ungelebten Lebens wird. Wir stehen alle, auch das wurde bewusst, mit reicher Geschichte in einer bewegten Gegenwart und im zeitlosen



Auftrag, mit unserem Sein, Zeugnis zu geben. Doch dabei müssen wir uns auch einer Wahrheit stellen: Nicht mit uns muss es „um jeden Preis“ weitergehen, sondern es geht letztlich um die Botschaft des Evangeliums.

Wir müssen in einem solchen Prozess unsere Kräfte entlang der Aussage einsetzen: Nicht unsere Vergangenheit können wir verändern, sondern nur unsere Zukunft und dies durch:

*Unser Durchtragen*  
*Unser Durchleben*  
*Unser Durchblicken*  
*Unser Durchlieben*  
*Unser Durchbeten*

Vielleicht bewahrheitet sich auch in einem solchen Prozess die uns vertraute Aussage: Weniger ist oft mehr.

## Formation heute – im Spannungsfeld von Alt und Jung

Moderator: P. Dr. Thomas Klosterkamp OMI  
Expertinnen: Sr. Anna-Maria Kofler SSpS, Sr. Birgitta Harsch OSF  
Protokoll: Sr. Lucilla Hauser, Sr. Michaela Holzner MSsR

### Das Außergewöhnliche: Beru- fungen heute

Es gibt sie auch heute noch, die Berufung zum Ordensleben. Eine junge Frau schreibt in diesen Tagen angesichts ihrer Entscheidung ins Kloster zu gehen: „Ich war glücklich mit meinem Studium und in meiner Beziehung. Aber auf einmal habe ich gespürt, dass Er sich zwischen uns drängt, die Beziehung stört. Ich hatte das Gefühl, Gott will mehr von mir als ‚nur‘ mit ihm in einer Ehe und als Gemeindereferentin zu leben. Und

darauf musste und wollte ich Antwort geben – um das ‚Mehr‘ im Leben zu suchen.“

Wer heute den Schritt ins Ordensleben tut, wird sehr bald merken, dass er wenig Gleichgesinnte findet. Ordensgemeinschaften sind in ihrer Entwicklung in der Regel ein Abbild der Gesellschaft. Symptomatisch für die Gesellschaft in Deutschland sind Überalterung und niedrige Geburtenrate. Die Ordensgemeinschaften in Deutschland teilen auf ihre Weise dieses Schicksal. Die Statistik der DOK zeigt die Problematik des mas-



siven Rückgangs an Neueintritten und der Überalterung von Ordensmitgliedern auf. Seit 1991 ist der Mitgliederstand der Frauenorden in Deutschland von 43.474 Schwestern auf mehr als die Hälfte, nämlich auf 21.021 Schwestern gesunken. Derzeit sind 83,4 % aller Ordensschwestern in Deutschland über 65 Jahre alt, nur 3.490 haben noch nicht das 65. Lebensjahr vollendet. Von diesen 3.490 Schwestern sind 2.150 (= 61,6 %) zwischen 50 und 65 Jahren alt. Bei den Männergemeinschaften stellt sich die Situation nicht wesentlich positiver dar. Heute gibt es in Deutschland 4.968 Ordensmänner. In den letzten 30 Jahren hat sich die Zahl der Ordensmänner fast ebenfalls halbiert. In den Noviziaten der Frauenorden befanden sich am 31. Dezember 2010 genau 104 Novizinnen. Bei den Männerorden war es es 88 Novizen.

### Das Normale: Spannungsfeld von Alt und Jung

Wo Menschen zusammenleben, kommt es zwangsläufig zu Spannungen. Das ist auch im Ordensleben so. Darum sind Spannungen zwischen Alt und Jung im Kloster eigentlich nichts Neues. Neu ist seit geraumer Zeit vielmehr die Situation, in der Spannungen zwischen Alt und Jung auftreten. Bis auf wenige Ausnahmen stehen in den meisten Gemeinschaften, die heute noch Nachwuchs haben, den wenigen jungen Ordensleuten eine große Gruppe älterer oder auch hochbetagter Ordensfrauen und Ordensmänner gegenüber. Eine vermittelnde Generation fehlt meist. Eine Novizin beschreibt die Situation drastisch: „Das Noviziat zeigt nun deutlich, in welches Spannungsfeld von

Jung und Alt ich da geraten bin. Zwei Welten treffen aufeinander: ‚bumm‘! Und die Erfahrung zeigt, dass das Aufeinandertreffen der Welten von Jung und Alt auch für die ältere Generation nicht einfach ist: „Ich würde mir wünschen, dass nicht immer gleich alles in Frage gestellt wird. Was gut war, kann man nicht immer in Frage stellen... Ich wünsche unseren jungen Schwestern, dass sie auch bereit sind, sich auf Bestehendes einlassen zu können...“, schreibt eine gestandene Ordensfrau. Ein Schaubild stellt das Szenarium anschaulich nach: Ein auffälliges, weißes, völlig anderes Schuhpaar steht vielen ähnlichen ausge tretenen schwarzen Schuhen gegenüber.



Junge Menschen die heute in eine Ordensgemeinschaft eintreten, stehen als „Minderheit“ einer anderen Welt gegenüber. Bisherige Lebensvollzüge finden sich in der klösterlichen Welt nicht mehr wieder. Eine Novizin bringt eine ganze Reihe von Verschiedenheiten zu Papier: „Jung und Alt auf einem Haufen, da gibt es viele Punkte, an denen die Verschiedenheit sichtbar wird: Sei es, dass wir nicht mehr nur mit einem einzigen Kofferchen einziehen – wir kommen mitten aus dem Berufsleben, hoch ausgebildet und bringen Kistenweise Bücher, Materialien und persönliche Gegenstände mit. Unsere Gewohnheiten sind ganz andere: Wir kommunizieren

Neuigkeiten per Mail und über Facebook... Wir sind eine Generation, die mit Computer aufgewachsen ist, wir haben selbstverständlich bargeldlos bezahlt und standen selbstständig auf eigenen Füßen. Dass es Personen gibt, die einem wichtiger sind als Familienangehörige, dass der Abnabelungsprozess von Zuhause schon vor 5-10 Jahren begonnen hat, ist nur schwer verständlich. Dazu kommt, dass die Älteren diese uns gewohnte Lebensweise oft nicht nachvollziehen können. Vieles von dem, was für uns bisher normal war, wird nun wieder in Frage gestellt.“

Andererseits konfrontieren die wenigen jungen Neuankömmlinge die Mehrheit der Schwestern und Brüder, die im Orden alt geworden sind, mit ihrem neuen, anderen, wenig linearen Denken, Fühlen und Glauben. Besonders die offenen Fragen nach der Zukunft in der je eigenen Gemeinschaft stellen sich den wenigen jungen Schwestern und Brüdern ganz anders und wesentlich drängender. Hier ist die ältere Generation mit Antworten in der Pflicht. Auch die Ausdrucksformen des gemeinsamen Glaubens müssen sich heute neu messen am unterschiedlichen Verständnis der Generationen von Kirche, Liturgie, Lebens- und Gemeinschaftskultur. Dazu kommt, dass Austauschmöglichkeiten über alltägliche und banale Dinge wie z. B. Freizeitgestaltung, Musik, etc. mit Gleichaltrigen und Gleichgesinnten für Neulinge in vielen Gemeinschaften einfach entfallen. So entstehen notwendig viele Kontakte nach außen. Nicht wenige Gemeinschaften müssen lernen damit umzugehen. Neid oder Mitleid den Jüngeren gegenüber sind oft die Folge. Eine ältere Professschwester fasst das in diese Worte: „Sie haben oft alles,

Auto, Geld, Unterhaltung. Ich glaube, sie haben es nicht so einfach wie wir. Wir sind früher einfacher aufgewachsen und hatten dadurch auch nicht so viele Ansprüche wie heute.“

### Die Herausforderung: Chancen und Gefahren

Auf beiden Seiten stehen Fragen und Ängste im Raum: Was lassen wir zu? – Worauf muss ich mich einlassen? – Wie weit muss man sich anpassen? Fragen und Ängste führen zum nächsten Schaubild. Hier wird das helle Schuhpaar eingekreist. Das Andere, das Neue steht im Mittelpunkt.



Im Spannungsfeld von Alt und Jung treten im Ordensleben nicht nur Chancen sondern zunächst einmal Gefahren auf: Die Formandi erhalten einerseits viel Aufmerksamkeit, andererseits stehen sie zu oft im Mittelpunkt. Das Gefühl, zu allen Veranstaltungen und Aktionen hinzugezogen zu werden, kann erdrückend sein. Die Beispiele sind bekannt: Die Novizin soll z. B. in jeder Messe Gitarre spielen und die Liturgie mitgestalten, weil die alten Schwestern das so schön finden. Oder der junge Bruder muss immer die Ergebnisse der Gruppenarbeit vortragen. Die älteren Mitbrüder ermutigen ihn: „Ihr habt das Sprechen heutzutage besser gelernt!“

– Das Gegenteil ist eine unzeitgemäße Assimilation an einen nicht altersgemäßen Lebensstil. Eine gesunde Entwicklung kann durch die übertriebene Aufmerksamkeit der größeren Gruppe älterer Brüder oder Schwestern schnell gestört sein.

Manche Gemeinschaft mag dazu verleitet sein, ihr „Nachwuchsglück“ auch allen zeigen und vorführen zu wollen. Hier lauert ein weiteres Gefahrenpotential. Das Gefühl zu den wenigen Hoffnungsträgern der Gemeinschaft zu gehören, mag für junge Leute erschlagend sein. Oft geraten dann die jungen „Einzelkämpfer“ überraschend in die Defensive, da sie einfach überfordert sind. Nachwuchs zu haben, heißt eben nicht, dass das Begonnene fraglos in einer bestimmten Form (Traditionen, Strukturen, Werte ...) weitergeführt wird. Viele Gemeinschaften scheitern in der Ausbildung daran, dass sich Kandidatinnen und Kandidaten aufgrund ihrer hohen Qualifikation, die oft schon vor dem Eintritt erworben wurde, mit der Arbeit und den professionellen Abläufen einer altgewordenen Gemeinschaft nicht mehr identifizieren und das Charisma ganz anders bewerten. Zum unterschiedlichen Verständnis von Arbeit gehört auch die andere Auffassung von Erholung. Auch das wesentlich höhere Eintrittsalter vieler Kandidatinnen und Kandidaten muss im Umgang mit ihnen Berücksichtigung finden. Manche Berufung, die ja von Gott geschenkt ist, scheitert heute nicht an der Sendung der Gemeinschaft, sondern an ihren erstarrten Lebensvollzügen, die auch das Charisma blockieren.

Die Chancen bestehen im gegenseitigen Kennenlernen, im gemeinsamen Lernprozess. Eine Novizin schreibt: „Vonei-

ander lernen, sich offen begegnen und im Dialog bleiben – nur dann kann es miteinander funktionieren. Und dann können wir auch gemeinsam unterwegs bleiben, auf dem Weg mit und zu unserem Gott, und den ‚Mehrwert‘ des Lebens finden und an andere weitergeben.“ Eine weitere Novizin bekennt: „Für mich gilt es täglich neu, das zu erkennen, was wir gemeinsam haben und nicht die Unterschiede, die uns trennen. Dies zu erkennen, ist für mich nicht jedes Mal einfach und auch nicht jeden Tag möglich. Aber der eigene Wunsch, auch in allen Unterschiedlichkeiten Verständnis geschenkt zu bekommen, ist für mich immer wieder neu motivierend und im Spannungsfeld zwischen Jung und Alt den gemeinsam gangbaren Weg zu suchen.“ Auch die ältere Generation sieht die Chancen. So schreibt eine alte Ordensschwester über ihren Willen zum Zeugnis: „Junge Frauen sollten uns als ‚Menschen‘ erfahren, die Zeugnis geben für den Gott, der sie berufen hat.“

Eine Maxime für die Ausbildung wird von einer Professschwester formuliert: „Was mir wichtig erscheint, ist, dass die jungen Frauen klare Regeln und Wegweisungen bekommen über die Nachfolge Jesu in den Gemeinschaften. Wir älteren Schwestern sind aber auch gehalten, unser Leben nach dem Evangelium zu leben, um so glaubwürdig für die ‚Jungen‘ zu sein.“ Eine andere Schwester fügt hinzu: „Wir können den jungen Frauen gegenüber nur offen sein, damit sie auch Anschluss und Heimat finden können bei uns.“ Aber diese Schwester fragt dann auch selbstkritisch: „Sind wir dem gewachsen, was sie von uns erwarten? Als Gemeinschaft und als Einzelne? In der Zusammenarbeit? ...“

## Das Wesentliche: Vision und Ziel

Das dritte Schaubild stellt nun das klassische Schuhpaar in den Mittelpunkt, umgeben von bunten und modernen Schuhen.



Im Ordensleben war immer der Traum von der bunten Vielfalt gegenwärtig. Eine Vielfalt, die mit ihren verschiedenen Talenten und Begabungen eine glaubende Einheit formt. Um diesen Traum zu leben, bedarf es der Gabe des Zuhörens, der Gesprächskultur, des Anerkennens und Formens von natürlichen Autoritäten, des gesunden Raumes für Empathie, des gegenseitigen sich Anvertrauenkönnens. Lebens- und Glaubensgemeinschaft heißt für Alt und Jung aber auch sich immer wieder hinterfragen zu lassen und gleichzeitig das Interesse für das Verschiedene und Andere nicht zu verlieren. Eine Novizin bringt ihre Vision klar zum Ausdruck: „Man muss miteinander immer wieder darum ringen, sich gegenseitig wirklich zu verstehen, nachzuvollziehen aus welcher ‚Welt‘ man kommt und was einen geprägt hat, Alt wie Jung. Und man muss sich dann auch gegenseitig ein Stück weit lassen können...“ Die gegenseitigen Erwartungen müssen sich also nicht immer unbedingt erfüllen. Wichtig bleibt aber die Einheit im

Glauben an Jesus Christus, in der Entscheidung für den gemeinsamen Weg im bewussten Leben der Evangelischen Räte. Welche Hilfen gibt es, um eine solche Vision umzusetzen?

Das Ziel einer guten Ausbildung muss heute verschiedene Hürden nehmen. Jede Gemeinschaft ist herausgefordert zunächst einmal ihre Motivation zu überprüfen, inwieweit sie junge Menschen überhaupt noch verantwortbar aufnehmen kann. Die Kernfrage lautet: Wozu wollen wir Nachwuchs? Eine gute Motivationsklärung ist für jede Gemeinschaft wichtig. Ebenso wichtig ist es, auf die Motivation und Qualität der Kandidatinnen und Kandidaten zu achten: Warum kommt sie oder er ausgerechnet zu uns? (Ein Beitrag zur „Eignungsklärung – Kriterien zur Abklärung der menschlich-geistlichen Eignung für den Ordensberuf“ von Dr. Klemens Schaupp ist veröffentlicht unter [www.institut-der-orden.de](http://www.institut-der-orden.de).)

Ferner muss jede Gemeinschaft, die heute Nachwuchs hat, Prozesse einleiten, die verdeutlichen, dass Ausbildung das Anliegen der ganzen Gemeinschaft ist und eben nicht nur die Zuständigkeit der Leitung und des Ausbildungsteams. Gelernt werden müssen ein natürliches beidseitiges Interesse, eine wertschätzende Erzählkultur zwischen Alt und Jung, das Arbeiten an gemeinsamen Visionen vom Zusammenleben von jungen und alten Ordenschristen. Dazu gehören das Ernstnehmen der verschiedenen Lebenswelten mit der Frage, wie der oder die Einzelne sowie die ganze Gemeinschaft das je anvertraute Charisma heute zeitgemäß leben kann. Zu diesen Lernprozessen, die ja oft für die Alten wie die Jungen neu und nicht einfach sind, gehört es auch Misserfolge hinzunehmen. Darum ist

das Einfordern und Geben von Feedback unerlässlich. Liebevoll korrigieren rangiert hier vor dem Kritisieren. Auch das will gelernt sein.

Auch strukturell müssen sich altgewordene Gemeinschaften auf ihren geringen Nachwuchs einstellen: Welche Formen von offenem Mitspracherecht gibt es für alle Altersstufen bei Kapiteln oder ordensinternen Treffen? Welche Strukturen können geschaffen werden, damit das Zusammenwirken von Formationsleitung, Ordensleitung und Gemeinschaft gelingt? Wie werden die Verantwortlichen in Formation aus- und weitergebildet? Wie werden sie unterstützt und begleitet? Ihre Aufgabe ist es ja, den jungen Menschen im Formationsprozess mehr oder weniger individuell zu begleiten. Dazu gehören oft auch das Aushalten von Krisen und die Fähigkeit als Bindeglied zwischen Jung und Alt zu fungieren. Und somit bedarf es der Kraft und Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen. Die heutige Ordensausbildung steht und fällt mit gut ausgebildeten und vorbereiteten Ausbilderinnen und Ausbildern. Grundsätzlich aber muss in der jeweiligen Gemeinschaft das Bewusstsein wachsen, dass Formation für alle ein lebenslanger Prozess ist. Das Wahrnehmen von Weiterbildungsmöglichkeiten bzw. kollegialer Beratung sollte daher eine Selbstverständlichkeit sein. Regelmäßige ordensübergreifende Formationsangebote sind eine Hilfe.

Das hier Beschriebene und thematisch nur angerissene hat in seiner Notwendigkeit ja auch einen geistlichen Hintergrund: Berufungen sind Gabe. Gott schenkt einer Gemeinschaft Zukunft. Jedes Ehepaar weiß, dass es sein Leben verändern muss, wenn es ein Kind be-

kommt. Die Einsicht daraus lautet auch für das Ordenswesen: „Wenn du Zukunft haben willst, muss du bereit sein, dich zu verändern!“ Ordensnachwuchs fragt unseren Willen zur Veränderung an. Dahinter steht Gott selbst, der allein Berufungen schenkt. Das ist und bleibt wesentlich.

### **Die Praxis: Verschiedene Ausbildungsmodelle**

Aus den beschriebenen Visionen und Zielvorgaben heraus haben sich in der Praxis längst verschiedene Ausbildungsmodelle ergeben, die sich in einer ganzen Reihe von Gemeinschaften, besonders aber in den Schwestern- und Brüdergemeinschaften bewährt haben, deren Ausbildung eben nicht primär an ein Theologiestudium und klerikale Vorgabe gebunden sind. Ebenso bleiben die monastischen Orden in der Regel an ihre traditionellen Ausbildungsmodelle gebunden. Vier Ausbildungsmodelle seien hier kurz vorgestellt:

Klassisch ist die Formation im Mutterhaus bzw. in der großen Kommunität mit Ausbildungskonvent. Besonders in Schwesternorden bildet das Mutterhaus Mitte und Zentrum der Gemeinschaft. Die Auszubildenden begegnen hier dem geschichtlichen Ursprung ihrer Gemeinschaft, atmen die traditionelle Spiritualität und haben die Gelegenheit zur multiplen Begegnung. Der integrierte Ausbildungskonvent garantiert ein gewisses Eigenleben. Ganz praktisch kann aber die gegebene Infrastruktur des Mutterhauses genutzt werden. Ebenso können personelle Ressourcen gebündelt werden.

Mehr und mehr hat sich in apostolischen Ordensgemeinschaften die



Formation in kleinen Kommunen durchgesetzt. Oft ist sie in sehr stark überalterten Gemeinschaften vom Gedanken der „Neugründung“ getragen. Die Formationsgemeinschaft bemüht sich, einen neuen Lebensstil, der auf Zukunft zielt, einzuüben. Solche kleinen Ausbildungszentren geben die Möglichkeit zur eigenständigen Gestaltung des Kommunitätslebens. Sie ermöglichen zudem die Einbindung ins pastorale und soziale Leben einer Pfarrgemeinde. Konsequenterweise machen sie aber auch die Organisation von Kontakt und Austausch mit Mitschwestern und Mitbrüdern der benachbarten Kommunen notwendig.

Relativ neu ist die Formation in bereits bestehenden kleinen Kommunen. Die Auszubildenden leben hier einfach mit. Oft ist das die notwendige Antwort auf sehr vereinzelte Eintritte. Man will dadurch eine eins-zu-eins Betreuung vermeiden. Man wird damit auch den heute oft schon älteren und reiferen Formandi gerecht. Die Entwicklung der Persönlichkeit und Integration der Einzelnen steht im Vordergrund. Neu ist hier, dass die Formation in die Verantwortung der ganzen Kommunität gelegt ist. In manchen Schwesterngemeinschaften kommt die Formationsleiterin nur von Zeit zu Zeit auf Besuch und übernimmt einzelne Schulungseinheiten mit der Kommunität und den Auszubildenden.

Viele Gemeinschaften setzen heute auf eine Formation in internationalen Ausbildungsgemeinschaften. Das ist zunächst eine natürliche Antwort auf den internationalen Charakter der jeweiligen Gemeinschaft. Das Bewusstsein für Internationalität ist besonders in den letzten Jahren angesichts der Globalisierung gewachsen. Die Auszu-

zubildenden machen hier die Erfahrung in einer Gruppe Gleichaltriger und Gleichgesinnter. Im Sinne von Synergieeffekten braucht nicht mehr jede Provinz oder Region eine eigene Infrastruktur für die Formation zur Verfügung zu stellen. Auftretende Probleme sind allerdings das oft mühsame Erwerben von Sprachkenntnissen, sowie die bisher oft noch fehlende Ausbildung der Ausbildungsleiter für einen internationalen Kontext.

Jedes dieser vier Modelle hat Vor- und Nachteile, die von den einzelnen Gemeinschaften mehr oder weniger reflektiert wahrgenommen werden. Klar aber ist, dass die meisten Ordensgemeinschaften heute für ihre Formation individuelle Lösungen finden müssen. Viele Frauengemeinschaften setzen zudem auf Kooperationen in Ausbildung und Begleitung. Einige städtische Zentren, in denen mehrere Ordensgemeinschaften ansässig sind, bieten seit Jahren gute Programme von sogenannten „Stadtnoviziaten“ an. Die jeweilige Praxis gestaltet sich also situationsethisch.





# Jung in ‚alten‘ Orden – alt in ‚jungen‘ Orden

Moderator: P. Heiner Wilmer SCJ  
Experte/Expertin: P. Roberto Alda SVD, Sr. Scholastika Jurt OP  
Protokoll: Sr. Ingeborg Wirz OSU

## Zum Auftakt: Alt mit 41

„Ich bin 41 Jahre. Ich gehöre zu den Alten.“ Mit diesem entwaffnenden Kommentar begann P. Roberto Alda die Selbstvorstellung. Der gebürtige Philippino, Mitglied der Steyler Missionare, lebt seit fünfzehn Jahren in Deutschland. Zurzeit leitet er das Kloster in St. Wendel in der Eifel, eine Hausgemeinschaft von 110 Mitbrüdern, viele von ihnen waren früher in der Mission tätig gewesen. „In Deutschland ist es manchmal komisch“, meint P. Roberto, „Leute, die 50 oder 60 Jahre alt sind, meinen, sie seien jung. Sie bewegen sich und benehmen sich wie Junge. Noch schlimmer ist es in einigen überalterten Ordensgemeinschaften, in denen 60-jährige für die ‚ganz Jungen‘ ausgegeben werden. Aber wir machen uns etwas vor. Ich bin 41 Jahre, und ich gehöre aus der Sicht der Jungen eher zu den Alten. Das muss klar sein. Ich bin eben nicht zwanzig oder fünfundzwanzig.“ So P. Roberto Alda, der neben Sr. Scholastika Jurt, Generaloberin der Dominikanerinnen von Arenberg in Koblenz, als einer der beiden Experten zu diesem Workshop geladen war.

## Fragen und Erwartungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die an diesem Workshop teilnehmenden Ordensfrauen und -männer waren mit sehr unterschiedlichen Fragestellungen

gekommen. Nicht überraschend war, wie sehr sich bei aller Unterschiedlichkeit der jeweiligen Ordensgemeinschaften die Fragen deckten:

- Darf eine „altgewordene“ Gemeinschaft noch junge Schwestern oder Brüder aufnehmen? Nachwuchs um jeden Preis?
- Wie viel Individualität verträgt eine Gemeinschaft? Wie viele Freiräume brauchen jüngere Mitglieder, wie viele aber auch Ältere und Alte?
- Wie kann eine Gemeinschaft der Vereinzelung oder gar der Vereinsamung jüngerer Mitglieder begegnen? Wie kann man diese verhindern?
- Wie viele Erwartungen der alten Ordensmitglieder vertragen junge Schwestern und Brüder? Wie viele sind zumutbar? Was ist, wenn die Versorgungsmentalität alter Mitglieder Jüngere lähmt? Wie kann man dem begegnen?
- Wer nimmt den jetzt in Verantwortung Stehenden die Sorge für Alte und Pflegebedürftige ab?
- Wo können Jüngere „leben“, wenn die Zahl der alten Mitglieder einer Kommunität „erdrückend“ groß ist?
- Welche Problematik bringt ein Eintritt mit sich, wenn die jeweilige Person bereits mit über 40 Jahren ihre eigene Geschichte hat?

Im ersten Austausch war allen in der Runde schnell klar, dass die entscheidende Frage sowohl für die Jungen als auch für die Alten in unseren Ordens-

gemeinschaften lauten muss: Was dient dem Leben?

## **Impulse von Sr. Scholastika Jurt OP und P. Roberto Alda SVD**

*Was heißt alt, was jung?*

Die Definition der Begriffe „alt“ und „jung“ lässt sich nicht einfach auf das Biologische reduzieren. Über das Biologische hinaus ist zu sagen: Alt ist jemand, der vertrocknet ist, verknöchert, jemand, der sein Leben schon gelebt hat. Jung ist ein Mensch, der beweglich ist, offen, gesprächsbereit, der sich auf Neues einlassen kann und will, der Raum zum Wachsen lässt.

*Was suchen junge Menschen, die in einen Orden eintreten wollen?*

Junge Menschen, die sich mit der Frage beschäftigen, inwieweit das Leben in einer Ordensgemeinschaft ein Weg für sie sein könnte, suchen einen spirituellen Raum, aber auch einen Raum, in dem sie beheimatet sind. Eine Gemeinschaft, die keine Heimat geben kann, stirbt. Wenn ein junger Mensch an die Klostertür klopft, muss er das sichere Gefühl haben: Er ist willkommen, für ihn ist etwas bereitet. Die mögliche zukünftige Novizin, der mögliche zukünftige Postulant muss unmittelbar wissen, ob es für sie bzw. ihn im Falle einer Entscheidung zum Eintritt eine Struktur gibt. Das heißt, dass die betreffende Ordensgemeinschaft vorher bereits geregelt hat, wo das Postulat stattfindet, wo das Noviziat liegt, wie die weiteren Ausbildungswege aussehen und vor allem wer für diese Phasen seitens der Ordensgemeinschaft die Verantwortung trägt. Dies muss klar sein, bevor jemand anklopft. Andernfalls überträgt

sich nonverbal die Unsicherheit auf den Suchenden und löst eine Irritation aus. Junge Menschen suchen nach der Sinnhaftigkeit der Gebets- und Lebensform einer Gemeinschaft. Inwieweit sind Gebetstexte und „Alltagsrituale“ angemessen, inwieweit sinnvoll? Als sehr deutlich wird der Wunsch junger Menschen nach Gemeinschaftserfahrung erlebt. Wie gehen wir damit um? Welche Rahmenbedingungen schaffen wir?

*Wie begegnen sich Jung und Alt?*

Wenn Jüngere und Ältere in derselben Gemeinschaft leben, muss klar sein, dass es „unterschiedliche Geschwindigkeiten“ gibt. Inwieweit gelingt es uns, angesichts der unterschiedlichen Geschwindigkeiten in einer Kommunität – um es mit einem Bild zu sagen – dennoch „gemeinsam zu tanzen“? Dies ist nur dann möglich, wenn die andere Seite in den Blick genommen wird, wenn ich mich dem Anderen zuwende. Konkret heißt dies: Junge und Alte sehen die jeweils besonderen Fähigkeiten und Begabungen des Anderen, sie erleben eine gegenseitige Akzeptanz und Wertschätzung. Eine Form dieser Wertschätzung ist es, dass zum Beispiel für die junge Schwester oder den jungen Bruder der Lebensweg nicht von vornherein vorgezeichnet ist. Vielmehr sollte die individuelle Persönlichkeit Maß für den Einsatz in der Gemeinschaft sein.

*Abschied vom Konzept „Glaubens-, Lebens- und Arbeitsgemeinschaft“*

In den letzten Jahrzehnten betonten Ordensgemeinschaften oft die Einheit von Lebens-, Glaubens- und Arbeitsgemeinschaft. Dies scheint überholt zu sein. Heute liegen die Akzente auf der



Einheit der Lebens- und Glaubensgemeinschaft. Diese Akzente gilt es zu verstärken. Im Gespräch mit den jungen Mitgliedern entwickeln sich neue Konzepte, schärfen sich die Profile der jeweiligen Kommunitäten neu. Die Einheit von Glaubens- und Lebensgemeinschaft ist das gemeinsame Fundament, von dem aus die zum Teil sehr unterschiedlichen Arbeiten und Tätigkeiten wahrgenommen werden.

### **Konkrete Hinweise und Schlussfolgerungen für einen guten Umgang von „Jung“ und „Alt“ in unseren Gemeinschaften**

Gerade in Ordensgemeinschaften, in denen die Alterspyramide auf dem Kopf steht, muss den Jungen der Rücken frei gehalten werden. Es kann nicht sein, dass eine junge Schwester oder ein junger Mitbruder die Perspektive hat, die Älteren und Alten zu pflegen. Von daher sollte den Nicht-Ordensleuten mehr Verantwortung im Einsatz für Alte und Kranke gegeben werden, vor allem im Pflegebereich. Angeführt wurde hier das Beispiel, dass manche Ordensgemeinschaften, wie z.B. die Jesuiten, neben dem Provinzial einen „Seniorenbeauftragten“ haben, dessen Aufgabe es ist, sich in erster Linie um die alt gewordenen Mitbrüder zu kümmern. Diese Aufteilung trägt einerseits zum Wohl der Alten und Kranken bei, zum anderen entlastet sie den Provinzial. Mit Blick auf die Einrichtungen sollten die Realitäten wahrgenommen werden. Konkret: Ordenskrankenhäuser, Ordensschulen oder andere große Einrichtungen, die keine Ordensmitglieder mehr im aktiven Dienst haben, lassen sich kaum noch im Sinne des ur-

springlichen Ordenscharismas prägen. Aufgrund dieser Erkenntnis sollte die Bereitschaft reifen, los zu lassen und Abschied zu nehmen.

Als zentral erschien allen Teilnehmern des Workshops die Qualität der Kommunikation in unseren Ordensgemeinschaften. Es sollte eine gute Gesprächskultur gepflegt werden. Eine solche kommunikative Kultur braucht Rahmen. Deshalb sollten Zeiten festgelegt sein, in denen sich eine Gemeinschaft regelmäßig trifft, um über Erlebtes und Anstehendes zu reden und zu reflektieren. Probleme sollten offen angesprochen, schwierige Situationen klar benannt werden.

Doch eine Leitung kann durchaus Rahmenbedingungen schaffen, die bei Jung und Alt die innerliche Beweglichkeit lebendig halten. Eine Leitung kann für festgelegte Gesprächszeiten sorgen. Eine Leitung sollte darauf achten, dass bei gemeinsamen Runden auch Sachthemen eingebracht werden, die das Alltagsleben tangieren und Gespräche öffnen können, Themen, an denen sich alle beteiligen können, die aber auch Anteil nehmen lassen am Weltgeschehen und die Welt nicht draußen vor lassen. So beschäftigte sich eine Schwesterngemeinschaft, in der die Alterspyramide auf dem Kopf steht, mit Fragen wie: Können wir angesichts ausbeuterischer Arbeitsverträge im Drogeriemarkt „Schlecker“ einkaufen? Welche Produkte in der Küche sind ökologisch angebaut und schützen die Umwelt? Welche Produkte entstammen einem fairen Handel und tragen zu einer gerechteren Welt bei? Bei Personalentscheidungen sollten die Jungen nicht nach „Gießkannenprinzip“ auf zahlreiche alte Konvente verteilt wer-

den. Vielmehr sollte positiv gefragt werden: In welche Konvente wollen wir investieren?  
Insgesamt heißt die Schlüsselfrage für ein gutes Miteinander von Jung und

Alt: Was dient dem Leben? Ausgehend von dieser Grundfrage kann dann gefragt werden: Wofür stehen wir? Was wollen wir bewirken?

## Generation „Dazwischen“

Moderator: Br. Konrad Schneermann CAN  
Expertin: Sr. Dr. Anna Franziska Kindermann OSF  
Protokoll: Sr. M. Birgitte Herrmann, Sr. M. Siglinde Hilser

Zwischen den Stühlen sitzen ist weis Gott keine schöne Situation. So manch einer, der diesen Platz inne hat, sucht von diesem Ort so bald als möglich wegzukommen, indem er seinen eigenen Platz findet im Sinne seiner eigenen Position oder Stellung, die ihn davor schützt, zwischen den Stühlen hin und her gezerrt zu werden.

Die Generation „Dazwischen“ ist eine Generation zwischen den Stühlen; zwischen den Stühlen einer älteren und einer jüngeren Generation und zwischen den Übergängen der Herausforderungen der Orden und Geistlichen Gemeinschaften. Wird der Begriff „Generation Dazwischen“ im Internet recherchiert, dann ist keine eigene Definition zu finden, deren Inhalt für das Leben von Ordensgemeinschaften greifbar wäre.

Als „Generation Dazwischen“, können aber die ausgemacht werden, die in den 60er Jahren geboren sind. Diese Generation hat den dynamischen Aufbruch des Konzils nicht wirklich miterlebt. Als

diese Generation in den 80er und 90er Jahre ins Erwachsenenalter kam, war der Schwung des Konzils schon durch viele Spannungen, manche Enttäuschung und Krisen abgeflacht.

Die Zeit der benannten Generation „Dazwischen“ kennzeichnet sich nicht allein durch eine altersorientierte Definition. Sondern auch durch die Phase, in der sich eine Gemeinschaft gerade befindet, wenn sie sich mit der Zukunft ihrer apostolischen Werke beschäftigt oder bereits beschäftigt hat. Dies vollzieht sich in einer Zeit großer Umbrüche in den Orden überhaupt, die nicht in vollkommener Gleichzeitigkeit in den verschiedenen Geistlichen Gemeinschaften vollziehen.

### Ein geistlicher Zugang

Im Salzburger Perikopenbuch findet sich ein Bild, was das Pfingstereignis darstellt. Die Buchmalerei zeigt einen geschlossenen Raum, dargestellt durch

zwei angedeutete Türme und eine Kuppel, in dem sich zehn Männer um eine Mitte versammeln. An den Bildrändern links und rechts sind zwei weitere Männer zu sehen, so dass sich insgesamt zwölf Personen im Raum befinden. Die beiden Männer am Bildrand scheinen eine Verbindung zur Welt draußen anzudeuten. Vom Kreis in der Mitte des Bildes richten sich zwölf Fackeln mehr oder weniger auf einen der umsitzenen Männer. Gleichzeitig führt diese Darstellung zur Mitte hin, die die Männer eint, deren Blicke zur Mitte gehen. Kreist ihr Gespräch vielleicht um das, was in der Mitte geschieht? Die Buchmalerei stellt das Evangelium von Pfingsten dar, wie es im Johannesevangelium erzählt wird: wie Jesus in die Mitte der Jünger tritt, die sich aus Angst vor den Juden hinter verschlossenen Türen verstecken. Er spricht ihnen den Frieden zu, gibt sich in der Gemeinschaft zu erkennen, spricht ihnen den Geist zu und sendet die Jünger aus (vgl. Joh 20,19-23).

In der Apostelgeschichte lässt sich eine ähnliche Stelle finden (vgl. Apg 1,12-16). Auch hier sind die Jünger in einem Raum versammelt, wo sie nun ständig blieben. Im Unterschied zur Perikope aus dem Johannesevangelium ist diese Gruppe allerdings größer als der Jünger- bzw. Apostelkreis (vgl. Apg 1,14). Die Zeit nach den Auferstehungserfahrungen und vor dem öffentlichen Zeugnis derer, die an Christus glauben ist eine Zeit „dazwischen“. In diesem „Dazwischen“ müssen sich die, die in der Nachfolge Jesu leben wollen, neu finden in einer neuen Situation ohne Jesus leibhaftig unter sich zu haben. Dieser Rückzug ins Obergemach ist nicht nur der Angst geschuldet, sondern auch der gemeinsamen Wegsuche. Jesus als

der, der nun den Ton angibt und sagt, wo es lang geht, gibt es so nicht mehr unter ihnen.

Für die in beiden Perikopen benannten Gruppen ist diese Zeit des „Dazwischen“ eine Zeit des gemeinsamen Suchens und gemeinsamen Hörens, worauf es jetzt ankommt. Die gemeinsam verbrachte Zeit im Obergemach ist notwendig für die anschließende Sendung, die die Apostelgeschichte im Anschluss an das Pfingstereignis zu erzählen beginnt.

### **Drei Herausforderungen für die Generation „Dazwischen“**

Im Blick auf die Situation unserer Ordensgemeinschaften lassen sich drei Herausforderungen formulieren, vor die sich heute die Leitung einer Gemeinschaft gestellt sehen kann.

#### *Dialogisch Brücken bauen – Dienst der Einheit*

In vielen unserer Gemeinschaften gibt es eine große Zahl von älteren Schwestern, Brüdern und Patres, wenige mittleren Alters und teils ganz wenige jüngere.<sup>1</sup> Hier treffen unterschiedliche Generationen mit unterschiedlichen Wertakzentuierungen aufeinander. Dazu kommt noch, dass unsere Gemeinschaften von mal zu mal kleiner werden. Diese unterschiedlichen Wertakzentuierungen kommen in kleiner werdenden Gemeinschaften stärker zum Ausdruck und prallen möglicherweise konfliktreicher aufeinander. In der älteren Generation z.B. ist der Wert der ständigen Verfügbarkeit im Dienst am Werk ganz hoch, für die jüngere Generation ist zwar der Beruf wichtig, aber es braucht auch Zeit für Erholung. Berufs- und Privatleben sind hier deutlicher

getrennt. Jede Generation ist auch Kind ihrer Zeit. Um gemeinsam den Glauben in Gemeinschaft zu leben, brauchen wir ein wertschätzendes Verständnis für die jeweils andere Generation, damit diese Vielfältigkeit Platz hat.

Gemeinsam den Dialog zu lernen und einzuüben, ist einer der wesentlichen Voraussetzungen, dass die Gemeinschaft in der größer werdenden Spannung zwischen traditioneller Prägung und gärendem Neuwertungswunsch nicht auseinander bricht. Für uns in der Leitung – alle der „Generation dazwischen“ angehörend – bedeutet dies in der gegenwärtigen Dynamik: Gespräche und noch mal Gespräche, Zuhören, Ankommen lassen, Raum für Nachfragen und Mitdenken.

Wir brauchen ein Klima, in dem jede und jeder sich gesehen und gehört fühlt. Die Zukunft einer Gemeinschaft hängt vor allem von der Frage der gelebten Einheit ab. Zu dieser Einheit werden wir nur befähigt, wenn wir das Wort Jesu neu buchstabieren lernen.

Hier gilt es als Leitung dialogisch Brücken zwischen den Generationen zu bauen, die mehr aufeinander verwiesen sind, um das gegenseitige Verständnis zu fördern und zu stärken. Diese Aufgabe ist ein Dienst an der Einheit der Gemeinschaft. Diese Einheit ist ein wesentlicher Teil unseres Zeugnisses als Ordenschristen.

#### *Ohnmacht ertragen, Scheitern evangelisieren, im Obergemach bleiben*

Wir stehen gesamtgesellschaftlich und eben auch in unseren Gemeinschaften in eine Phase, in der Krisen und Zusammenbrüche uns mit unserer Zerbrechlichkeit und Verwundbarkeit konfrontieren.

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat es in vielen Ordensgemeinschaften eine Vielzahl von Neuaufbrüchen gegeben, die sich mit der Bildung von kleineren Kommunitäten im Sinne geistlicher Zellen mitten unter den Menschen beschreiben lassen. Nach der Wende in Deutschland 1989 haben eine Reihe von Gemeinschaften so einen Neuaufbruch in die neuen Länder gewagt, um den Glauben präsent zu machen in einer durch den Sozialismus stark säkularisierten Gesellschaft. Daneben wurde auch vielfach versucht, die eigenen apostolischen Werke zu halten, von denen man sich aber mehr und mehr zu verabschieden begann.

Nun sind wir an einem Punkt, wo auch diese Neuaufbrüche teils nicht geglückt sind und nicht mehr so gehalten werden können. Die größeren Werke konnten zwar zunächst noch gehalten werden, aber jetzt ist es auch hier oft höchste Zeit, neue Wege zu finden. Diese prekäre Situation ermutigt kaum, nach neuen Experimenten oder Neuaufbrüchen zu fragen. Die Gemeinschaften sind froh, wenn sie die bisher gebildeten kleinen Kommunitäten erhalten können und die Werke so übergeben können bzw. konnten, dass ihre Idee im Leitbild der Institutionen erhalten werden kann. Energien für etwas Neues von dem noch nicht gesagt werden kann, ob es wirklich gelingen wird, gibt es kaum.

Neben diesen institutionellen Zerbrechlichkeiten kommen auch unsere eigenen Unzulänglichkeiten und eigenen Zerbrechlichkeiten. Zwischenmenschlich gelingt uns nicht alles im näheren Zusammenrücken. Was heißt das für die „Generation dazwischen“ in unseren Ordensgemeinschaften? Wir alle kennen Grenz-, Ohnmacht- und Scheiter-



erfahrungen im Dienst der Verantwortung: es sind uns die Hände gebunden, wir stehen wie bloß da und der Erfolg unserer Bemühungen bleibt aus.

In unseren Gemeinschaften brauchen wir zukünftig ein Klima, in dem wir lernen, das Zerbrechliche an uns gegenseitig zu bejahen, ja sogar schätzen zu lernen, weil sich dahinter der Schatz, den wir bergen, umso klarer zeigen will. Es ist ein Klima der Behutsamkeit und des Erbarmens, der Herzlichkeit und Wertschätzung.

Als „Generation dazwischen“ sind wir herausgefordert zu einem Leitungsstil, der die eigenen Risse und Brüche nicht verdeckt, und damit Raum schafft, dass die anderen sich mit ihren Brüchen, ihren Ecken und Rissen zeigen können.

So ermöglichen wir die Formung einer Lerngemeinschaft, die nicht nur eine gewisse Toleranz für Versuch und Irrtum aufbringt, sondern sich als eine Gemeinschaft von Schatztragenden verstehen lernt.

In Anlehnung an das Bild der Versammlung im Obergemach (vgl. Apg 1,12-14) ist es die Aufgabe der „Generation Dazwischen“, die jetzt in unseren Gemeinschaften die Verantwortung trägt, diesen Sammlungsdiens auszuüben und die Schwestern bzw. Brüder zu sammeln, um gemeinschaftlich aufeinander zu hören und mit großer Ausdauer um ein neues Pfingsten, um die Erfahrung der Kraft aus der Höhe, zu beten. Vielleicht müssen wir nicht wenige, sondern viele Tage hören und beten, aber das Evangelium und die Zusage Jesu sind immer heutig.

### *Neues entdecken und stärken*

Das bisher Geschilderte kann häufig blind machen für das, was sich in einzelnen Gemeinschaften doch tut oder was noch möglich ist. Eine Art Untergangsstimmung hält unseren Blick und wir sind kaum fähig Neues zu sehen und zu wagen.

Als „Generation dazwischen“ müssen wir die kleinen Zeichen des Neuen stärken und ihnen Raum verschaffen. Das braucht einen visionären Blick und viel Vermittlungsarbeit. Es kostet Mut, auch in Zeiten großer Personalknappheit neue Aufbrüche und Projekte zu wagen und wir bekommen dafür oft alles andere als Lob.

Gleichzeitig braucht die „Generation dazwischen“ viel geistliches Unterscheidungsvermögen, denn das Neue kommt nicht immer in einer angenehmen oder schon gleich erfolgreichen Gestalt daher. Hier sind wir gerufen, den Raum offenzuhalten und unbedingt verstehen zu wollen statt zu urteilen. Natürlich befinden wir uns ständig auf einem ziemlich schmalen Grat zwischen Toleranz und Verwässerung bzw. Preisgabe der Basics. Die Weisheit, das eine vom Anderen zu unterscheiden, haben wir oft nicht als Einzelne. Hier brauchen wir die Hörgemeinschaft derer, die mit uns Verantwortung tragen.

.....

1 Diese Ungleichverteilung ist in vielen Frauengemeinschaften prekärer als in Männergemeinschaften.



# Individualisierung und Gemeinschaft

Moderatorin: Sr. Paulin Link OSF  
Experte: Abt Michael Reepen OSB  
Protokoll: P. Bruno Robeck O.Cist, P. Heinz-Josef Catrein SSCC,  
P. Johannes Römelt CSsR

## Eingangsimpuls

Abt Michael beschrieb einleitend den Einzug einer benediktinischen Mönchsgemeinschaft in die Klosterkirche. Es ist ein Schauspiel, dass die Besucher immer wieder ergreift, und das nach Außen hin ein beeindruckendes Bild der Gemeinschaft ist: eine hierarchisch gegliederte Prozession, gemeinsames Singen, Beten und gemeinsame Körperhaltungen. Diesem äußeren Eindruck setzte der Abt einige Passagen der Benediktsregel entgegen, die die Aufmerksamkeit auf eine andere Wirklichkeit lenken. Es sind vor allem Texte aus der sogenannten Abtsregel:

- „es ist schwierig zu leiten und den Eigenarten der Einzelnen zu dienen“
- „der Abt hat die Seelen zu leiten“

Es folgt eine - hier nicht vollständige - Beschreibung der Einzelnen: die Widerspenstigen, Gleichgültigen, Verständigen, Stolzen, Ungehorsamen, Dummen, Starken und Schwachen. Der hl. Benedikt sah eine Hauptaufgabe des Abtes darin, den Einzelnen zu sehen und zu fördern. Dies erfordert Aufmunterung und Zurechtweisung. Erstes Ziel ist es aber, die Begabungen zu entdecken, zu entfalten und in die Gemeinschaft zurückfließen zu lassen.

Bei jüngeren Ordensleuten sieht der Abt ein starkes Kreisen um sich selbst. Er fragte kritisch an, ob eine falsche Noviziatsausbildung dies mitverschul-

det. Die Anforderungen des Ordenslebens werden nicht genug deutlich gemacht. In der Benediktsregel heißt es: „Eintritt werde nicht ohne weiteres gewährt“. Junge Kandidaten bleiben nach Meinung des Abtes oft bei ihrer Selbstwahrnehmung stehen. Wichtigste Aufgabe des Noviziates sei es daher, Selbsterkenntnis zu fördern und die Anforderungen des Ordenslebens deutlich zu machen. Erschwerend komme hinzu, dass viele Kandidaten wenig Gemeinschaftserfahrung mitbrächten. Das gelte beispielsweise oft für diejenigen, die als Einzelkinder aufgewachsen seien. Positiv bemerkt der Abt eine Sehnsucht nach Gemeinschaft.

## Die Gruppenarbeit

In Kleingruppen wurden die folgenden Fragen gestellt:

- Wie werde ich als Einzelner wahrgenommen?
- Was nehme ich bei meinem Mitbruder wahr?

Im anschließenden Erfahrungsaustausch wurden folgende Themenkreise diskutiert und dargestellt:

### *Bedürfnis nach Aufmerksamkeit*

Der Wunsch nach Aufmerksamkeit ist nicht unberechtigt und bereits Benedikt legt großen Wert darauf, die Bedürfnisse und Begabungen des Einzelnen zu sehen. In klösterlichen Gemeinschaften

ist man oft wenig sensibel für dieses Phänomen. „Man lebt ja zusammen und kennt sich lange.“ Das kann dazu führen, dass man oft nur „glaubt“ etwas über den Anderen zu wissen und in Wirklichkeit blind für dessen Befindlichkeit ist. Auf diese Weise kann man der Schwester oder dem Bruder viel Unrecht antun. Ein jeder Bruder oder eine jede Schwester in einer Gemeinschaft muss sich die Frage nach dem Befinden der Anderen stellen. Die beste Weise, einander Aufmerksamkeit zu erweisen, ist ein Dialogprozess, der die ganze Kommunität einbezieht.

#### *Kommunikation als Schlüssel*

Eine gute Kommunikation innerhalb klösterlicher Gemeinschaften wird als Voraussetzung für ein gelungenes Ordensleben betrachtet, ehrlicherweise wird aber auch zugegeben, dass es hier die größten Probleme gibt. Es gibt eine weit verbreitete Unfähigkeit, miteinander zu sprechen und fehlenden Willen, das eigene Leben für andere transparent zu machen. Kommunikation unterbleibt oft auf Grund „chronischer Verhaltensweisen“, die rücksichtslos weitergeführt werden und Veränderungen ausschließen. Kommunikation bedeutet, „Klartext reden“.

#### *Die eigene Mitte finden*

Hintergrund dieser Formulierung ist die Beobachtung, dass viele Ordensleute ihr Selbstbewusstsein verlieren, wenn sie aus einer Tätigkeit ausscheiden müssen. Dies scheint in besonderer Weise für Priester zu gelten. Das Ausscheiden aus einer Tätigkeit wird vom Einzelnen oft negativ erlebt und zeigt, dass die Funktion wichtiger war, als das Gemeinschaftsleben. Zu den großen

Herausforderungen des Alters gehört daher, dass man seine Lebensordnung neu entdeckt. Im Klartext bedeutet es, der Gemeinschaft einen neuen Stellenwert zu geben.

#### *Individuum und Gemeinschaft*

Die Teilnehmer waren sich darüber einig, dass der Wille nach einem Gemeinschaftsleben vorhanden ist. Die große Herausforderung ist die Entwicklung eines zeitgenössischen Gemeinschaftslebens. Viele apostolische Ordensgemeinschaften haben unkritisch oder erzwungenermaßen das monastische Gebets- und Gemeinschaftsleben übernommen und in ihre Regeln eingebaut. Dies führt zu Spannungen und nicht zuletzt auch zu einer permanenten Überforderung des Einzelnen und der Gemeinschaft. Die Teilnehmer der Gesprächsgruppen sehen es als eine große Aufgabe an, zeitgemäße Formen der Gemeinschaft neu zu entdecken. Der Schlüssel dazu liegt in der Verbindung von Individualität und Gemeinschaft. Immer wieder beobachtet man Ordensleute, die die Zustimmung der ganzen Gemeinschaft für ihren Lebensstil einfordern. Diese Form von Individualismus wird als bedenklich eingestuft. Individualität hingegen wird positiv gesehen. Individualität ist ein Reichtum und es geht darum, die Begabungen des Einzelnen wie Mosaiksteinchen zu einem Gesamtbild der Gemeinschaft zusammenzufügen.

Die Gemeinschaft ist mehr als ein Zweckverband und für die Kommunitäten ist es immer wieder eine Aufgabe, Gemeinschaft erleben zu lassen. Auf Altersstufen und Interessen abgestimmte Angebote können dabei helfen. Besondere Aufmerksamkeit sollte den jün-

geren Mitbrüdern in den überalterten Gemeinschaften geschenkt werden. Es wird als wichtig und hilfreich angesehen, wenn sie Gelegenheit bekommen, sich zu treffen.

*Das Paradoxon:*

*die „individualistische Gemeinschaft“*

Die Gruppe hält es für notwendig, auf ein besonderes Phänomen hinzuweisen. Auch klösterliche Gemeinschaften können in ihrer Gesamtheit individualistisch werden. Das heißt sie schotten sich von der Außenwelt ab und verschließen sich neuen Kandidaten. Man will sich von dem oder den Neuen nicht stören lassen, verbleibt in seinen Gewohnheiten und vergibt sich dabei auch die Möglichkeit zu einem Neubeginn.

## Zusammenfassung

In der Gruppe herrscht große Übereinstimmung darüber, dass die Besinnung auf das Wesen der Gemeinschaft das zentrale Anliegen aller Kommunitäten sein muss. Es geht um das richtige Kommunizieren, den echten Dialog, die ehrliche Transparenz und um Einheit in Vielfalt. Konflikte dürfen nicht minimiert werden.

Diese Dinge stellen hohe Anforderungen an den Oberen, der in seiner Person diese Spannungen aushalten und die Gemeinschaft als Forum für diesen Prozess gewinnen muss. Die Ordensleitung muss den Mut haben, Verbindliches von der Gemeinschaft einzufordern.

## Leben in wachsender Internationalität

|                   |   |
|-------------------|---|
| Moderatorin:      | Sr. Miriam Altenhofen SSpS                            |
| Experte/Expertin: | P. Dr. Martin Üffing SVD, Sr. Simone Weber ADJC       |
| Protokoll:        | Sr. Hildegard Schreier MC,<br>P. Dr. Hubert Wendl CMM |

In Deutschland gibt es rund 1900 ausländische Ordensleute. Davon sind einige in Kongregationen, die sich zur DOK (Deutsche Ordensobernkongferenz) zusammengeschlossen haben, andere gehören zur VKO (Vereinigung Katholischer Orden zur Förderung internationaler Solidarität e.V.).

In der VKO sind *ausländische* Orden in Deutschland als eigener e.V. organisiert, um rechtlich tätig werden zu können. Dies ist besonders wichtig für das Abschließen von Gestellungsverträgen. Die meisten der Schwestern und Brüder der VKO leben in recht homogenen Gemeinschaften (indisch, nigerianisch,

polnisch, kroatisch, koreanisch usw.) in einem deutschen Umfeld. Sie kamen auf Einladung deutscher Bischöfe oder kirchlicher Träger, um hier in Altersheimen, Krankenhäusern und in der Seelsorge ihren Dienst zu tun.

Dann gibt es internationale Gemeinschaften, in denen das interkulturelle Zusammenleben der Mitglieder gewollt ist und bewusst gefördert wird. Diese sind von ihrer Gründung und ihrem Charisma her häufig ausdrücklich missionarische Gemeinschaften und auf Internationalität angelegt. Missionarische Evangelisierung stellt ein wesentliches Merkmal dieser Gemeinschaften dar und bestimmt sowohl das interne Zusammenleben wie auch die konkrete Verwirklichung der Sendung in unterschiedlichen Kontexten. Andere Gemeinschaften wiederum sind nach dem Zweiten Vatikanum, das die missionarische Dimension der Kirche und den missionarischen Auftrag eines jeden Christen, einer jeden Christin herausstellte, internationaler und weltweiter geworden. Diese Gemeinschaften haben nach dem Zweiten Vatikanum Niederlassungen in Übersee gegründet und sind auf diese Weise kulturell vielfältiger geworden. „Mission“ wurde lange noch bis in die Nachkonzilszeit geographisch verstanden und als Einbahnstraße vom Westen zum Rest der Welt praktiziert.

Egal auf welche Weise oder aus welchen Motiven es zur mehr oder weniger gelebten Internationalität in den Kongregationen und Gemeinschaften gekommen ist, bleibt für alle das Leben in wachsender Internationalität eine große Chance und Herausforderung zugleich. Natürlich funktioniert Internationalität nicht automatisch. Echte

internationale Gemeinschaften müssen bewusst geschaffen, sorgfältig begleitet und aufmerksam vorwärts geführt werden. Dazu bedarf es persönlicher und struktureller Offenheit. Internationalität bedeutet zunächst eine gewisse Unordnung in einer Lebensform, die auf Ordnung (Ordensleben) angelegt war. Eine wahrhaft internationale Gemeinschaft zeichnet sich durch die Anerkennung anderer Kulturen, durch die Achtung von kulturellen Unterschieden und durch die Förderung eines gesunden Austausches zwischen den Kulturen aus. Wenn internationales Zusammenleben von Ordensleuten gelingt, so kann eine solche internationale Gemeinschaft ein starkes Zeichen des anbrechenden Gottesreich sein, in dem es „nicht mehr Juden und Griechen, Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau“ gibt, „denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,28)

In einem Bericht nennt die Generaloberin der Steyler Missionsschwestern 1996 folgende Zukunftsperspektive: „Das wachsende globale Bewusstsein der heutigen Menschen, das durch den Fortschritt in den Kommunikationsmitteln und durch die weltweite Verschiebung der Völker durch Aus- und Einwanderungen gefördert wird, wird uns als internationale Kongregation immer mehr herausfordern. Gemeinschaften, in denen Schwestern aus verschiedenen Nationen und Kontinenten miteinander leben, werden ein wichtiges Zeugnis von Gottes Gegenwart in der Welt sein.“<sup>1</sup>

Eine in diesem Sinne gelebte Internationalität ist auch Geschenk Gottes und eng mit unserem Auftrag verbunden, die Erlöserliebe Gottes zu allen Menschen zu tragen. Internationalität

macht deutlich, dass Gottes Liebe die Grenzen von Ländern, Kulturen und Religionen überwindet. Sie ist Zeichen der Universalität des Volkes Gottes, das "aus allen Stämmen, Sprachen, Völkern und Nationen" (Offb 5,9) zusammen gerufen wird, um Gott gemeinsam zu loben und ihm die Ehre zu geben. Aus der Kraft des Evangeliums kann es möglich werden, als Verschiedene zusammenzuleben, die Verschiedenheit als Reichtum zu entdecken und gemeinsam für Verständigung und Versöhnung zwischen den Völkern zu arbeiten.

Internationalität meint somit mehr als ein einfaches Beisammenwohnen von Menschen verschiedener Nationen und Kulturen. Es ist Eintreten in den Geist der Geschwisterlichkeit, der keine Grenzen ethnischer, religiöser oder sexistischer Art kennt. Internationalität steht *im Dienste unserer Sendung*, die zurückgeht auf die "missio Dei" und sie ist eingebunden in den Heilsauftrag der universalen Kirche. Zu dieser universalen Kirche gehören Menschen verschiedener Nationen und Kulturen als prinzipiell Gleiche, die durch ein Geben und Empfangen miteinander verbunden sind. Internationalität braucht, um gelebt werden zu können, eine ständige Umkehr zum Geist des Evangeliums, dem Geist Jesu Christi. Dieser Geist kann uns helfen Stereotypen, Verletzungen und Vorurteile zu überwinden. Dieser Geist wird dann auch die Herzen der Menschen öffnen, damit sie unter verschiedenen Angeboten auswählen, die helfen wollen, als internationale und interkulturelle Gemeinschaften zusammenzuleben. Internationalität bzw. interkulturelles Zusammenleben müssen gelernt werden, und können nicht dem Zufall überlassen bleiben. Die So-

zialwissenschaften, eine missionarische Theologie und konkrete Programme zum „interkulturellen Kompetenztraining“ sollten konsultiert werden, damit das Zusammenleben immer besser gelingt.

Die Begegnung der Kulturen stand lange unter dem Vorzeichen des Gefühls der westlichen Überlegenheit, des Eurozentrismus und des Kolonialstrebens. Auch „Mission“ blieb davon nicht unbeeinflusst. Hier hat ein grundlegender Wandel stattgefunden. Mittlerweile haben sich viele ehemalige „Missionsgebiete“ zu selbständigen florierenden Einheiten (Provinzen oder Kongregationen) entwickelt. Viele Kirchengemeinden des Südens sind sehr lebendig. Sie sind missionarisch sowohl im eigenen Land als auch in anderen Ländern engagiert. Der Nachwuchs in den Orden und auch im Klerikerstand kommt heute aus dem Süden. Besonders im asiatischen Raum gibt es große Gruppen von jungen Ordensleuten und Priestern. Früher zogen Missionarinnen und Missionare vom Westen in die Ferne. Heute ist der Westen auch Empfänger von kirchlichem Personal.

So findet im kirchlichen Bereich (z.B. der Pastoral in den Gemeinden) und in den Ordensgemeinschaften immer mehr eine Durchmischung der Völker statt. Dies ist ein großer Reichtum. Das Leben wird bunt und vielfältig. Diese Vielfalt bringt jedoch auch so manche Spannungen und Ungleichzeitigkeiten mit sich. Wie kann ein Miteinander von Menschen verschiedener Kulturen und Nationen, von ganz unterschiedlichen Hintergründen, Prägungen, Denk- und Fühlgewohnheiten möglich und fruchtbar werden? Hierbei geht es nicht nur um ein internationales Arbeitsteam, das



einen Projektauftrag zu erfüllen hat, so wie wir das von internationalen Unternehmen kennen. Sondern es geht, besonders bei den Ordensgemeinschaften, um eine Lebens- und Sendungsgemeinschaft aus dem Geiste des Evangeliums. Antonio Pernia, der Generalsuperior der Steyler Missionare, sagt: „Internationalität muss bewusst geschaffen, gezielt gefördert und aufmerksam genährt werden. Es muss sich sorgsam um sie gekümmert werden.“<sup>2</sup> Falls wirkliches Interesse besteht, wird man in den Gemeinschaften schon früh beginnen, Mitglieder auf ein interkulturelles Zusammenleben vorzubereiten. Internationale Ausbildungsgemeinschaften, regelmäßiger Austausch und Evaluationen sowie eine offene und ehrliche Auseinandersetzung mit den Motiven für internationales Ordensleben kön-

nen helfen. Das Ordensleben in seiner ganzen Vielfalt versteht sich immer auch aus dem Gründungscharisma und aus seiner Sendung (Mission) heraus. Warum wurde eine Gemeinschaft gegründet? Wie hat sich die Gemeinschaft entwickelt? Wie ist es zur gegenwärtigen Internationalität gekommen? Wie versteht die Gemeinschaft ihr Charisma, ihre Mission in der Gegenwart? Welche Rolle spielt Internationalität für die Verwirklichung dieses Charismas? Diese und ähnliche Fragen mögen auf dem Weg hin zu echter Internationalität helfen.

.....

- 1 Bericht der Generaloberin zum XI. Generalkapitel 1996, S. 51
- 2 Antonio Pernia: Internationale Ordensgemeinschaften in einer multikulturellen Welt. In: Forum Weltkirche 3/2006, S.28.

## Konzentrische Kreise – Formen der Anbindung in Ordensgemeinschaften

Moderator: P. Christophorus Goedereis OFMCap.  
 Experte/Expertin: P. Dirk Fey OMI, Dr. Barbara Ramrath  
 Protokoll: Sr. Helene Zimmer, Sr. Hildegarde Voß FCJM

Kloster auf Zeit, Klosterurlaub und Auszeiten im Kloster liegen im Trend der postmodernen Gesellschaft. Mittlerweile haben viele Klöster ihre Türen geöffnet. Interessierte können für einige Tage in

den Klosteralltag hineinschnuppern und Abstand von Stress und Hektik außerhalb der Mauern gewinnen. Dabei ist es in den meisten Fällen sogar egal, ob die Besucher selbst gläubig, konfessi-

ons- oder religionslos sind. Neben dieser Entwicklung hat sich mittlerweile ein weiterer Trend entwickelt: Menschen fragen an, ob sie sich „näher mit einer Ordensgemeinschaft und deren Spiritualität verbinden“ können, jedoch ohne Ordensmitglied werden zu müssen. Manche würden sogar gerne für länger (oder gar für immer, bspw. in der sog. „dritten Lebensphase“) in einem Kloster mitleben, aber ohne in den Orden einzutreten. Einige der alten Orden haben für solche Anliegen schon seit Jahrhunderten das Institut der „Oblaten“ (Benediktiner), des „Dritten Ordens“ (die franziskanische Ordensfamilie) oder des Laienordens (Dominikaner). Daneben bzw. unterhalb dieser formalen Schwelle eröffnen sich neue Wege von assoziierten Mitgliedschaften, die sich im deutschen Sprachraum jedoch größtenteils alle noch im Experimentierstadium befinden.

### Das Assoziierten-Projekt der deutschen Oblaten

Im Rahmen der Jahresvollversammlung der DOK fanden am 7. Juni 2011 zwei Workshops mit dem Thema „Konzentrische Kreise – Formen der Anbindung in Ordensgemeinschaften“ statt. Impulsgeber des Workshops waren Frau Dr. Barbara Ramrath, Ärztin für Allgemeinmedizin und „Assoziierte der Oblaten“ sowie Pater Dirk Fey OMI. Die beiden berichteten über das Assoziierten-Projekt der deutschen Oblaten (Missionare Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria – OMI), das durch die Heiligsprechung des Eugen von Mazenod im Jahre 1993 und durch den Weltjugendtag 2005 angeregt und 2007 realisiert wurde. Auf der Internetseite der deutschen Oblaten wird das Projekt so vorgestellt:

#### *„Assoziierte der Oblaten - inspiriert vom Charisma des hl. Eugen*

Eine neue Form, am Leben und der Arbeit der Oblaten teilzunehmen, bietet die Gruppe der Assoziierten der Oblaten. Das sind Männer und Frauen, die sich vom Charisma des heiligen Eugen von Mazenod und den Oblaten angesprochen fühlen. Der Missionarische Auftrag der Oblaten und ihrer Freunde richtet sich nicht nur an die auswärtigen Missionen. Auch die Glaubenserneuerung und Vertiefung im eigenen Land ist heute zu einer missionarischen Aufgabe geworden. Assoziierte der Oblaten übernehmen Verantwortung in Familie und Gesellschaft und versuchen, in ihrem Lebensumfeld den Geist des heiligen Eugen weiterzugeben. Sie sind in lokalen Gruppen organisiert, werden von den Oblaten in der Spiritualität des Stifters und der Oblaten unterrichtet und begleitet und binden sich durch ein Versprechen an die Gemeinschaft. Sie unterstützen die Oblaten durch ihr Gebet und, wo es möglich ist, auch durch praktische Mithilfe.“<sup>1</sup>

Dr. Ramrath und Pater Fey präzisierten die Eckdaten des Projektes so:

- Assoziierte sind Männer und Frauen, die sich vom Charisma des hl. Eugen von Mazenod und den Oblaten angesprochen fühlen.
- Es gibt ein eigenes Statut für assoziierte Mitglieder.
- Vor der Assoziierung erfolgt eine zweijährige Ausbildung (vier Wochenenden pro Jahr und geistliche Begleitung durch ein Ordensmitglied:



Glaubensinformation, Glaubensvertiefung und Einführung in die Ordensspiritualität).

- Am Ende der Ausbildung erfolgt die Anbindung an den Orden durch ein Versprechen für ein Jahr, das nach Ablauf des Jahres immer wieder „nur“ für ein weiteres Jahr wiederholt werden kann.
- Die Assoziierten sind in lokalen Gruppen organisiert. Sie treffen sich regelmäßig zu Austausch, Gebet und Glaubensinformation. Die örtlichen Gruppen werden durch einen Oblaten geleitet. Die Assoziierten versuchen in ihrem eigenen Lebensumfeld den Geist des hl. Eugen von Mazenod weiterzugeben. Dazu gehört auch das soziale und pastorale Engagement.
- Es gibt Erwachsenengruppen und Gruppen junger Erwachsener.<sup>2</sup>

### Diskussion der Workshop-Teilnehmer/innen

In den Diskussionen der beiden Workshops wurden eine Reihe von Themen und Fragestellungen aufgeworfen und gestreift. Da keine Zeit für eine Vertiefung einzelner Aspekte bleibt, können die Fragen und Äußerungen hier nur stichwortartig aufgelistet werden. Es gibt sehr unterschiedliche Projekte auf deutschem Boden. Nur einige Beispiele:

- Assoziierte mit eigenem Statut, Versprechen und klar umrissener Bindung an den Orden.
- Freundeskreise eines Klosters oder einer Ordensprovinz, die sich der Spiritualität und den konkreten Schwestern und Brüdern vor Ort verbunden fühlen, und sich in den alltäglichen Notwendigkeiten eines Konventes engagieren.

- Freie Weggemeinschaften, die sich im Umfeld eines Klosters gebildet haben und sich unter dem Vorzeichen einer bestimmten Ordens-Spiritualität zu Austausch und Gebet treffen. Manche davon haben einen ganz offenen, manche einen verbindlicheren Charakter.
- Zahlreiche Projekte für Kloster auf Zeit<sup>3</sup>.
- Angebote und Bildung von Gruppen zur Einführung in eine bestimmte Ordens-Spiritualität für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus ordenseigenen Institutionen (Schulen, Krankenhäuser, Behinderteneinrichtungen).
- Bildungsangebote für Interessierte oder bestimmte Berufsgruppen zur Einführung in die Ordensspiritualität, nicht selten mit der Intention, neue konzentrische Kreise um ein Kloster oder eine Ordensprovinz herum zu bilden.
- Die bereits erwähnten klassischen Formen: „Oblaten“ (Benediktiner), „Dritter Orden“ (franziskanische Ordensfamilie) und Laienorden (Dominikaner) u. a.
- Kloster auf Zeit über drei oder sechs Jahre wie beispielsweise bei den Schweizer Kapuzinern.<sup>4</sup>

Weitere Fragen und Überlegungen:

- Bevor eine Ordensgemeinschaft ein solches Projekt initiiert sollte sie einigermaßen klar definieren, was Inhalt und Ziel des Ganzen ist: will man die Ordensspiritualität weitergeben, will man neue Ordensmitglieder gewinnen, will man Mitarbeiter schulen, will man ein offenes Angebot machen oder will man einen Kreis von Assoziierten nach Beispiel der Oblaten bilden? Dabei ist natür-

lich keineswegs ausgeschlossen, dass sich einzelne Aspekte auch überschneiden können.

- Braucht es neben oder unterhalb (im Sinne eines *niederschweligen* Angebots) neue Formen der Anbindung auch in solchen Gemeinschaften, die bereits eine der klassischen Formen wie Dritter Orden oder Laienorden kennen?
- Welchen Verbindlichkeitsgrad braucht es bei assoziierten Mitgliedern oder ähnlichen Gruppen? Wie ist die Gratwanderung zwischen Freiheit und Bindung zu gestalten, zumal bei Menschen, die beispielsweise durch berufliche Einbindung nur über ein enges Zeitbudget verfügen?
- Wie können die diskutierten Projekte beworben und bekannt gemacht werden?
- Wie kann man unterschiedliche Suchrichtungen von *an Ordensspiritualität interessierten Menschen* „bedienen“?
- Müsste man die verschiedenen Ordensspiritualitäten nicht gerade dem hauptamtlichen Seelsorgepersonal in den Bistümern nahe bringen - Menschen, die nach Spiritualität dürsten, aber nicht selten spirituell ausgelaugt sind?

## Fazit

Ein Workshop ist kein Symposium und keine Fachtagung. Daher gibt es auch von dem hier dargestellten Forum keine Ergebnisse im eigentlichen Sinne. Wenn man aber ein Fazit ziehen will, dann vielleicht dieses: Das Thema „assozierte Mitgliedschaften“ (oder wie auch immer man es nennen will) mit allen seinen Facetten und Fragestellungen

liegt in der Luft. Mit in der Luft liegt die Frage: „Wie können wir unser Ordenscharisma weitergeben in Zeiten, in denen die eigenen Ordensmitglieder weniger werden und zugleich ein neues Interesse an Spiritualität erwacht ist?“ Rezepte gibt es für diese Fragestellung keine. Und Assoziierten-Projekte lassen sich wohl auch nur bedingt am grünen Tisch planen und entscheiden. Aber wo es gelingt, wach hinzuschauen und sowohl die gesellschaftlichen Strömungen, wie die Entwicklungen im Umfeld eines Klosters oder einer Ordensprovinz aufmerksam wahrzunehmen, da können neue Formen von Anbindung entstehen und konzentrische Kreise einen Kern mittragen, den der innerste Kreis allein immer weniger zu tragen imstande ist.

## Nachbemerkung

Bei dem beschriebenen Workshop wurde angeregt, auf der Homepage der DOK ([www.orden.de](http://www.orden.de)) eine Info-Börse zu eröffnen, in der bereits vorhandene Konzepte oder Statuten einzelner Gemeinschaften zur Verfügung gestellt werden. Material kann an die Mailadresse des Autors dieses Artikels gesandt werden: [goedereis@mac.com](mailto:goedereis@mac.com).

.....

- 1 <http://www.oblaten.org/berufen/assozierte>.
- 2 Eine ausführliche Darstellung findet man auch in der Ordenskorrespondenz Nr. 52 (2011/2) in dem Artikel: „Begeistert von Christus, der Kirche und ihrer Mission - das Projekt Jung-Assoziierte der Oblaten“.
- 3 Siehe Broschüre der DOK: „Atem holen“ mit über 300 Angeboten der Ordensgemeinschaften in Deutschland.
- 4 <http://www.kapuziner.ch>.



# „Das Haus bestellen“ – Wenn Gemeinschaften sterben

Moderator: Abtpräses Dr. Albert Schmidt OSB  
Expertinnen: Sr. Johanna Domek OSB, Sr. Judith Schmidt  
Protokoll: Sr. Ursula Klautky OSU, Sr. Hanna Wiebrock

„Grenzen des Wachstums“: In dieser Erfahrung stehen viele Ordensgemeinschaften. Zwei Gesprächsgruppen stellen sich der Frage, wie diese Situation menschlich und geistlich gestaltet werden kann.

## **Orientierung am Gründungsauftrag im Wandel der Zeit: Die Franziskusschwestern der Familienpflege**

*(Sr. Judith Schmidt)*

Bald nach der Gründung 1919 bestanden über 50 Niederlassungen der Franziskusschwestern der Familienpflege in sozialen Brennpunkten. Im 2. Weltkrieg wurde das Mutterhaus in Essen Hilfskrankenhaus; nach dem Krieg kamen Altenheim und Arbeit in Kindergärten hinzu. Der Bau eines eigenen Krankenhauses in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts markierte eine Bruchlinie zur ursprünglichen Aufgabe. Dagegen entsprach die Gründung eines Fachseminars für Familienpflege (1970) bzw. für Altenpflege (1975) dem eigentlichen Anliegen und Auftrag der Gemeinschaft.

Als die Gemeinschaft kleiner wurde, begann eine Zeit der Abschiede: Übergabe des Krankenhauses an die Kirchengemeinde (1991); Auflösung des Fachseminars für Familienpflege

(1994); Übergabe der Betriebsträgerschaft des Altenheims in Paderborn (1995); Übertragung des Fachseminars für Altenpflege in die Trägerschaft der „Katholischen Schule für Pflegeberufe“ Essen (1996); Übertragung des Altenheims in Reifferscheid in eine GmbH mit dem Kreiskrankenhaus, Umzug der Altenheimbewohner in ein neues Pflegeheim, Verkauf des Anwesens an eine Stiftung für Schulaussteiger (2004); mit einem Teil des Erlöses Gründung einer Stiftung für unbürokratische Unterstützung von Familien, Jugendlichen und Senioren in Notsituationen.

Alle Entscheidungen wurden prozessorientiert mit regelmäßiger externer Begleitung vorbereitet und getroffen. Generaloberin und Assistentin haben die Niederlassungen besucht, um die Schwestern vor Ort in Ruhe zu informieren. Die Übergabe erfolgte bei einem Festakt, zu dem alle Schwestern ins Mutterhaus eingeladen waren.

Durch das Überlassen und Loslassen wuchs der Freiraum für das geistliche Leben. Zugleich entwickelten sich im Mutterhaus neue Initiativen mit Schwerpunkt auf der „Familienpflege“ innerhalb der Ordensgemeinschaften bzw. der Kirche: jährliche Besinnungstage für alkohol- und medikamentenabhängige Schwestern und Mitarbeiterinnen im kirchlichen Dienst (seit 1991),

Wohnmöglichkeit für Priester und Schwestern im Konvent während einer Therapie; jährliche Kreativ- und Erholungszeit der Klarissen aus Deutschland (seit 1996). Dazu kommt der Eine-Welt-Laden mit Kreativwerkstatt und Teestube auf dem Klostergelände (seit 1996), der Empfang von Tagesgruppen, „Kloster auf Zeit“.

Dank der finanziellen Situation können die Schwestern in den Niederlassungen bleiben und ehrenamtlich arbeiten, auch ohne Gestellungsvertrag. Weltliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in allen Bereichen des Mutterhauses ermöglichen den Schwestern, ihren Lebensabend in Ruhe zu gestalten. Die älteren Schwestern von dem Druck, arbeiten zu „müssen“, allmählich zu befreien, war und bleibt eine Herausforderung. Durch die Lage der Alten- und Krankenstation im Herzen des Mutterhauses können die alten Schwestern am Gemeinschaftsleben Anteil nehmen.

Ein Praktikum von zwei indischen Schwestern 1999 wurde zum Samenkorn. Inzwischen leben Schwestern von vier indischen Kongregationen, die zur Ausbildung oder zur Arbeit nach Deutschland kommen, im Mutterhaus, auch Priester, die sich auf einen pastoralen Dienst in Deutschland vorbereiten.

Auf dem jüngsten Generalkapitel fiel die Entscheidung, eine „Franziskanische Weggemeinschaft“ auf den Weg zu bringen. Auch darin spiegelt sich der Wandel vom Dienst bei den Menschen vor Ort zu einem gastlichen geistlichen Ort für die Menschen, die zu den Schwestern kommen.

Derzeit gehören 37 Schwestern zur Gemeinschaft; 21 Schwestern leben im Mutterhaus, davon 8 auf der Alten- und

Krankenstation; 16 in vier Niederlassungen. Der Altersdurchschnitt liegt bei 77,9 Jahren. Langfristig besteht die Möglichkeit, in ein Pflege- oder Altenheim zu ziehen. Vom Mutterhaus in Essen wie auch vom ordenseigenen Friedhof Abschied zu nehmen, erscheint als die größte Herausforderung. Auch über dieses Thema wird in der Gemeinschaft gesprochen. „Wir wissen, dass Gott alle Wege mit uns geht. In diesem Vertrauen sind wir unterwegs und leben aus der Erfahrung, dass alles, was wir in Ehrlichkeit und Offenheit unternommen haben oder lassen mussten, in der Rückschau immer zu unserem Besten war.“

### **Unterm Bundesbogen leben und sterben: Die Benediktinerinnen vom hlst. Sakrament**

*(Vgl. den gleichnamigen Aufsatz von Johanna Domek OSB in OK 51(2010) 164-168)*

Zwischen 1991 und 2008 haben vier der acht Gemeinschaften der Deutschen Föderation der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament ihre Klöster infolge von Überalterung nicht mehr halten können und verlassen müssen. In den 1986 approbierten neuen Konstitutionen war die Überalterung, die sich bereits abzeichnete, noch kein Thema gewesen. Entsprechend mühsam waren die Wege der Gemeinschaften, deren Klöster geschlossen wurden: In Johannisberg ergriff nach einem allmählichen Niedergang und nach finanziellen Fehlentscheidungen das Bistum Limburg die Initiative. Die zehn Schwestern verteilten sich auf eigenen Wunsch auf verschiedene Klöster. Das grundsanierete Klostergebäude wurde eine Zeitlang

von einer anderen Schwesterngemeinschaft genutzt und ist inzwischen ein Hotel geworden. In Bonn-Endenich, wo nach dem 2. Weltkrieg 125 Schwestern lebten, wählte die Gemeinschaft nach dem plötzlichen Tod der Priorin eine Schwester des Konvents in Osnabrück zur Administratorin. Sie wurde vom Kölner Erzbischof mit der Auflösung beauftragt, die sich als kompliziert erwies. Die Schwestern gingen in andere Klöster oder in Pflegeheime. Das Bistum übernahm die Kosten für die Schwestern und übergab das Kloster dem Neokatechumenat, das dort das Priesterseminar einrichtete. Beim Kloster Vinnenberg konnten auch viel geistliche Lebendigkeit, verschiedene Versuche und die Hilfsbereitschaft seitens des Bistums den Sterbeprozess der Gemeinschaft nicht aufhalten. Im Jahr 2004 baten die Schwestern konkret um Hilfe. Der Bischof von Münster ernannte auf Bitten der Schwestern M. Máire Hickey, Äbtissin von Kloster Dinklage, zur Priorin-Administratorin. In einem begleiteten Gesprächsprozess entschied der Großteil der Schwestern sich 2005, miteinander ins Paulusheim nach Osnabrück zu ziehen. Auch Kloster M. Hamilcolt war im Besitz des Bistums Münster, das immer für vieles Sorge trug. Für einige Jahre unterstützten und pflegten drei indische Bethany-Schwesterinnen die Benediktinerinnen. Im Lauf der Zeit reifte die Entscheidung, das Kloster zu verlassen und in ein Altenheim umzusiedeln. Schon bald nach ihrer Ankunft in dem Altenheim, wo sie einen eigenen Trakt bewohnen, sagte eine Mitarbeiterin auf die Frage, wie die Schwestern sich eingelebt hätten: „Sie haben uns schon am zweiten Tag hier adoptiert.“ In einem anderen Kloster, das an eine

Grenze kommt, wurde mit dem Einverständnis der Kommunität die anstehende Wahl der Priorin für ein Jahr ausgesetzt und ein Gemeinschaftsprozess vereinbart, den die beiden Visitatoren begleiten. Sr. Johanna fasste ihre Anliegen und Erfahrungen zusammen: Alle Betroffenen müssen mittragen, mitdenken, mitreden; überwiegend fremdbestimmte Entscheidungen erschweren die Umsetzung und die Fruchtbarkeit. Bei jeder Zusammenkunft muss ein wirklicher Schritt gegangen werden – in angemessener Langsamkeit, selbst und gerade bei Zeitdruck. „Das Wichtigste ist nicht der Tod und auch nicht das Leben, sondern das Wie in beidem.“

### **Streiflichter aus dem Austausch**

Die Oberen haben die Verantwortung für einen „geordneten Rückzug“. Werke abzugeben, kann eine überalterte Gemeinschaft auch entlasten. Das Loslassen fällt leichter, wenn die Gemeinschaft gut vernetzt ist.

Es braucht ein waches Gespür für den Zeitpunkt, an dem eine Gemeinschaft sich entschließt, keine neuen Mitglieder mehr aufzunehmen. Aber auch dann gilt: nicht nur etwas hinter sich lassen, sondern etwas hingeben.

Jetzt etwas in die Hand nehmen und gestalten, sonst werden der Gemeinschaft die Dinge später aus der Hand genommen und andere entscheiden.

Wer ausgehungert ist, hat immerhin noch Hunger. Am traurigsten sind die Gemeinschaften, die keinen Hunger nach dem Leben mehr haben.

ist unser suchen nach gott  
vielleicht die weise wie er uns auf der spur bleibt  
und unser hunger nach ihm das mittel  
mit dem er unser leben nährt

ist unser irrendes pilgern  
das zelt in dem gott zu gast ist  
und unser warten auf ihn  
sein geduldiges anklopfen

ist unsere sehnsucht nach gott  
die flamme seiner gegenwart  
und unser zweifel der raum  
in dem gott an uns glaubt

Andreas Knapp

## Gemeinschaft im Wandel – kleiner werdende Gemeinschaften

Moderator: Br. Peter Berg FMMA  
Expertin/Experte: Sr. Basina Kloos FBMVA, P. Stefan Wolf CMF  
Protokoll: Sr. Claudia-Maria Seitz OVM, Sr. Theresa Slaby

Nach einer kurzen Einführung durch den Moderator ins Thema berichteten die beiden Experten in kurzen Impulsen über ihre persönliche Erfahrung zum Thema des Gesprächskreises. Dabei wurde deutlich, dass die Gemeinschaften vor unterschiedlichen Herausforderungen stehen:

- Überalterung
- Finanzielle Herausforderungen

- Junge Ordenschristen im System der Älteren (Vergreisung der Jungen)
- Zukunft der Ordenswerke
- Aufnahme von Interessierten gegenüber Aussterben der Gemeinschaft

Die beiden Experten berichteten über verschiedene Möglichkeiten, sich den Herausforderungen zu nähern und gaben Praxisbeispielen des gelebten Umgangs mit ihnen:

- Sensibilisierung innerhalb der Gemeinschaft
- Lebensräume für junge Mitbrüder/-schwestern schaffen
- Mit den älteren Ordensmitgliedern Lebensmodelle für das Alter erarbeiten und gestalten
- Der Frage nach der konkreten Gestaltung des Gemeinschaftslebens mit den vorhandenen Mitbrüdern/-schwestern Raum geben
- Verantwortung abgeben, sowohl im Hinblick auf die Werke, als auch auf Leitungsaufgaben in der Gemeinschaft, sofern diese nicht mehr selbst übernommen werden können
- Unterschiedliche Modelle der Gestaltung des Ordenslebens im Alter werden beispielsweise schon seit längerer Zeit in Holland gelebt.
- Gemeinsam mit anderen Gemeinschaften am Thema arbeiten, was deutlich macht, dass die eigene Gemeinschaft nicht alleine mit diesen Fragestellungen unterwegs ist

Hieran schlossen sich lebhaft und sehr inhaltsreiche Gespräche an, in denen sowohl Praxisbeispiele aus unterschiedlichen Gemeinschaften, wie auch Anfragen zu konkreten Problemstellungen im Hinblick auf kleiner werdende Gemeinschaften gestellt wurden, die teilweise schon durch Erfahrungen aus der Runde beantwortet werden konnten.

Die beiden Pole, die jeweils richtige Gestaltung für die Schwestern und Brüder im Alter, bzw. für die jüngeren Ordensmitglieder zu finden, waren in den meisten Aussagen präsent. In einer Mehrzahl der Aussagen wurde deutlich, dass es hierzu hilfreich ist, unterschiedliche Ansätze zu wählen. Das alte Modell, dass die Jungen die Versorgung der Älteren sicherstellen, wird bei den

derzeitigen Entwicklungen nicht mehr greifen.

Die Frage, ob sich Gemeinschaften durch die Entwicklungen „wandeln lassen“, oder die Fragestellungen konkret angehen und somit „selbst wandeln“, muss von den Gemeinschaften beantwortet werden. Wichtig erscheint, die Betroffenen zu Beteiligten zu machen, d. h. die existentiellen Zukunftsfragen von Gemeinschaft auch als Gemeinschaft anzugehen. Die Frage nach der Beziehung zu Gott, als Einzelne oder Einzeler und als Gemeinschaft, wie auch die Frage nach der Beziehung zu sich selbst und zu Gemeinschaft sind von zentraler Bedeutung. Es geht um das Sein als Ordenschrist, nicht um das Funktionieren. Die Individualität mit ihren Chancen und Grenzen rückt gerade auch bei den Zukunftsfragen, unabhängig vom Alter, ins Blickfeld.

Der Austausch zeigt, dass auch ein „Lernen“ von Gemeinschaften untereinander hilfreich sein kann. Die externe Begleitung von Prozessen innerhalb der Gemeinschaften wird als hilfreich empfunden und auch hier stehen Experten aus Gemeinschaften, die solche Prozesse bereits durchlebt haben zur Verfügung.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer berichten von den eigenen Erfahrungen zu folgenden Bereichen:

#### *Wohnformen im Alter*

- Als kleiner Konvent von älteren Schwestern in einem abgeschlossenen Wohnbereich im Altenheim leben und wirken
- Aufteilung in kleinere Konventgruppen um mehr „Heimat“ zu schaffen
- Pflege durch weltliche Mitarbeiter. Eine Erfahrung zeigt, dass hierdurch



selbst „schwierige“ Schwestern „pflegeleicht“ werden.

- Den richtigen Wohnort wählen, der ein altersgerechtes Wohnen und Pflege zulässt. Alte, denkmalgeschützte Ordenshäuser müssen nicht immer der richtige Ort für ein Leben im Alter sein.
- „Vorsorgen ist besser als Nachsehen!“ Das Thema offen und gegebenenfalls mit externer Unterstützung ins Gespräch bringen und konkrete Schritte vereinbaren
- Den Fragen, was für unser Leben als Ordenschristen wirklich notwendig und sinnvoll ist - auch im Alter - nachgehen; „Ballast“ abwerfen. Wie möchte ich im Alter leben? Was sind meine Bedürfnisse?

#### *Umgang mit „schwierigen“ Schwestern und Brüdern*

- Mitunter ist das Leben außerhalb der Gemeinschaft der beste Weg für einzelne Mitglieder und die Gemeinschaft.
- Konkrete Vereinbarungen treffen: Form der Anbindung an Gemeinschaft regeln; finanzielle Möglichkeiten definieren; Versorgung in Alter und Krankheit klären;
- Beispiel: alle extern lebenden Ordensmitglieder bilden einen „Konvent“ mit regelmäßigen Treffen.

#### *Fehlendes Führungspersonal*

- Klärung des Begriffs der Oberin: nicht Organisatorin, sondern geistliche Leitung
- Möglichkeit der Übertragung von Verantwortung für die Organisation des Alltäglichen an Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter, die sich mit dem Leben und den Traditionen der Or-

densmitglieder identifizieren (Beispiele aus Holland)

#### *Jüngere Ordensmitglieder*

- Lebensraum für „Jüngere“ zulassen
- Toleranz gegenüber neuen Aufbrüchen
- Wunsch nach anderen Lebensräumen mit mehr individueller Lebensqualität
- Beispiele neuer Wege: interkongregationale Konvente; kleine Gemeinschaft im sozialen Brennpunkt in einer Mietwohnung; Trennung von Werken und Lebensraum

#### *Sich selbst nicht aus dem Blick verlieren, besonders auch im Hinblick auf Leitungsverantwortliche*

- Freiräume als Oberin/Oberer für sich selbst schaffen, zulassen und leben
- Supervision und geistliche Begleitung in Anspruch nehmen
- Kollegiale Beratung
- Über die eigene Lebenssituation berichten und äußern, dass man auch als Leitung „Etwas“ für sich braucht.

# Ordensobere zwischen Macht und Ohnmacht

Moderatorin: Sr. Sara Böhmer OP

Experte: P. Dr. Stefan Kiechle SJ

Protokoll: Sr. Veridiana Dürr OSF, Erzabt Jeremias Schröder OSB

Wie steht es um „Macht“ und „Ohnmacht“ einer Gruppe von Schwestern und Brüdern, die in unseren Gemeinschaften alle Befugnisse haben – der Oberen? Dass dies kein einfaches, sondern ein höchst aktuelles Thema ist, zeigte die Teilnehmerzahl bei den beiden Gesprächsrunden zu diesem Thema während der diesjährigen Vollversammlung der DOK. Fast ein Drittel aller Schwestern und Brüder, die in Vallendar anwesend waren, hatten sich hierfür angemeldet. Ähnlich groß war das Interesse nur noch beim Thema „Individualität und Gemeinschaft“, das inhaltlich wohl nicht allzu entfernt von „Macht und Ohnmacht“ angesiedelt sein dürfte.

Zum Einstieg wurde die Gruppe jeweils gebeten, sich zu der Frage „Wie mächtig fühle ich mich heute in meinem Amt?“ auf einer Skala von 1 bis 10 zu positionieren. Auch wenn etliche der Teilnehmenden bereits über Leitungserfahrung in einer zweiten oder gar dritten Amtszeit verfügten, fanden sich die meisten Schwestern und Brüder irgendwo im Mittelfeld, bei Position „5“ wieder. „Mächtig“ erfuhr sich niemand, viele hingegen brachten durch ihre Positionierung im unteren Teil der Skala zum Ausdruck, wie ohnmächtig sie sich trotz aller Befugnisse fühlten!

Um der Zielsetzung der Gesprächsrunden gerecht zu werden, kollegialen

Erfahrungsaustausch zu ermöglichen, wurde zunächst in vier kleinen Gruppen der eigenen Erfahrung Raum gegeben. Diese Erfahrung ist naturgemäß auch von der jeweiligen Lebenssituation abhängig. Es wurde deutlich, dass es in kleinen, festen – vor allem kontemplativen – Gemeinschaften, in denen der Obere beziehungsweise die Oberin die Lebensgemeinschaft permanent teilt, wesentlich schwieriger ist, auch unangenehme Dinge durchzusetzen, als in den Kongregationen, in denen sich der Obere oder die Oberin nach einem schwierigen Gespräch auch wieder verabschiedet und nach Hause fahren kann. Die Entscheidungsstrukturen in unseren Gemeinschaften sind demnach sehr unterschiedlich. Dazu kommen die Traditionen in der je eigenen Ordensfamilie: bei den einen ist Konsens ein sehr hoher Wert, was bei Außenstehenden schon mal den Eindruck hervorruft, hier werde nichts entschieden. Bei anderen ist das „letzte Wort“, die Entscheidung nach Anhörung verschiedener Meinungen, das Normale.

Schnell war jedoch klar, dass das Gespräch viel mehr über „Ohnmacht“ als über „Macht“ ging. Echte „Machtmittel“ zur Durchsetzung von Entscheidungen stehen Oberen in der Regel nicht zur Verfügung, wenn man einmal vom Extremfall des formalen Befehls absieht. So ist das wichtigste Mittel die

Überzeugungskraft und der Dialog, der auch den Konflikt nicht scheut. Und so kommt es, dass viele Obere mit dem Gefühl leben, eigentlich seien sie es, die Gehorsam üben! Ein Eindruck, der in dem Bonmot eines Bruders gipfelte, in seiner Gemeinschaft werde gesagt: „Sei nett zu Deinem Oberen, er könnte einmal Dein Untergebener sein“.

Hier steht die Welt auf dem Kopf, und Schwestern und Brüder fühlen sich belastet und oft genug hilflos in diesem Spannungsfeld von „Macht“ und „Ohnmacht“. Die wenigsten von ihnen haben sich ihr Amt ausgesucht, aber viele teilen die Erfahrung der Einsamkeit, die letztlich aus dem Amt resultiert. Die kollegiale Supervision ist da ein Mittel, das mehrfach als sehr hilfreich genannt wurde: auf eine Gruppe von Schwestern oder Brüdern zurückfallen können, die nicht aus den eigenen Reihen kommen und mit denen man ungeschützt Erfahrungen austauschen und voneinander lernen kann. Denn gegenüber der Macht fühlt sich manch einer ganz schön ohnmächtig!

Gut, dass es in den Gesprächsrunden einen Experten gab: P. Stefan Kiechle SJ, Provinzial der Jesuiten, der im Jahre 2010 das kleine Büchlein „Macht ausüben“ verfasste. Sein fundierter Beitrag brachte für die anwesenden Oberinnen und Oberen manches Neue und Erhellende.

An den Beginn seiner Ausführungen setzte P. Kiechle eine Definition von Max Weber: „Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung seinen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen.“ Nur: Wie geht das zusammen mit unserer Spiritualität, mit unserem Anspruch, liebevoll und zugewandt mit unseren Schwestern

und Brüdern umzugehen? So reden wir denn auch lieber von Autorität als von Macht.

Aber es hilft, sich mit dem Phänomen „Macht“ auseinander zu setzen, dem, was wir erleben, auch eine Sprache zu verleihen. Ordensobere verfügen über „Macht“ durch das Amt, das ihnen übertragen wurde. Die Herausforderung liegt darin, diese Macht auf eine gute und verantwortete Weise zu gebrauchen. Sie zu leugnen, ist nicht hilfreich und wird die Gemeinschaft nicht aufbauen. Macht im guten Sinne – so P. Kiechle – gehört zum göttlichen Schöpfungswillen. Ordensoberen ist Gestaltungskraft „auf Zeit“ gegeben, und sie sind Gott und der Gemeinschaft gegenüber Rechenschaft schuldig, wie sie diese Macht gebrauchen.

Es ist die Aufgabe der Oberen, ihre Macht anzunehmen und zu bejahen, um aktiv nach vorne ihre Gemeinschaften zu gestalten. Wenn Macht nicht an- und wahrgenommen wird, entsteht ein Macht-Vakuum, das durch informelle Machtübernahme einzelner sofort gefüllt wird. Eine solche Situation fördert in der Regel nicht die Einheit einer Gemeinschaft, sondern führt zu Unfrieden und Spannungen. Wer also Ja sagt zu einem Amt, muss auch bereit sein, es auszufüllen, Macht anzunehmen und auszuüben.

Dabei verhehlte P. Kiechle nicht die Komplexität, die mit dem Thema „Macht“ verbunden ist: rechte Machtausübung erfordert ein hohes Maß an Selbstreflexion und Reife, um mögliche Fallen wie Machtmissbrauch, Projektionen, eigene Autoritätsprobleme und narzisstische Strukturen zu vermeiden. „Einsamkeit“ ist ein unvermeidlicher Bestandteil einer guten



Amtsführung, diese Erfahrung teilen viele Ordensobere. P. Kiechle wies auf verschiedene Möglichkeiten aus unserer geistlichen Tradition hin, die eine gute Hilfe zu rechter Machtausübung sein können: die geistliche Begleitung, (kollegiale) Supervision und ein geordnetes geistliches Leben. Gute, verantwortete Machtausübung ist möglich!  
In den anschließenden Gesprächen konnten einzelne Aspekte aus dem Vor-

trag von P. Kiechle noch einmal vertieft werden. Die Teilnehmenden äußerten sich am Ende der Workshops zufrieden: manch wichtiger Impuls wurde gegeben, der zur weiteren Reflexion und zur Vertiefung einlädt.

.....  
Literatur

Stefan Kiechle SJ, Macht ausüben, Echter Verlag 2005, ISBN: 3429027004

» Die beste Zeit für das Ordensleben  
ist heute.  
Nicht wie es war und nicht nur  
im Träumen von morgen.  
Die beste Zeit für uns ist jetzt.«

Dominicus Meier OSB

# Integration von Sexualität und Prävention von Missbrauch im Ordensleben

Präsentation für die DOK-Vollversammlung 2011

## 1. Zur Phase der Berufungspastoral

In der Auswahl der Kandidaten/-innen geht es darum, Personen für den Eintritt in die Ordensgemeinschaft zuzulassen, die genügend menschliche Reife und psychische Festigkeit mitbringen, um den Anforderungen des Ordenslebens zu entsprechen.

- Es empfehlen sich klare Zuständigkeiten und ein standardisiertes Aufnahmeverfahren. Aufnahmekriterien sollten in der Ordensgemeinschaft anhand eines Kriterienkatalogs klar und besprochen sein. Über die standardisierte Erstellung eines psychologischen Gutachtens gibt es unterschiedliche Einschätzungen.
- Seit langer Zeit melden sich bei Ordensgemeinschaften gehäuft Kandidaten mit psychischen Auffälligkeiten. Der Mangel an Ordensnachwuchs sollte nicht dazu verführen, zu großzügig zu sein. Grundlegende Verhaltensänderungen sind ab Lebensalter 35 selten möglich.
- Überalterte Ordensgemeinschaften sollten klären, ob sie neue Kandidaten /-innen aufnehmen, welche Perspektiven sie ihnen bieten können und welche Motivationen die Kandi-

daten in eine sehr überalterte Gemeinschaft führen.

- Sobald therapeutischer Bedarf sichtbar wird, sollte zuerst die Therapie erfolgen, ein Eintritt in den Orden – wenn überhaupt – erst nach Abschluss der Therapie.
- In der Zeit der Entscheidung für einen Ordenseintritt sollte die Sexualität thematisiert werden. Es ist davon auszugehen, dass viele Kandidaten/-innen Erfahrungen über Sexualität und partnerschaftliches Zusammenleben mitbringen. Diese sexuellen Erfahrungen sind weder Ausschlusskriterium noch Voraussetzung für das Ordensleben. Eine positive Einstellung zum eigenen Mann- bzw. Frau-Sein und ein angstfreier Umgang mit dem Thema Sexualität sind Voraussetzungen für einen Eintritt. Wenn deutlich ist, dass die Enttäuschung über nicht gelungene oder nicht zustande gekommene partnerschaftliche Beziehungen oder die Angst vor ihnen eine entscheidende – wenn auch in der Regel unbewusste – Motivation für den Ordenseintritt ist, so ist dies ein Ausschlusskriterium.
- In unseren Ordensgemeinschaften wird mit der Aufnahme homosexuel-



ler Kandidaten/-innen unterschiedlich umgegangen. Ein realistisch-nüchterner Blick sieht, dass es zu allen Zeiten homosexuelle Menschen gegeben hat, die authentisch nach den Ordensgelübden gelebt haben, verschließt sich aber nicht den besonderen Schwierigkeiten für homosexuelle Ordensleute. Die Berufungspastoral muss klären, welche Rolle eine homosexuelle Orientierung in der Eintrittsmotivation spielt.

- Das nahe liegende Ziel zur Prävention von Missbrauch wird es sein, mögliche pädophile Neigungen zu erkennen und entsprechende Kandidaten nicht für das Ordensleben zuzulassen. Es ist offensichtlich, dass dies ein schwieriges Unterfangen ist. Es gilt, aufmerksam zu sein für Warnsignale, die auf eine mögliche pädophile Neigung hindeuten. Als solche können gelten: das Fehlen einer klaren sexuellen Orientierung, auffällige kindliche Interessen und infantiles Verhalten, kaum Beziehungen zu Gleichaltrigen, eine gestörte Sexualentwicklung (d. h. entweder zu viel sexuelles Interesse oder völlige Abwehr von sexuellen Impulsen), Erfahrungen von Gewalt oder von abnormen sexuellen Episoden, eine stark abhängige, introvertierte und passive Persönlichkeit.

## 2. Zur Phase von Kandidatur, Postulat und Noviziat

In der Einführung ins Ordensleben in Kandidatur, Postulat und Noviziat geht es um eine Formation, deren Ziel eine ganzheitliche personale Reifung ist. Eine spirituell-psychologische Begleitung ist dabei entscheidender als intellektuelle Wissensvermittlung.

- In dieser Phase ist die bisherige Lebens- und Glaubensgeschichte in den Blick zu nehmen (Biografiearbeit). Dazu gehören Beziehungsfähigkeit und -geschichte, Entwicklung der eigenen Sexualität und sexuellen Orientierung. Auffälligkeiten im Umgang mit Affekten, in der Gestaltung von Beziehungen, mit Nähe und Distanz sollten klar benannt und bearbeitet werden.
- Warnzeichen für eine unklare sexuelle Identität: Eine „narzisstische Persönlichkeitsstruktur“ ist anfällig für Missbrauchsverhalten. Das heißt, jemand hat ein extremes Bedürfnis nach Bewunderung; er hat eine übermäßig passive, abhängige, zwanghafte, im Privaten verschlossene, angepasste Persönlichkeit; er hat einen Mangel an Beziehungen zu Gleichaltrigen; er unterhält stereotype, oberflächliche Beziehungen statt tiefe, echte Beziehungen; er zeigt keine klare sexuelle Orientierung, sondern stattdessen kindliche Interessen und infantiles Verhalten. Keines dieser Warnsignale bedeutet, dass jemand ein potenzieller Missbrauchstäter ist; aber viele erwachsene Kindesmisshandler zeigen diese Merkmale.
- In der Begleitung von Opfern sexuellen Missbrauchs ist zu entscheiden, inwieweit externe, professionelle Begleitung erforderlich ist.
- Bei Noviziaten mit nur einem oder zwei Novizen/-innen fehlt eine Gruppe von Gleichaltrigen, die einander stärken und korrigieren können. Es ist notwendig, dass Angebote stattfinden, in denen Novizinnen und Novizen sich als Gruppe erleben. Im Sinne einer qualifizierten Ausbil-

dung hoffen wir, dass eine Fachgruppe der DOK solche Angebote schafft.

- In der Ordensausbildung kann die Vermischung von forum internum und forum externum die Offenheit der Novizen/-innen einschränken und die Bearbeitung sexueller Themen erschweren. Dieselbe Vermischung kann aber auch menschliche Reifung und Integration fördern. Das Forum internum als sensible Stelle des Vertrauens bedarf der Professionalität.
- Die Gewichtung der äußeren Zeichen des Ordenslebens, wie starre Frömmigkeitsformen und Habit, ist kritisch daraufhin zu hinterfragen, inwieweit es einer inneren Stimmigkeit entspricht oder Fassade ist.
- Die Fairness gegenüber den Kandidaten /-innen gebietet es, ehrlich mit Interessenten umzugehen und ihnen keine falschen Hoffnungen zu machen. Es ist besser, mit einer Entlas-

sung nicht bis kurz vor der feierlichen Profess zu warten, wenn der Weg aus dem Orden heraus schon früher klar ist.

### 3. Zur Phase der zeitlichen Profess

Es geht um die ordensinterne Formation, um die Weiterführung dessen, was in Postulat und Noviziat eingeübt, erfahren und gelebt wurde.

- Im Leben (bzw. in der Auswahl) der Kommunitäten ist darauf zu achten, dass es eine Praxis gibt, die die menschliche Reifung und die Integration von Sexualität fördert. Dazu gehören besonders: eine Kultur der offenen Kommunikation, auch über Themen wie Macht, Aggression und Sexualität im geschützten Raum, das Einfordern und Geben von Feedback, Transparenz, Wertschätzung, regel-

## Autoreninfo



Die Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaften bei der Präsentation am 6. Juni 2011 während der DOK-Mitgliederversammlung.

Siehe gedruckte Ausgabe.



mäßiger geistlicher Austausch, Kommunikationsbesprechungen, in denen die Eckpfeiler des Miteinanders überprüft und bei Bedarf neu austariert werden, gesunde, freundschaftliche Beziehungen. Supervision als Lernort und Laborsituation kann die Sprach- und Konfliktfähigkeit fördern.

- Ein offener und transparenter Umgang mit Machtstrukturen, die Reduktion von Dominanz- und Konkurrenzdenken, geistliche Unterscheidung in Gemeinschaft, Identifikation mit der Ordensgemeinschaft, Verantwortungsbewusstsein für das Ganze fördern menschliche Reifungs- und Integrationsprozesse. Regelmäßige geistliche Begleitung und Visionsentwicklung für die Gemeinschaft als Ganze unterstützen diese Prozesse. In Abstimmung mit den Ausbildungsleitern/-innen sollen kompetente geistliche Begleiter gesucht werden.
- Es ist verstärkt auf eine fundierte und ganzheitliche Ausbildung der Ausbilder und Ausbilderinnen aller Formationsstufen zu achten.
- Eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Formationsleitung und Ordensleitung stärkt die Ausbildung und ermöglicht klare Prozesse.

#### 4. Zur Phase der Ständigen Formation

Nach der Ausbildungsphase folgt die Ständige Formation. Die Chance besteht hier in einer Vertiefung des Eingebühten ohne Termindruck. Die Gefahr besteht in der Vernachlässigung menschlicher Begleitung und professioneller Weiterbildung. Ein Zeitpunkt der besonderen Aufmerksamkeit für Krisen scheint 10-15 Jahre nach der ewigen Profess bzw.

der Weihe zu sein. Die meisten Täter sexuellen Missbrauchs begingen ihre Vergehen in dieser Ordensphase!

- Im Blick auf das Leben mit Gott geht es um Hingabe an Christus, Intimität mit Gott, Leben im Hier und Jetzt, Lebendigkeit und Vitalität. Dazu helfen täglich persönliches Gebet, monatlich Geistliche Begleitung, jährlich Exerzitien, regelmäßig Zeiten der Stille und Teilnahme an Gebetszeiten der Kommunität.
- Im Blick auf das Leben im Konvent geht es um Kommunikation, gelebte Achtsamkeit untereinander und Sensibilität füreinander; altersgemäße Entwicklung in Spiritualität und beruflicher Kompetenz; Wachsamkeit gegenüber möglichen Süchten (Arbeit, Alkohol, Nikotin, Sport, Internet) und Zeichen von Minderwertigkeitsgefühlen oder Verweigerungshaltung
- Im Blick auf das Wachstum in der Keuschheit geht es um Integration von Nähe und Distanz, Aufarbeitung eigener Lebensgeschichte, gesunder Umgang mit Sexualität, Vitalität, Sinnlichkeit und Intimität, wirklich Mann/Frau sein, Streben nach Hingabe und leidenschaftlichem Tun.
- Im Blick auf die Klärung sexueller Identität geht es um den geordneten Umgang mit Intimität:
  - körperlich (Bedürfnisse nach Nähe und Zuneigung),
  - emotional (Teilen von Freude und Trauer),
  - sozial (Leben mit Beziehungen und Gefühlen),
  - intellektuell (Gesprächspartner zu Fragen der Sexualität haben, sensibles Sprechen über Sexualität lernen),
  - leiblich (Sport und Bewegung)

- zölibatär (Verzicht auf genitale Sexualität).

## 5. Fazit

- Zu allen Zeiten des Ordenslebens tauchen Krisen auf, auf die die Oberen entschlossen reagieren sollten. Warnzeichen für solche Krisen sind: häufige Erschöpfung bis zum Burnout, häufige Abwesenheit von zuhause, Isolation in und Entfremdung von der Gemeinschaft, Alkoholismus, Schlafstörungen, Essstörungen, Worthülsen statt echter Kommunikation, Heimlichkeiten und Unstimmigkeiten bis hin zum Doppelleben.
- Es braucht eine Kultur des Hinschauens, in der eine Atmosphäre der Wertschätzung und des Respekts herrscht; zugehört und hingeschaut wird; Leitung klar strukturiert ist und Entscheidungen auf fachlicher Basis getroffen werden; offen und transparent kommuniziert wird. Dann werden Menschen und ihre Krisen wahrgenommen.
- Ordensmänner, die sich von männlichen, minderjährigen Jugendlichen angezogen fühlen, sind meist sexuell unreif, homosexuell oder bisexuell. Sie sind ein Risikofaktor, wenn sie sich nicht mit ihrer Sexualität auseinander gesetzt haben. Dafür brauchen diese Männer Foren oder Personen, Ausbilder oder Vertrauensleute, die von den Oberen bereitgestellt werden.
- Es braucht ein Training zu Gesprächskompetenzen (die angeleitet, eingeübt und praktiziert sind): Wie transparent gehen Ordensleute mit ihrer Macht um bei asymmetrischen Beziehungen? (über Jugendliche,

Mitarbeitende, Kollegen/-innen) Wie geschult sind Ordensleute in der Erkennung von Symptomen von Missbrauch und sexualisierter Gewalt? Wie kommunizieren Ordensleute mit jungen Menschen bei Fragen sexueller (Un-)Erfahrenheit, emotionaler Verunsicherung in der Pubertät, Familienproblemen und biographischen Verletzungen? Dies betrifft die Fragen der Jugendlichen und die der Ordensleute selbst.

.....

### Literatur

- Aloisiuskolleg Bad Godesberg, Leitfaden zur Prävention und Intervention bei sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche, Bonn 2010, [www.aloisiuskolleg-bonn.de](http://www.aloisiuskolleg-bonn.de).
- Müller, Wunibald, Verschwiegene Wunden. Sexuellen Missbrauch in der Katholischen Kirche erkennen und verhindern, München 2010.
- Perner, Rotraud, Die Wahrheit wird euch frei machen, Wien 2006.
- Rossetti, Stefano, Some Red Flags for Child Sexual Abuse, in: Human Development, 11/1994.
- Schaupp, Klemens, Eignungskklärung. Kriterien zur Abklärung der menschlich-geistlichen Eignung für den Ordensberuf. [www.institut-der-orden.de](http://www.institut-der-orden.de).
- Ordenskorrespondenz. Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens 3/2010.



## ...Ordensleben

### Mary John Mananzan OSB

Sr. Mary John Mananzan ist Priorin der Missions-Benediktinerinnen des Priorats Manila. Als Co-Vorsitzende steht sie zudem der philippinischen Ordensobernkonferenz vor. Sie ist Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Frauenstudien des St. Scholastica College, Manila.



Mary John Mananzan OSB

## Ordensfrauen auf den Philippinen heute

### Einleitung

Erlauben Sie mir, statt lediglich einer theoretischen Abhandlung über das Thema, Ihnen meine eigene Geschichte zu erzählen, über meine Bemühungen, mein Ordensleben als Missionsbenediktinerin auf den Philippinen in der Welt von heute sinnvoll zu leben. Dann werde ich die derzeitige Lage auf den Philippinen beschreiben, die Problemkreise, die eine Herausforderung darstellen und wie wir diese Herausforderungen anzugehen versuchen.

### Meine Geschichte

Ich komme aus einer Familie der Mittelklasse. Meine Mutter war Lehrerin und mein Vater war Richter. Ich besuchte das College St. Scholastica bei den Schwestern, die zu der deutschen Kongregation der Missionsbenediktinerinnen von Tutzing gehören. Nach meinem Collegeabschluss trat ich im Alter von 19 Jahren ins Kloster ein. Nach zehn Jahren im Kloster wurde ich zum Studium nach Deutschland und Rom geschickt. Ich erwarb einen Dokorti-

tel in Philosophie, mit dem Hauptfach Linguistische Analyse, den ich an der Wilhelms-Universität in Münster begann und an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom abschloss.

Nach meinem Studium kam ich nach Hause zurück in ein Land unter Kriegsrecht, in dem Ungerechtigkeit und Unterdrückung herrschten. Ich begann an der katholischen Universität Ateneo zu dozieren, und dort gründeten wir einen so genannten Interreligiösen Theologischen Gesprächskreis. Unser Ziel war, eine philippinische Theologie zu entwickeln. Aber wir taten dies in einer Bibliothek der Jesuiten mit Klimaanlage. Die Volksbewegung kritisierte uns und sagte: „Was ihr da macht, ist geistige Gymnastik.“ Wir gingen zunächst in die Defensive, weil unsere Abhandlungen so schrecklich gelehrt waren, aber dann begannen wir uns selbst zu fragen: „Wer ist das Volk? Diese reichen Studenten?“ Wir gaben unsere Aktivitäten auf, und dann empfing ich, was ich meine ‚Feuertaufe‘ nenne.

Es geschah während des Streiks der Arbeiter einer Weinfabrik. Unter dem Kriegsrecht waren Streiks in Fabriken verboten. Aber die Arbeitsbedingungen in der Weinfabrik waren so schlecht, dass die Arbeiter einen Streik ausriefen. Nach drei Tagen wurde ihnen gedroht, dass sie, wenn sie den Streik nicht abbrächen, verhaftet würden. Daher begannen wir eine Telefonbrigade unter den Schwestern und gingen zu der Fabrik. Und dort machte ich zum ersten Mal in meinem Leben Erfahrung mit der Brutalität des Militärs. Das Militär schlug die Arbeiter regelrecht zusammen. Sie kamen und umgingen uns und schlugen die Arbeiter und steckten sie in Lkws und brachten sie in Internierungslager. Das war mein

Einstieg in das gesamtgesellschaftliche Engagement, denn danach gründeten wir die Gruppe der Arbeiterfreunde und gingen von einem Streik zum anderen ...standen nur da, damit den Arbeitern nichts geschah. Aber in dem Augenblick, in dem man sich mit den Arbeitern einlässt, lässt man sich mit den armen Menschen in der Stadt ein, denn die Arbeiter wohnen in den Slums. So begann unser Kampf gegen die Abreißkampagnen von Imelda Marcos. Wir bildeten für gewöhnlich menschliche Barrikaden. Die Frauen brachten alle Heiligen auf die Straße: Unsere Liebe Frau von Lourdes, Unsere Liebe Frau von Fatima, usw. und in der nächsten Reihe waren die schwangeren

### Ordensleben in der globalisierten Welt

Den Blick über den Horizont Deutschlands hinaus wirft die Ordenskorrespondenz in einer losen Reihe. Die weltweiten Netzwerke der Orden können als Paradigma der Globalisierung gelten. Die Ordenskorrespondenz fragt nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen dem Ordensleben in Deutschland und anderen Ländern. Dazu bitten wir Ordensleute, denen das Ordensleben im jeweiligen Land vertraut ist, um Beiträge. Auf die Situation des Ordenslebens auf den Philippinen - insbesondere auf die der Frauengemeinschaften - geht Sr. Mary John Mananzan OSB ein. Als Priorin der Tutzinger Missionsbediktinerinnen hat die philippinische Ordensfrau auch enge Verbindungen nach Deutschland.

Frauen und dann die Schwestern und die Kinder. Selbstverständlich wagten die Bulldozer nicht, ‚Unsere Liebe Frau von Fatima‘ niederzuwalzen und auf diese Weise retteten wir die Häuser!

Es ist eine lange Geschichte. Was ich damit aber sagen möchte, ist, dass plötzlich diese Ordensfrauen, die im Kloster waren, alle auf die Straße gingen. Und wir durchlebten eine geistliche Krise, weil die Menschen fragten: Sind das noch Schwestern? Wie kommt es, dass sie auf die Straße gehen? Wie kommt es, dass sie über gerechte Löhne und so etwas sprechen? Aber zu dieser Zeit hatten wir schon begonnen, unsere Theologie zu überdenken. Wir begannen über „ganzheitliche Erlösung“ zu sprechen. Es gibt keine Seele, die ohne den Körper gerettet wird. Wenn also dem Wohl der Menschen etwas entgegensteht, dann müssen wir dort sein, wenn wir uns als Christen bezeichnen, die Jesu Botschaft Ernst nehmen. Das ist unsere geistliche Rationalisierung, wenn man so will. Aber auf diese Weise waren wir inspiriert. Wenn wir wirklich in der Nachfolge Christi stehen, dann sollten wir alles für die guten Leute tun, die aus Leib und Seele bestehen. Wenn wir Nonnen sind, die angeblich radikale Christen sind, dann sollten wir dort sein, wo die Menschen sind. Auf diese Weise begann mein gesellschaftliches Engagement.

Auf einem Lkw stehend begann ich zu predigen und den Menschen zu sagen, dass sie die Preiserhöhung für Öl nicht bezahlen sollten, weil sie Firmen wie Caltex und Shell zugute käme. Ich erinnere mich, dass ein Polizist zu mir kam und sagte: „Warum sprechen Sie nicht über die Todsünde und die Hölle und das Fegfeuer, warum sprechen Sie über

Preiserhöhung? Sie sind eine Schwester, nicht wahr? Sollten Sie nicht darüber sprechen, wie man seine Seele retten kann?“ Ich antwortete schlagfertig: „Warum? Sehen Sie Seelen herumgehen? Als Christin, meine ich, sollte ich darüber sprechen was für Leib und Seele gut ist und nicht nur für die Seele.“ Wir erkannten plötzlich, dass es einen tieferen Grund gab, Christen zu sein und einen tieferen Grund Ordensleute zu sein, weil wir uns wirklich für den ganzen Kampf der Menschen engagierten.

Wie kam ich in die Frauenbewegung? Nach einiger Zeit erkannte ich, dass man nicht über eine totale gesellschaftliche Veränderung sprechen kann, wenn eine Hälfte der Gesellschaft noch unterdrückt ist. Wir erkannten daher, dass die Geschlechterfrage ein integraler Bestandteil dieser gesellschaftlichen Ausrichtung ist. Damals begann ich mich bei der Frauenbewegung zu engagieren und wurde schließlich zur Vorsitzenden von GABRIELA gewählt, einem Verband mit 50.000 Mitgliedern und 200 Frauenorganisationen. Ich führte das Frauenstudium in unserer Schule ein, und das ist der Grund, warum wir das Institut für Frauenstudium haben, das alternative Kurse für Frauen anbietet. Schließlich begann ich mich mit der feministischen Theologie zu befassen, denn als wir anfangen darüber nachzudenken, warum Frauen unterdrückt sind, erkannten wir, dass die Religion eine große gesellschaftliche Konditionierung ist.

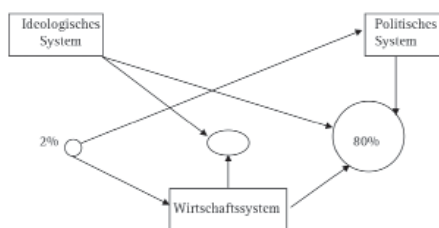
## Die Philippinische Gesellschaft

Man unterschied früher zwischen Struktur- und Sachlagenanalyse der

Gesellschaft, und ich finde diese Unterscheidung immer noch hilfreich. Die Strukturanalyse beschreibt die dauerhaften Merkmale einer Gesellschaft, während die Sachlagenanalyse sich auf momentane Merkmale konzentriert, die durch das Zusammentreffen aktueller Ereignisse entstanden sind.

### Strukturanalyse der philippinischen Gesellschaft

Die philippinische Gesellschaft lässt sich in einer Strukturanalyse folgendermaßen darstellen:



Von diesem Schaubild lässt sich Folgendes ablesen:

- Die zwei grundlegenden Probleme des Wirtschaftssystems: ungleiche Verteilung des Reichtums (zwei Prozent der Bevölkerung beherrschen 75% des Landes und des Kapitals) und die Beherrschung unserer Wirtschaft durch ausländische transnationale Unternehmen und durch den IWF und die WB.
- Die zwei Prozent, welche die Wirtschaft beherrschen, beherrschen auch das politische und das kulturell/ideologische System der Gesellschaft.
- Die Mehrheit der Menschen wird vom Wirtschaftssystem beherrscht.

Sie können sich ihren Arbeitgeber kaum aussuchen, da sie verdienen müssen, um leben zu können.

- Wenn die Mehrheit der Menschen gegen die Ausbeutung zu protestieren beginnt, werden sie vom politischen Apparat unterdrückt.
- Der ideologische Apparat ist daran gewöhnt, seine ganze Überredungskraft anzuwenden, um die Menschen davon zu überzeugen, dass das System gut für sie ist.
- So lange diese Struktur nicht geändert wird, kann kein Wechsel von Amtspersonen usw. die grundlegenden Probleme der philippinischen Gesellschaft lösen.

### Sachlagen-Analyse

Es steht im Zusammenhang mit dieser geschichtlichen Sachlage in der philippinischen Gesellschaft, dass ich das Phänomen der Globalisierung besprechen muss, weil es das Schlagwort ist, das nicht nur die wirtschaftlichen sondern auch die politischen sowie die kulturellen Charakteristika vieler Gesellschaften einschließlich der Philippinen, beschreibt.

Es ist äußerst notwendig, genau zu sagen, was man unter Globalisierung versteht, da so viele Dinge mit diesem Wort verbunden werden. Es kann die weltweite Entwicklung der Technologie bedeuten, die die Welt zum so genannten Weltdorf macht. Grundsätzlich ist nichts gegen diese Entwicklung einzuwenden. Für einige Leute bedeutet es die zunehmende internationale Vernetzung in allen Bereichen und wenn das die einzige Bedeutung ist, dann kann man auch dagegen nichts einwenden, denn echte internationale Solidarität

kann ja nur positiv sein. Wenn die Globalisierung jedoch vorrangig in einem wirtschaftlichen Sinn benutzt wird, bedeutet das die Integration der Wirtschaftssysteme der ganzen Welt in die liberal kapitalistische Marktwirtschaft, die von der G 7 beherrscht ist. Zu ihren wesentlichen Merkmalen gehören Liberalisierung, freies Spiel des Marktes, Privatisierung, Finanzspekulationen und Deregulierung

Anstelle dessen, was die Globalisierung im letzteren Sinn großartiger Weise versprach, nämlich Wohlstand für breitere Schichten, gab es Ausbeutung der Arbeitskräfte, Ausschluss der städtischen Armen, Verlust ererbten Landes bei den indigenen Völkern, Umweltverschmutzung, Zerstörung der Umwelt, Vertreibung der Menschen, kurz gesagt – größeres Elend der schon Verarmten und eine größere Kluft zwischen arm und reich.

### **Die Herausforderung für die Ordensfrauen**

Ordensleben ist eine wesentlich prophetische Bewegung in der Kirche. Jedes Mal, wenn im Lauf der Kirchengeschichte etwas nicht in Ordnung war mit der Kirche, entstand eine neue Ordensgemeinschaft. Ein Beispiel ist die Gründung des Benediktinerordens. Der Luxus und die Entartung des Lebens in der römischen Kirche bewogen unseren Gründer, den hl. Benedikt, die Schule und die Gesellschaft zu verlassen und sich in die Hügel von Subiaco zurückzuziehen, wo er den Benediktinerorden gründete, der ganz Europa christianisieren sollte. Aber Kongregationen von Ordensfrauen sind in doppeltem Sinn prophetisch, weil Ordensfrauen ein

Leben leben, das vom gewöhnlichen Leben der Frauen abweicht, die vor allem als Ehefrauen und Mütter gesellschaftsfähig waren. Auf diese Weise konnten sie Bildung erwerben. Es wundert nicht, dass sogar in einer patriarchalischen Kirche Ordensfrauen wie die hl. Teresa von Avila, die hl. Katherina von Siena, die hl. Hildegard von Bingen und Äbtissin Hilda von Whitby nicht nur in der Kirche ihren Beitrag leisteten, sondern auch die Gesellschaft ihrer Zeit stark beeinflussten.

Auf den Philippinen war es in der spanischen Zeit einheimischen Frauen nicht erlaubt, Ordensfrauen zu werden. Sie bildeten daher fromme Organisationen, die *Beatas* genannt wurden. Erst später nahmen Ordensgemeinschaften diese Frauen als Vollmitglieder in ihre Gemeinschaften auf. Bald wurden einheimische Kongregationen gegründet. Zurzeit gibt es etwa 15.000 Ordensfrauen in über 300 Kongregationen.

Über 200 Kongregationen von Ordensfrauen gehören zu der Vereinigung der Ordensfrauen auf den Philippinen (AMRSWP) und zusammen mit über 150 Ordenskongregationen für Männer bilden sie die Vereinigung der höheren Ordensoberen der Philippinen (AMRSP). Seit den 1970er Jahren, während der Zeit des Kriegsrechts, erwarb sich die AMRSP den Ruf, militant aktiv zu sein in soziopolitischen Angelegenheiten, indem sie sich mit den Armen und Unterdrückten in ihrem Ringen um ihre Rechte solidarisch erklärte. Dieses Erbe ist bis in die Gegenwart hinein weiter getragen worden.

Propheten wählen sich ihr Prophet-Sein nicht aus. Sie werden auch nie gekrönt. Propheten werden gewöhnlich geköpft. Das geschieht ihres doppelten



Auftrags wegen: die gute Nachricht zu verkünden und die schlechte Nachricht anzuprangern. Wegen letzterer werden sie im wörtlichen und im übertragenen Sinn geköpft.

Das ist auch unser Erbe als Ordensfrauen – die prophetische Rolle im Kontext unserer Zeit auszuüben. Der hl. Benedikt mahnt: „Hört mit den Ohren eures Herzens.“ Wohin sollen wir das Ohr unseres Herzens neigen?

Sr. Joan Chittister schreibt: „Bei der benediktinischen Spiritualität geht es um das Hören auf vier Wirklichkeiten: das Evangelium, die Regel, auf einander und auf die Welt um uns.“ (aus: *Wisdom Distilled from the Daily Living the Rule of St. Benedict Today*, p. 15). Ich möchte mich auf die Welt um uns konzentrieren. Was hören wir, was das Prophetische in uns anspricht?

Im Hinblick auf die Weltlage und die Lage auf den Philippinen, gibt es fünf Problemkreise, bei denen die philippinischen Ordensfrauen diese prophetische Rolle ausüben.

#### **Wirtschaftliche Ungerechtigkeit**

Man muss die Verbindung zwischen dem Überfluss in der Ersten Welt und der Armut in der Dritten Welt sehen. Ich weiß, dass es auch in einer entwickelten Gesellschaft negative Auswirkungen der Globalisierung unter den gewöhnlichen Menschen gibt – unter den Menschen in den Innenstädten, unter den Migranten, unter den Schwarzen, unter den Arbeitslosen, den Betagten. Ich weiß, dass Subventionen und Sozialhilfen gekürzt wurden. Darum meine ich, dass es jetzt mehr Möglichkeiten gibt für echte Solidarität unter uns, weil die Menschen hier nicht mehr die Menschen in der

Dritten Welt bemitleiden, sondern dass die Menschen hier genauso ausgegrenzt und ausgeschlossen werden wie die Menschen in der Dritten Welt. Es ist notwendig zu wissen, wie transnationale Unternehmen arbeiten, die Strategien von IWF, WB, GATT, WTO und anderen internationalen Gremien zu kennen. Es ist notwendig, in westlichen Gesellschaften Aktionsgruppen zu bilden genauso wie wir Aktivistengruppen in unseren Ländern bilden. Wir müssen Netzwerke der Solidarität aufbauen, damit wir für dieselbe Sache arbeiten können.

In dieser Hinsicht haben philippinische Ordensfrauen eine große Rolle. Sie sind den Menschen am nächsten und gewöhnlich nicht nur im geistlichen Dienst engagiert, sondern auch aktiv im Einsatz bei Gemeinschaftsplanung, Bewusstseinsbildung, Erziehung und Bildung, Einübung in einkommenschaffende Ausbildung und begleiten während Streiks sogar Arbeiter in der Streitpostenkette und die Bauern und städtischen Armen auf den Straßen bei Demonstrationen und Protest-Rallies.

#### **Die ökologische Krise**

Ein äußerst wichtiges Problem der heutigen Welt ist die ökologische Krise. Die Überproduktion hat nicht nur unsere nicht-erneuerbaren natürlichen Ressourcen erschöpft, sondern hat eine Umweltverschmutzung verursacht, die den Menschen ihren Lebensunterhalt wegnahm und eine Menge Infektionen und Krankheiten verursacht hat. Ein aktuelles Beispiel ist das Abbrennen des Sarawak-Waldes, das nicht nur abertausende Hektar Land zerstört, sondern eine Luftverschmutzung, die Luftunfäll-

le und Lungenkrankheiten nicht nur in Indonesien sondern auch in benachbarten Ländern einschließlich des unseren, verursacht. Wir erleben schon die Auswirkungen der Erderwärmung in Form von Taifuns, Erdbeben, Tsunamis usw. Die Abholzung unserer philippinischen Wälder hat nicht nur unseren Holzbestand dezimiert, sondern auch Auswaschungen verursacht, die Sturzfluten zur Folge haben, bei denen innerhalb weniger Minuten Tausende Menschen sterben. Die Zerstörung unserer Korallenriffe und Mangroven hat die Lebensgrundlagen, welche unsere Meere früher unseren Menschen boten, ernsthaft angegriffen.

Ich kann noch mehr aufzählen, aber ich bin sicher, dass Sie sich dieser Dinge bewusst sind. Wenn die Menschen nicht mehr den Trend zum ökologischen Verfall umkehren können, wird unsere Gattung aussterben.

Als Ordensfrauen haben wir die ökologische Herausforderung Ernst genommen. In den vielen Schulen in der Trägerschaft von Ordensfrauen werden die Schüler/innen und Mitarbeiter/innen für diese Dinge sensibilisiert. Die Einfachheit unseres Lebensstils ist ein Beispiel gegen die vorherrschenden Konsumtendenzen. Sie leiten ihre Schüler/innen zum Bäume pflanzen, zur Mangroven-Wiederherstellung und Lohn-Management an. Einige Klöster haben biologische Landwirtschaft entwickelt. Sie propagieren eine schöpfungszentrierte Spiritualität.

### **Frauenproblemfragen und die Frauenfrage**

Als Frauen spricht uns Schwestern die Frauenfrage besonders an. Wenn wir in

den Tageszeitungen über 4 oder 5 Fälle von Gewalt gegen Frauen lesen – Vergewaltigung, Inzest, zusammengeschlagene Frauen, sind wir zu Recht empört. Ich möchte die aktuellen Problemfragen der Frauen in Gruppen einteilen:

- Ungleichheit und Diskriminierung, Gewalt gegen Frauen,
- Verkauf von Frauen in die Prostitution, Brauthandel und Übersee-Leiharbeit von Frauen.

Ordensfrauen sind bei der Bekämpfung der Unterdrückung von Frauen aktiv: Sie haben Institutionen und Zentren gegründet, die sich um unverheiratete Mütter, zusammengeschlagene Frauen und Kinder sowie Frauen in Prostitution kümmern. Sie haben das Institut für Frauenstudien errichtet und Anlaufstellen für Frauen in Kirchen, um Frauen über die Frauenfrage zu informieren und sie psychologisch und geistlich stark zu machen. Als Ordensfrau stand ich GABRIELA, dem größten und kämpferischsten Frauenverband auf den Philippinen vor, dem 200 Frauenorganisationen angeschlossen waren und der über 50.000 Mitglieder hatte. Ich war 18 Jahre lang die Vorsitzende dieses Verbands.

Wir gründeten auch eine Frauenkommission bei der Ökumenischen Vereinigung der Dritte-Welt-Theologinnen und entwickelten eine feministische Theologie für die Perspektive asiatischer Frauen. Als Mitglieder dieser Kommission haben wir die Lehrpläne in den Seminaren und theologischen Ausbildungsstätten nicht nur in der katholischen Kirche, sondern auch bei den ökumenischen Partnern beeinflusst. Die Vereinigung der Höheren Ordensoberinnen gründete ein Ausbildungszentrum, früher ein Institut zur Ausbildung

von Schwestern, das zum Institut für Formation und Ordensstudien (IFRS) wurde, das jetzt auf Ordensmänner und -frauen und kirchliche Laienmitarbeiter ausgerichtet ist, nicht nur von den Philippinen, sondern auch aus anderen Ländern Asiens.

#### **Politische Problemfragen: Korruption und Führungskrise**

Die Philippines haben eine politische Krise nach der anderen erlitten. Wir waren 450 Jahre eine Kolonie unter Spanien und den Vereinigten Staaten und drei Jahre unter japanischer Besatzung. Nach einer kurzen Zeit der Demokratie wurde von dem diktatorischen Präsidenten Ferdinand Marcos das Kriegsrecht verhängt, der auch das Land ausplünderte. Er begann ein Erbe der Korruption, das systematisiert wurde und alle Ebenen der Gesellschaft erfasst hat. Obwohl die Diktatur mit der ersten Präsidentin, Cory Aquino, die die Demokratie wieder einführte, beendet war, leiden wir immer noch unter einer Führungskrise und weit verbreiteter und systemimmanenter Korruption.

Auf diesem Gebiet ist die Vereinigung der Höheren Ordensoberinnen seit den 70er Jahren sehr aktiv gewesen. Sie hat die Regierung und das Militär herausgefordert besonders bezüglich der Verletzung der Menschenrechte – durch unfreiwilliges Verschwinden, außegerichtliche Tötungen usw. Ihre mutigen und tapferen Erklärungen haben Menschen zu Protestaktionen veranlasst. In den vergangenen drei Jahren hat das Sanctuary Program der Vereinigung einige Informanten beschützt, indem sie ihnen Unterschlupf, Sicherheit und materielle Unterstützung gaben.

#### **Interreligiöser Dialog**

Nach dem Vorfall am 11. September und dem darauf folgenden Krieg der Vereinigten Staaten gegen den Terrorismus, nahmen Rassismus und kulturelle und religiöse Intoleranz besonders gegen Muslime zu. Da Religion und Kultur so stark mit einander verknüpft sind, ist der interreligiöse Dialog gleichzeitig auch ein interkultureller Dialog.

Ich möchte Ihnen meine eigenen Erfahrungen mit dem interkulturellen Dialog mitteilen: Wir Katholiken sind in einer etwas unangenehmen Lage beim interreligiösen Dialog, weil die offizielle Haltung unserer Kirche für Ökumene und interreligiösen Dialog nicht sehr dienlich ist. Wenn wir von Anfang an glauben, dass wir die ganze Wahrheit haben und dass die Wahrheit anderer unvollständig ist, schafft das, meiner Meinung nach keine Atmosphäre, die förderlich ist für echten Dialog. Ich fühle mich immer unangenehm berührt, wenn man uns auf den Philippinen sagt, dass wir das einzige christliche Land im Fernen Osten seien und es unser Auftrag ist, ganz Asien zu christianisieren. Glücklicherweise haben viele von uns, die sich auf diesen Dialog einlassen, diese Haltung nicht, sondern lernen echt und übernehmen von der Praxis und der Erkenntnis anderer Religionen, die unser geistliches Leben bereichern. Ich gehe in Zen- und Syddha Yoga-Meditationszentren, und ich habe schon viel von ihnen gelernt. Zwei Schwestern, mit denen ich befreundet bin, sind Zen-Lehrerinnen. Ich gehöre zu einer Gruppe von 16 Frauen die verschiedenen Glaubensrichtungen angehören und die sich jedes zweite Jahr treffen, einen gemeinsamen Vor-



trag über ein Thema schreiben, darüber diskutieren und nach jeder Begegnung ein Buch herausgeben. Das war und ist eine bereichernde Erfahrung für uns alle. Zwei Dinge, meine ich, sind fruchtbare Bereiche für den Dialog: nämlich die Gotteserfahrung (mystisch) und das Wirken für soziale Gerechtigkeit.

### Suche nach einem gerechten Frieden

Es ist wiederum der Vorfall am 11. September und der anschließende Krieg der Vereinigten Staaten gegen den Terrorismus, die in mir den Gedanken hervorriefen, dass man sich erneut um einen gerechten Frieden in unserer Zeit bemühen sollte. Als Benediktinerinnen haben wir die Tradition der *Pax Benedictina*, die wir anbieten können, um der Kultur der Gewalt heutzutage entgegenzuwirken. Diese Kultur der Gewalt und des Todes zeigt in sich selbst verschiedene Formen von Gewalt: wirtschaftlich, rassistisch, politisch-militärisch, ökologisch und im häuslichen Bereich. Das Thema unseres eigenen Prioratskapitels gibt das des letzten Generalkapitels wider: „Auf eine sich wandelnde Gemeinschaft des Friedens hin“.

Wir Ordensfrauen sind sehr engagiert in Friedensbewegungen. Wir engagieren uns bei kirchlichen Gruppen, die die Friedensgespräche zwischen der Regierung und der Nationalen Demokratischen Front fördern und zwischen der Regierung und der Moro Islamischen Befreiungsbewegung. Wir haben Friedenserziehung in unseren Schulen: in der Grundschule, in den weiterführenden Schulen und auf Universitätsebene. Einige Schwestern sind Expertinnen in Seminaren zur Konfliktlösung und halten diese für Gruppen aus verschiede-

nen Bereichen. Einige haben Lager für interne Flüchtlinge organisiert, die Opfer von Konflikten wurden. Wir haben uns engagiert bei den 'Trost-Frauen', die im Zweiten Weltkrieg Sexsklavinnen waren.

### Eine Spiritualität für unsere Zeit

Damit wir uns den heutigen Herausforderungen stellen können, haben wir Ordensfrauen eine Spiritualität entwickelt, die auf unsere Zeit abgestimmt ist, nicht nur auf uns, sondern auch auf die Menschen, denen wir dienen. Die Charakteristika dieser Spiritualität sind:

1. Prophetische Spiritualität – Es ist eine Spiritualität, die von der ‚Guten Nachricht‘ überzeugt ist, die sie verkünden soll und den Mut hat, öffentlich anzuprangern, was sie als ‚Schlechte Nachricht‘ betrachtet. Es gibt mehr Menschen, die stärker davon überzeugt sind, dass Gott uns leiden lassen möchte, als davon, dass Gott möchte, dass wir glücklich sind. Wir versuchen, den Menschen zu vermitteln, dass Gott möchte, dass sie auf ganzheitliche Weise, das heißt mit Leib und Seele, wahrhaft glücklich sind. Und wenn wir sehen, dass diese ganzheitliche Erlösung der Menschen behindert wird, zögern wir nicht, Stellung zu beziehen, auch wenn es Gefahren oder Unannehmlichkeiten für uns mit sich bringt. In anderen Worten, es ist eine engagierte Spiritualität. Heute heißt das, es ist ein Engagement für wirtschaftliche Gerechtigkeit, für die Gleichheit der Geschlechter und Rassen, für ökologische Bestandserhaltung, für echten



interreligiösen Dialog und für die Suche nach einem gerechten Frieden.

2. Ganzheitliche Spiritualität – Unser benediktinisches Motto „Ora et Labora“ ist das Modell einer ganzheitlichen Spiritualität. Ebenso wie wir eine ganzheitliche Erlösung verkünden, müssen wir eine ganzheitliche Spiritualität entwickeln, die Dichotomien wie Leib – Seele, heilig – profan, Kontemplation – Aktion, Himmel – Erde, überwindet. Es ist notwendig, unsere Beziehung zu Gott, zu uns selbst, zu anderen und zum Planet Erde zu integrieren.
3. Es ist eine befreiende Spiritualität – Der Schluss des Prologs sagt uns: „Wer im klösterlichen Leben und im Glauben fortschreitet, dem wird das Herz weit, und er läuft in unsagbarem Glück der Liebe den Weg der Gebote Gottes.“ (RB Prolog, 49) Das ist wahrlich der Ausdruck einer befreiten und befreienden Spiritualität. Sie ist von einer inneren Freiheit gekennzeichnet – vor Angst, vor Götzen, vor Verbitterung und Abneigung- die auf Selbsterkenntnis und Selbstannahme beruht.
4. Es ist eine gemeinschaftliche Spiritualität – Sie ist vor allem selbstbejahend, bewusst und dankbar für Gottes Gaben an uns, die uns ein gesundes Selbstwertgefühl schenken. Als Ordensleute betonen wir das Gemeinschaftsleben. Das ist einer unserer einzigartigen Beiträge für die Welt – die Fähigkeit Einheit in Vielfalt zu haben. Eine echte gemeinschaftliche Spiritualität ist eine sich einander befähigende Spiritualität, die den anderen bejaht und Gelegenheit zum Wachsen bietet.

Unsere Gemeinschaften sind Orte, wo wir unser volles Potential als Frauen und Menschen entwickeln. Und als verwandelte Gemeinschaft können wir dann die größere Gemeinschaft verwandeln.

5. Es ist eine heilende Spiritualität – Es ist ein Prozess des Heilens der eigenen Wunden und des Einsatzes der eigenen Erfahrung, um die der anderen zu heilen. Wo immer wir am tiefsten verwundet sind, dort sind wir auch am besten bei der Heilung anderer. Jede negative Erfahrung wird dabei zu einer positiven, da sie es uns ermöglicht, anderen wirksam zu helfen.
6. Es ist eine kontemplative Spiritualität – als Ordensleute räumen wir dem Gebet einen hohen Stellenwert ein. Sie legt Wert auf Zeiten der Besinnung, der Meditation und Kontemplation – des Daseins in der GEGENWART, des ständigen Bewusstseins des Absoluten in uns, das die unerschöpfliche Quelle der Freude, Liebe und Kraft ist und uns in Pflicht nimmt, aber unbekümmert macht.
7. Es ist eine Oster-Spiritualität, eine Spiritualität, die den Karfreitag überwindet, die angesteckt ist von der furchtlosen Osterfreude. Sie feiert, statt zu fasten. Sie ist nicht so sehr Beherrschung als vielmehr Hingabe. Sie ist keine kalte Askese, sondern eine Feier des Lebens.

## Schluss

Ich glaube wirklich an die Kraft der Gemeinschaften von Ordensfrauen. Wenn wir diese Kraft weltweit nutzbar machen könnten, bin ich überzeugt, dass

wir einen qualitativen Sprung auf eine nachpatriarchalische Gesellschaft, eine verwandelte Gesellschaft der Gerechtigkeit, des Friedens und des Wohlergehens hin zustande bringen.

.....

Übersetzung:  
Sr. Simone Petra Hanel SSpS

» Ordensspiritualität heute  
ist eine leidenschaftliche  
und mitleidende  
Spiritualität.«

Mary John Mananzan OSB

## Aus dem Vatikan

### Neuer Vorsitzender der Religionskongregation: „Wir müssen das Vertrauen der Orden neu gewinnen“

Der Vatikan will sich neu um das Vertrauen der Ordensgemeinschaften bemühen. Das sagte der Leiter der Kongregation für die Ordensleute, Erzbischof João Bráz De Aviz, in einem Interview mit der italienischen Zeitung 30Giorni. Viel Vertrauen sei in der Vergangenheit verloren worden, so der Brasilianer. Als Beispiel nennt er die Visitation der Frauenorden in den USA, die sein Vorgänger, Kardinal Franc Rodé, begonnen hatte. Man habe Misstrauen und Opposition gefunden, nun versuche man aber, neu zuzuhören. Bráz wörtlich: „Natürlich gibt es Probleme, aber wir müssen anders mit ihnen umgehen, ohne vorherige Verurteilungen“.

Den größten Teil des Interviews nimmt die Theologie der Befreiung ein. Sie seien damals Idealisten gewesen, sagt Bráz, und gerade auch Menschen aus armen Familien, wie er selbst, habe die Option für die Armen große Hoffnung gegeben. Und obwohl es auch traurige Entwicklungen gegeben habe, so sei er doch überzeugt, dass in dieser Zeit „etwas Großes mit der gesamten Kirche geschehen sei.“ Es gebe nun zum Beispiel in der Kirche die Überzeugung, dass menschliche Sünde Strukturen der Sünde schaffe. Auch sei Gottes Bevorzugung der Armen neu betont worden.

(30 giorni)

### Cellitinnen jetzt päpstlichen Rechts

Die vatikanische Ordenskongregation hat den Orden der Cellitinnen nach der Regel des hl. Augustinus (Königswinter, Kloster Heisterbach) zu einer Kongregation päpstlichen Rechts erhoben. Kardinal Meisner feierte mit den Schwestern ein Pontifikalamt und verlas das diesbezügliche vatikanische Dekret. Die Ordensgemeinschaft wurde 1838 in Köln gegründet, hat ihre Wurzeln aber in einem bereits 1312 dort gegründeten Beginenkloster. Die Schwestern sind vor allem in der Krankenpflege und der Kinder- und Jugendfürsorge tätig. 1919 erwarben die Cellitinnen das Gebiet um das ehemalige Zisterzienserkloster Heisterbach in Königswinter, wo sie heute ihr Generalat haben. 1964 übernahmen sie, angeregt durch das 2. Vatikanische Konzil, eine Missionsaufgabe in Indien, 1994 wurde der indische Ordenszweig eigenständige Provinz. Im November 2007 wurde mit Schwester M. Celine Kizhakevelyil erstmals eine Inderin zur Generaloberin gewählt. (dok/kna)

### Görlitzer Ordensgründerin kann seliggesprochen werden

Papst Benedikt XVI. hat eine auf Bitten der Görlitzer Ordensfrau Hildegard Burjan (1883-1933) erfolgte Wunderheilung bestätigt. Mit der päpstlichen Anerkennung vom 27. Juni 2011 steht einer Seligsprechung nichts mehr im Wege.



Ein Termin war bei Redaktionsschluss allerdings noch nicht bekannt. Burjan ist Gründerin der Schwesterngemeinschaft und Organisation „Caritas Socialis“. Die Organisation mit Stammsitz in Wien unterhält Pflegeheime sowie ein Hospiz und ist in der Ausbildung für Sozialberufe engagiert. Die aus einer jüdischen Familie stammende Görkitzerin trat 1909 zum Katholizismus über. Nach ihrer Übersiedlung nach Wien gründete sie 1912 den „Verband christlicher Heimarbeiterinnen“ und 1919 „Caritas Socialis“. Im gleichen Jahr zog sie als erste weibliche Abgeordnete der Christlichsozialen Partei in den österreichischen Nationalrat ein. Ihr besonderer Einsatz galt der Gleichberechtigung der Frau in der Arbeitswelt. (kna)

### **Motu proprio gestattet Gebrauch ordenseigener liturgischer Bücher von 1962**

Der Vatikan hat am 13. Mai 2011 eine Instruktion über die Ausführung des Apostolischen Schreibens „Summorum Pontificum“ veröffentlicht. Sie stellt die Aufgaben der Päpstlichen Kommission Ecclesia Dei vor und enthält Normen u. a. zur Zuständigkeit der Höheren Oberen, zu den notwendigen Voraussetzungen auf der Seite der Zelebranten des ritus extraordinarius, zur liturgischen und kirchlichen Disziplin, zur Firmung und den Heiligen Weihen und zur Feier der drei österlichen Tage. In Hinblick auf Ordensgemeinschaften äußert sich das Motu proprio explizit in den Artikeln 23, 30, 31 und 34:

23. Das Motu proprio gewährt jedem Welt- und Ordenspriester die Erlaubnis, die Messe sine populo (oder

mit Beteiligung nur eines Messdieners) in der forma extraordinaria des römischen Ritus zu feiern (vgl. Motu proprio Summorum Pontificum, Art. 2). Daher brauchen die Priester für solche Feiern gemäß dem Motu proprio Summorum Pontificum keinerlei besondere Erlaubnis ihrer Ordinarien oder Oberen.

30. Im Bezug auf Tonsur, niedere Weihen und Subdiakonat hat das Motu proprio Summorum Pontificum keinerlei Veränderung der Vorschriften des Codex des kanonischen Rechtes von 1983 eingeführt. Folglich gilt in den Instituten des geweihten Lebens und in den Gesellschaften des apostolischen Lebens, die der Päpstlichen Kommission Ecclesia Dei unterstehen: Derjenige, der ewige Gelübde abgelegt hat oder einer klerikalen Gesellschaft des apostolischen Lebens endgültig eingegliedert ist, wird durch den Empfang der Diakonenweihe als Kleriker diesem Institut beziehungsweise dieser Gesellschaft inkardiniert nach Vorschrift von can. 266 § 2 des Codex des kanonischen Rechtes.

31. Nur in den Instituten des geweihten Lebens und in den Gesellschaften des apostolischen Lebens, die der Päpstlichen Kommission Ecclesia Dei unterstehen, und in jenen, die weiterhin die liturgischen Bücher der forma extraordinaria verwenden, ist der Gebrauch des Pontificale Romanum von 1962 für die Spendung der niederen und höheren Weihen erlaubt.

34. Der Gebrauch der eigenen liturgischen Bücher der Ordensgemeinschaften, die 1962 in Geltung waren, ist gestattet.

## Stellung von Laien in religiösen Gemeinschaften

Bei den Beratungen des Papstes mit den Leitern der vatikanischen Dikasterien am 13. Juni 2011 ging es laut Radio Vatikan vor allem um „neue Formen religiöser Gemeinschaften“. Unter Berufung auf die Nachrichtenagentur apic berichtet der Sender, die teilnehmenden Kardinäle hätten u. a. darüber gesprochen, dass Laien in religiösen (Ordens-)gemeinschaften keine Autorität über geweihte Personen haben könnten, und dass der Gehorsam gegenüber dem Gründer einer Gemeinschaft niemals dem Gehorsam gegenüber der Kirche übergeordnet werden dürfe. Es sei auch um die Unterscheidung zwischen Ordensleben und Laien-Engagement gegangen. (rv/apic)

## Neue Rechtsform für Gemein- schaft der Seligpreisungen

Die aus Frankreich stammende katholische „Gemeinschaft der Seligpreisungen“ wird neu organisiert. Seit Juli sei die in drei Zweige geteilte „Vereinigung von Laien“ nach diözesanem Recht verfasst, berichtete die französische Tageszeitung „La Croix“. Der Vatikan nehme damit die bisherige probeweise Anerkennung als „Internationale Laienvereinigung Päpstlichen Rechts“ zurück, die er vor einiger Zeit gewährt hatte. Der Heilige Stuhl hatte in den vergangenen Jahren von der Leitung der Gemeinschaft verlangt, sie müsse ihre Niederlassungen nach klösterlichem Leben organisieren. Zudem müsse die Gemeinschaft strenger zwischen Familien und zölibatär lebenden Mitgliedern unterscheiden. Der neue Status sieht

laut Bericht je einen Zweig für geweihte Männer, geweihte Frauen und für Laien vor; bei den geweihten Männern handelt es sich zum Teil um Priester.

2008 waren sechs Mitglieder der Leitung der Gemeinschaft verhört worden, weil sie sexuelle Übergriffe gegen Minderjährige nicht angezeigt haben sollen. Der frühere Moderator der Gemeinschaft, Philippe Madre, wurde unterdessen in den Laienstand versetzt, wie „La Croix“ berichtet. Die „Gemeinschaft der Seligpreisungen“ wurde 1974 von dem Ehepaar Ephraim und Josette Croissant gegründet. Ihr gehören Ehepaare und andere Laien sowie auch Priester und Ordensleute an. (kna)

## Vatikan plant Mission in elf Städten Europas

Im Mittelpunkt einer großangelegten Neuevangelisierungsinitiative „Missionne metropoli“ des Vatikan in elf europäischen Großstädten sollen im kommenden Jahr kontinuierliche Lesungen aus den Evangelien sowie Katechesen der Bischöfe stehen. Daneben sollen die Bistümer ihr Engagement in Schulen und in der Ausbildung verstärken. Das teilte der Präsident des päpstlichen Rats zur Neuevangelisierung, Erzbischof Rino Fisichella, Mitte Juli mit. Die geistlichen Unterweisungen richteten sich insbesondere an Jugendliche, Familien und Katechumenaten. Zudem solle das Bußsakrament gefeiert werden. Geplant sind ferner auch karitative Aktionen. Die Initiative soll nach Fisichellas Worten Menschen ansprechen, die zwar gläubig sind, ihre religiösen Überzeugungen im Alltag jedoch nicht leben oder sich vom Glauben und der Kirche entfernt haben. Fisichella hatte die In-

itiative nach einem Treffen mit Vertretern der beteiligten Diözesen im Vatikan bekanntgegeben. Die teilnehmenden Großstädte sind Barcelona, Budapest, Brüssel, Dublin, Köln, Lissabon, Liverpool, Paris, Turin, Warschau und Wien. Im Zusammenhag der Missionsoffensive plant die Kurienbehörde für den Herbst eine internationale Tagung über Glaubensverkündigung in westlichen Ländern. Die Konferenz richtet sich an Vertreter von Bistümern, Orden, und Pfarreien sowie an geistliche Gemeinschaften und Vereine. (rv/kna)

### **Neuer Sekretär für Ostkirchenhilfswerks ROACO**

Der aus Frankfurt stammende P. Max Cappabianca OP ist zum neuen Sekretär des Ostkirchenhilfswerks ROACO ernannt worden, in dem er seit 2009 als Mitarbeiter tätig war. Präsident von ROACO ist der Präfekt der Ostkirchenkongregation, derzeit Kardinal Leonardo Sandri. Der Sekretär hat die Aufgabe, die Vollversammlungen der ROACO vorzubereiten und zu koordinieren. Dabei ist er auch für den Kontakt der Hilfswerkvereinigung zur Kongregation zuständig. Die ROACO bemüht sich seit 1968 um den Austausch zwischen den Ostkirchen und den katholischen Hilfswerken wie missio, Misereor, Renovabis, dem Verein „PAX-Hilfe“ und dem deutschen Zweig des Hilfswerks „Catholica Unio“.

### **Papst gratuliert Karmeliten-Hochschule zum 75. Jubiläum**

Zum 75-jährigen Bestehen der Päpstlichen Hochschule Teresianum hat Papst Benedikt XVI. Mitte Mai 2011 Angehörige der Hochschule in Audienz

empfangen. Die von der Ordensgemeinschaft der Unbeschuhten Karmeliten geführte römische Fakultät konzentriert sich besonders auf die Fachrichtungen Spiritualität und Anthropologie. In seiner Ansprache an Lehrende und Studierende unterstrich der Papst die hohe Bedeutung der sogenannten geistlichen Begleitung. Jeder Christ bedürfe eines in der Lehre und Spiritualität erfahrenen Leiters. Die Studierenden rief er auf, künftig alle Menschen, die sie um Beistand bitten, zu begleiten und ihnen bei Entscheidungen zu helfen. Benedikt XVI. ermunterte sie, ihre Studienzeit als „unwiederholbare Möglichkeit“ zur Vertiefung in das Mysterium Christi zu sehen. (kna)

### **Papst lobt indische Ordensfrauen für ihr Wirken**

Papst Benedikt XVI. hat das Wirken katholischer Ordensfrauen in Indien gewürdigt. Durch ihr Gebet und ihre Werke leisteten sie oft im Verborgenen einen wertvollen Dienst für die Umsetzung der christlichen Botschaft, sagte der Papst Mitte Juni 2011 vor indischen Bischöfen, die sich zum Ad-Limina-Besuch im Vatikan aufhielten. Die Ordensschwwestern, die unter anderem im Bildungs-, Sozial- oder im Gesundheitswesen tätig seien, brächten die Heiligkeit, Lebendigkeit und Hoffnung der Kirche zum Ausdruck. Der Papst ermunterte die Bischöfe, junge Frauen zum Eintritt in Orden zu ermutigen. Nach Vatikan-Angaben gibt es in Indien gegenwärtig rund 95.000 katholische Ordensfrauen. (kna)

# Aus der Weltkirche

## Frankreich

Die Anwesenheit einer Ordensfrau in ihrer Schwesterntracht bei einer Abiturprüfung hat in Frankreich für Streit gesorgt. Die Ordensfrau habe damit gegen das 2004 gesetzlich verankerte Verbot aufdringlicher religiöser Symbole verstoßen, kritisierte eine Lehrgewerkschaft nach Angaben französischer Medien am 22. Juni 2011. Als Mitglied des Prüfungsausschusses repräsentiere sie die staatliche Autorität und hätte sich daher an das Gebot der Neutralität halten müssen. Laut den Berichten wiesen Verantwortliche des betroffenen Pariser Gymnasiums die Vorwürfe zurück. Das Gesetz gelte für Schüler und Lehrer, aber nicht für weitere Personen. So könnten auch muslimische Frauen als Mütter mit dem islamischen Kopftuch zu Elternabenden kommen. (kna)

## Irland

Irlands Bildungsminister Ruairi Quinn will kirchliche Schulen enteignen lassen, um damit die Kosten zur Entschädigung von Missbrauchsopfern zu bezahlen. In einer Pressemitteilung bekundete Quinn am 4. Juli 2011 Enttäuschung über das momentane Angebot der Orden zur Beteiligung an den Kosten. Der Minister erklärte, er wolle mit einer Gesetzesänderung der Regierung ermöglichen, kirchliches Schuleigentum an den Staat zu überführen. Zugleich solle den Orden eine Veräußerung ihrer Immobilien ohne

staatliche Zustimmung untersagt werden. Darüber hinaus schlug Quinn vor, derzeit vom Staat gemietete Gebäude der Orden zu enteignen. Die endgültige Entschädigungssumme an Opfer sexuellen Missbrauchs in Schulen schätzt die Regierung auf 1,36 Milliarden Euro. Die Orden sollen sich daran zur Hälfte beteiligen; bislang hätten die 18 beteiligten Kongregationen jedoch lediglich 476 Millionen Euro in Barmitteln und Immobilien angeboten, so Quinn. Er halte diese Offerte für ungenügend. Von den angebotenen Immobilien habe nur ein Viertel „als für den Staat verwendbar bewertet werden“ können. Der Wert dieser Immobilien belaufe sich auf lediglich rund 60 Millionen Euro. „Das gesamte Angebot der Orden liegt mit einigen hundert Millionen deutlich unter den 680 Millionen Euro, die sie zur Entschädigung der Opfer aufbringen sollten“, so der Minister. Trotz des Aufrufs der Regierung hätten sich bislang nur zwei Ordensgemeinschaften bereit erklärt, ihre Beteiligung aufzustocken. Nach dem Vorstoß des Ministers fand Ende Juli ein Treffen mit Ordensgemeinschaften statt. Die teilnehmenden Ordensgemeinschaften bewerteten das Gespräch positiv. Einer der größten der insgesamt 18 Orden, die zu dem Gespräch eingeladen waren, die „Sisters of Mercy“, boykottierten das Treffen. Die Gemeinschaft teilte mit, dass sich die Schwestern nur alleine mit dem Minister treffen wollten. Dies lehnte Quinn jedoch ab. Die Ordensfrauen betonten in ihrer Stellungnahme, ihre Gemeinschaft



habe in den vergangenen 170 Jahren einen wichtigen Beitrag zur irischen Gesellschaft geleistet. „Die Schwestern haben jedoch den Eindruck, dass sie in den letzten Jahren falsch dargestellt und dämonisiert wurden.“ Die Kongregation sei auf eine Weise dargestellt worden, die ihre Arbeit zu untergraben suche. Die Schwestern erklärten weiterhin, es habe nie eine Einigung zwischen den Orden und der Regierung über eine Aufteilung der Entschädigungskosten je zur Hälfte gegeben. (kna)

## Großbritannien

Ein des „Leichendiebstahls“ bezichtigter polnischer Marianistenpater in Großbritannien muss keine weiteren juristischen Konsequenzen fürchten. Ein Richter in Worcester beurteilte die Vorwürfe als unzureichend, wie der Sender BBC am 29 Juli 2011 berichtete. Der 40-jährige Superior P. Wojciech Jasinski war beschuldigt worden, die sterblichen Überreste eines als Heiligen verehrten Jugendlichen widerrechtlich ausgegraben zu haben. Der 14-jährige Witold Orłowski hatte angeblich 1944 in Mexiko zu Gott darum gebetet, anstelle seines schwer erkrankten Gemeindepfarrers sterben zu dürfen. Orłowski, obwohl körperlich gesund, starb daraufhin, während der Priester vollständig geheilt aus der mexikanischen Mission nach Großbritannien zurückkehrte. Orłowskis Mutter ließ den Leichnam ihres Sohnes 1953 nach England überführen. Sein Grab auf einem Friedhof in der Grafschaft Herefordshire wurde zum Ziel Tausender polnischer Pilger. Die Polizei stellte laut Medienberichten die verschwundenen sterblichen Überreste in einem früheren

Marianisten-Konvent in der Grafschaft Oxfordshire sicher, wo auch Witold Orłowskis Mutter Zofia bestattet ist. (kna)

## Tschechien

Die Dominikaner in Prag öffnen ihr Kloster in der Altstadt zu Gespräch und Begegnung mit christlich distanzieren, doch religiös interessierten und nachdenklichen Leuten. Insbesondere wird der Dialog mit gebildeten, Akademikern, Intellektuellen gesucht. Geplant sind Konferenzen, Ausstellungen, Seminare und Konzerte. Der Umbau des Klostergebäudes aus dem 13. Jahrhundert geschieht in Zusammenarbeit mit dem tschechischen Stararchitekten Josef Pleskot, mit Denkmalschützern und Archäologen. Vorbild für das künftige Kultur- und Bildungszentrum „Dominikanska 8“ ist das Pariser College des Bernardins. (cig)

## Italien

Ein ehemaliger Kapuzinerpater aus Kalabrien ist wegen sexuellen Missbrauchs einer Ordensfrau verurteilt worden. Das Bezirksgericht Cosenza befand den 74-Jährigen und seinen 44-jährigen Sekretär am 6. Juli für schuldig, die Schwester allein und gemeinsam mit anderen Personen mehrfach vergewaltigt zu haben, wie italienische Zeitungen berichteten. Für die 2005 begangenen Taten muss der Ex-Pater für neun Jahre und drei Monate in Haft, sein Sekretär für sechs Jahre und drei Monate. Die weiteren Täter wurden nicht ausfindig gemacht. Es handelte sich laut den Berichten um fünf Vergewaltigungen und einen Fall sexuellen Missbrauchs durch mehrere Personen in

einem Obdachlosenheim der Kapuziner im kalabrischen Cosenza. Die heute 41-jährige Sizilianerin, die einer franziskanischen Gemeinschaft mit Hauptsitz in New York angehört, hatte die Anklage wegen sexuellen Missbrauchs 2006 erhoben. Das Verfahren wurde im März 2008 eröffnet. Der Kapuziner, der nach Bekanntgabe der Vorwürfe aus seinem Orden ausgeschlossen und vom Priesteramt suspendiert wurde, war eine bekannte Persönlichkeit in Süditalien. Im Jahr 2000 hatte eine Pornodarstellerin nach mehrwöchigen Exerzitien in seinem Kloster entschieden, ihr Gewerbe zu verlassen und ein neues Leben zu beginnen. (kna)

## Kroatien

Der Vatikan hat sich in den Immobilienstreit zwischen einer kroatischen Diözese und einem italienischen Benediktinerkloster eingeschaltet. Wie das vatikanische Presseamt Anfang August bekanntgab, ernannte Papst Benedikt XVI. den Diplomaten und Kurienerzbischof Santos Abril y Castello zum Sonderbevollmächtigten. Der Spanier soll anstelle der örtlichen Kirchenleitung einen millionenschweren Grundstücksvertrag abschließen. Zur Begründung hieß es, Ortsbischof Ivan Milovan von Porec-Pula habe sich geweigert, eine zuvor erzielte Übereinkunft zu unterzeichnen. Bei dem Streit geht es um das Klostergelände Dajli, das 250 Hektar mit Klostergebäuden und einer Villa an der istrischen Küste umfasst. Die italienischen Benediktiner von Praglia bei Padua beanspruchen das Anwesen in erstklassiger Lage für sich. Sie machen dafür ein testamentarisch verfügbares Besitzrecht geltend.

Im 19. Jahrhundert war Dalja testamentarisch den Benediktinern von Praglia vermacht worden; 1948 wurde der Besitz von den Kommunisten enteignet und nach dem Ende Jugoslawiens der Diözese Porec-Pula übertragen. Seit 2004 stritten die Diözese und das Benediktinerkloster um die Immobilie. 2008 setzte der Papst eine Kardinalskommission ein, um den Konflikt zu lösen. Dem im vergangenen Jahr erzielten Ergebnis stimmte Bischof Milovan nach Vatikanangaben zunächst zu, änderte dann jedoch seine Meinung. Die Übereinkunft sieht vor, dass die Diözese Porec-Pula das Anwesen einem privatrechtlichen kroatischen Unternehmen namens „Abbazia“ überträgt, dessen Hauptgesellschafter die Abtei Praglia ist. Damit solle dem ursprünglichen Vermächtnis Rechnung getragen werden. Außerdem müsse die Diözese dem Kloster eine Entschädigung für einen zwischenzeitlich verkauften Teil des Geländes zahlen, auf dem ein Golfplatz errichtet werden soll. Kroatische Medien sprechen von sechs Millionen Euro Ablöse; der tatsächliche Wert liegt ihren Angaben zufolge aber weit höher. Die kroatische Regierungschefin Jadranka Kosor hat sich in dem Streit offen gegen den Papst gestellt. Kroatien werde „dem Druck des Vatikans nicht nachgeben“, sagte Kosor in Zagreb nach einem Treffen mit Bischof Milovan. Sie werde dem Papst einen persönlichen Brief mit dem Ziel schreiben, die Entscheidung noch einmal zu überdenken, kündigte die Regierungschefin an. Gleichzeitig sei der Nuntius des Papstes in Kroatien ins Außenministerium einbestellt worden. Der Vatikan findet es indes bedauerlich, dass die Auseinandersetzung um die Immobilie als politischer Streit





dargestellt und insofern „instrumentalisiert“ worden sei, „als ob man Kroatien schaden wolle“. Die Entscheidung des Heiligen Stuhles ziele ausschließlich darauf, „Gerechtigkeit innerhalb der Kirche wiederherzustellen“, heißt es in der Erklärung. Die kroatische Bischofskonferenz hat die Vatikan-Entscheidung anerkannt. Sie respektiere die Entscheidung der vom Vatikan eingesetzten Schiedskommission zur Rückgabe des Besitzes an die Mönche, berichtet Kathpress am 5. August. Rund 70 Priester der Halbinsel Istrien haben sich dagegen für den Vorschlag des Bischofs von Pula, Ivan Milovan, ausgesprochen, die Immobilie in Dajla dem kroatischen Staat zu überlassen. (kna/rv/diverse)

## Türkei

Das Kloster Mor Gabriel im türkischen Tur Abdin wird im Konflikt um Landbesitz alle Rechtsmöglichkeiten ausnützen. Dabei wird es als letzten Schritt auch den Gang zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte nicht scheuen. Das kündigt der Abt des Klosters, Metropolitan Timotheus Samuel Aktas, an. In dem heftigen Streit gehe es nicht mehr um Recht und Unrecht, vielmehr habe die Causa einen politischen Hintergrund. Es gebe Kräfte, die die Christen aus dem Land drängen wollten, so der Bischof im Gespräch mit der Nachrichtenagentur „Kathpress“. Mor Gabriel wurde im Jahr 397 gegründet und ist damit eines der ältesten christlichen Klöster überhaupt; in seinem Konflikt mit drei Dörfern der Umgebung geht es um rund 50 Hektar Klosterboden. Sie sind seit einer Landvermessung im Sommer 2008 umstritten und werden inzwischen teilweise auch vom Fi-

nanzamt und von der Forstverwaltung beansprucht. Der Oberste Gerichtshof der Türkei sprach im Januar einige Ländereien dem türkischen Staat zu. Deswegen muss womöglich die weitläufige Mauer abgerissen werden, die vom Kloster zum Schutz vor Übergriffen, Landraub und Abweidung errichtet wurde. Bischof Timotheus wies darauf hin, dass das Kloster Urkunden aus den 1930er-Jahren besitze, die eindeutig sein Eigentumsrecht belegten. Die Gegenseite habe hingegen nichts vorzuweisen. Trotzdem habe das Gericht in Ankara die Beweise des Klosters scheinbar nicht zur Kenntnis genommen. (kap)

Unweit des Klosters Mor Gabriel im Südosten der Türkei ist ein Kloster der syrisch-orthodoxen Kirche „wiedereröffnet“ worden. Das Kloster Mor Augin wurde im 4. Jahrhundert gegründet; in der Blütezeit lebten dort mehr als 350 Ordensmänner. Mor Augin war ein bedeutendes spirituelles Zentrum, von dem aus Klöster bis in den Irak hinein gegründet wurden. Vor hundert Jahren lebten dort noch zwölf Mönche, 1970 starb der letzte. Seither stand das Kloster leer, der Großteil des weitläufigen Gebäudekomplexes am Südhang des Berges Izlo verfiel. Im April 2010 bestellte Patriarch Ignatius Zakka I. Iwas, Oberhaupt der syrisch-orthodoxen Kirche, P. Joachim Unfal zum neuen Abt des Klosters. Der 35-Jährige wurde in Tur Abdin geboren und wanderte 1989 mit seiner Familie nach Westeuropa aus. In den Niederlanden absolvierte er die Schule, bevor er 2000 zum Studium ins syrisch-orthodoxe Patriarchat nach Damaskus ging. 2004 wurde er Mönch und 2005 zum Priester geweiht. (kap)



## Arabische Halbinsel

Der für die arabische Halbinsel zuständige Bischof Paul Hinder beklagt Schwierigkeiten bei der Religionsausübung für die Katholiken in seinem Verantwortungsbereich. Die rund drei Millionen eingewanderten Katholiken könnten ihren Glauben zwar frei ausüben, sagte der dem Kapuzinerorden angehörende Bischof in einem Interview der französischen Tageszeitung „La Croix“ vom 22. Juni. Allerdings fehle es an Kirchen. Hinder bezeichnete die Beziehungen zu den Behörden als „gut, sogar herzlich“. Der Apostolische Vikar ist zuständig für die Vereinigten Arabischen Emirate, Jemen, Oman, Katar, Bahrain und Saudi-Arabien. Der Bischof räumte ein, dass die Strukturen in diesen Staaten eher feudalen als demokratischen Charakter hätten. Man könne daher nur darauf hoffen, dass der König oder Sultan Verständnis für ein Problem zeige und eine Gunst erweise. Hinder sagte, von den in diesen Ländern lebenden Gastarbeitern werde erwartet, dass sie nach einiger Zeit wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Deshalb verstünden die Behörden zum Teil nicht, warum dauerhafte Einrichtungen nötig seien. Gleichwohl seien inzwischen in der arabischen Halbinsel acht katholische Privatschulen eröffnet worden. Allerdings würden für sie jedes Jahr die Normen strenger, wenngleich die Anträge auf Einschreibung anwüchsen. Hinder sagte, die Gottesdienste in den wenigen vorhandenen Kirchen seien allesamt überfüllt. Eine Genehmigung für eine Messfeier etwa in einem Sportstadion wäre dagegen nach seiner Einschätzung nie zu erhalten. Die Christen würden eher aus Pragmatismus als

aus Überzeugung toleriert. Es sei unmöglich, gegenüber den Behörden etwa mit Verweis auf die Religionsfreiheit zu argumentieren. Auch sei es unmöglich, die Großzügigkeit anzuführen, mit der andere Religionen in Europa behandelt würden. Eine solche Argumentation würde als Angriff gewertet, so der Bischof. Allerdings seien die politisch Verantwortlichen in der Regel offen und unternähmen sichtbare Anstrengungen. (kna)

## Sudan

Die Staatengemeinschaft sollte sich stärker für ein Ende der Gewalt im Sudan engagieren, fordern Vertreter der Salesianer Don Boscos. Die Situation sei völlig unberechenbar, sagte Salesianerpater Mathew Kuthanapillil Mitte Juni 2011 in Karthum. Er forderte ein Flugverbot über der Region Kordofan, um die Zivilbevölkerung zu schützen. Die internationale Gemeinschaft müsse zudem auf politische Verhandlungen zwischen den Parteien dringen. Die Ordensgemeinschaft ist seit 30 Jahren an sechs Standorten im Norden und Süden des Sudan insbesondere für Flüchtlinge und Rückkehrer tätig. Durch Kämpfe in der Grenzregion zwischen dem Nord- und Süd-Sudan droht offenbar eine ähnliche Situation wie in Darfur. Dort kamen bei Kämpfen zwischen den Volksgruppen bis 2007 über 200.000 Menschen um. Kern des jetzigen Konflikts ist der Streit um ölreiche Gebiete in der Grenzregion zwischen Nord- und Süd-Sudan. Über eine eigens geschaffene Internetseite <http://www.solidaritysudan.org> rufen auch die Vereinigungen der Generaloberen und Generaloberinnen (USG/UISG) zu Solidarität mit dem



Sudan auf. Hinter der Initiative stehen nach Auskunft der Internetseite 170 Ordensgemeinschaften. (kna/dok)

## Vietnam

Der Erzbischof von Hanoi, Peter Nguyen Van Nhon, hat in einem Brief an die Regierung gegen die geplante Zerstörung eines Klosters von Ordensfrauen protestiert. Die Regierung will mit der Zerstörung Platz für einen neuen Krankenhaustrakt schaffen. Das Krankenhaus war bis 1954 Eigentum der Schwestern gewesen, wurde dann aber von der Regierung „übernommen“. Die Ordensfrauen waren damals zum Umzug in ein neues Kloster gezwungen worden – jenen Bau, den die Behörden nunmehr abreißen wollen. Hintergrund der häufigen Streitigkeiten zwischen Kirche und Behörden in Vietnam um Grundstücke ist die zwangsweise Verstaatlichung von Kircheneigentum Mitte des 20. Jahrhunderts durch das kommunistische Regime. (rv)

## El Salvador / Spanien

Das Massaker an den Jesuitenpriestern der Katholischen Universität von San Salvador wird neu aufgerollt. Zwei Jahre hatte die spanische Staatsanwaltschaft Akten und Beweismaterial aus der Zeit des Bürgerkriegs in dem mittelamerikanischen Land untersucht. Laut der Nachrichtenagentur misna sind 20 Militärs angeklagt, darunter auch der ehemalige salvadorianische Verteidigungsminister Humberto Larios und ein Oberst der Armee, Guillermo Alfredo Benavides. Sie sollen an der Erschießung der sechs Patres und zweier weiblicher Hausangestellten 1989 beteiligt gewesen sein. Auslöser für den kaltblütigen Mord auf dem Höhepunkt des salvadorianischen Bürgerkrieges war der Einsatz der Jesuiten für eine Versöhnung zwischen Armee und Widerstandskämpfern. (rv/misna)

# Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

## Personelles

*Abt Benedikt Lindemann OSB* aus der Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede hat am 25. Juli 2011 seine zweite achtjährige Amtsperiode als Abt der Abtei Dormitio Beatæ Mariæ Virginis auf dem Berg Zion zu Jerusalem beendet. Bevor er 1995 zum Abt gewählt worden war, war er unter anderem Novizenmeister in Meschede. In seine Amtszeit in Jerusalem fallen die Gründung des „Hauses Jerusalem“, der Beginn des Klosterneubaus in Tabgha und die Errichtung des „Laurentius-Klein-Lehrstuhls für Biblische und Ökumenische Theologie“ am Studienjahr der Abtei. Die Mönche der Dormitio-Abtei haben am 26. Juli 2011 P. Gregory Collins OSB aus Glenstal Abbey (Irland) zum sechsten Abt der Dormitio-Abtei gewählt.

Die Franziskanerinnen von Bonlanden haben im Rahmen ihres Generalkapitels am 13. Juli 2011 *Sr. M. Angelika Maib* zur neuen Generaloberin gewählt. Sie folgt in diesem Amt *Sr. M. Veronika Mang*.

Neue Priorin der Benediktinerinnen vom Hlst. Sakrament in Trier (Kloster Bethanien) ist seit dem 7. Juli 2011 *Sr. Mirjam Schaeidt OSB*. Sie löst im Amt *Sr. Arnolda Michels OSB* ab.

Im Rahmen des Generalkapitels der Dienerinnen des Heiligen Geistes von der ewigen Anbetung – Steyler Anbe-

tungsschwestern – haben die Kapitularinnen am 15. Juni 2011 eine neue Generalsuperiorin und einen neuen Generalrat gewählt. Neue Generalsuperiorin ist *Mutter M. Elizabeth Klein SSpSAP* aus Brasilien. Sie löst im Amt *Sr. Mary Cecilia Elvira Hocbo* ab.

Die Katharinenschwestern der Deutschen Provinz St. Katharina haben am 7. Juni 2011 *Sr. M. Ludgera Stolze CSC* für drei Jahre zur Provinzoberin gewählt. Sie löst Schwester *M. Friedburga Krieger* ab, die das Amt neuneinhalb Jahre innehatte.

Am 5. Juni 2011 wurden die Provinzen Deutschland und Niederlande der Töchter der christlichen Liebe (Vinzentinerinnen) zu einer Provinz: „Köln-Niederlande“ zusammengeschlossen. Provinzoberin ist die bisherige deutsche Provinzoberin *Sr. Hildegard Köhler*. Sitz der Provinzleitung ist Köln.

Im Rahmen ihres Generalkapitels haben die Schwestern von der heiligen Familie Anfang Juni 2011 *Sr. Maria Schöpf* (54) für sechs Jahre zur neuen Generaloberin gewählt. Die Amtszeit beginnt am 29. Juni 2011. Sie folgt im Amt auf *Sr. Alexia Grün*, die es über 15 Jahre lang innehatte. *Sr. Maria Schöpf* gehört seit 1979 der Gemeinschaft an. Als Gemeindefereferentin arbeitete sie 17 Jahre lang in der Pfarrei St. Paul in München.



Die Dominikanerinnen des Klosters Heilig Kreuz in Regensburg haben Anfang Juni 2011 *Sr. M. Dominika Geyder OP* zur neuen Priorin gewählt. Sie folgt im Amt *Sr. M. Margarete Reisinger OP*.

Die Gemeinschaft der Töchter der göttlichen Liebe (Daughters of Divine Love) hat eine neue Regionaloberin für Deutschland: *Sr. M. Enderline Emereuwa DDL* hat das Amt von *Sr. Edith Egbuogu* übernommen, wie die Gemeinschaft mit Sitz in Rheinbach am 3. Juni 2011 mitteilte.

Bereits bei der Sitzung des Dritten Ordens des Hl. Franziskus am 14. März 2011 wurde *P. Thomas Palakudiyil TOR* zum neuen Kommissar des Deutschen Provinzkommissariats gewählt. Er hat in diesem Amt *P. Alphonse Ekka TOR* abgelöst.

Die Clarissen-Kapuzinerinnen in Limbach/Balsbach haben am 27. Juli 2011 *Sr. Ancilla Fischer OSC* für 3 weitere Jahre zu ihrer Äbtissin gewählt.

Am 22. Juli 2011 fand im Mutterhaus Kloster Grafschaft der Borromäerinnen (Barmherzige Schwestern vom hl. Karl Borromäus) das Wahlkapitel zur Wahl einer neuen Ordensleitung statt. Die bisherige Generaloberin *Sr. M. Borromäa Jilg* wurde für eine zweite Amtszeit wiedergewählt.

Am 9. Juni 2011 wurde *Sr. Franziska Theresia Künzl OVM* als Oberin der Schwestern der Heimsuchung Mariä in Untermarchtal wiedergewählt.

Die Gemeinschaft der Franziskanerinnen vom hl. Josef hat beschlossen,

ihr Generalat Anfang August 2011 vom Gründungsort in Schweich an der Mosel nach Brasilien zu verlegen. Die Gemeinschaft habe seit langem keinen Nachwuchs mehr in Europa, während sich die drei brasilianischen Provinzen weiterentwickelt hätten, schreibt Generaloberin *Sr. Maria de Fátima Schwamberger*. Im Generalat in Schweich befänden sich schon heute ausschließlich brasilianische Schwestern. Neuer Sitz des Generalats ist Curitiba im brasilianischen Staat Paraná. Die weiterhin bestehenden Schwesternkonvente in Deutschland gehören zur deutsch-niederländischen Provinz der Ordensgemeinschaft. Deren Provinzoberin *Sr. Monika Schulte* wurde im Rahmen des Provinzkapitels vom 7. bis 9. Juni 2011 in Valkenburg (Niederlande) für eine weitere Amtszeit von drei Jahren wiedergewählt. Sitz des Provinzialats ist Bad Honnef-Aegidienberg.

*Sr. M. Gabriela Kreienbaum* ist am 12. Juni 2011 vom Generalat der Gemeinschaft der Töchter des hl. Kamillus in Rom für weitere drei Jahre im Amt der Provinzoberin bestätigt worden.

Das Provinzkapitel der Franziskanerinnen von Erlenbad hat *Sr. M. Gabriele Löffler OSF* am 8. Juni 2011 in ihrem Amt als Provinzoberin bestätigt. Ihre neue Amtszeit beginnt am 1. Oktober 2011.

Anfang Juni 2011 wurde *P. Andreas Hasenburger CPPS* als Provinzial der Deutschen Provinz der Missionare vom Kostbaren Blut wiedergewählt. Er ist neben dieser Aufgabe Leiter des Exerzitienhauses Kufstein-Kleinholz in Österreich.

Die Dominikanerinnen Unserer Dienenden Frau (Düsseldorf) haben *Sr. Hedwig Maria Windeck OP* am 24. Mai 2011 zur neuen Priorin gewählt. Sie folgt im Amt Sr. Mechtild M. Döll.

Die Schwestern von der Heimsuchung Mariä in Uedem haben am 5. Mai 2011 *Sr. Maria Salesia Heinen OVM* zur neuen Oberin gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. M. Margareta Laumann.

Das Kapitel der Dominikanerinnen von St. Ursula, Augsburg, hat am 20. April 2011 *Sr. Dr. Benedikta Hintersberger OP* für eine weitere Amtszeit zur Priorin gewählt.

### **Prälat Bertram Meier neuer Vorsitzender der Ordensreferentenkonferenz**

Prälat Bertram Meier, Ordensreferent im Bistum Augsburg, ist neuer Vorsitzender der Konferenz der Ordensreferenten in Deutschland. Er folgt für eine Amtszeit von vier Jahren dem bisherigen Ordensreferenten Christoph Hegge nach, der im vergangenen Jahr zum Weihbischof von Münster geweiht worden ist.

### **IMS – Umstrukturierung**

Die Aus-, Fort- und Weiterbildung des Instituts der Orden wird ab Januar 2012 als Bereich in die DOK eingegliedert.

- Die Mitgliederversammlung des Instituts der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität e.V. (IMS) hat mit Wirkung zum 31. Dezember 2011 den e.V. des Instituts aufgelöst. Grund dafür ist, dass nach dem Zusammenschluss der drei Ordensobernvereinigungen (VDO, VOD

und VOB) zur DOK und dem angekündigten Ausscheiden der Ordensobernkongressen Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz aus dem IMS die Trägerform eines e.V. für die Bildungsarbeit des IMS nicht mehr erforderlich ist.

- Neuer Leiter und Kursbegleiter wird ab Januar 2012 P. Franz Meures SJ.
- Ein „Beirat“ aus Vertretern des DOK-Vorstands, weiteren Ordensobern, Bildungs-Fachleuten und Vertretern von fachbezogenen DOK-Arbeitsgemeinschaften wird der Referatsleitung beratend zur Seite stehen.
- Schwerpunkte der Bildungsarbeit werden ordensübergreifende Kursangebote und aktuelle Themen sein. Darunter auch Ausbildung in geistlicher Gesprächs- und Exerzitienbegleitung.
- Neben der Aus-, Fort- und Weiterbildung hat der DOK-Vorstand dem Ashram Jesu als Christliche Lebensschule bis 2014 Unterstützung zugesichert. Dieses Projekt wird von P. Bertram Dickerhof SJ geleitet und mit Sr. Petra Maria Hothum in der Hirsemühle weiterhin begleitet.

### **Salesianer-Hochschule vor einschneidenden Veränderungen**

Die Hochschule der Salesianer Don Boscos im oberbayerischen Benediktbeuern steht vor einschneidenden Veränderungen. Spätestens im Sommer 2013 wird der Diplomstudiengang Katholische Theologie eingestellt. Diesen Beschluss des Provinzialrats teilte der Orden am 19. Mai in München mit. Den Salesianern war es nicht gelungen, die Finanzierungsprobleme ihrer Philosophisch-Theologischen Hochschule



(PTH) zu lösen. Die jährlich knapp 600.000 Euro Zuschuss seien für seinen Orden nicht mehr bezahlbar, erläuterte Provinzial Pater Josef Grüner. So wird das Studienangebot nicht mehr das Niveau eines Universitätsdiploms haben. Im Gespräch ist ein neuer Bachelor für Religionspädagogik und pastorale Dienste. Bundesweit einmalig war an dem Hochschulstandort die Möglichkeit eines Doppelstudiums von Theologie und Sozialarbeit, das die Salesianer entwickelt hatten. Ihr Kloster in Benediktbeuern wollen die Salesianer als spirituellen Ort für junge Menschen, Kompetenzzentrum für Jugendpastoral und Weiterbildungseinrichtung fortführen. (sdb/kna)

### **US-Dominikaner Schenk neuer Präsident der KU Eichstätt**

Der US-Theologe Richard Schenk OP (60) wird neuer Präsident der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Der Hochschulrat wählte den kalifornischen Dominikaner am 26. Mai bereits im ersten Wahlgang; Interimspräsident Andreas Lob-Hüdepohl (50) unterlag überraschend. Schenk stammt aus der Nähe von Los Angeles, promovierte beim inzwischen verstorbenen Münchner Dogmatiker und späteren Kardinal Leo Scheffczyk und lehrte bislang im kalifornischen Berkeley. Er ist Spezialist für Ökumene und interreligiösen Dialog. (kna)

### **P. Oliver Kaftan OSB neuer stellvertretender Vorsitzender der AKThB**

Die Vollversammlung der Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer

Bibliotheken (AKThB) hat P. Oliver Kaftan OSB aus der Benediktinerabtei Kornelimünster zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. In den Beirat der AKThB wurde als weiterer Ordensvertreter P. Johannes Sauerwald OSB aus der Benediktinerabtei Königsmünster gewählt. Kassenwart ist Dr. Philipp Gahn, Leiter der Hochschulbibliothek Benediktbeuern der Salesianer Don Boscos. Den Vorsitz der AKThB hat der Leiter der Diözesanbibliothek der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Georg Ott-Stelzner, vom bisherigen Vorsitzenden Jochen Bepler aus Hildesheim übernommen.

### **Prämonstratenser neuer Rundfunkbeauftragter beim WDR**

P. Dr. Philipp Reichling O.Praem. (47), Praemonstratenser aus der Abtei Hamborn in Duisburg und an der Ruhruniversität Bochum Lehrbeauftragter für Fundamentaltheologie und Mitarbeiter am Centrum für Religionswissenschaftliche Studien, ist von den Bischöfen in Nordrhein-Westfalen zum neuen Rundfunkbeauftragten der katholischen Kirche beim Westdeutschen Rundfunk (WDR) ernannt worden. (kna/dok)

### **Ordensprovinzen der Legionäre Christi in Mittel- und Westeuropa werden fusioniert**

Die Ordensgemeinschaft der Legionäre Christi vereinigt die beiden Ordensprovinzen in Mittel- und Westeuropa zu einer gemeinsamen neuen Ordensprovinz mit Sitz in Düsseldorf. Mit der Einwilligung des Generalrates und dem Einverständnis des Päpstlichen Delegaten, Kardinal Velasio de Paolis, hat der

Generaldirektor der Kongregation der Legionäre Christi, P. Álvaro Corcuera LC, diese Umstrukturierung beschlossen. Die Zusammenführung der beiden Ordensprovinzen soll die pastorale Arbeit der Ordensleute und Mitglieder des Regnum Christi in den jeweiligen Ländern nachhaltig stärken. Zum Ordensprovinzial (Territorialdirektor) für die neue Ordensprovinz Mittel- und Westeuropa, mit Sitz in Düsseldorf, wurde P. Sylvester Heereman LC, bisher Territorialdirektor für Mitteleuropa, ernannt. Zur neugegründeten Ordensprovinz gehören nun die Länder der ehemaligen westeuropäischen Ordensprovinz Irland, Frankreich, Belgien sowie die Schweiz und die der im Februar 2007 gegründeten Ordensprovinz Mitteleuropa, zu der außer Deutschland auch die Länder Polen, Ungarn, Österreich, Slowakei und Niederlande gehörten.

### **Neues Zentrum für Kinder- und Jugendschutz**

Als Konsequenz aus dem Missbrauchsskandal gründet die katholische Kirche ein neues wissenschaftliches „Zentrum für Kinder- und Jugendschutz“. Das gab der Münchner Kardinal Reinhard Marx Mitte Juli 2011 bekannt. Träger sind die Erzdiözese München-Freising und die Päpstliche Universität Gregoriana der Jesuiten in Rom. Die Einrichtung werde spätestens zu Beginn 2012 ihre Arbeit aufnehmen. An dem Zentrum soll in den nächsten drei Jahren ein weltweit einsetzbares, mehrsprachiges E-Learning-Trainingsprogramm entwickelt werden. Es soll dazu dienen, kirchliche Mitarbeiter für die Prävention von Übergriffen gegen Minderjährige zu

schulen. Designierter Leiter des Zentrums ist der Ulmer Kinder- und Jugendpsychiater Hubert Liebhardt. Zweites Ziel ist die Ausarbeitung eines globalen pastoralen Konzepts gegen Missbrauch in Kirche und Gesellschaft. Seitens der Gregoriana ist deren Vizerektor, P. Hans Zollner SJ, an dem Projekt beteiligt. Im Zusammenhang mit dem neuen Online-Zentrum veranstaltet die Gregoriana Anfang 2012 in Rom einen internationalen Kongress „Auf dem Weg zur Heilung und Erneuerung“ über sexuellen Missbrauch Minderjähriger durch Priester. Vom 6. bis 9. Februar berichten Fachleute aus aller Welt vor rund 200 erwarteten Teilnehmern über ihre Erfahrungen mit der Betreuung von Opfern sowie über Möglichkeiten einer Vorbeugung und rechtlichen Ahndung solcher Fälle. (kna/dok)

### **Rund 580 Missbrauchsoffer melden sich**

Bei der Zentralen Koordinierungsstelle der Deutschen Bischofskonferenz sind bislang (Stand 21. Juli) 579 Anträge auf Leistungen in Anerkennung des Leids von Opfern sexuellen Missbrauchs eingegangen. In 560 Fällen habe die Kommission solche Leistungen befürwortet und eine entsprechende Empfehlung an die Orden und Bistümer weitergegeben, so der Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Matthias Kopp, gegenüber den Medien. Es gebe Anträge, bei denen die empfohlene Summe die ursprüngliche Grenze von 5.000 Euro übersteige. Die letzte Entscheidung liege bei den jeweiligen Orden und Bistümern, betonte Kopp.





## **Bundestagsbeschluss zu Heimkinderfonds und Aufarbeitung**

Der Deutsche Bundestag hat am 7. Juli 2011 einen Beschluss zur ehemaligen Heimerziehung gefasst, der eine weitgehende Übernahme der Empfehlungen des Runden Tisches Heimerziehung (RTH) vorsieht. Der Deutsche Bundestag fordert darin die Bundesregierung auf, in Abstimmung mit den betroffenen Ländern und Kirchen zeitnah eine angemessene Umsetzung der Lösungsvorschläge des RTH vorzulegen, eine geeignete Rechtsform für die Umsetzung der Vorschläge des RTH vorzuschlagen, die Einsichtnahme in Akten und Dokumente der Kinder- und Jugendhilfe beziehungsweise des Vormundschaftswesen zu erleichtern und einen Bericht über den Stand der Umsetzung im Juni 2013 vorzulegen. Weiterhin soll die Bundesregierung eine Lösung vorschlagen, mit der Betroffenen aus Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe in der DDR möglichst zeitgleich gleichwertige Hilfen zugebilligt werden können. Für andere Opfergruppen sollen in Abstimmung mit den betroffenen Ländern Regelungen gefunden werden.

## **Congregatio Jesu verlässt Würzburg - Schulträgerschaft durch „Maria-Ward-Stiftung“ übernommen**

Nach knapp 146 Jahren der Mädchen- und Frauenbildung verlässt die Congregatio Jesu die Stadt Würzburg. Am 19. Juli 2011 verabschiedete Bischof Dr. Friedhelm Hoffmann die letzten vier in Würzburg lebenden Schwestern im Rahmen eines Dankgottesdienstes. Er unterstrich, gerade jetzt sei es

„wichtig, dass die christlichen Werte der Ordensgründerin Maria Ward von den Lehrerinnen und Lehrern weiter tradiert werden“. Die Schule wird von der 2002 durch die Ordensgemeinschaft errichteten „Maria-Ward-Stiftung“ mit Sitz in Aschaffenburg weitergeführt, die auch die Trägerschaft der Aschaffener Schulen des Ordens innehat. Der Würzburger Abschied ist die vierte Schließung einer Niederlassung der Congregatio Jesu in diesem Jahr. Seit der Gründung der Mitteleuropäischen Provinz im Jahr 2004 wurden im Gezug vier kleine apostolische Gemeinschaften neu errichtet.

## **Benediktinisches Leben auf dem Siegburger Michaelsberg beendet**

Mit dem 19. Juni 2011 wurde das benediktinische Leben in der Abtei Michaelsberg in Siegburg, die 1064 vom Kölner Erzbischof Anno II. gegründet wurde, beendet. Im Rahmen eines Pontifikalamtes dankte Erzbischof Joachim Kardinal Meisner in der Klosterkirche auf dem Michaelsberg für die jahrhundertelange Anwesenheit der Benediktinermönche an diesem Ort. Er setzte zugleich ein vorsichtiges Hoffnungszeichen für die Zukunft des Klosters, ohne dabei jedoch konkret zu werden.

## **Predigt muss der Wahrheit entsprechen**

Zu der Frage, inwieweit eine Predigt zumindest bei irdischen Aussagen der Wahrheit entsprechen muss, hat der Bayerische Verwaltungsgerichtshof mit Urteil vom 24. Februar 2011 (Az. 7 B 10.1272) Stellung genommen.

Hierbei hat das Gericht ausgeführt, dass das Grundrecht der ungestörten Religionsausübung grundsätzlich auch öffentliche Stellungnahmen kirchlicher Amtsträger zu religiösen oder weltanschaulichen Fragen gewährleiste. Dies gelte in besonderem Maße für die Glaubensverkündung durch geweihte Geistliche im Gottesdienst. Zum geschützten Kommunikationsprozess im Bereich religiösen Wirkens könne auch die Mitteilung einer fremden Meinung oder Tatsachenbehauptung zählen, und zwar auch dann, wenn der Mitteilende sich diese nicht zu eigen macht und die fremde Äußerung lediglich verbreite. Durch solche Äußerungen könnten die Kirchen ihre religiösen Standpunkte verdeutlichen und ihre Mitglieder bzw. Anhänger auf Entwicklungen hinweisen, die nach kirchlicher Lehre mit dem christlichen Glauben unvereinbar seien. Die mit der eigenen Positionsbestimmung verbundene Abgrenzung zu anderen Weltanschauungen und Wertesystemen gehöre zum Kernbereich des religiösen Selbstbestimmungsrechts. Dieses finde jedoch seine Schranke am allgemeinen Persönlichkeitsrecht, welches namentlich den Schutz vor Äußerungen umfasst, die – ohne im engeren Sinn ehrverletzend zu sein – geeignet seien, sich abträglich auf das Ansehen des Einzelnen in der Öffentlichkeit auszuwirken. So dürfe anderen Personen im Rahmen der Predigt keine Äußerungen in den Mund gelegt werden, die diese nicht getan hätten und die deren selbst definierten sozialen Geltungsanspruch beeinträchtigten. Hintergrund des Urteils war die Unterlassungsklage eines Sozialwissenschaftlers gegen einen Bischof und die entsprechende Diözese wegen Äußerungen in einer

Predigt und die anschließende Verbreitung derselben im Internet.

### **Gemeinnützigkeit bedeutet nicht Steuerbefreiung in jedem Fall**

Körperschaften, die nach ihrer Satzung und der tatsächlichen Geschäftsführung ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen, mildtätigen oder kirchlichen Zwecken dienen, wird eine Steuerbefreiung nach § 5 I Nr. 9 des Körperschaftssteuergesetzes gewährt. Wird hingegen ein wirtschaftlicher Geschäftsbetrieb unterhalten, der kein reiner Zweckbetrieb ist, ist eine Steuerbefreiung insoweit ausgeschlossen. Im Falle eines gemeinnützigen Vereins, der sich vertraglich gegenüber einem Vermieter von Wohnungen des sogenannten betreuten Wohnens verpflichtete, dessen Mietern Betreuungsleistungen zu erbringen, die ihm vom Vermieter vergütet werden sollen, nahm der Bundesfinanzhof (BFH) mit Urteil vom 16.12.2009 (AZ I R 49/08) eine über einen Betrieb der Wohlfahrtspflege bzw. reinen Zweckbetrieb hinausgehende wirtschaftliche Betätigung an, so dass in diesem Umfang für den Verein keine Steuerbefreiung in Frage kam. Der BFH begründet seine Auffassung damit, dass eine planmäßige Sorge zum Wohl der Allgemeinheit nicht vorliegt, wenn Leistungen gegenüber einer nicht steuerbegünstigten Person (im konkreten Fall gegenüber dem Vermieter der Wohnungen) erbracht werden, die diese Leistungen dann ihrerseits den in § 53 der Abgabeordnung genannten Personen (im konkreten Fall seinen Mietern) in Rechnung stellt. Des Weiteren wird auch ein Zweckbetrieb mit dem



Argument verneint, dass die konkrete wirtschaftliche Betätigung des Vereins auch nicht zwingend zur Erreichung der steuerbegünstigten Zwecke erforderlich ist.

### **Vorsicht bei der Formulierung der eigenen Tätigkeitsschwerpunkte auf der eigenen Internetseite**

Ordensgemeinschaften sowie gemeinnützige Einrichtungen sollten bei der Darstellung der eigenen Tätigkeitsschwerpunkte im Internet vorsichtig sein. Diese sind u. a. für Finanzämter leicht zugängliche Quellen. Finden sich auf der Internetseite bei den Schilderungen der Tätigkeit Hinweise darauf, dass nicht überwiegend Zwecke verfolgt werden, die der Satzung entsprechen, droht der Entzug der Gemeinnützigkeit. In einem in diesem Jahr ergangenen Urteil des Bundesfinanzhofes (BFH-Urteil v. 9.2.2011, Az.: I R 19/19) hat dieser entschieden, dass die tatsächliche Geschäftsführung eines als gemeinnützig anerkannten Vereins ausschließlich auf die Erfüllung satzungsmäßiger Zwecke gerichtet sein muss. Bei der Prüfung, ob dies der Fall ist, dürfe auch die Selbstdarstellung eines Vereins auf seiner Internetseite herangezogen werden. Im konkreten Fall wurden dem Verein vorgeworfen sich ausweislich seiner Internetseite in nicht zu vernachlässigendem Umfang allgemeinpolitisch zu betätigen, was nicht von seinen Satzungszielen gedeckt sei. Es ist daher zu empfehlen, bei Publikationen auf der eigenen Internetseite sorgfältig auf steuerrechtlich relevante Tatsachen zu achten und immer wieder zu prüfen, ob alle Tätigkeitsschwerpunkte als Ziele

der Körperschaft in die Satzung aufgenommen wurden.

### **Kostbare Handschrift von Rabanus Maurus entdeckt**

Mainzer Wissenschaftler haben ein Handschriftenfragment aus einem Werk des Fuldaer Abts und Mainzer Erzbischofs Rabanus Maurus (um 780-856) entdeckt. Experten datierten das Blatt aus Rabans Mittelalter-Enzyklopädie „De rerum naturis“ auf das neunte Jahrhundert. Es handelt sich damit um eine der ältesten erhaltenen Abschriften eines Werks des berühmten Benediktinerabts, wie das Bistum Mainz Ende Juni mitteilte. Die Handschrift blieb über Jahrhunderte hinweg unerkannt, weil sie als Einband eines Buchs aus der Renaissance-Zeit verwandt worden war. Erst dem Mainzer Buchwissenschaftler Franz Stephan Pelgen fiel die kostbare Handschrift in der Mainzer Martinus-Bibliothek auf. Der aus fränkischem Adelsgeschlecht stammende Rabanus Maurus war einer der großen Kirchenfiguren des neunten Jahrhunderts. Er wirkte als Berater von Päpsten und Königen. Zu seinen literarischen Werken zählen Bibelauslegungen, Gedichte, geistliche Lieder und Schriften zur Kirchenpolitik. Unter seiner Leitung wurde das Kloster Fulda zu einem wichtigen Bildungszentrum.

### **„Jahresbericht Weltkirche 2010“ vorgelegt**

Wie vielfältig das weltkirchliche Engagement der katholischen Kirche in Deutschland ist, zeigt der jetzt erstmals vorgelegte „Jahresbericht Weltkirche 2010“: 133 missionierende Ordensge-

meinschaften, 27 Diözesen, die sechs großen weltkirchlichen Hilfswerke und andere Institutionen wie die Deutsche Kommission Justitia et Pax oder das neue Institut für Weltkirche und Mission geben in ihrem gemeinsamen Jahresbericht einen Überblick über ihre Arbeit. Ein Schwerpunkt der Hilfe war im vergangenen Jahr der Einsatz für Menschen in den Katastrophengebieten von Haiti und Pakistan.

Für die Unterstützung von Projekten in den Ländern Afrikas, Asiens, Lateinamerikas und Osteuropas wurden im Jahr 2010 von den Orden, Werken und Diözesen über 539 Millionen Euro zur Verfügung gestellt. Durchgängiger Grundsatz dabei ist die Hilfe zur Selbsthilfe. Neben der finanziellen Förderung von Projekten existiert eine Vielzahl lebendiger weltkirchlicher Partnerschaften von kirchlichen Gruppen, Verbänden, Pfarreien und Diözesen. Seit langem gehören auch die weltkirchliche und entwicklungspolitische Bildungsarbeit sowie die an den Menschenrechten orientierte politische Lobbyarbeit in Deutschland zum kirchlichen Eine-Welt-Engagement. Der Jahresbericht wird von der in diesem Jahr gegründeten „Konferenz Weltkirche“ vorgelegt, in der die wichtigsten Akteure aus der internationalen Arbeit der Kirche in Deutschland zusammenwirken. Leiter dieser Konferenz ist der Vorsitzende der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Ludwig Schick (Bamberg). In seinem Vorwort betont er die gemeinsame Grundlage des weltkirchlichen Engagements: der Sendung Jesu Christi folgen und allen Völkern Gottes Heil bezeugen.

## **Park in Berlin nach Vorbild eines klösterlichen Kreuzgangs**

Im Erholungspark „Gärten der Welt“ in Berlin-Mahlzahn hat die landeseigene GrünBerlin GmbH einen „Christlichen Garten“ auf rund 1000 Quadratmetern installiert. Er ist nach dem Vorbild eines Kreuzganges einer mittelalterlichen Klosteranlage angelegt. In einem Wandelgang finden sich literarische und philosophische Texte sowie Textpassagen aus dem Neuen und Alten Testament an. (kna)

## **Neue Nutzung für Freiburger „Kartaus“**

Die Freiburger „Kartaus“, die bis 2009 als Altersheim genutzt wurde, soll eine neue Nutzung erfahren. Mit maßgeblicher Unterstützung der Robert-Bosch-Stiftung soll dort ein „United World College“ (UWC) mit Internat entstehen. Eine Tagung an der Universität Freiburg vom 29. April bis zum 1. Mai 2011 widmete sich der Frage der Umnutzung ehemaliger Klosteranlagen. Ziel der Tagung war es, einerseits neuere Forschungen zur historischen und künstlerischen Tradition der Kartause vorzustellen, andererseits sollten denkmalpflegerische Grundlagen für die Umnutzung der Anlage mit dem barocken Prioratsgebäude - Kreuzgang, Zellen und Kirche waren dem Umbau zum Schloss im späten 18. Jahrhundert zum Opfer gefallen - durch den Vergleich mit der Umnutzung anderer Kartausen und Klosteranlagen diskutiert werden.



## ...Neue Bücher

Thomas Sterba

### Herders neues Klösterlexikon

Freiburg u.a.: Herder. – 909 S.

In vielen Regionen Deutschlands – auch in solchen, die nicht mehr katholisch bzw. nicht mehr christlich geprägt sind – geben mittelalterliche Klosteranlagen Zeugnis von einer längst vergangenen, faszinierenden Epoche. Dies ist der Ausgangspunkt des vorliegenden Lexikons. Alleinautor Dr. rer. nat. Thomas Sterba befasst sich mit insgesamt 1.300 auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik befindlichen (ehemaligen) Klöstern, von denen mittelalterliche Gebäude(-teile) erhalten sind. Dabei geht es ihm um monastische Einrichtungen im engeren Sinne (d.h. Domkapitel, Beginenhäuser usw. kommen nicht vor). In zeitlicher Hinsicht beschränkt er sich auf Klöster, die bis etwa 1530 gegründet worden sind. Das Lexikon enthält fast 1.000 aktuelle Abbildungen (alle vom Autor!), die dem Buch ein Gesicht geben und den Leser motivieren, das eine oder andere alte Kloster selbst aufzusuchen.

Zum Aufbau des Bandes: Auf das Vorwort (S. 7f), die Einführung (S. 9–11) und die „Hinweise zur Benutzung des Lexikons“ (S. 12) folgt der lexikalische Teil mit Artikeln zu den 1.300 Klöstern sowie zu den betreffenden Ordensgemeinschaften und Reformbewegungen wie auch zu einigen prägenden Persönlichkeiten (S. 13–860). Der Anhang enthält Klosterkarten (S. 863–867), „Kirchen- und ordensgeschichtliche Fachbegriffe“ (S. 869–873), „Kunst- und architekturgeschichtliche Fachbegriffe“ (S. 874–876), eine ausführliche Zeittafel (S. 877–885), eine kurze Bibliographie (S. 886f), Bildnachweis und Autorenangaben (S. 888) und ein Register (S. 889–909).

Die alphabetisch angeordneten Klosterartikel, deren Umfang je nach Bedeutung zwischen wenigen Zeilen und mehr als einer Seite variiert, sind jeweils ähnlich aufgebaut: Name, Ordensgemeinschaft, Patrozinium, Zeit des Bestehens, zuständige Diözese (zur Gründungszeit), Landkreis und Bundesland (heute), Position in den Klosterkarten, Vorgeschichte (nur bei wenigen Artikeln), Geschichte, Gegenwart, knappe Literaturangabe. Unter dem Stichwort „Gegenwart“ bietet der Autor nicht nur Informationen zur heutigen Nutzung der Klostergebäude, sondern auch zum baulichen Zustand. Bisweilen finden sich im Beitrag zu einem Kloster Informationen zu einem weiteren, dem kein eigener Artikel gewidmet ist. Einige Städte, die im



ISBN 978-3-451-30500-9  
EUR 58.00

Mittelalter mehrere Ordenshäuser beherbergten, haben einen Stadtplan mit näheren Angaben erhalten: Augsburg (S. 49), Erfurt (S. 179), Halle (S. 269), Köln (S. 384), Nürnberg (S. 564), Regensburg (S. 631), Trier (S. 766) und Würzburg (S. 838).

Im vorliegenden Buch werden – dem Ansatz des Autors entsprechend – zahlreiche nicht mehr existierende Klöster behandelt, deren Gebäude heute als Kirchen, Schulen, Begegnungsstätten, Museen, Landwirtschaftsgebäude o.ä. dienen. Hier seien nur einige der prominentesten Beispiele angeführt: Alpirsbach (S. 20f), Bebenhausen (S. 69), Bursfelde (S. 120), Chorin (S. 125f), Corvey (S. 130), Dalheim (S. 135f), Ellwangen (S. 171f), Erfurt (Augustiner-Eremiten, das Kloster Martin Luthers, S. 181), Lehnin (S. 419f), Loccum (S. 441f), Lorsch (S. 443f), Maulbronn (S. 485f), Regensburg (St. Emmeram, S. 632f), Salem (S. 680f), Tegernsee (S. 758f), Werden (S. 816f), Wienhausen (S. 821f). Andererseits haben heute bestehende Ordenshäuser, die keinen mittelalterlichen Baubestand vorweisen können, keine Aufnahme in das Lexikon gefunden bzw. werden nur ganz am Rand erwähnt. Dies betrifft barockisierte alte Klöster (Beispiele: Ettal [S. 642], Ottobeuren [S. 608], Roggenburg [S. 588], Schäftlarn [S. 780], Schlehdorf [S. 344], Weltenburg) wie auch Gründungen der Neuzeit (Beispiele: Gerleve, Münsterschwarzach [S. 144]; jesuitische Ordenshäuser; Kongregationen des 19. Jahrhunderts).

Der Autor möchte außer den mittelalterlichen Klostergebäuden auch die dazugehörigen Ordensgemeinschaften vorstellen und auf Reformentwicklungen hinweisen. Zu diesem Zweck hat er die folgenden Artikel in das Lexikon aufgenommen, die zugleich wichtige inhaltliche Klammern bilden: „Alexianer“ (S. 18), „Antoniterorden“ (S. 40), „Augustiner[-Chorherren]“ (S. 54), „Augustiner-Eremitenorden, Augustiner-Eremiten, Augustinerinnen[-Chorfrauen]“ (S. 55), „Benedikt von Nursia, Benediktiner“ (S. 71), „Bernardiner und Bernhardiner“ (S. 77), „Bernhard von Clairvaux“ (S. 78), „Bettelorden“ (S. 80), „Birgittenorden“ (S. 86), „Bursfelder Kongregation“ (S. 121), „Cölestinerorden“ (S. 129), „Deutscher Orden“ (S. 141), „Devotio moderna“ (S. 142), „Dominikus, Dominikanerorden“ (S. 149), „Franz von Assisi, Franziskanerorden“ (S. 205), „Gorzer bzw. Lothringische Reform“ (S. 239), „Hirsauer Reform“ (S. 319), „Hospitaliter vom Heiligen Geist, Heilig Geist Orden“ (S. 333), „Johanniterorden“ (S. 352), „Junggorzer Reform“ (S. 354), „Karmelitenorden“ (S. 362), „Kartäuserorden“ (S. 363), „Kastler Reform“ (S. 365), „Klarissenorden“ (S. 376), „Kreuzherrenorden“ (S. 400), „Lazarusorden“ (S. 417), „Magdalenenorden“ (S. 452), „Martinianische Konstitutionen“ (S. 486), „Melker Benediktinerreform“ (S. 492), „Pauliner-Eremitenorden“ (S. 597), „Prämonstratenserorden“ (S. 613), „Sackbrüderorden“ (S. 680), „Sankt Blasien-Reform“ (S. 685), „Sepulcriner“ (S. 722), „Servitenorden“ (S. 723), „Siegburger Reform“ (S. 724), „Templerorden“ (S. 760), „Wilhelmitenorden“ (S. 824), „Windesheimer Kongregation“ (S. 827), „Zisterzienserorden“ (S. 854), „Zisterzienserinnen“ (S. 855).

Eine genauere Betrachtung des kurzen Artikels zum weitgehend barockisierten Kloster Benediktbeuern (S. 70f) zeigt, dass Thomas Sterba bei allem anerkennenswerten Fleiß nicht immer gründlich recherchiert hat bzw. nicht immer die zuverlässigste Literatur herangezogen hat. Eine Benutzung des von Josef Hemmerle bearbeiteten Benediktbeuern-Bandes in der Reihe der „Germania Sacra“ oder der neueren Beiträge von Leo Weber hätte ihn vor einigen Fehlern bewahrt. Benediktbeuern ist heute



kein „Salesianerkloster St. Jakob d. Ä. und St. Benedikt“, sondern ein salesianisches Ordenshaus mit Christkönigspatrozinium. Die Salesianer Don Boscos befinden sich hier nicht erst seit 1967, sondern schon seit 1930. Man kann nicht von einer ursprünglichen Gründung in Kochel sprechen, die dann nach Benediktbeuern transferiert worden sei. Wenn man die 1275 erfolgte Erhebung der Äbte zu Reichsfürsten erwähnt, sollte man dazu sagen, dass Benediktbeuern kurze Zeit später wieder unter herzoglich-bayerische Herrschaft kam und bis zur Säkularisation von 1803 ein landständiges Kloster blieb. Der Name der „Carmina Burana“ ist natürlich mit Benediktbeuern verbunden, aber die Liedersammlung ist nicht hier entstanden. Die Salesianer Don Boscos betreiben hier keine „ordenseigenen Hochschulen“ im Plural, sondern eine Philosophisch-Theologische Hochschule; die hier ebenfalls befindliche Katholische Stiftungsfachhochschule verfügt über einen eigenen Träger.

Positiv zu erwähnen sind die Karten im Anhang (S. 863–867), denen die Standorte aller behandelten Klöster zu entnehmen sind. Da Thomas Sterba jeder Ordensfamilie eine eigene Farbe zuweist, entsteht ein recht plastisches Bild der Präsenz der einzelnen Gemeinschaften. So fällt beispielsweise für den nord- und ostdeutschen Bereich eine gewisse Dominanz der Farbe Rot auf, die für die Zisterzienserinnen und Zisterzienser steht. Damit wird zugleich deutlich, welche gewaltigen Umwälzungen die protestantische Reformation für die deutsche Ordenslandschaft mit sich gebracht hat.

Sehr sinnvoll ist das Glossar (S. 869–876), das auch ordens- und kunsthistorischen Laien die Bedeutung viele Fachbegriffe erschließt. Hier ist allerdings anzumerken, dass manche Definitionen im Sinne einer didaktischen Reduktion sehr knapp ausfallen und daher nicht immer die ganze Wirklichkeit präzise wiedergeben (S. 869: „Diakon, altkirchlich ein direkt dem Bischof unterstellter Kleriker im caritativen Gemeindedienst; Priesteranwärter“; S. 871: „Koadjutor, Hilfspriester; Gehilfe eines Bischofs, Priesters oder Ordensoberen, teilweise mit dem Recht der Nachfolge“; S. 871: „Kongregation, freiwilliger Zusammenschluss mehrerer Klöster oder Stifte zu einem Verband unter einer spezifischen Observanz“; S. 872: „Oblation, während der Messfeier dargebrachte Gaben der Gemeinde“).

Die Zeittafel (S. 877–885) setzt die Entwicklungen in der Ordensgeschichte vom 3. bis zum 19. Jahrhundert in Beziehung zur Profan- und zur allgemeinen Kirchengeschichte. Die Aufteilung auf zwei Spalten sorgt dafür, dass der Leser sich gut und schnell orientieren kann.

Die Bibliographie (S. 886f) fällt angesichts des Lexikonumfangs etwas zu knapp aus. Gerade hier hätte ja die Chance bestanden, dem interessierten Leser noch mehr Stoff zum eigenen Studium zu bieten. Der Rezensent vermisst hier unter anderem das „Lexikon des Mittelalters“, verschiedene Beiträge von Arnold Angenendt zur mittelalterlichen Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte sowie das „Lexikon des Mönchtums und der Orden“ von Isnard Wilhelm Frank OP, das seinerseits einen sehr starken Akzent auf das Mittelalter legt.

Das Register des vorliegenden Bandes (S. 889–909) fällt dagegen recht ausführlich aus. Auch Klöster, die kein eigenes Stichwort erhalten haben, die aber im Text an irgendeiner Stelle vorkommen, werden erwähnt. Zu fragen wäre allerdings, ob ein Sach- und ein Personenregister den Wert des Lexikons nicht weiter gesteigert hätten.



Eine Gesamtwürdigung des vorliegenden Lexikons muss zuerst einmal der großen Leistung des Alleinautors Respekt zollen. Thomas Sterba hat in jahrelanger akribischer Kleinarbeit Material zusammengetragen und ein Werk geschaffen, das seinesgleichen sucht. An vielen Stellen wird deutlich, dass er aus einer Außenperspektive schreibt. Es ist wohl die Außenperspektive eines Menschen, der im Osten Deutschlands mit Relikten aus einer vergangenen Zeit groß geworden ist, die nicht zur herrschenden Ideologie des Staates passten, die irgendwie Fremdkörper waren, die aber gleichwohl Fragen nach den Wurzeln der eigenen Kultur aufkommen ließen. Durch das ganze Buch hindurch ist zu spüren, dass sich der Autor ein Staunen bewahrt hat, das manchen Insidern fehlt, die betriebsblind geworden sind. Allerdings würde man sich gelegentlich wünschen, dass er stärker auf Interna des klösterlichen Lebens eingegangen wäre und etwa im Bereich der Spiritualität und der Liturgie weitere Akzente gesetzt hätte. Da und dort hätte er auch mehr kontextualisieren dürfen; es hätte sich etwa angeboten, im Beitrag über die Bettelorden auch deren Verortung in der mittelalterlichen Armutsbewegung zu thematisieren.

Norbert Wolff SDB

## Zwangsarbeit und katholische Kirche 1939–1945

Geschichte und Erinnerung, Entschädigung und Versöhnung.  
Eine Dokumentation.

Hrsg. von Karl-Joseph Hummel und Christoph Kösters.

Paderborn u.a.: Schöningh-Verlag, 2008. – 703 S. – (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Forschungen; Bd. 110).

Im Jahre 2000 erreichte die Diskussion um ausländische Zwangsarbeiter, die während des Zweiten Weltkriegs in Deutschland eingesetzt worden waren, einen Höhepunkt. Nachdem die Bundesrepublik die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ gegründet hatte, aus deren Erträgen ehemalige Zwangsarbeiter entschädigt werden sollten, und nachdem die Evangelische Kirche in Deutschland angekündigt hatte, 10 Millionen DM in diese Stiftung einzuzahlen, stellte sich die Frage nach der Rolle und der Verantwortung der katholischen Kirche. Diese entschied sich, nicht in den staatlichen Stiftungsfonds einzuzahlen, sondern einen eigenen kirchlichen Entschädigungs- und Versöhnungsfonds einzurichten und ihn mit 10 Millionen DM auszustatten. Hauptgrund dafür war die Tatsache, dass nur sehr wenige der in katholischen Einrichtungen eingesetzten Fremdarbeiter überhaupt die



ISBN 978-3-506-75689-3  
EUR 48.00

Möglichkeit gehabt hätten, Hilfen aus dem staatlichen Fonds zu erhalten. Die Gesamtzahl der Zwangsarbeiter wird auf etwa 13 Millionen geschätzt. In katholischen Einrichtungen kamen knapp 6.000 von ihnen zum Einsatz, d.h. weniger als 0,5 Promille (4.829 Zivilarbeiter und 1.075 Kriegsgefangene, unter den Zivilarbeitern etwa gleich viele Männer und Frauen, überwiegend junge Leute). Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Quellenlage nicht immer sehr günstig ist, so dass mit einer gewissen Dunkelziffer gerechnet werden kann. Ein großer Teil der Zwangsarbeiter – zumal wenn diese aus Ländern wie Polen, der Westukraine, Italien, Frankreich, Belgien stammten – dürfte katholisch gewesen sein.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich gewissermaßen um den vorläufigen wissenschaftlichen „Abschlussbericht“ zum Thema „Zwangsarbeit und katholische Kirche“ durch die von der Deutschen Bischofskonferenz beauftragte Kommission für Zeitgeschichte. Zum Aufbau: Auf das Vorwort der Herausgeber (S. 9–11) und das Abkürzungsverzeichnis (S. 13–16) folgt ein Glossar (S. 17–26), das wichtige, in den einschlägigen Diskussionen immer wieder gebrauchte Begriffe erläutert. Die umfangreiche historische Einführung aus der Feder des Mitherausgebers Christoph Köster (S. 27–127) bietet die klassischen Inhalte einer Einleitung (Forschungs- und Quellenlage, Untersuchungsmethode) wie auch einen umfassenden Kontext und bündelt die Ergebnisse der in den einzelnen deutschen Diözesen vorgenommenen Untersuchungen. Ein kürzerer Dokumentationsteil (S. 128–157) enthält vorwiegend Tabellen und Statistiken zur Herkunft und zum Einsatz der Zwangsarbeiter in katholischen Einrichtungen. Das Herzstück des Buches bilden die Berichte der 27 bundesdeutschen Diözesen zur Zwangsarbeiterproblematik (S. 159–520). Zwei weitere Kapitel stellen die Arbeit des Entschädigungsfonds (Christoph Kösters, S. 521–533) und des Versöhnungsfonds (Gerhard Albert, S. 535–552) dar. Im Anhang (S. 553–628) finden sich wichtige einschlägige Dokumente der Deutschen Bischofskonferenz (u.a. Presseerklärungen, Ansprachen, eine Liste der Beauftragten für die diözesanen Nachforschungen). Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 629–678) sowie ein Personen-, Orts- und Sachregister (S. 679–703) runden das Werk ab.

Sehr sinnvoll ist es, dass die Herausgeber ihrem Werk ein Glossar voranstellen und schwierige Begriffe klären, denn Diskussionen über heikle Themen kränken häufig daran, dass man aneinander vorbeiredet. Zu weiteren Klärungen trägt die Einführung bei, die über die „Entstehung und Entwicklung kirchlicher Einrichtungen bis zum Vorabend des Zweiten Weltkrieges“ wie auch über „Katholische Einrichtungen in der nationalsozialistischen Kriegsgesellschaft“ informiert. Hier wird außerdem der Unterschied zwischen Kriegsgefangenen, die nach dem Völkerrecht zu bestimmten Arbeiten herangezogen werden durften, und zivilen Zwangsarbeitern angesprochen. Ebenso geht es um spezifisch christliche Überlegungen zur Behandlung der Zwangsarbeiter und um seelsorgliche Bemühungen, die teilweise den nationalsozialistischen Vorstellungen zuwiderliefen.

Die Berichte aus den einzelnen Diözesen zeigen auf, wie die Recherchen zur Zwangsarbeit verlaufen sind. Federführend waren dabei in der Regel die Diözesanarchive, die zu diesem Zweck Arbeitsgruppen zusammenstellten und in ihren eigenen Beständen, aber auch in den Beständen zahlreicher weiter Archive vor Ort

dem Schicksal der Zwangsarbeiter nachgingen. Dabei wurde aktiv nach Überlebenden geforscht, um diesen die Möglichkeit zum Erhalt von Entschädigungszahlungen zu geben. Hinsichtlich der Einsatzgebiete zeigten sich Unterschiede zwischen nord- und süddeutschen Diözesen: Im Norden wurden Zwangsarbeiter stärker in sozial-caritativen Einrichtungen der Kirche beschäftigt, im Süden stärker in der Landwirtschaft.

Die Kapitel über die Arbeit des Entschädigungs- und der Versöhnungsfonds machen deutlich, dass die kirchliche Wiedergutmachung in einer anderen Weise verlief als die staatliche. Schon aufgrund der geringeren Zahlen war es möglich, intensiver auf Einzelfälle einzugehen und persönlichen Kontakt aufzunehmen, wo dies gewünscht wurde. Insgesamt 587 Personen wurden finanziell für das erlittene Unrecht entschädigt. Die Mittel aus dem Versöhnungsfonds sind unter anderem in Begegnungs- und Bildungsprogramme geflossen.

Das Thema „Zwangsarbeit und katholische Kirche“ ist ein „Ordnsthema“. Bei den allermeisten katholischen Einrichtungen, in denen ausländische Arbeitskräfte zum Einsatz kamen, handelte es sich um Einrichtungen, die entweder von Ordensgemeinschaften oder von anderen Stellen getragen wurden (z.B. Kommunen oder Pfarreien), in denen aber Ordensleute arbeiteten. Vielfach standen die Ordensgemeinschaften vor dem Problem, dass ihre eigenen Mitglieder zum Kriegs- oder Sanitätsdienst verpflichtet worden waren und somit an ihrer Arbeitsstelle fehlten. Der Einsatz von Zwangsarbeitern diente zweifellos der Bewahrung von Institutionen – und damit zugleich der Aufrechterhaltung sozial-caritativer Tätigkeiten dieser Institutionen. Aus den Berichten der Diözesen geht hervor, dass – bei allem Unrecht und bei allen Konflikten – die Ordensleute in der Regel menschlich mit den ihnen zugewiesenen Arbeitskräften umgingen. Die Klosterchronik von Maria Medingen in der Diözese Augsburg berichtet beispielsweise über eine Familie mit kleinen Kindern: „Zerlumpt und schmutzig kamen sie zu uns; da galt es, alles zusammenzutragen, um ihnen ein menschliches Dasein zu schaffen. Sie mußten ihr ‚Gütlein‘ in Polen in kürzester Zeit verlassen.“ (S. 184) Bisweilen kam es auch dazu, dass staatliche Bestimmungen übertreten wurden, etwa wenn kranken Zwangsarbeitern die notwendige medizinische Hilfe geleistet wurde.

Die Lektüre des Buches hinterlässt einen ambivalenten Eindruck. Die katholische Kirche – und mit ihr die Ordensgemeinschaften – war nolens volens in das NS-Unrecht verstrickt. Sie befand sich in einer Dilemmasituation mit nur geringen Spielräumen, die häufig – nicht immer – genutzt worden sind. Die Geschichte der Zwangsarbeiter in kirchlichen Einrichtungen ist keine Geschichte des großen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, wohl aber eine Geschichte vieler kleiner menschlicher Handlungen. Es hat den Rezensenten dieses Buches berührt, dass das katholische Krankenhaus, in dem er selbst geboren wurde, vielen Zwangsarbeiten überlebensnotwendige medizinische Hilfe bieten konnte.

Mit dem vorläufigen Abschlussbericht ist das Thema „Zwangsarbeit und katholische Kirche“ sicherlich nicht abgeschlossen. Das Quellenverzeichnis des Buches nennt insgesamt 14 Ordensarchive, die konsultiert wurden. Intensive Recherchen in einzelnen Klöstern könnten weiterhin neue Erkenntnisse zu Tage fördern. Ohnehin

gäbe es vermutlich noch viele lokale Archive und auch gedruckte Quellen (etwa Zeitungen und Zeitschriften), die noch ungenutztes Material enthalten. Interessant wäre es auch, der Frage nachzugehen, wie sich das Zusammenleben und die Zusammenarbeit von deutschen und ausländischen Mitbrüdern und Mitschwestern (die zum Teil als Zwangsarbeiter in Häuser ihrer eigenen Gemeinschaft kamen) gestaltet hatten.

Man darf der Kommission für Zeitgeschichte dankbar für die Herausgabe des Buches sein, das einen wichtigen Beitrag zur historischen Aufarbeitung und zur Versöhnung leistet. Dem Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen – nicht zuletzt in katholischen Ordenshäusern.

Norbert Wolff SDB

Thomas Eggenesperger / Ulrich Engel

## Dominikanerinnen und Dominikaner

Geschichte und Spiritualität

Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus, 2010. – 216 S. – (topos taschenbücher ; 709).

In revidierter und aktualisierter Form haben die beiden Dominikaner Thomas Eggenberger und Ulrich Engel das Büchlein über die Geschichte und die Spiritualität des Dominikanerordens wieder neu herausgegeben. Nicht nur der männliche Zweig war an der Abfassung beteiligt, sondern auch Dominikanerinnen, die es von Anfang der Gemeinschaft an gegeben hat. So ergibt sich ein buntes Bild des dominikanischen Charismas. Im ersten Teil wird auf die Geschichte des Ordens Bezug genommen, unter Berücksichtigung verschiedener Lebensgeschichten. Natürlich spielt der Weg des heiligen Dominikus die entscheidende Rolle, aber auch spätere Biographien prägen nachhaltig die wertvolle Tradition dieser als Predigerorden gegründeten Gemeinschaft. Große Namen wie der von Jordan von Sachsen, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Meister Eckhart, Katharina von Siena zeigen die Bedeutsamkeit in der Vergangenheit, aber im geschichtlichen Abriss kommen auch bemerkenswerte Dominikanertheologen des 20. Jahrhunderts zum Zug, ebenso wie die Reflexion von dunkleren Kapiteln in der Geschichte. Zu Recht wird im Vorwort darauf hingewiesen, dass dieser geschichtliche Abriss unvollständig bleibt angesichts der vielen, die weniger berühmt sind. Zu spüren aber ist der gemeinsame Atem durch die wech-



ISBN 978-3-8367-0709-1  
EUR 10.90

selvolle Geschichte der Gemeinschaft, die dann im zweiten Kapitel entfaltet wird. Zur Spiritualität dominikanischer Existenz gehören neben den evangelischen Räten besonders die demokratische Struktur und der Grundgedanke der lebenslangen Ausbildung. Studium und Formation des ganzen Menschen, geistlich, menschlich und intellektuell, sollen ihn befähigen, in die Fußstapfen des heiligen Dominikus zu treten. Dessen Liebe zum Studium und zum Nachdenken war auf wunderbar ausgewogene Weise gepaart mit einer aufrichtigen Haltung der *Compassio*, der Fähigkeit mit den Armen und am Rand Stehenden mitzuleiden. Bloße Intelligenz macht noch nicht das dominikanische Charisma aus, sondern sie muss sich zu einer Intelligenz des Herzens ausformen und gestalten. In diesem Zusammenhang wird ein Brief vom Generalkapitel 1986 in Avila zitiert, in dem die jungen Mitbrüder bestärkt und ermutigt werden, den von ihnen eingeschlagenen Weg entschlossen und im Wissen um die (hoffentlich) tragfähige Gemeinschaft zu verfolgen. Und er rät: „Verliere deshalb den Mut nicht, und akzeptiere es, dass Dir die Vollkommenheit stets vorausbleibt. Wichtig und von Dir gefordert ist, dass Du Dich jeden Tag neu auf den Weg begibst und voranschreitest. Es braucht ein ganzes Leben, um diese Existenz (...) zu erlernen; ein ganzes Leben, um Dominikaner zu werden und noch mehr.“ (171)

Was aber heißt es nun heute, in diesem dominikanischen Charisma die Welt zu gestalten, damit es nicht zur rückwärtsgewandten Nostalgie verkommt? Auch hier versucht das Generalkapitel von Avila Antworten zu finden. Und macht vier Prioritäten aus, die sich an Grenzsituationen unserer Zeit orientieren: Die Katechese in einer entchristlichten Welt ist ebenso notwendig wie die kulturelle und gesellschaftliche Analyse der gegenwärtigen Zeit. Das Anliegen von Gerechtigkeit und Frieden sucht das solidarische Miteinander in dieser Welt. Und der Umgang mit den sozialen Kommunikationsmitteln soll verstärkt in der Verkündigungsarbeit genutzt werden. Kirche und Welt stehen in einem fruchtbaren Spannungsverhältnis, kein Pol lässt sich zugunsten des anderen auflösen. Daher bleiben die Grenzerfahrungen des modernen Menschen hervorragende, aber auch herausfordernde Orte dominikanischen Wirkens.

Abschließend kommen andere Mitglieder der dominikanischen Familie zu Wort, die Frauengemeinschaften, die Laiengemeinschaften und nicht zuletzt auch die Schwestern und Brüder, die der Gemeinschaft nach Jahren und aus den unterschiedlichsten Gründen den Rücken gekehrt haben. Es ist bemerkenswert, dass auch dieser Teil dominikanischer Geschichte hier einen Ort findet, nicht polemisch-klagend, sondern respektvoll. Der Brief eines ehemaligen Mitglieds spricht für sich und lässt ahnen, welche inneren Wege zu gehen sind, bis es zu einem Austritt kommt. So wie die Beweggründe einzutreten sehr vielfältig sind, so bleiben es auch die Gründe, wieder wegzugehen. Und es mag eingebettet sein ins dominikanische Leben, dass solche „lebensgeschichtlichen Kursänderungen“ (211) darin Platz finden dürfen und – wo gewünscht – sogar begleitet werden.

Neben weiterführenden Literaturangaben finden sich im Anhang Adressen der Dominikanischen Familie im deutschsprachigen Raum, ebenso wie eine Übersicht über den zahlenmäßigen Mitgliederstand. So schlägt das gesamte Buch einen weiten Bogen von der Vergangenheit zur aktuellen Gegenwart, sowohl geschichtlich als auch



geistlich. Alle Texte sind durchdrungen von einem tiefen, persönlichen Verständnis des dominikanischen Charismas, so dass sich ein Panorama auftut, das auf sympathische Weise Fülle und Vielfalt zeigt.

Elisabeth Thérèse Winter

Ilka Piepgras

## Meine Freundin, die Nonne

München : Droemer, 2010. – 296 S.

Ilke Piepgras, Journalistin in Berlin, begibt sich im vorliegenden Buch auf eine Reise im mehrfachen Sinn: in die Vergangenheit, nach Griechenland und vor allem in die fremde Welt des orthodoxen Mönchtums. Es ist eine Suche, vorrangig nach ihrer alten Freundin Charlotte, mit der sie in Homburg aufgewachsen ist und die nun als „Gerondissa Diodora“ einem orthodoxen Kloster in Griechenland vorsteht. Doch hinter dem Wunsch, die einstige Freundin zu besuchen und ihre Beweggründe für den radikalen Ordenseintritt zu verstehen, lässt sich mehr erahnen: die Suche nach dem, was wirklich trägt im Leben. Ilke Piepgras stellt bei ihrer Auseinandersetzung die Lebenswege von sich und ihrer Freundin nebeneinander, die zunächst so viele Gemeinsamkeiten aufweisen und schließlich in verschiedene Welten führen. Sie wachsen gemeinsam auf, verbringen ihre Schulzeit miteinander und beginnen ihre Studien, doch im Gegensatz zur Autorin, die ihre Studium abschließt, als Journalistin Karriere macht und eine Familie gründet, bricht Charlotte nach einem Studienaufenthalt in Naxos ihr Kunststudium ab, um griechisch-orthodoxe Nonne zu werden. Zwanzig Jahre nach der letzten Begegnung macht sich die Journalistin auf den Weg nach Griechenland zu ihrer Freundin. Soweit ihr das als Besucherin möglich ist, taucht sie ein in das klösterliche Leben, besucht orthodoxe Gottesdienste, spricht mit den Nonnen und stellt sich und ihrer Freundin viele Fragen zu Alltag und Glaube. Und doch bleibt ihr und dem Leser vieles fremd: die strenge Askese, die Hierarchie und der strikte Gehorsam, die Verschlossenheit, ja mitunter Geheimniskrämerei der Nonnen. Es bleibt fremd, weil es so anders ist als der mitteleuropäische Zeitgeist: die alleinige Ausrichtung darauf, durch den Glauben die eigene Seele zu retten, die Bestimmtheit, die in so starkem



ISBN 978-3-426-27502-3  
EUR 19.95



Gegensatz zur heutigen Beliebtheit steht, die Abwesenheit von jeglichem Entscheidungsdruck, weil andere für einen entscheiden. Angesichts der Tatsache, dass unter den Nonnen viele sehr intelligente und hochqualifizierte Frauen sind, wirkt gerade diese vollständige Unterordnung unter den „Geronda“, den obersten Leiter der Gemeinschaft, fast provokativ und schwer nachvollziehbar.

Manches bleibt aber auch fremd, weil Unbegreifliches nie begreifbar zu machen ist, zumindest nicht rational. Es bleibt fremd und übt dadurch zugleich eine Faszination aus. Es weckt Sehnsucht und lässt die Kraft erahnen, die die Nonnen und Mönche aus ihrem Leben und Glauben schöpfen, die fordernd und entbehrungsreich sind, aber auch zu Erfüllung und innerem Einklang führen.

Ilke Piepgras sucht nach dem, was ihre Freundin dazu bewegt hat, diesen radikalen Schritt ins Kloster zu gehen. Letztlich bleibt ihr aber genau das in der Tiefe verschlossen. Dennoch entdeckt sie vieles, was auch auf sie inspirierend wirkt: das Einfache, Klare, Übersichtliche, die eindeutige Orientierung und Fokussiertheit und das Gleichgewicht aus gemeinschaftlicher, geistiger und körperlicher Arbeit. Im Kloster werde „das Leben so weit eingedampft, dass eine hochkonzentrierte Essenz übrigbleibt“ (S. 243).

Der Autorin gelingt mit diesem Buch ein tiefer Einblick in das orthodoxe Klosterleben und in ihre eigene Suche nach Spiritualität und dem, was trägt. Ist auch das erste Kapitel, in dem auf fiktive Weise versucht wird, die Begegnung zwischen Charlotte und dem Mönch Dionysios, ihrem späteren geistlichen Vater, als den entscheidenden Moment im Leben ihrer Freundin zu beschreiben, wenig überzeugend geraten, so bietet sich dem Leser doch im Weiteren eine durchaus spannende Lektüre. Durch das authentische Lebenszeugnis der Nonnen regt diese nicht zuletzt zur Auseinandersetzung mit sich selbst und der eigenen Glaubensüberzeugung an.

Sr. Barbara Flad SCVP

Walter Ludin/Maria Nicola Schmucki

## Licht am Kilimanjaro

Luzerner Missionspionierinnen in Tansania  
Luzern : Rex-Verlag, 2009. – 94 S.

Das Buch „Licht am Kilimanjaro“ von Pater Walter Ludin und Sr. Nicola Schmucki (Rex-Verlag, 2009) ist der Missionstätigkeit der Kapuzinerinnen aus Gerlisberg gewidmet. Es beschreibt die Anfänge der Missionsarbeit in Tansania und deren heutige Herausforderungen. Durch die Initiative von Mitgliedern der Pfarrei St. Johannes, Würzenbach in Luzern entwarf eine Projektgruppe unter der Leitung von Urs-Viktor Ineichen das Konzept für dieses Buch, in dem Augenzeugen von der Entstehung und Weiterentwicklung verschiedener Missionsstationen in Tansania berichten. Das reich bebilderte Buch enthält Briefe, Chronikauszüge, Interviews und biographische



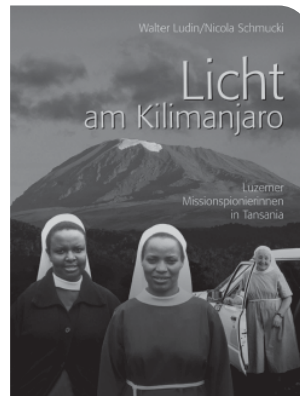


Notizen von und über die drei Kapuzinerinnen Sr. M. Immaculata Haas, Sr. M. Theresia Wiederkehr und Sr. M. Paula Schmidlin vom Kloster St. Anna, die durch ihr Wirken nachhaltige Spuren in Tansania hinterlassen haben. Was als kleines kontemplatives Kloster in Maua am Fuße des Kilimanjaro begann, ist nun ein eindrückliches Werk mit mehreren Niederlassungen, die inzwischen in der Hand einheimischer Schwestern sind. Sie betreiben u.a. ein katechetisches Zentrum, eine Augenklinik, Kindergärten, Sekundarschulen und Schulen für Land- und Hauswirtschaft.

Durch die unterschiedlichen Stile der Autoren, die von geradezu pathetisch über sachlich bis hin zu humorvoll-lebendig reichen können, und durch die Verschiedenheit der Textformen entsteht ein buntes und aussagekräftiges Bild der Persönlichkeiten der Schwestern und ihres Wirkens in Tansania. Es zeigt

auf beeindruckende Weise, dass mit langem Atem und Enthusiasmus durch das Charisma und Engagement Einzelner mit Unterstützung von nah und fern schier Unmögliches möglich werden kann und dass Zusammenarbeit und Freundschaft über die Grenzen von Nationen und Kulturen hinweg möglich ist.

Dieses Buch ist kein Grundlagenwerk der Missionsarbeit, auch wenn die anfängliche, mühevollle Kleinarbeit mit hohem persönlichen Einsatz, das Auf und Ab im weiteren Verlauf und die Krisen im Zusammenhang mit der Übergabe von europäischen in afrikanische Hände durchaus exemplarisch gedeutet werden können und manchen in der Missionsarbeit Tätigen vertraut sein werden. Es handelt sich bei dieser Projektarbeit jedoch vielmehr um ein persönliches und wohlwollendes Zeugnis von Menschen, die auf unterschiedliche Art und Weise in die Missionsarbeit der Kapuzinerinnen in Tansania involviert sind. Die Texte lesen sich leicht und manches Mal mit einem Schmunzeln, insbesondere der Bericht von Sr. M. Theresia über die Reise nach Tansania. Die afrikanischen Beiträge lassen das gemeinsam Tragende, aber auch die unterschiedliche kulturelle Prägung erkennen. Durch das ganze Buch zieht sich die liebevolle Achtung vor der Leistung der drei Schwestern, die durch ihre Einsatzbereitschaft im franziskanischen Geist der Botschaft Christi ein Gesicht gegeben haben.



**ISBN 978-3-7252-0879-1**  
**EUR 11.80**

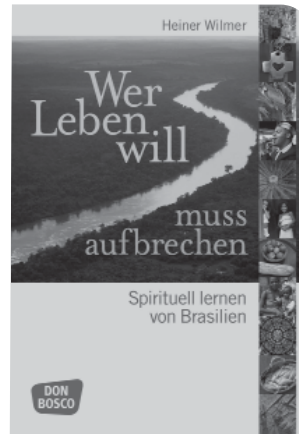
Sr. Barbara Flad SCVP

Heiner Wilmer

## Wer leben will muss aufbrechen

spirituell lernen von Brasilien. – München: Don-Bosco-Verlag, 2010. – 164 S.

Der Herz-Jesu-Priester und Provinzial Heiner Wilmer beschreibt in dem vorliegenden kleinen Büchlein die Erfahrungen seiner Reise nach Brasilien zu Gemeinschaften seines Ordens. Zusammen mit einem Mitbruder besuchte er Stationen der Zentral- und Südbrasilianischen Provinz der Herz-Jesu-Priester, die in Lateinamerika besser bekannt sind unter dem Namen „Dehonianos“, entstanden in Anlehnung an den Gründer der Gemeinschaft Leo Dehon (1843 – 1925). Ziel der Reise war es, mit den Mitbrüdern und den Menschen vor Ort in einen lebendigen Austausch zu treten, um voneinander lernen zu können. Die Begegnung mit anderen Kulturen und Traditionen lädt immer wieder ein, sich auf neue Perspektiven einzulassen und unter dieser Rücksicht auch eigene Vorstellungen, Werte, Gewohnheiten und Überzeugungen zu befragen. Umgekehrt, so beschreibt der Verfasser, war es auch den brasilianischen Mitbrüdern wichtig, zu hören, wie die kirchliche Situation und die der Berufungspastoral in Deutschland ist, wo die Chancen und die Schwierigkeiten liegen. „Mehr unausgesprochen als explizit hinterfragen sie [die brasilianischen Mitbrüder] unsere Pastoral und unsere Art, Gottesdienste zu feiern. Behutsam ‚zwingen‘ sie uns zum Nachdenken über uns selbst.“ (36) Aus solcher Konfrontation kann dann ein fruchtbarer Diskurs erwachsen, von dem beide Seiten profitieren. In Tagebuchform hat Pater Wilmer jeden Tag der Reise dokumentiert, die einzelnen Reiseetappen durch kleine Landkarten ergänzt und auch geistliche Themen, zu denen ihn die Begegnungen inspirierten, reflektiert, beispielsweise den Begriff des Gehorsams, der Ekstase, aber auch das Gebet, die Armut, die ars moriendi. Und er entdeckt am Ende der brasilianischen Reise, dass es bei einem modernen Verständnis von Mission heute vor allem um eine Pastoral der Befreiung und eine besondere Präsenz geht. „Gerade in einer Zeit der ‚künstlichen Präsenz‘, in einer Zeit, in der die Kommunikation immer weniger direkt geschieht, sondern immer mehr indirekt und zunehmend auch virtuell über das Internet, in einer Zeit, in der das Bild der Gegenwart sich stärker in den Vordergrund drängt als die dahinter verborgene eigentliche Gegenwart selbst, in einer Zeit, in welcher der Mensch sich als zunehmend arm an tatsächlichen, wertvollen Kontakten und durstig nach dem tatsächlichen Leben erfährt, wird die lebendige Gegenwart eines unmittelbaren Gegenübers dankbar angenommen und als befreiend erlebt.“ (141f.) Darauf käme es auch in einem schon nachchristlichen



ISBN 978-3-7698-1807-9  
EUR 14.90

Deutschland an, Menschen zu erleben, die aus dem Geist Jesu ihren Alltag gestalten und fähig sind, mit einfachen Worten das Evangelium an Jung und Alt weiterzugeben, so Wilmer. Dies wird nur möglich sein, wenn man sich der Dynamik der Vorläufigkeit bewusst bleibt, die alles menschliche Bemühen begleitet.

Die Ausführungen sind sicher in besonderem Maß interessant und lesenswert für Mitglieder der Herz-Jesu-Priester und Menschen, die dieser Gemeinschaft eng verbunden sind. Wer weder zu Brasilien noch zu den Dehonianern einen Bezug hat, wird sich da schon etwas schwerer tun. Namen von Personen und Orten bleiben dann fremd. Ein informativer Anhang am Ende des Buches über die Entstehungsgeschichte des Ordens kann da vielleicht eine Tür sein, Zugang zu finden.

Elisabeth Thérèse Winter

Reinhard Körner

## Jesus für Kleinbauern und solche, die es werden wollen

Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verl., 2008. – 123 S.

Um es gleich zuzugeben – ich bin ein Stadtkind und hatte bisher nicht vor, eine Kleinbäuerin zu werden. Meine bisherigen Erfahrungen im kleinbäuerlichen Sektor reichen über den elterlichen Vorstadtgarten nicht hinaus.

Wenn man unter diesen Voraussetzungen das Buch „Jesus für Kleinbauern“ liest, stellt sich auf den ersten Seiten ein etwas betretenes Gefühl ein: Wir Stadtmenschen haben laut Reinhard Körner „keinen blassen Dunst“ (S. 8), was Jesus uns eigentlich sagen wollte. Ja, wir seien sogar Schuld an mancherlei Ungereimtheiten, die sich in die Bibel eingeschlichen hätten. Zumindest träfe dies auf Paulus und die Evangelisten zu, die als Stadtmenschen die ihnen fremden Bilder aus der Welt der Landwirtschaft nicht richtig ausgedeutet und diese Fehldeutungen auch noch niedergeschrieben hätten.

Als ein solcher Stadtmensch kann man bei diesen Aussagen Körners durchaus ins Nachdenken kommen.



ISBN 3-89680-368-9

EUR 9.95

Verstehen wir die Botschaft des Evangeliums tatsächlich immer wieder falsch, weil wir die Bildersprache Jesu nicht mehr in unsere heutige Umwelt und damit in unser Sprachverständnis übersetzen können? Körner vertritt diese These und zeigt anhand verschiedener Beispiele auf, wie Aussagen Jesu rezipiert wurden und wie man sie aber auch verstehen kann, wenn man sie stärker im lebensräumlichen Kontext Jesu liest. So gewinnt z.B. die Rede von der „Hölle“, wenn man das griechische Wort „gehenna“, das Markus (Mk 5) verwendet, als Wiedergabe des hebräischen Wortes „gehinom“ liest, eine ganz neue Bedeutung. „Ge-hinom“ war nämlich der Name für die Müllkippe von Jerusalem und Körner übersetzt die Aussage „in die gehenna geworfen werden“ in unsere Bildsprache mit „auf den Mond schießen“ – was durchaus einen anderen Klang hat, als in die Hölle geworfen zu werden ... (S. 68)

Die ist nur ein Beispiel, wie es Körner gelingt, den Leser in seinen Bann zu ziehen, indem er in einem manchmal fast familiär-vertraulichem Plauderton historisch-kritische Exegese betreibt. An ausgewählten Gleichnissen vollzieht er synoptische Vergleiche, liefert biologisches, geographisches und historisches Fachwissen und nimmt sogar Bezug auf den griechischen Originaltext, doch all dies bei vollkommenem Verzicht auf kompliziertes Fachvokabular und in einer verständlichen und ansprechenden Art, die keine Vorkenntnisse voraussetzt und doch nicht ins Banale abrutscht.

Reinhard Körner schreibt, als säßen wir Leser mit ihm zwischen den Feldern, ja mehr noch: Er nimmt uns mit in die Zeit Jesu und lädt ein, sich am See Genezareth unter die Menschen aus Galiläa zu stellen und den Erzählungen Jesu zu lauschen. Denn die einfachen Fischer und Bauern waren es laut Körner, die Jesus wirklich verstehen konnten, seine Bildworte und Redewendungen, seinen tiefen Ernst, aber auch sein Augenzwinkern und herzliches Lachen. Auf diese Weise ausgedeutet werden manche für heutige Ohren sperrig oder gar unverdaulich klingende Formulierungen und Aussagen Jesu wie die oben erwähnte Rede von der Hölle um vieles aussagekräftiger und nachvollziehbarer – auch wenn der Autor in seiner Ausdeutung manchmal etwas plakativ historisch gewachsene, hineingedeutete „Drohbotschaft“ gegen die laut Körner von Jesus gemeinte „Frohbotschaft“ ausspielt.

Wenn Reinhard Körner Jesus durch seine Worte sprechen lässt, dann begegnet Jesus dem Leser als menschenzugewandt, erdverbunden und geradeheraus, in der Tiefe verwurzelt und ausgestreckt in die Höhe und Weite des Himmels. Die Begeisterung und Überzeugung von der Wahrheit, Wärme und Strahlkraft der Botschaft vom Reich Gottes spricht durch die Erzählungen Körners und man glaubt ihm, wenn er sagt, die Botschaft Jesu mache etwas mit einem – mit jedem. „Und wer sich darauf einlässt, muss nicht einmal ein echter Kleinbauer sein – aber er wird einer werden...“ (S. 118)

Sr. Barbara Flad SCVP

Felix Schlösser

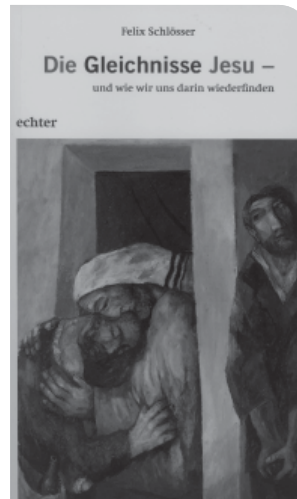
## Die Gleichnisse Jesu – und wie wir uns darin wiederfinden.

Würzburg: Echterverlag, 2010. – 138 S.

P. Dr. Felix Schlösser CSSR, ein erfahrener Altmeister der christlichen Spiritualität, hat es in dem zu besprechenden Büchlein unternommen, die Botschaft der Gleichnisse Jesu in ihrer Bedeutung für unser Leben in verständlicher Sprache darzustellen. An wissenschaftlichen Erklärungen dieser wichtigen Abschnitte der synoptischen Evangelien, nach Papst Benedikt XVI. „das Herzstück der Verkündigung Jesu“, fehlt es nicht. Sie lassen erkennen, dass die Gleichnisse bei aller Gemeinsamkeit in den Grundzügen der Auslegung doch in vielen Punkten sehr unterschiedlich erklärt werden können. Doch die Beantwortung der Frage, was die Gleichnisse, die sich in Aufbau, literarischer Gattung, Umfang und „Sitz im Leben“ in bemerkenswerter Weise von einander unterscheiden, uns hier und heute für die Verwirklichung unseres christlichen Lebens zu sagen haben, ist wie bei allen biblischen Texten das Wichtigste, ist das eigentliche Ziel der Beschäftigung mit der Heiligen Schrift. „In den Gleichnissen will Jesus uns das Geheimnis des Reiches Gottes erschließen“ (S. 12). Auf der rückwärtigen Umschlagsseite wird genannt, was dieses Büchlein in dieser Richtung vermitteln will: „In seinen theologisch-spirituellen Erörterungen der biblischen Gleichnisse geht es Felix Schlösser vor allem darum, dass wir uns in den Menschen, von denen Jesus erzählt, wiederfinden und uns von ihnen herausfordern lassen“.

In einem einleitenden Abschnitt (S. 7-11) werden der Sinn der Gleichnisreden sowie die verschiedenen literarischen Arten kurz besprochen. Was wir zusammenfassend einfach als Gleichnis bezeichnen, gilt es im Einzelnen zu unterscheiden als kurze Gleichnisworte, Gleichnisreden und Parabeln mit ihrer jeweiligen Eigenart. Einige dieser Texte sind Sondergut eines der drei synoptischen Evangelien, andere finden sich, wengleich in zum Teil abweichender Textgestalt, bei zwei oder drei der Synoptiker. Der Textumfang variiert von 3 Versen (Gleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig, Mk 4,30-32) bis zu 22 Versen (Parabel vom verlorenen Sohn, Lk 15,11-32).

Eine Zusammenfassung des Ganzen bringt der Schlussabschnitt (S. 130-138): Die Botschaft der Gleichnisse wird erfahrbar in den Begegnungen Jesu mit den Menschen. Eigentliches Thema ist dabei Gottes grenzenlose Liebe. Diese und die Geheimnisse des Reiches Gottes „werden in Jesu Handeln erfahrbar. Darin liegt die Wahrheit der Gleichnisse, nicht darin, ob sie in dieser oder jener Situation erzählt



ISBN 978-3-429-03216-6  
EUR 12.00

worden sind“ (S. 131). Jesus möchte vielmehr seine Zuhörer und auch uns alle dazu bringen, durch seine ungeteilte und uns voraussetzungslos geschenkte Liebe gläubig hinzufinden zur unbegreiflich großen Liebe des Vaters im Himmel, die allen Menschen zugewandt ist.

Der Hauptteil des Büchleins findet sich auf (S. 12-129). Vierzehn Gleichnisse bzw. Parabeln unterschiedlichen Umfangs, in denen es um das Reich Gottes und um unser Heil geht, werden erklärt. Dabei ist vor allem wichtig, wie es im Buchtitel heißt, „wie wir uns darin wiederfinden“. Stets ist aber zu beachten: „Die Gleichnisse wollen nicht moralisch unter Druck setzen, vielmehr lädt uns Jesus in ihnen ein, das Reich Gottes zu suchen und uns ihm zu öffnen“ (S. 7). Bei der Besprechung der einzelnen Abschnitte hat Felix Schlösser sie in fünf thematische Schwerpunkte eingeteilt: „Gleichnisse vom Reich Gottes – Entscheidungs- und Gerichtsgleichnisse – Gleichnisse vom rettenden Tun Gottes – Gleichnisse vom rechten Verhalten gegenüber Gott – Gleichnisse vom rechten Verhalten gegenüber den Menschen“ (S. 11). Bei manchen Texten muss man unterscheiden zwischen dem, wie Jesus selbst das Gleichnis erzählt hat, und dem, was sekundär vom Evangelisten oder vom Leben der jungen Gemeinden her erklärend hinzugefügt wurde. In allen Gleichnissen geht es um den Hinweis auf das große Ja Gottes zu uns Menschen, das stets stärker ist als das Nein menschlicher Sünde. „Jesus will uns sagen, Gott lässt niemals einen Menschen fallen, mag er sich auch ins Weglose verrannt haben: Gott hält immer einen Weg für ihn offen“ (S. 86). In der Auseinandersetzung mit Pharisäern und Schriftgelehrten bezüglich der Bedeutung des Gesetzes „geht es Jesus um das Leben, nicht um eine Erfüllung des Gesetzes um seiner selbst willen am Menschen vorbei“ (S. 90). Weil Gottes Liebe wichtiger ist als alles menschliche Handeln, lebt der Mensch klar von der Gnade Gottes: „Aus Gnade seid ihr gerettet“ (Eph 2,8). Vor Gott zählt daher nicht unsere menschliche Leistung, „vielmehr wissen wir uns in der Armut des Herzens ganz auf Gott angewiesen, sind von ihm reich beschenkt“ (S. 99). Jesus sagt uns schwach gebauten Menschen: „Gott ist ein Gott des Erbarmens und der alle menschliche Vorstellungen übersteigenden Liebe“ (S. 116). Die Gleichnisse fordern uns aber im Blick auf unsere Mitmenschen auch auf: „Handelt so, wie Gott an euch handelt! Nehmt Maß an Gottes Erbarmen“ (S. 118)! Wo wir versagen, steht aber Christus für uns ein: „Das Nein schuldig gewordener Menschen wird von Jesus in ein Ja der Liebe umgewandelt“ (S. 128).

So stellt das Büchlein von P. Felix Schlösser die Botschaft der Gleichnisse für uns heute und morgen in leicht lesbarer Sprache heraus: einerseits als Warnung vor menschlichen Fehlhaltungen, die das Gelingen unseres Lebens verhindern, andererseits und mehr noch als frohe Botschaft von der sieghaften und befreienden Liebe unseres Gottes, die uns in Jesus gnadenhaft geschenkt ist. Die Ausführungen des Verfassers erschließen uns die reichen Schätze der Botschaft der Gleichnisse: für das private Meditieren und Beten ebenso wie für die Verkündigung in gemeinsamen Gottesdiensten. Daher ist dem wertvollen Büchlein eine große Verbreitung zu wünschen zum Segen für gläubig aufgeschlossene Leser. Dem Verfasser gilt daher der aufrichtige Dank für diese gelungene Hinführung zur Frohen Botschaft der für alle Zeiten aktuellen Gleichnisse Jesu.

Otto Wahl SDB



## Treue Christi – Treue des Priesters

Beiträge zu einer Theologie priesterlicher Existenz

Freiburg im Breisgau: Zentrum für Berufungspastoral, 2010. – 360 S

Priester haben laut dem Allensbacher Institut für Demoskopie in den letzten zwei bis drei Jahren erheblich an Ansehen verloren: „Lag der Pfarrer bei früheren Untersuchungen meist hinter dem Arzt auf dem zweiten Platz der am meisten geachteten Berufe, ist er bei der jüngsten Erhebung auf den siebten Platz abgerutscht. Statt 39 Prozent (2008) zählen nunmehr lediglich 28 Prozent der Deutschen den Pfarrer zu den Berufen, denen sie besondere Achtung entgegenbringen“ ([www.ifd-allensbach.de/](http://www.ifd-allensbach.de/), 25.6.2011). Dieser rasante Glaubwürdigkeitsverlust spiegelt zweifelsohne die im letzten Jahr bekannt gewordenen Missbrauchs- und Misshandlungsvorwürfe ungekannten Ausmaßes gegen Priester und Ordensleute wider, welche die deutsche Kirche (und weit darüber hinaus) und mit ihr besonders die geistlichen Berufe in eine tiefe Krise gestürzt haben. Dabei wurde zweifelsohne eine längst schon schwelende Berufungskrise, die sich seit langem in schrumpfenden Zahlen von Eintritten und Weihen zeigte, noch einmal verstärkt. Neubesinnung und Neuorientierung tun also Not!

Das vom Zentrum für Berufungspastoral als Herausgeber im Jahr 2010 vorgelegte Buch hält für diese Neubesinnung eine Vielzahl von Impulsen bereit. Schon der Titel lässt ahnen, dass es anlässlich des von Papst Benedikt XVI. ausgerufenen Priesterjahres (19. Juni 2009 bis 11. Juni 2010) erarbeitet wurde, welches wiederum motiviert war durch den 150. Todestag des Pfarrers von Ars. Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine Sammlung von Texten, die sich um das Themenfeld Priestersein drehen. Ihr Herausgeber verfolgt laut Vorwort das Ziel, „einen Beitrag zur Anregung der geistlich-theologischen Auseinandersetzung mit dem (Selbst-) Verständnis priesterlicher Existenz“ zu leisten (S. 5). Als Adressaten des Werkes werden ausdrücklich Geistliche wie Laien gleichermaßen genannt (ebd.). In der Tat geht die Frage der priesterlichen Existenz das ganze Gottesvolk an! Darum ist es gerade auch für Ordenschristen und den Leserkreis der Ordenskorrespondenz von großem Interesse. In dem Sammelband finden sich insgesamt 29 Textbeiträge, in denen von 20 verschiedenen Autoren (unter ihnen Papst Johannes Paul II., mehrere Bischöfe und Kardinäle sowie Theologen, aber auch drei Laien) in sehr vielfältiger Weise die priesterliche Existenz und der priesterliche Dienst thematisiert werden, ohne dass die Sicht klerikal verengt wäre. Besonders bevorzugte Autoren sind dabei mit Recht Hans Urs von Balthasar, dem das Buch gleich drei Beiträge verdankt, sowie Bischof



Nur Direktbestellung:  
<http://www.berufung.org>  
EUR 13.50



Klaus Hemmerle, auf den vier Beiträge zurückgehen und der an einem fünften mitgewirkt hat. Immer wieder wird deutlich, wie sehr die priesterliche Berufung in der Berufung der Kirche und der in ihr lebendigen Vielfalt von Berufungen verankert ist.

Ein Teil der hier gebotenen Texte ist Frucht des jahrzehntelangen Engagements des früheren „Informationszentrums Berufe der Kirche“ und des heutigen „Zentrums für Berufungspastoral“ in Freiburg, das sich schon seit seiner Gründung im Jahre 1967 dafür engagiert, durch die Verbreitung von Texten und Schriften kompetenter Autoren die geistlichen Berufe und insbesondere den Priesterberuf vorzustellen und zu fördern. Verschiedene dieser längst vergriffenen, aber immer noch höchst aktuellen Beiträge werden mit dem vorliegenden Buch einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht. Schon das macht das Buch zu einer Fundgrube! Darüber hinaus finden sich aber auch viele neuere Texte in der Sammlung, so z.B. Hirtenschreiben von Erzbischof Zollitsch oder Bischof Genn, die sie erst jüngst anlässlich des Priesterjahres an die Priester ihrer Diözesen gerichtet haben (S. 261-269). Von ihrer Gattung her handelt es sich bei den hier zusammen getragenen Texten vor allem um theologisch-spirituelle Meditationen, geistliche Vorträge, Zeitschriftenartikel, Predigten und Hirtenschreiben. Ihnen allen ist anzumerken, dass sie ihren konkreten „Sitz im Leben“ haben und dabei fest die jeweiligen Leser und Hörer im Blick haben. Nicht zuletzt die Vielfalt so unterschiedlicher Beiträge und Zugänge zur priesterlichen Existenz macht den Reiz dieses Sammelbandes aus. Hier kann leider nur auf den einen oder anderen Text etwas näher hingewiesen werden, ohne dabei die Relevanz der anderen schmälern zu wollen.

Inhaltlich wurden die Texte in vier Kapiteln angeordnet. Das erste Kapitel (S. 9-48) steht unter der Überschrift „Der Herr schloss uns in sein Herz“; in ihm sind sechs Texte zusammen gestellt, die sich vor allem um den Themenbereich Berufung drehen. Sehr tief und ansprechend ist z.B. Hans Urs von Balthasars theologische Meditation „Berufung“, in dem er diesen Begriff als einen „christlichen Grundbegriff“ vorstellt und entfaltet (S. 10-26). Was er hier zur Meditation vorlegt, ist eine gute Basis für jeden, der sich mit der Frage der eignen Berufung auseinandersetzt oder andere begleitet auf dem Weg ihrer Berufungsfindung. Hervorzuheben ist auch der Artikel Gisbert Greshakes „Meine Berufung! – Da lass’ ich mir doch von keinem dreinreden!“ (S. 40-44), in dem die im Alltag manches Mal schwierige Frage angesprochen wird, ob schon das subjektive Gefühl des Berufenseins für eine Zulassung zum Amt ausreicht. Greshake macht unmissverständlich deutlich, dass der Priesterberuf von seinem Wesen her sowohl in die Beziehung mit Christus („in persona Christi“) als auch in die Beziehung zur Gemeinde („in persona ecclesiae“) weist, die untrennbar miteinander verbunden sind, weshalb eine Weihe ohne Zustimmung der Gemeinde (bzw. Kirche) letztlich nicht möglich ist.

Das zweite und umfangreichste Kapitel (S.49-226), das vorne im Inhaltsverzeichnis mit „Gott lässt wachsen“, im Textteil aber mit dem Wort aus der Weiheliturgie „Gott selbst vollende das gute Werk“ überschrieben ist, bietet 12 Texte, die sich aus unterschiedlicher Perspektive um die priesterliche Existenz, die Evangelischen Räte, die Lebensform und das geistliche Leben des Priesters (in einem Beitrag auch des Dia-



kons) drehen. In der Tat erfahren sich viele Priester tagtäglich als „Provokation in der modernen Welt“, wie es Robert Spaemann entfaltet (S. 112-134). Umso mehr bedürfen sie einer fundierten Identität und eines klaren Lebensentwurfs. Dazu bieten nicht zuletzt die Meditationen von Bischof Klaus Hemmerle vielfältige Impulse an: „Sinn priesterlicher Existenz ist das Offenhalten der konkreten Gemeinde auf Jesus Christus hin“, so bestimmt er in seiner Betrachtung „Das geistliche Leben der Priester“ (S. 56-72) die Mitte priesterlicher Existenz (S. 63). Dazu aber muss, so Hemmerle, der Priester sich selbst „hineingeben in die Struktur des Lebens Jesu, in seinen Geist“ (S. 64) und bedarf einer vielfachen Umkehr: Umkehr in die Anbetung, Umkehr in das Wort Gottes, Umkehr in das Sakrament, Umkehr in die Diakonia, Umkehr in die Missio und Communio und, eng damit verbunden, Umkehr in die geistliche Gemeinschaft des Presbyteriums (S. 65-71). Ein zweiter Artikel Hemmerles steht unter dem Thema: „Österlicher Dienst – österliche Lebensform. Überlegungen zum Zölibat des Priesters“ (S. 196-216). In ihm stellt er den „Priester als Osterzeugen“ vor, um daraus die christologische und ekklesiologische Begründung des zölibatären Lebens als „österliche Lebensform“ abzuleiten: „Seine Lebensform muss ein Zeichen für die allumfassende Liebe des Herrn zu den Menschen und für die ausschließliche Liebe der Kirche zum Herrn sein“ (S. 213), woraus sich unausweichlich die Lebensform in Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit ergebe. Angesichts der schon lange schwelenden und im letzten Jahr neu aufgeflamten Diskussion um den priesterlichen Zölibat kommt dem zweiten Kapitel des Sammelbandes eine besondere Aktualität zu. Der Hitzigkeit und Kurzsichtigkeit mancher heutiger Diskussionen kann es Impulse für eine vertiefte Reflexion priesterlichen Selbstverständnisses geben. Das gilt z.B. auch für die 10 markanten Orientierungspunkte, die Wilhelm Breuning und Bischof Klaus Hemmerle in ihrem Beitrag von 1982 „Wie als Priester leben? Versuch einer geistlichen Orientierung“ (S. 155-171) vorgelegt haben und die zur regelmäßigen persönlichen Gewissenserforschung dienen können. Sie beginnen mit der Orientierung: „Wichtiger ist, wie ich als Priester lebe, als was ich als Priester tue“, und sie enden mit der Orientierung: „Wichtiger ist, dass allen der Glaube bezeugt wird, als dass alle herkömmlichen Ansprüche befriedigt werden“ (S. 156-169).

Das dritte Kapitel (S. 227-283) ist überschrieben mit einem Wort Papst Benedikts XVI., das er den Priestern in seiner Predigt in der Vesper am 20.6.2009 zur Eröffnung des Priesterjahres ans Herz gelegt hatte: „Lasst euch von Christus vereinnahmen“. Die hier zusammengestellten sieben Texte haben gemeinsam, dass sie die Christusverbundenheit des priesterlichen Amtes betonen, wie es ja auch schon der Titel des Buches nahe legt. Am deutlichsten ist dies in dem Beitrag des Münsteraner Philosophen Josef Pieper aus dem Jahre 1971: „Was ist ein Priester? Ein notgedrungener Klärungsversuch“ (S. 228-242) zu erkennen. In diesem auch heute noch bedenkenswerten Essay fühlte sich der Autor vor nunmehr bereits 40 Jahren gedrängt, angesichts der nachkonziliaren Diskussion um das Verhältnis von allgemeinem Priestertum und Amtspriestertum das unterscheidende Wesen des Weihepriestertums neu einzuschärfen und es von der dem Priester bei der Weihe übertragenen Vollmacht, in der Eucharistie „in persona Christi“ zu handeln, zu konzipieren. Damit müssen sich nach Pieper freilich auch die anderen Dimensionen des priesterlichen Dienstes

verbinden: der Dienst der Verkündigung und der Dienst der Caritas. Allzu traditionell und sacerdotal klingt nicht wenigen das, was der Autor hier über den Priester zu sagen hat. Dabei darf nicht übersehen werden, dass es sich hier um ein zentrales Moment der katholischen Amtstheologie handelt, welches zur Geltung bringt, dass an den Knotenpunkten kirchlichen Lebens und Handelns der erhöhte Herr selbst als das Haupt der Kirche es ist, der bleibend in seiner Kirche lebt und wirkt. Dass die Bestimmung der Christusrepräsentation des Amtsträgers der Ergänzung und ggf. auch der Korrektur durch das Verständnis des Amtes als „Repräsentation der Kirche“ bedarf („in persona ecclesiae“), darauf hat vor allem Gisbert Greshake vielfach hingewiesen (s.o.). Gewiss ist es kein Zufall, dass der Herausgeber unseres Sammelbandes – gleichsam als komplementäre und ausgleichende Ergänzung zum Beitrag Piepers – den Artikel „Priester und Politik“ des Jesuiten Ludwig Bertsch aus dem Jahre 1984 folgen lässt (S. 243-250), der jeglichem einseitig kultisch verstandenen Priestertum wehrt und die politische Dimension des priesterlichen Dienstes zur Sprache bringt. Diese wird mit der „prophetischen Sendung“ des Amtes und seiner „Leitungsfunktion im Namen Christi“ (S. 245) begründet und darin gesehen, dass der Priester „radikal Position (bezieht) für das Evangelium“ (S. 248). Alle folgenden Texte unseres Sammelbandes sind geprägt von dem Anliegen, die lebendige Christusbeziehung als das zentrale Moment priesterlicher Spiritualität einzuschärfen. Eindrucksvoll ist das Schreiben Papst Johannes Pauls II. an die Priester zum Gründonnerstag 2000 (S. 251-260). Es ist nach eigenem Bekunden während seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land beim Besuch des Abendmahlssaals entstanden. In ihm legt der Papst den Priestern eine eucharistisch geprägte Spiritualität ans Herz und fordert sie auf: „Entdecken wir im Lichte der Eucharistie unser Priestertum neu!“ (S. 258).

Das vierte Kapitel (S. 285-356) „Quo vadis. Wohin gehst Du?“ schließlich sucht mit seinen vier Texten angesichts der aktuellen pastoralen Situation und ihren Umwälzungen aus verschiedenen Blickwinkeln die sich stellenden Herausforderungen zu umreißen, Hoffnung zu machen und Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln: Der damalige Hildesheimer Bischof Josef Homeyer („Berufungspastoral im Kontext einer pastoralen Vision“, S. 286-300) und der frühere Leiter des Zentrums für Berufungspastoral Peter Birkhofer („Berufung heute vermitteln“, S. 351-356) tun dies im Hinblick auf die Berufungspastoral. Bischof Kurt Koch bietet anhand der Grundbegriffe „Berufung – Sammlung – Sendung“ „Theologische Überlegungen zu den pastoralen Herausforderungen heute“ an, um damit zum „Aufbruch im Umbruch“ einzuladen (S. 301-321). Besonders viel Stoff für Diskussionen dürfte bieten, was der Jesuit Medard Kehl in seinem Beitrag „Pastorale Räume und Dienste“ aus dem Jahr 2008 aus theologischer Perspektive an Bedenkenswertem zu den sich seit Jahren vollziehenden und – aus seiner Sicht unvermeidlichen – großräumigen Umgestaltungen in den Diözesen und über deren Folgen für die kirchlichen Berufungen zu sagen hat (S. 322-355). Hier wird deutlich, dass jede Krise auch ihre Chancen zur Neugestaltung hat.

Abgeschlossen wird das Werk mit einem Autoren- und Quellenverzeichnis (S. 357-360), das noch einmal die Vielfalt der Autoren und der Texte sowie deren Entstehungskontexte dokumentiert.



Eine Textauswahl ist immer subjektiv geprägt. Das kann gar nicht anders sein. Der hier vorgelegte Sammelband spiegelt, wie die Hinweise in dieser Besprechung zeigen mögen, auch das Ringen um die priesterliche Berufung in den letzten 40 Jahren wider und ist damit auch ein theologiegeschichtlich interessantes Dokument. Verwundert muss jedoch auch festgestellt werden, dass unter den 29 Texten zum Priestersein kein einziger von Karl Rahner oder von Josef Ratzinger, dem heutigen Papst, zu finden ist, obwohl diesen beiden in der Frage zum priesterlichen Selbstverständnis bedeutsame Beiträge zu verdanken sind. In vielfachen Zitaten innerhalb der gebotenen Texte kommen sie beide aber immer wieder zu Wort, was noch einmal ihre diesbezügliche Bedeutsamkeit unterstreicht!

Für die Leser der Ordenskorrespondenz mag es interessant sein, dass die Frage des Profils des Ordenspriesters in den Texten in der Regel keine Rolle spielt, was ja auch für die meisten anderen Publikationen zum Thema Priestersein gilt. Eine löbliche Ausnahme stellt Gisbert Greshakes theologische Reflexion „Evangelische Räte und Weltpriestertum“ (S. 185-195) dar. In ihr betont der Autor in der Folge des II. Vatikanums, dass alle Christen zur Heiligkeit und zur Christusnachfolge berufen sind und allen Christen, also auch den Priestern und Ordensleuten, in je spezifischer Weise das ganze Evangelium und mithin auch die Evangelischen Räte aufgegeben sind. Das Spezifikum des Ordenspriesters als Mitglied einer Ordensgemeinschaft wird dann darin gesehen, dass die Verwirklichung der evangelischen Räte in den Ordensgemeinschaften „- nicht zuletzt auf Grund der öffentlichen Gelübde - eine entschiedener und ausdrücklichere Gestalt“ annimmt, als dies bei Weltpriestern der Fall ist (S. 195). Zweifelsohne eine bleibende Herausforderung!

Dem Herausgeber ist es gelungen, mit dem Sammelband eine echte „Anthologie“ zur Frage priesterlicher Existenz zu schaffen, die ihresgleichen sucht. Für die persönliche geistliche Lesung und Betrachtung von Priestern und Ordensleuten oder für das geistliche Gespräch in Priester- oder Ordensgemeinschaften bietet es reiches Textmaterial, das helfen kann, die priesterliche Berufung tiefer zu verstehen und mit einem erneuerten Selbstverständnis zu leben. Im Rahmen der Priester- und Ordensausbildung sowie der Fortbildung von Priestern und Ordensleuten aber auch anderer Berufsgruppen in den Diözesen könnte es einen festen Platz einnehmen. Darüber hinaus könnte der eine oder andere Text auch eine gute Grundlage sein für das Gespräch in den Gemeinden zu den Themen „Berufung“, „Evangelische Räte“, „Vielfalt der Berufungen in der Kirche“ und nicht zuletzt „Priestersein heute“. Auch dieses Gespräch tut in einer Zeit Not, in der die Priester angesichts vieler In-Fragestellungen des Mitgetragenseins durch die Gläubigen dringender denn je bedürfen.

Reinhard Gesing SDB

# ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

„Entweltlichung“:  
Anfrage an die  
Orden

Evangelische Räte:  
Der Gehorsam

Vermögensrecht:  
Orden und deutsches  
Zivilrecht

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

52. Jahrgang 2011, Heft 4

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: [gahn.pth@ksfh.de](mailto:gahn.pth@ksfh.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, [www.dbg.donbosco.de](http://www.dbg.donbosco.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

## Vorwort



Kaum hatte Papst Benedikt XVI. am 25. September seine Rede im Freiburger Konzerthaus beendet, da erörterten die Kommentatoren der übertragenden Fernsehstationen vor allem Eines: Die Kirche müsse, um ihre Sendung zu verwirklichen, immer wieder auf Distanz zu ihrer Umgebung gehen, hatte der Papst gesagt. Sie habe sich gewissermaßen zu „entweltlichen“. Die Debatte darüber ist innerhalb der Kirche in Deutschland seitdem kaum abgeebbt; allenthalben wird darüber nachgedacht, wie die Aussagen des Papstes zu interpretieren seien. Im einleitenden Artikel dieser Ausgabe der Ordenskorrespondenz macht der Provinzial der Herz Jesu Priester, P. Heiner Wilmer SCJ, deutlich, dass es sich bei „Entweltlichung“ um ein ureigenes Thema der Ordensgemeinschaften handelt.

Beginnend mit diesem Heft wird die Ordenskorrespondenz sich in Themenschwerpunkten in drei aufeinanderfolgenden Ausgaben mit den Evangelischen Räten beschäftigen. Gerade die Gelübde des Gehorsams, der ehelosen Keuschheit und der Armut sind Ausweis dafür, dass ein Leben im Orden bedeutet, eben nicht nach den Regeln „der Welt“ zu leben, sondern sich an anderen Idealen auszurichten. Was das bedeutet, kann in den jeweiligen Heften nur in Schlaglichtern beleuchtet werden. Zu unterschiedlich ist die Art und Weise, wie die Ordensgelübde von Gemeinschaft zu Gemeinschaft im Detail formuliert, interpretiert und gelebt werden. Denken wir etwa an das Gelübde der *conversatio morum* bei den Benediktinern oder an das vierte Gelübde der Jesuiten, das die Verfügbarkeit für Sendungen des Papstes ausdrückt. Zu vielfältig sind die Aspekte, unter denen die evangelischen Räte für ein Leben im Heute und eben doch „in der Welt“ Relevanz gewinnen.

Wie sehr von Ordensgemeinschaften und Ordensleuten bei aller geforderten Distanz zur Welt stets auch eine Verortung in der Welt gefordert ist, zeigen die beiden Beiträge in der Rubrik „Dokumentation“ des vorliegenden Heftes: Mit vermögensrechtlichen Fragen vor dem Hintergrund des deutschen Zivilrechtes beschäftigt sich der Artikel von Prof. Helmuth Pree. An die Änderungen im Personalausweisgesetz und den Versuch, dem Ordensnamen seinen angestammten Platz in den Personaldokumenten streitig zu machen, erinnert der Beitrag von Gisela Fleckenstein.

Arnulf Salmen



# Inhalt

.....

|                          |     |
|--------------------------|-----|
| Arnulf Salmen<br>Vorwort | 385 |
|--------------------------|-----|

## Ordensleben

|   |     |   |     |
|---|-----|---|-----|
| Heiner Wilmer SCJ<br>Entweltlichung                               | 389 | Dominicus M. Meier OSB<br>Im Bewusstsein<br>der eigenen Verantwortung | 424 |
| Igna Kramp CJ<br>Die drei Ordensgelübde<br>und das neue Testament | 393 | Johannes Günter Gerhartz SJ<br>Gehorsam der Gesellschaft Jesu         | 437 |
| Igna Kramp CJ<br>Gehorsam im Johannesevangelium                   | 398 | Ursula Maria Hertewich OP<br>Anspruchsvolles Leben                    | 444 |
| Corona Bamberg OSB<br>Gehorsam                                    | 408 |   |     |
| Michael Plattig O.Carm.<br>„Höre, mein Sohn!“                     | 410 |   |     |
| Peter Reinl OSA<br>Gehorsam<br>als geteilte Verantwortlichkeit    | 422 |   |     |

## ● Dokumentation

Helmuth Pree  
Religiösen und deutsches Zivilrecht  
vermögensrechtliche Fragen 447

Gisela Fleckenstein OFS  
Der Ordensname  
im Personalausweis 437

## ● Nachrichten

Aus dem Vatikan 476

Aus der Weltkirche 479

Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonferenz 483

## ● Neue Bücher

Literatur und Mystik 490

Spiritualität 495

Ordensgeschichte 500

Theologie 505

Pastoral 507

Kurzanzeigen 509



## Heiner Wilmer SCJ

Pater Dr. Heiner Wilmer SCJ, geboren 1961, ist Provinzial der Deutschen Provinz der Herz-Jesu-Priester. Nach seinem Ordenseintritt 1980 studierte er Theologie, französische Philosophie und Geschichte. Der promovierte Theologe war zudem von 1998 bis 2007 Schulleiter des Gymnasium Leoninum Handrup.



Heiner Wilmer SCJ

## Entweltlichung

### Benedikt XVI. in Deutschland und die Frage des Ordenslebens

Vom 22. – 25. September besuchte Papst Benedikt XVI. seine deutsche Heimat. Geplant waren zahlreiche Treffen mit Politikern und Kirchenoberhäuptern, mit Vertretern orientalischer und orthodoxer Christen, mit Priestern und Laien, mit Muslimen und Juden, mit Missbrauchsopfern und Bundesverfassungsrichtern, mit Jugendlichen und Seminaristen. Auf die Zusammenkunft mit den Protestanten im Augustinerkloster in Erfurt hatten sich die Augen der verschiedenen kirchlichen Gruppen gerichtet. Dagegen war eine Begegnung mit Ordensleuten nicht vorgesehen. Hatte man ein Treffen mit den Ordensleuten in der Planung vergessen? Hatte man es nicht gewollt oder schlicht nicht für notwendig erachtet? Meines Erachtens offenbart das Fehlen einer solchen Begegnung etwas über die Kirche in Deutschland; es sagt aber auch

etwas über die Ordensleute selbst. Das mag man beklagen oder nicht. Einige Themen und Ereignisse dieser Papstreise sollten gerade den Ordensleuten zu denken geben, und zwar nicht nur den Ordensleuten in Deutschland, sondern auch jenseits der Landesgrenzen. Ich will hier nur ein Thema aufgreifen, das Thema der Entweltlichung.

Am Sonntagnachmittag hielt Papst Benedikt XVI. um kurz nach 16.00 Uhr im Freiburger Konzerthaus seine letzte Rede vor einem ausgewählten Publikum. Der Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz hatte dazu gut 1000 Gäste mit einem persönlichen Schreiben eingeladen. Die Rede des Papstes war kurz, sie dauerte nur fünfzehn Minuten. Fast wäre er zu Beginn der Rede gestürzt. Als sich der Vorhang der Bühne öffnete und der Mann in Weiß mit

erhobenen und winkenden Händen auf die applaudierenden Zuschauer zuing, den Blick nach vorn auf die Menschen gerichtet, hatte er eine Stufe übersehen und stolperte. Niemand ging in dem Augenblick neben ihm, niemand hatte ihm offensichtlich von der Stufe im Boden erzählt – ein Regiefehler.

Die Rede dagegen war alles andere als ein Regiefehler. Vielleicht kann sie sogar als seine letzte Rede auf deutschem Boden betrachtet werden, vielleicht war sie Benedikts XVI. Vermächtnis an die deutsche Kirche und an die Ordensleute. Die Kirche müsse ihre Eigentümlichkeit durch „Entweltlichung“ und den Verzicht auf irdische Güter bewahren, sagte das Kirchenoberhaupt. Ausdrücklich lobte der Papst die Enteignung von Kirchengut durch die Fürsten Anfang des 19. Jahrhunderts. Dadurch habe die Kirche Glaubwürdigkeit gewonnen. – Diese Rede stiftete Verwirrung. Manchen Vertretern der Kirche fehlten nach der Rede die Worte, andere befürchteten, dass mit dieser Rede antiklerikale Kräfte Aufwind gewinnen könnten, und einige Bischöfe dementierten sofort, dass der Papst damit sicherlich nicht die Kirchensteuer in Deutschland abschaffen wollte. Weil diese letzte Rede des Papstes gerade unter Kirchenvertretern eine gewisse Irritation auslöste, will ich hier einige der zentralen Passagen ausführlicher zitieren.

Im Wortlaut sagte der Papst: *„Dieser ihrer Sendung muss sich die Kirche nämlich immer neu vergewissern. Die drei synoptischen Evangelien lassen verschiedene Aspekte des Sendungsauftrags aufleuchten: Die Sendung gründet in der persönlichen Erfahrung: „Ihr seid meine Zeugen“ (Lukas 24,48); sie kommt zum Ausdruck in Beziehun-*

*gen: „Macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Matthäus 28,19); und sie gibt eine universale Botschaft weiter: „Verkündet das Evangelium allen Geschöpfen“ (Markus 16,15). Durch die Ansprüche und Sachzwänge der Welt wird aber immer wieder das Zeugnis verdunkelt, werden die Beziehungen entfremdet und wird die Botschaft relativiert. Wenn nun die Kirche, wie Papst Paul VI. sagt, „danach trachtet, sich selbst nach dem Typus, den Christus ihr vor Augen stellt, zu bilden, dann wird sie sich von der menschlichen Umgebung tief unterscheiden, in der sie doch lebt oder der sie sich nähert“ (Enzyklika Ecclesiam Suam, 60). Um ihre Sendung zu verwirklichen, wird sie immer wieder auf Distanz zu ihrer Umgebung gehen, sie hat sich gewissermaßen zu ‚entweltlichen‘. (...) Die Säkularisierungen – sei es die Enteignung von Kirchengütern, sei es die Streichung von Privilegien oder Ähnliches – bedeuteten nämlich jedes Mal eine tiefgreifende Entweltlichung der Kirche, die sich ja dabei gleichsam ihres weltlichen Reichtums entblöbte und wieder ganz ihre weltliche Armut annahm. Damit teilte die Kirche das Schicksal des Stammes Levi, der nach dem Bericht des Alten Testaments als einziger Stamm in Israel kein eigenes Erbland besaß, sondern allein Gott selbst, sein Wort und seine Zeichen als seinen Losanteil gezogen hatte. Mit ihm teilte sie in jenen geschichtlichen Momenten den Anspruch einer Armut, die sich zur Welt geöffnet hat, um sich von ihren materiellen Bindungen zu lösen, und so wurde auch ihr missionarisches Handeln wieder glaubhaft.“*

Dass einige Bischöfe nach der Rede verwirrt waren, ist verständlich. Nicht nur Vertreter der Kirche konnten aus dieser

Rede eine Mahnung an die Deutsche Bischofskonferenz heraushören, die das System der Zwangskirchensteuer unter Androhung der Exkommunion erhalten will, ganz im Gegensatz zur Politik des Vatikans. Immer wieder werden in Deutschland Fälle bekannt, in denen Katholiken vor dem Staat ihren Austritt aus der Institution der katholischen Kirche erklären, aus der – wie es juristisch heißt – „Körperschaft öffentlichen Rechts“. Diese Menschen wollen dieser „Körperschaft“ ihren Rücken kehren, aber weiterhin getaufte und gläubige Katholiken bleiben. Die Rede des Heiligen Vaters im Freiburger Konzerthaus könnte ein Hinweis gewesen sein, dass die Verhandlungen der deutschen Bischöfe mit dem Vatikan sich gegen die deutschen Bischöfe wenden könnten. In dem Falle zögen dunkle Wolken über die Finanzen der deutschen Kirche auf. Wer hätte gedacht, dass Benedikt XVI. den Befürwortern einer stärkeren Trennung von Kirche und Staat Argumentationshilfen liefern würde?

Vor allem aber muss die von einem Kammerorchester umrahmte Rede die Ordensleute wachrütteln. Die Sendung Jesu zu leben, dem Missionsauftrag treu zu bleiben und ein glaubhaftes Zeugnis zu geben, dass gelingt nur, wenn in der Kirche Jesu Christi die Distanz zur Welt und zur offiziell verfassten Institution der Kirche gelebt wird. Das aber ist genuin die Rolle der Ordensleute. Wo sind sie geblieben? Wo hört man sie? Wo lebt ihr Protest im Namen der Menschen? Wo leuchtet ihr prophetisches Zeugnis? Die Strahlkraft der Ordensleute scheint in Deutschland verblasst zu sein, ihr Leuchten scheint sich einer Abenddämmerung anzugleichen. Das überrascht nicht. Damit das Zeugnis der

Botschaft Jesu Christi gelebt werden kann, braucht es Distanz, Distanz zur Welt und zur kirchlichen Institution. Und genau diese haben die Ordensleute in Deutschland verloren.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Immer mehr Ordensleute in Deutschland sind von den sogenannten „Gestellungsgeldern“ abhängig geworden. Gestellungsgelder werden den Ordensleuten von den Bischöfen für bestimmte Arbeiten innerhalb des Bistums zugesprochen, manchmal werden sie auch dann gebilligt, wenn der Ortsbischof ein Interesse am Erhalt einer Ordensgemeinschaft in seinem Bistum hat und mit dem Gestellungsgeld schlicht die Lebenshaltungskosten einer Kommunität unterstützt. Die Gestellungsgelder stammen aus der Kirchensteuer. Das Vermögen der Kirchensteuer wird von den Bischöfen verwaltet und verteilt, eingetrieben wird die Kirchensteuer allerdings nicht durch kirchliche Finanzabteilungen, sondern durch staatliche Steuerbehörden. Nähme man den Ordensleuten die Gestellungsgelder, würden in der aktuellen Situation zahlreiche Werke und Gemeinschaften zusammenbrechen. Von daher sind viele Ordensgemeinschaften bei uns in Deutschland eng mit der kirchlichen Hierarchie verwoben. Eingebüßt haben sie einen Teil ihrer Unabhängigkeit zur diözesan verfassten Kirche, verloren



haben sie die Freiheit, uneingeschränkt im Namen des Herrn zu sprechen, ob gelegen oder ungelegen.

Freilich bleiben einige Fragen offen. Für uns als Ordensleute wird es mit Blick auf die vom Papst erwähnte „weltliche Armut“ im Letzten wohl nicht darauf ankommen, ob wir unabhängig von den Gestellungsgeldern leben können. Die Situation in anderen Ländern zeigt, dass man als Ordenschrist durchaus unabhängig von Gestellungsgeldern und trotzdem vermögend und mit Privilegien ausgestattet leben kann. Vielmehr wird die Frage lauten müssen: Wie arm können wir überhaupt leben? Mit wie wenig können und wollen wir wirklich auskommen? An den Heiligen Vater wird sich umgekehrt die Frage richten: Wie beurteilt er den Besitz und die Privilegien des Vatikan? Inwieweit kann der Vatikan ohne die Unterstützung aus der deutschen Kirchensteuer leben? Was geschähe, wenn die finanzielle Zuwendung aus Deutschland für den Heiligen Stuhl und für zahlreiche Ortskirchen weltweit in dem bisherigen Umfang wegfiel? Wie wäre es dann um jene Missionsprojekte bestellt, die nicht nur auf Spenden, sondern auch auf die regelmäßigen Zuwendungen

aus der deutschen Kirchensteuer angewiesen sind? Hilfreich wären auch einige Hinweise für eine Theologie der Welt, schließlich ist einerseits die Entweltlichung der Kirche gefordert, andererseits lebt die Kirche in der Welt und soll sich den Menschen zuwenden, die ebenfalls in der Welt leben.

Und dennoch: Es ist schon eine eigenartige Wendung in der Kirchengeschichte, wenn der Papst aus Rom in Deutschland gegen den kirchlichen Status Quo protestiert. Schließlich hat man gerade bei uns jene Zeiten nicht vergessen, in denen Christen gegen den Reichtum und die Privilegien Roms wetteten, in denen sie gegen die Verdunklung des Zeugnisses Jesu Christi protestierten und für die Glaubwürdigkeit des Evangeliums ihr Leben aufs Spiel setzten.

Das sollte den Katholiken Deutschlands zu denken geben. Vor allem aber gibt die letzte Rede Benedikts XVI. uns, den Ordensleuten, zu denken. Es mahnt uns zum Zeugnis. Dieses päpstliche Erbe mag uns in unserem Tun und Leben vielleicht stolpern lassen. Mögen wir als Ordenschristen dabei aber nicht stürzen, sondern den Blick nach vorn richten, den Menschen zugewandt.





Janet Brooks Gerloff, *Unterwegs nach Emmaus*. (c) VG Bild-Kunst, Bonn 2011

## Evangelische Räte

In Themenschwerpunkten in Heft 4/2011 bis Heft 2/2012 wirft die Ordenskorrespondenz Schlaglichter auf die „Evangelischen Räte“. Sr. Dr. Igna Kramp CJ wird dabei jeweils eine biblische Einordnung vornehmen. Einleitend geht sie in einem Überblick auf die Ordensgelübde und das Neue Testament ein. Ein Artikel aus ihrer Feder zum ersten Themenschwerpunkt „Gehorsam“ schließt sich an.

Igna Kramp CJ

## Die drei Ordensgelübde und das Neue Testament

„Ist es nützlich, etwas zu geloben?“ Diese Frage stellt sich der heilige Thomas von Aquin in seiner *Summa Theologica*. Der erste neutestamentliche Beleg, den er zur Klärung dieser Frage heranzieht, liefert ihm folgendes Gegenargument: „In 1 Kor 4,16 schreibt der Apostel (Paulus): ‚Nehmt mich zum Vorbild, wie ich Christus zum Vorbild nehme‘. Doch wird nichts davon berichtet, Christus habe Gelübde abgelegt, und das gleiche gilt für Paulus. Es

scheint also nicht angebracht, etwas zu geloben.“<sup>1</sup> Auf den ersten Blick scheint also das Neue Testament als Kronzeuge für das Leben nach den drei Ordensgelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams zu versagen. Christus war nicht der erste Ordensmann der Geschichte – dies bedarf kaum der Widerlegung. Daraus könnte man nun schließen, dass die Rückfrage nach den Ordensgelübden im Neuen Testament insgesamt anachronistisch und

damit undurchführbar wäre. Sollten wir nicht eher nach den Evangelischen Räten der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams fragen, wie sie Christus allen Gläubigen an vielen Stellen des Evangeliums nahelegt, also einer Lehre Christi, nicht einer Lebensordnung oder einem Lebensstand? Ich würde sagen, nein. Denn am Ende geht es bei der Suche nach den Fundamenten des Ordenslebens im Neuen Testament nicht um einzelne Lehren oder Schlüsselstellen, sondern um eine Schlüsselfigur: Jesus Christus. Wir leben die Gelübde nicht zuerst, weil wir tun wollen, was Jesus gesagt hat, sondern weil wir leben wollen, wie er gelebt hat. Die lateinische Tradition hat diese Nachfolge Christi höchst zutreffend mit dem Begriff *Imitatio Christi* bezeichnet. Wörtlich genommen ist Nachfolge Christi also Nachahmung. Wenn im Folgenden eine neutestamentliche Grundlegung für diese *Imitatio Christi* im Ordensstand unternommen wird<sup>2</sup>, so gilt es, auf die Person Jesu Christi zu schauen, wie sie uns in der Gesamtheit der neutestamentlichen Schriften begegnet und gerade nicht nur auf einzelne Textstellen. Wie aber sieht es mit dem Einwand des heiligen Thomas aus, nach dem Christus ja gar keine Gelübde abgelegt hat? Wie kann er dann überhaupt Vorbild für die *Imitatio Christi* im Ordensstand sein? Für den heiligen Thomas steht nicht in Zweifel, dass Christus die Evangelischen Räte verkörpert, also in vollkommener Weise arm, ehelos keusch und gehorsam gelebt hat. Nur bedurfte er dazu keiner Gelübde, wie wir sie heute brauchen, um unser armes und unstetes Herz zu lebenslanger Treue zu befestigen. „Christus“, so Thomas, „stand es nicht an, Gelübde abzulegen, und zwar

**Igna Kramp CJ**



Sr. Dr. phil. Igna Kramp Dipl. Theol., geboren in Augsburg, ist seit 2002 Mitglied der Congregatio Jesu. Nach ihrem Noviziat verbrachte sie das Tertiariat im Heiligen Land und als Assistentin für neutestamentliche Theologie an der Hochschule der Jesuiten in Frankfurt. Gegenwärtig promoviert und unterrichtet sie an dieser Hochschule und ist zuständig für die Berufungspastoral der Congregatio Jesu.

sowohl weil er Gott war, als auch weil er als Mensch als gleichsam schon Seliger einen im Guten gefestigten Willen hatte.“<sup>3</sup> Christus lebte durchaus, was wir heute in den Ordensgelübden versprechen. Völlig anachronistisch und unangebracht wäre hingegen, bei ihm auch von der äußeren Form der Gelübde auszugehen, die sich erst viel später entwickelt hat. Deshalb können wir durchaus die Ordensgelübde ablegen, weil wir leben wollen wie Christus. Was das sozusagen im Höchstenfall heißen kann, beschreibt uns Paulus: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir!“ (Gal 2,20)

Wie begegnen wir Jesus Christus im Neuen Testament? Wie können wir sein Leben nach den Evangelischen Räten nachahmen? Woher bekommen wir

einen Gesamteindruck, den uns einzelne Textstellen nicht geben können? Um dem ganzen Christus der Kirche zu begegnen, muss man die ganze Heilige Schrift lesen. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass jedes biblische Buch oder zumindest jeder biblische Autor anders von ihm erzählt als die anderen und sich daher das Gesamtbild, das die Heilige Schrift von Christus gibt, aus vielen Einzelbildern zusammensetzt. Das ist kein Unfall in der Überlieferung, sondern spiegelt die Vielschichtigkeit der Gestalt Jesu wider. Da es an dieser Stelle nicht möglich ist, sich mit der ganzen Heiligen Schrift oder auch nur dem ganzen Neuen Testament mit seinen 27 einzelnen Büchern zu beschäftigen, habe ich mich für einen exemplarischen Zugang über ein Buch des Neuen Testaments – nämlich das Johannesevangelium – entschieden, an dem ich in diesem und in den folgenden Ordenskorespondenz-Heften nachzeichnen werde, wie Jesus die Evangelischen Räte bzw. (dem Inhalt nach) unsere heutigen Ordensgelübde verkörpert hat.

Christus hat ein- für allemal gelebt, gelitten und ist auferstanden. Das Evangelium ist in alle Zeiten hineingesprochen. Ordensleute aller Zeiten sind dem einen Christus gefolgt und haben (mit geringen überlieferungsgeschichtlichen Abweichungen, die hier vernachlässigt werden können) das gleiche Evangelium gehört. Und doch ist Ordensleben keineswegs gleich Ordensleben.<sup>4</sup> Der Kartäuser zieht sich für immer in die Einsamkeit zurück, der Benediktiner sucht in der „familia Dei“ Gott und der Jesuit verkündet den kanadischen Indianern das Evangelium. Die Unterschiede erscheinen bisweilen

größer als die Ähnlichkeit. Mehr noch: Auch Ordensgelübde sind nicht gleich Ordensgelübde. Zwar gibt es die klassische Trias von Armut, Keuschheit und Gehorsam, ohne die Ordensleben nicht zu denken wäre. Wie aber das Gelübde der Armut zu verstehen ist, unterscheidet sich je nach Orden beträchtlich – es kann von persönlicher Besitzlosigkeit in Gütergemeinschaft bis zur Bettelarmut des ganzen Ordens reichen. Auch die Interpretation des Gehorsams kann sehr unterschiedlich ausfallen von einem komplett regulierten Tagesablauf bis zum Sendungsgehorsam des Jesuiten. Allein bei der Keuschheit ist die Sache relativ eindeutig und bedarf gewöhnlich keiner weiteren Interpretation.<sup>5</sup> Mit den verschiedenen Verstehensweisen der Gelübde geht bisweilen auch deren unterschiedliche Gewichtung einher, d.h. eines der Gelübde „regiert“ gewissermaßen die anderen zwei. In der Gesellschaft Jesu beispielsweise ist der Gehorsam das wichtigste Gelübde, was durch das Vierte Gelübde des besonderen Gehorsams gegenüber dem Papst in Bezug auf die Sendungen ausgedrückt ist.<sup>6</sup> Bei den Dominikanern ist auch der Gehorsam das wichtigste Gelübde, aber dies manifestiert sich schlicht darin, dass in der Profess Armut und Keuschheit gar nicht mehr erwähnt werden, sondern im Gehorsamsgelübde enthalten sind.<sup>7</sup>

Wie können alle diese unterschiedlichen Weisen, die Gelübde zu verstehen und zu leben, auf den einen Christus und das eine Neue Testament zurückgehen? Zum einen ist die Vielschichtigkeit der Gestalt Christi und der Apostel und die Vielfalt der im NT bezeugten Bilder von Christus und seinen Jüngern ein Grund dafür. Zum anderen haben die Ordens-



gründer aber auch nicht allein auf Christus und das Evangelium geantwortet, sondern gleichermaßen auf die Nöte und Zeichen ihrer Zeit. Es ist dasselbe Evangelium, aber nicht jeder hört(e) es in jeder Zeit gleich. Deshalb fallen die Imitatio Christi und das Leben nach den Gelübden sehr unterschiedlich aus. Das bedeutet aber, dass die Frage nach den neutestamentlichen Grundlagen für das Ordensleben oder die Ordensgelübde nicht leicht beantwortet werden kann. Natürlich gilt für jeden Orden das ganze NT. Aber wie wichtig für einen Orden bestimmte Perikopen im NT sind und welche als zentral für das ordensspezifische Verständnis der Gelübde angesehen werden, kann erheblich differieren. Deshalb ist es sinnvoll, die Frage nach den neutestamentlichen Grundlagen für die Gelübde ordensspezifisch zu stellen. Dies möchte ich hier aus der Sicht des Ordens tun, in dem ich lebe und kürzlich die Ewigen Gelübde abgelegt habe, nämlich der Congregatio Jesu, einem Frauenorden gleich der Gesellschaft Jesu. Dieser Blick prägt auch die Wahl des neutestamentlichen Buches, das ich exemplarisch auf Jesu Leben in Armut, Keuschheit und Gehorsam hin befragten möchte: das Johannesevangelium. Denn der Vierte Evangelist betont in besonderer Weise die Sendung Jesu. Jesus ist der Gesandte des Vaters und der Jünger tritt mit dem letzten großen Zeichen – Tod und Auferstehung Jesu – in die Fußstapfen Jesu. Sendung ist auch der Schlüssel zum Verständnis der Ordensgelübde in der Congregatio Jesu. Der Blick ins Johannesevangelium liegt deshalb besonders nahe. Er bleibt aber auch für die Schwestern der Congregatio Jesu exemplarisch und nur ein erster Schritt ins Neue Testament.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

- .....
- 1 Summa Theologica II,II,88, Art. 4,3. Hier zitiert nach: Thomas von Aquin: Religion – Opfer – Gebet – Gelübde. Lateinischer Text mit Übersetzung, Anmerkungen und Kommentar. Hg. von Arthur F. Utz, Paderborn 1998, S. 251.
  - 2 Natürlich ist das Leben jedes Christen Imitatio Christi. Dies soll mit der positiven Darlegung des Ordenslebens als Imitatio Christi keineswegs abgestritten werden. Ignatius von Loyola versteht in seinen Geistlichen Übungen Christus als Vorbild für beide Lebensstände, das Leben des Christen außerhalb des Ordens wie auch des Ordenschristen: als er in der Familie seinen Eltern untertan war, für den Weltstand, als er im Tempel blieb und später als Wanderprediger lebte, für den Ordensstand (Exerzitienbuch, [i.F. EB] 135: Ignatius von Loyola. Die Exerzitien. Übertragen von Hans Urs von Balthasar. Freiburg 121999). Beide Lebensweisen sind deshalb legitime Weisen der Nachfolge Christi je für den, den Gott in den einen oder anderen Stand beruft (ebd.). Im Leben nach den Gelübden sieht Ignatius jedoch die größere Vollkommenheit (ebd., 356).
  - 3 Siehe Anm. 1, S. 253.
  - 4 Mit „Ordensleben“ ist hier jede Form der vita consecrata gemeint, nicht nur das Leben in jenen Instituten, die im kirchenrechtlichen Sinne Orden sind.

5 Konstitutionen SJ/CJ 547. Ignatius setzt zu seiner Zeit einen klaren Begriff von Keuschheit voraus, so dass er nur einen einzigen Satz dazu schreibt. Hier verwendete Textgrundlage: Satzungen der Gesellschaft Jesu und Ergänzende Normen. München 1997/Konstitutionen mit den Ergänzenden Normen der Congregatio Jesu. Rom 2003, Zitate nach dem Wortlaut der ersteren. Die Konstitutionen der CJ sind fast identisch im Wortlaut mit denen der SJ, die Nummerierung ist identisch. Deshalb werden im Folgenden beide Konstitutionen gemeinsam zitiert.

6 Konstitutionen der SJ/CJ, 603-617.

7 „Deshalb wird in unserer Profess nur ein einziges Versprechen ausdrücklich genannt, nämlich das Versprechen des Gehorsams gegenüber dem Ordensmeister und seinen Nachfolgern, nach den Satzungen der Predigerbrüder.“ Aus: Buch der Konstitutionen und Ordinationen der Brüder des Predigerordens (Stand 1998), S. 19.

»Wir leben die Gelübde nicht zuerst,  
weil wir tun wollen,  
was Jesus gesagt hat,  
sondern weil wir leben wollen  
wie er gelebt hat.«

Igna Kramp CJ

# „Gleichwie du mich in die Welt gesandt hast, habe auch ich sie in die Welt gesandt“ (Joh 17,18)

## Gehorsam im Johannesevangelium

### Die Perspektive

Wenn ich als Schwester der Congregatio Jesu nach dem Gehorsam des johanneischen Jesus frage, so tue ich dies aus dem spezifischen Gehorsamsverständnis meines Ordens heraus, das ich deswegen hier kurz darlegen möchte. Im Wesentlichen ist es identisch mit dem der Gesellschaft Jesu, da Mary Ward, unsere Gründerin, „das Gleiche von der Gesellschaft (Jesu)“ für ihre Gemeinschaft nehmen sollte.<sup>1</sup> Die Quellen der Jesuiten sind deshalb auch für uns ausschlaggebend.

Am 15. August 1534 legten Ignatius und seine Gefährten, die Gründerväter der Gesellschaft Jesu, in einer Kapelle auf dem Pariser Montmartre drei Gelübde ab. Es waren Privatgelübde der Armut, der Keuschheit sowie der Pilgerfahrt ins Heilige Land. Dem dritten Gelübde war eine besondere Klausel beigefügt: wenn es nicht möglich sein sollte, ins Heilige Land zu fahren, versprachen die sieben Gefährten, sich dem Papst zur Verfügung zu stellen. An der Stelle des klassischen Gehorsamsgelübdes stand also ein Gelübde, aus dem später in der Gesellschaft Jesu (und der Congregatio Jesu) das Vierte Gelübde des besonderen Gehorsams gegenüber dem Papst in Bezug auf die Sendung in die Missionen wurde. In gewissem Sinne ist es unser erstes und wichtigstes

Gelübde, das dazu dient, dass der Papst, dem die Sorgen und Nöte der Kirche auf dem ganzen Erdkreis vertraut sind, eine weltweit einsetzbare, schlagkräftige Truppe hat, über die er direkt verfügen und mit der er der Not abhelfen kann.

Der Jesuit und die CJ-Schwester legen nach dem Noviziat die klassischen Ordensgelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Bei den letzten Gelübden, die nach einer langen Probezeit abgelegt werden, kommt dann das Vierte Gelübde des besonderen Gehorsams gegenüber dem Papst in Bezug auf die Sendungen dazu.<sup>2</sup> Das Ordenscharisma des Heiligen Ignatius stützt sich also nicht nur auf ein Gelübde des Gehorsams, sondern auf zwei. Das Vierte Gelübde dient der Sendung durch den Papst, das gewöhnliche Gehorsamsgelübde der Sendung durch die Generaloberin und ihre Stellvertreterinnen (i.d.R. die Provinzialoberin) sowie dem allgemeinen Gehorsam im Orden. Nicht nur das Vierte, sondern auch das allgemeine Gehorsamsgelübde ist ganz auf die apostolische Sendung hin zu verstehen. Entsprechend gilt meine Rückfrage nach den neutestamentlichen Grundlagen des Gehorsams, der ich hier exemplarisch im Johannesevangelium nachgehen will, primär dem Gehorsam zur Sendung. Konkret heißt das: Wie ist Jesu Gehorsam als Gesandter des Vaters zu verstehen? Auf welche Weise sendet

Jesus die Jünger in die Welt aus? Und wie agieren die Jünger als Gesandte Jesu? Diesen Fragen werde ich im Folgenden nachgehen.

## Sendungsgehorsam im Johannesevangelium

### Jesus als der Gesandte des Vaters

Jesus spricht im Johannesevangelium vielfach davon, dass er der Gesandte des Vaters ist. Die Sendung des Vaters ist sein tägliches Brot: „Meine Speise ist, dass ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und sein Werk vollende.“ (Joh 4,34)<sup>3</sup> Für den Begriff „senden“ gebraucht der Vierte Evangelist zwei verschiedene Worte synonym: apostéllō (senden, aussenden, schicken) und pémpō (schicken, senden, beauftragen).<sup>4</sup> Das Wort apostéllō zeigt eine größere etymologische Nähe zu unserem Begriffsfeld „Apostolat“, „apostolische Sendung“ etc.; sachlich ist diese Nähe aber auch bei pémpō gegeben. Jesu Alltag ist geprägt von der Aufgabe, die ihm der Vater gegeben hat. Was ist das nach Johannes für eine Aufgabe? Die Rettung der Welt: „Denn Gott sandte nicht den Sohn in die Welt, damit er die Welt richte, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde.“ (Joh 3,17) Es geht um kein geringeres Gut bei dieser Sendung Jesu als das Leben der Welt bzw. aller Menschen. Dabei will und tut Jesus nach seinen eigenen Worten nichts anderes, als was auch der Vater selbst für die Welt will und tut: „Amen, amen, ich sage euch, der Sohn kann nicht von sich aus etwas tun, wenn nicht das, was er den Vater tun sieht; denn was immer jener tut, das tut auch der Sohn gleicherweise.“ (Joh 5,19) Jesus und der Vater sind einander so na-

he, dass die Spitzenaussagen im Vierten Evangelium ihre Einheit konstatieren (Joh 8,29; 10,30; 12,44f; 13,20; 14,9). Wer Jesus sieht, sieht den Vater, wer ihn hört, hört den Vater, wer ihn aufnimmt, nimmt den Vater auf. Jesus ist nicht gekommen, seinen Willen zu tun, sondern den Willen Gottes (Joh 6,38). Was er redet, ist nicht sein Wort, sondern Wort Gottes (Joh 7,16; 8,26; 12,49), seine Werke sind die des göttlichen Vaters (Joh 9,4; 10,37f). Rufen wir uns kurz Thomas von Aquins Begründung ins Gedächtnis, warum Jesus keine Gelübde ablegen musste: weil er auch in seiner Menschnatur im Willen gefestigt war.<sup>5</sup> Genau dies finden wir hier im Johannesevangelium: der Gehorsam Jesu besteht darin, dass sein Wille eins mit dem Willen des Vaters ist.

Ziel der Sendung Jesu, die er so in Einheit mit dem Vater vollzieht, ist die Rettung aller Seelen: „Dies aber ist der Wille dessen, der mich gesandt hat, dass ich nichts von allem verliere, was er mir gegeben hat, sondern es auferstehen lasse am letzten Tag.“ (Joh 6,39) Diese Rettung vollzieht sich durch den Glauben an Jesus als den Gesandten des Vaters (Joh 6,28f) und die Gotteskindschaft: „Denen, die ihn aufnahmen, gab er Vollmacht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben, die nicht aus Blut und nicht aus Fleischeswillen und nicht aus Manneswillen, sondern aus Gott gezeugt wurden.“ (Joh 1,12f) Die Kehrseite dieser Rettung ist das Gericht, in dem Jesus ebenfalls ganz in Einheit mit dem Vater agiert (Joh 3,18; 5,21-23; 8,16). Darin zeigt sich der Ernst der Entscheidungssituation, in die der Mensch in dieser Welt gestellt ist. Der Teufel ist im Johannesevangelium kein direkter Akteur,



sondern handelt durch jene, die sich für die falsche Seite entschieden haben, was schließlich darin gipfelt, dass sie den Gesandten Gottes dem Tod ausliefern (Joh 8,37-47). Jesus als Gesandter des Vaters führt den Menschen in die Krise im Sinne von Entscheidung, auf dass sie das Heil finden. Dies tut er auf vielfache Weise: durch persönliche Gespräche, durch Zeichen und schließlich durch das größte Zeichen seines Todes und seiner Auferstehung. Das Werk Gottes, das Jesus tut, vollendet sich am Kreuz. Dort ist seine Sendung zu ihrem (irdischen) Ende gekommen, weshalb er als letztes Wort sprechen kann: „Es ist vollbracht.“ (Joh 19,30) Dieses Ende ist aber sein Hinübergehen zum Vater: So wie Jesus in die Welt gesandt wurde, so führt ihn seine Sendung schließlich zum Vater, der ihn gesandt hatte, zurück (Joh 13,3). *Imitatio Christi* nach Johannes bedeutet, in diese Sendung des Sohnes einzutreten, d. h. seinen Weg in die Welt und zum Vater nachzugehen.

#### Jesus als Sender

In die Sendung Jesu einzutreten, ihn nachzuahmen, ist uns freilich nur möglich, weil er uns zu dieser Sendung beruft: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr fortgeht und Frucht tragt, und dass eure Frucht bleibt.“ (Joh 15,16) Dabei ist mit dem Fortgehen nicht nur das „In-die-Weltgehen“ in der apostolischen Sendung gemeint. Ganz in der Tiefe klingt hier das Fortgehen Jesu aus der Welt zum Vater an (*hypágō*: vgl. Joh 13,36). Der Jünger bzw. die Jüngerin tritt eine Sendung in die Welt an, aber auch eine Sendung bis zum Tod und über den Tod

und die Welt hinaus. Er oder sie tritt in die ganze Dramatik der Sendung des Meisters ein. Genau so, wie der Vater Jesus in die Welt gesandt hat, so sendet Jesus uns in die Welt (Joh 17,18; 20,21). Das bedeutet nicht weniger, als dass er seine Beziehung zum Vater auf uns, seine Jünger hin öffnet. Im ersten Teil des Johannesevangeliums (Joh 1-12), dem sogenannten „Buch der Zeichen“, redet Jesus über seine Beziehung zum Vater. Im zweiten Teil (Joh 13-21), dem „Buch der Herrlichkeit“, besonders den Abschiedsreden (Joh 13-17), deutet er den Jüngern seinen Tod und die Beziehung, in der sie zu ihm stehen. Beide Beziehungen sind analog zu verstehen: wie der Vater Jesus gesandt hat, so sendet er uns; wie der Vater Jesus geliebt hat, so liebt er uns (Joh 15,9; 17,18; 20,21). Sie fallen aber aufgrund der großen Nähe Jesu zum Vater letztlich in eins: „An jenem Tage (nach Tod und Auferstehung) werdet ihr erkennen, dass ich im Vater bin und ihr in mir (seid) und ich in euch“ (Joh 14,20). Hier treffen wir auf Sprache aus der Liebespoesie: die Nähe zwischen dem Liebenden und dem Geliebten ist so groß, dass sie letztlich als Einheit erlebt wird. Im Fachjargon der Johannesforscher wird dies als „reziproke Immanenz“, zu Deutsch „gegenseitiges Innewohnen“ bezeichnet. Wenn auf diese Weise zwei Menschen „ein Herz und eine Seele“ sind, ist es wohl das Zweitschönste, was es gibt. Denn das Schönste ist es, wenn diese Liebe Gott und Mensch verbindet. Diese Liebe einerseits zwischen zwei Menschen und andererseits zwischen Gott und Mensch wird in der Schrift auf unnachahmliche Weise im Hohen Lied beschrieben. Doch gerade angesichts der Schönheit dieser Liebe sollten wir uns erinnern, dass

es hier um Gehorsam geht. Liebe und Gehorsam sind tief verbunden. Wenn die Liebe echt ist, hat sie Folgen in der harten Realität des Lebens. Umgekehrt kann ein theologisch verantworteter Gehorsam nur aus Liebe zu dem geleistet werden, dem wir gehorchen, nämlich Jesus Christus und dem Oberen als seinem Stellvertreter.

Ignatius von Loyola und seine ersten Gefährten gingen entsprechend ihrem Gelübde nach Rom zum Papst, als kein Schiff nach Jerusalem fuhr. Auf dem Weg dorthin vernahm Ignatius ein Wort von Gott: „Ich werde euch in Rom gnädig sein!“ Früher schon hatte er die Mutter Gottes darum gebeten, „ihn ihrem Sohn zuzugesellen“. Jetzt aber war er unsicher und zaghaft und sagte zu seinen Gefährten: „Vielleicht werden wir in Rom gekreuzigt werden!“ Als sie sich Rom näherten, betete er in La Storta, einer kleinen Kapelle. Er sah Christus, wie er das Kreuz trug, daneben Gottvater. Gottvater sagte zu Jesus: „Ich will, dass du diesen zu deinem Diener annimmst“; Jesus zu Ignatius: „Ich will, dass du uns dienst!“ Ignatius verstand es so, dass sein Wunsch erfüllt war und Gottvater ihn Jesus zugesellt hatte.<sup>6</sup> Genau um dieses Zugeselltwerden geht es auch im Johannesevangelium. Die Liebe genügt sich nicht selbst, sondern drückt sich in Gefährtschaft zu jedwedem Ende aus, bei der Gnade und Gekreuzigtwerden nicht unbedingt zweierlei ist. Der Vierte Evangelist fasst diese Dienstmystik in die Worte: „Wenn einer mir dient, soll er mir nachfolgen, und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein.“ (Joh 12,26) Der Dienst in der Sendung Jesu und das liebende Einssein mit ihm gehören zusammen: Wer Jesus dient, wird da sein, wo Jesus

ist; nur wer Jesus ganz nah ist, kann ihm überhaupt dienen. So nimmt es nicht Wunder, wenn Ignatius aufgrund der Vision von La Storta „eine so große Andacht zum heiligsten Namen (Jesu)“ fasste, dass er wollte, „dass die Genossenschaft ‚Gesellschaft Jesu‘ genannt werde.“<sup>7</sup> In Gesellschaft bzw. in Congregatione Jesu zu sein steht in engstem Zusammenhang mit dem Eintreten bzw. Hineingenommenwerden in die Sendung des kreuztragenden Jesus, denn getrennt von ihm können wir gar nichts tun (vgl. Joh 15,5). So sagt es Jesus schon im Vierten Evangelium allen Christen: „Gleichwie die Rebe nicht von sich aus Frucht tragen kann, wenn sie nicht am Weinstock bleibt, so auch nicht ihr, wenn ihr nicht in mir bleibt.“ (Joh 15,4) So sagt dann auch Diego Laínez, der uns die Begebenheit von La Storta berichtet, dass wir nicht sagen, wir seien von der Gesellschaft Jesu, als ob es die anderen nicht wären, und nicht aus Überheblichkeit, sondern aus Andacht.<sup>8</sup> Je mehr sich aber ein Christ von Jesus in den Dienst nehmen lässt, desto wichtiger ist die Einheit mit ihm; umgekehrt kommt es ohne die Einheit erst gar nicht zu Dienst und Sendung. Zum Ordenscharisma des heiligen Ignatius gehört diese Dienstmystik verdichtet; in Grundzügen gilt sie aber für jeden Christen und prägt bereits die Beziehung Jesu zu seinen Jüngern, so wie der Vierte Evangelist sie beschreibt. Die Liebe zu Jesus führt in den Dienst, drückt sich im Dienst aus, geht im Dienst bis zum Äußersten, denn „es gibt keine größere Liebe als diese, dass einer sein Leben gibt für seine Freunde“. (Joh 15,13) Was das heißen kann, bezeugen uns die zahllosen Märtyrer der Gesellschaft Jesu. In anderer Form zeigt es uns



auch Mary Ward, deren Leben zwar kein blutiges Ende fand, wohl aber ein kontinuierliches geistiges Martyrium war. Es ist gut, zu wissen, dass die dienende Liebe Jesu zu uns und umgekehrt letztlich eine Liebe eis télos, d.h. bis zur Vollendung ist, eine Liebe bis zum Tod. Es ist aber auch gut, davor ehrfürchtig einen Schritt zurückzutreten, sich der eigenen Unzulänglichkeit bewusst zu werden und nach der Weise zu fragen, wie solche Dienstmystik in unserem Alltag Gestalt annehmen kann. Jesus gibt uns hierzu im Johannesevangelium ein sehr konkretes Beispiel. Noch bevor er es wagt, seine Jünger in das Geheimnis seines Todes und seiner Auferstehung einzuweihen, in das sie auch selbst später eintreten werden, wäscht er ihnen die Füße. Er verrichtet einen Dienst, der in der Antike Aufgabe der Sklaven war. Jesu Leben vollendet sich nicht nur im Sklaventod am Kreuz, sondern die Erniedrigung bestimmt auch seinen Lebensalltag. Das Entsetzen des Petrus „Du, Herr, wäschst mir die Füße?“ (Joh 13,6) ist höchst verständlich. Doch Jesus besteht nicht nur darauf, Petrus und den anderen die Füße zu waschen, sondern er trägt genau das auch seinen Jüngern und uns auf: „Wenn nun ich, der Herr und Lehrer, eure Füße wusch, schuldet auch ihr, einander die Füße zu waschen; denn ein Beispiel gab ich euch, damit auch ihr tut, gleichwie ich euch tat.“ (Joh 13,14f) Wir sollen also tun, was Jesus getan hat: Sklavendienst. Interessant ist auch die Begründung: „Amen, amen, ich sage euch: Ein Sklave ist nicht größer als sein Herr, noch ein Gesandter größer als der ihn Sendende“ (Joh 13,16b). Der Gesandte soll in allem seinem Herrn entsprechen, übernimmt sozusagen dessen Stellvertretung. Wer

also in die Sendung Jesu eintritt, sollte sich darauf einstellen, zu dienen wie sein Herr. Darauf macht auch Ignatius im ersten Teil der Konstitutionen, der dem Eintretenden vorgelegt wird, aufmerksam: Man soll den möglichen Novizen auffordern, „gänzlich und nicht nur teilweise das zu verabscheuen, was die Welt liebt und umarmt, und das zuzulassen und mit allen nur möglichen Kräften nach dem zu verlangen, was Christus unser Herr geliebt und umarmt hat. Wie die Weltleute, die der Welt folgen, mit solchem Eifer Ehren, Ruf und Ansehen eines großen Namens auf Erden lieben und suchen, wie die Welt es sie lehrt, so lieben und verlangen diejenigen, die im Geist gehen und ernstlich Christus unserem Herrn nachfolgen, inständig das ganze Gegenteil, nämlich sich aus der ihm geschuldeten Liebe und Ehrfurcht mit derselben Kleidung und Diensttracht ihres Herrn zu kleiden, so dass sie sogar, wo es für seine göttliche Majestät nicht eine Beleidigung wäre und auch dem Nächsten nicht zur Sünde angerechnet würde, danach verlangen, Schmähungen, falsche Zeugnisse und Beschimpfungen zu erdulden und für Toren gehalten und angesehen zu werden – ohne selbst irgendeinen Anlass dazu zu geben –, weil sie danach verlangen, einigermaßen unserem Schöpfer und Herrn Jesus Christus ähnlich zu sein und ihn nachzuahmen, indem sie sich mit seiner Kleidung und Diensttracht kleiden.“<sup>9</sup> Wie bei der Fußwaschung Jesus die Jünger, fordert Ignatius den zukünftigen Jesuiten zur tiefsten Erniedrigung auf. Und auch die Begründung ist dieselbe: der Gesandte soll dem Herrn, der ihn ausgesandt hat, ähnlich sein oder zumindest werden. Die Diensttracht ist ein Bild für eine



viel tiefere, innere Ähnlichkeit, die sich zwischen Jesus und dem Eintretenden entwickeln soll. Als Novize wird er Page am Hofe Gottes und trägt die Wappenfarben seines Herrn: Schmach und Erniedrigung. Entscheidend für diesen Gehorsam auch zu niedrigsten Diensten und Missionen ist wiederum die reziproke Immanenz: Jesus ist im Jünger, der Jünger in Jesus – das allein zählt! Äußere Widrigkeiten sind nichts im Vergleich zur Erfahrung der Bindung an Jesus. Reziprok ist aber nicht nur ein liebendes Innewohnen Jesu und des Jüngers, sondern auch beider Dienst. Der Jünger kann nur tun, was Jesus getan hat, weil Jesus zuvor getan hat, was der Jünger tun soll. Das klingt simpel, führt uns aber zu einem wichtigen Fazit im Blick auf den Sendungsgehorsam in einer ignatianischen Gemeinschaft. Es bedeutet nämlich, dass der oder die Sendende wie Jesus ein persönliches Beispiel geben sollte, also keine Sendung aussprechen, die er nicht auch selbst zu übernehmen bereit wäre. Der ausgesandte Pater oder die ausgesandte Schwester ist der verlängerte Arm dessen, der in sendet, seine Hilfe, ein Waffengefährte, aber kein Kanonenfutter wie für einen Feldherrn, der selbst nichts riskiert.

Der berühmte „Kadavergehorsam“, beruhend auf der Aussage in den Konstitutionen des Ignatius, dass „ein jeder von denen, die im Gehorsam leben, sich von der göttlichen Vorsehung mittels des Oberen führen und leiten lassen muss, als sei er ein toter Körper, der sich wohin auch immer bringen und auf welche Weise auch immer behandeln lässt“<sup>10</sup>, ist deshalb gerade kein totalitärer Gehorsam, weil auch der Obere „wie ein toter Körper“ gegenüber Christus

sein soll und Christus wiederum gegenüber dem Vater, der ihn gesandt hat. Wir haben oben bemerkt, dass Christus und der Vater eins sind. So sollen auch wir eins mit Christus sein, um in dieser Einheit mit ihm in der Welt zu wirken. Darum hat Christus selbst in seinem Abschiedsgebet gebeten, dass „... alle eins sind, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, damit auch sie in uns sind, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“. (Joh 17,21) Es braucht die Einheit mit dem Willen Gottes, um an Christi Sendung in der Welt mitzuwirken. Das Gehorsamsgelübde dient dazu, möglichst wenig Diskrepanz zwischen dem Willen Gottes und unserem aufkommen zu lassen, um ihm auf diese Weise besser dienen zu können als ohne das Gelübde. Die Einheit im Willen zwischen Christus und dem Vater bedurfte keines Gelübdes; sich unserer Einheit mit dem Willen Gottes durch ein Gelübde anzunähern, erscheint dagegen höchst sinnvoll und angebracht.

Der Verdacht des Totalitären bei der Formulierung vom „Kadavergehorsam“ ist freilich nicht völlig unberechtigt. Es scheint im Konzept des Ignatius nämlich der Faktor der menschlichen Sündhaftigkeit nicht eingeplant, der das Herz eines Oberen verdunkeln und ihn zu böswilligem Tun verleiten könnte. Immerhin betont er ausdrücklich die Gewissensfreiheit des Gesandten. Er kann sich weigern, wenn beim ihm aufgetragenen Tun der Anschein von Sünde besteht.<sup>11</sup> Ignatius geht aber nicht auf die Möglichkeit ein, dass ja der Obere theoretisch auch aus Bosheit etwas auferlegen könnte, was dennoch dem Gesandten kein sündhaftes Tun abverlangte. Hier jedoch kann man Ignatius allenfalls vorwerfen, dass er

ein optimistisches Menschenbild hat, insofern er einem voll ausgebildeten Jesuiten zutraut, stets den Willen Gottes zu suchen und sich gewiss nicht boshaft dagegen zu wenden. Dieses optimistische Menschenbild hat aber auch Jesus im Johannesevangelium. Er traut den Jüngern zu, eins mit ihm zu sein, wie er eins mit dem Vater ist; er traut ihnen zu, seine Sendung in der Welt zu vollziehen (Joh 17,18; 20,21). Er traut es ihnen freilich erst am Ende des Evangeliums zu, nach einer langen Zeit in seiner Gesellschaft. In gleicher Weise vertraut auch Ignatius erst seinen voll ausgebildeten Mitbrüdern in der Gesellschaft Jesu alle Ämter und Dienste an. So gesehen, ist der „Kadavergehorsam“ nur für den Pessimisten problematisch, der ohnehin nicht daran glaubt, das ein Oberer ernstlich den Willen Gottes suchen und gut handeln kann. Der johanneische Jesus aber ist kein solcher Pessimist und traut uns sehr viel zu, ebenso auch Ignatius von Loyola.

#### Der Jünger als Gesandter Jesu

Wie ist nun der Gehorsam zu vollziehen? Ignatius schreibt: „Wir sollen also in allen Dingen, auf die sich mit der Liebe der Gehorsam erstrecken kann<sup>12</sup>, bereit für dessen Stimme [d.h. des Papstes und des Oberen] sein, wie wenn sie von Christus unserem Herrn ausginge; denn an seiner Stelle und aus Liebe zu und Ehrfurcht für ihn leisten wir den Gehorsam, indem wir gleichwelchen Buchstaben oder was wir an Eigenem begonnen haben, unbeendet liegen lassen.“<sup>13</sup> Um die biblischen Fundamente eines solchen Gehorsams zu ergründen, scheint es sinnvoll, die Dynamik zwischen Christus und den Jüngern im Sinne des Gehorsams näher zu betrachten. Wie

reagieren Menschen im Evangelium, denen Jesus etwas befiehlt? Sehr häufig folgt unmittelbar auf Jesu Anordnung einer Sache deren Ausführung. Bei der Hochzeit von Kana befiehlt er, die Wasserkrüge zu füllen, und die Anwesenden füllen sie; er trägt ihnen auf, dem Tafelmeister davon zu bringen, und sie tun es (Joh 2,7). Ähnliche Beispiele finden sich viele (Joh 1,39; 4,50; 5,8f; 6,10.12f; 9,7; 11,28f.43f). Es scheint also, als sei auf Jesu Befehl hin tatsächlich nichts anderes angemessen, als ihn sofort auszuführen, mit den Worten des Ignatius, tatsächlich den angefangenen Buchstaben liegenzulassen. Umso interessanter sind aber dann jene Stellen, wo diese Reaktion entweder verzögert oder überhaupt nicht auf Jesu Befehl folgt. Das ist etwa so bei der Szene am Grab des Lazarus. Jesus befiehlt, den Stein wegzunehmen. Martha wendet ein, Lazarus sei schon vier Tage tot, er rieche schon. Jesus antwortet ihr: „Habe ich dir nicht gesagt, wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen?“ Daraufhin wird gesagt: „Nun trugen sie den Stein weg“ (Joh 11,39-41). Ein berechtigter Einwand hat also in einem gesunden Gehorsamsverhältnis durchaus einen legitimen Platz. Er ist Jesus eine Antwort wert, die zwar die Fassungskraft seiner Hörer übersteigt, ihnen aber das Vertrauen gibt, dass sie gut tun können, was Jesus ihnen gesagt hat. Auch Ignatius sieht keinen Widerspruch zum Gehorsam, wenn der Untergebene dem Oberen die Gedanken vorträgt, die ihm im Gegensatz zu dessen Anordnung kommen, wenn er grundsätzlich sein ganzes Meinen und Wollen dessen Urteil an Stelle Christi unseres Herrn unterwirft.<sup>14</sup> Mehr noch: solcher Widerspruch gefällt Ignatius sogar!<sup>15</sup> Dies

gilt auch für die Möglichkeit, dass derjenige, der die Sendung ausspricht, vielleicht nicht ausreichend informiert sein könnte. In diesem Fall soll man ihn informieren, sich aber dann seinem Urteil unterwerfen.<sup>16</sup>

Eine Person im Johannesevangelium reagiert zunächst überhaupt nicht auf die Bitte Jesu. Es ist die Samariterin am Brunnen. Jesus sagt zu ihr: „Gib mir zu trinken!“, und sie tut dies keineswegs, sondern fragt ihn, warum er das wünsche. Daraus entwickelt sich ein Gespräch, an dessen Ende umgekehrt die Frau Jesus um lebendiges Wasser bittet (Joh 4,7-15). Danach spricht Jesus eine weitere Anweisung aus: „Geh, ruf deinen Mann und komm wieder her!“ Die Frau antwortet, dass sie keinen Mann habe. Daraus entwickelt sich wiederum ein Gespräch, an dessen Ende Jesus sich der Frau als Messias offenbart: „Ich bin es, der mit dir spricht.“ (Joh 4,16-26) Interessant für unsere Frage nach dem Gehorsam ist nun, dass es Jesus offenbar gar nichts ausmacht, dass die Frau keineswegs tut, was er ihr befiehlt. Ihre Nachfrage auf die Bitte „Gib mir zu trinken!“ scheint ebenso erlaubt zu sein wie ihre Zurückhaltung auf die zweite Bitte, die man moraltheologisch als Mentalrestriktion verstehen könnte. Das bedeutet, dass sie auf Jesu Frage nur einen Teil der Wahrheit sagt. Dies ist moralisch deswegen erlaubt, weil zwar die Lüge im Bereich des Sündhaften liegt, aber keineswegs irgendeine Verpflichtung besteht, jedem alles zu sagen – offensichtlich nicht einmal Jesus!

Bezogen auf den Ordensgehorsam scheint es also erlaubt zu sein, den Oberen oder die Oberin zu fragen, warum ich das tun soll, was er bzw. sie mir aufgetragen hat. Manchmal braucht es erst

ein tieferes Verstehen einer Sache, um sie gut ausführen zu können.<sup>17</sup> Ebenso ist zwar Wahrhaftigkeit ein elementarer Wert, der im Orden und anderswo gewährleistet sein muss, damit das Zusammenleben funktioniert. Das geistliche Ideal aber, dass das Ordensmitglied nichts Äußeres oder Inneres verborgen hält, sondern wünscht, dass der oder die Vorgesetzte in allem Bescheid weiß, um sie besser auf dem Weg des Heiles und der Vollkommenheit lenken zu können<sup>18</sup>, ist mit Augenmaß umzusetzen. Es gilt im Gebet zu klären, welche Themen mit wem zu besprechen sind, um wirklich gut den Willen Gottes zu suchen und zu finden. Was ist Chefsache und unmittelbar mit Gott auszumachen? Was ist Gegenstand der Beichte und Geistlichen Begleitung? Was gehört ins Gespräch mit der Formatorin<sup>19</sup>, der Oberin, der Provinzoberin? Hier braucht es eine gute geistliche Unterscheidung. Der Oberin wirklich zu begegnen, als wäre sie Jesus Christus, kann und soll ersehnt, aber nicht erzwungen werden – das würde nur beide Seiten überfordern und zu Verletzungen führen, die eher das Gegenteil bewirken. Intimität ist legitim und etwas anderes als Unwahrhaftigkeit. So kann uns die Samariterin am Brunnen durchaus Vorbild für den Ordensgehorsam sein: sie vertraut sich in dem Maße Jesus an, wie sie innerlich kann, er wiederum würdigt und bekräftigt dieses Vertrauen, nimmt es aber auch zum Anlass, sie auf dem Weg des Heils weiterzuführen. Entscheidend für den Gehorsam ist nicht zuletzt der Ausgang der Geschichte: Die Samariterin lässt den Wasserkrug stehen und eilt in ihr Dorf, um andere zu Jesus zu führen. Sie tritt also in die Mission ein, ganz ohne dass Jesus sie dazu aufgefordert





hätte. Trotzdem tut sie letztlich das, was er will und wozu das Gespräch diente: Die Hauptstadt des für Israel so fragwürdigen, ja unreinen Samaritanen wird zu Gott heimgeführt. Hier zeigt sich eine Tiefendimension des Gehorsams: am Ende gilt es dem Oberen (der Christus repräsentiert) in seinem Willen zu folgen, manchmal sogar ohne Worte.<sup>20</sup> Von Ignatius wird berichtet, dass er am meisten schätzte, wenn seine Untergebenen ganz ohne ausdrücklichen Befehl Kraft des heiligen Gehorsams das taten, was er wünschte:<sup>21</sup> einfach, weil sie ihn kannten und den Geist der Gesellschaft verinnerlicht hatten. Hier zeigt sich Freiheit und Leichtigkeit. Der Gesandte „hat es gelernt, schweigend zu gehorchen, weil er in diesem Schweigen die Stimme der gekreuzigten Majestät des Wortes Gottes vernimmt.“<sup>22</sup>

zeitliche Gelübde ab, die insgesamt auf bis zu neun Jahre verlängert werden können, danach folgt die Ewige Profess. In der CJ legen seit 2004 alle Schwestern mit der Ewigen Profess auch das Vierte Gelübde ab; bei den Jesuiten wird im Einzelfall darüber entschieden.

.....

- 1 So die Gründungsvision von 1611. Soweit es an ihr lag, hat sie das auch getan. Die kirchliche Anerkennung hat die Congregatio Jesu aufgrund historischer Wirrnisse aber erst viel später bekommen (Konstitutionen des Ignatius 1978 in Auszügen und 2004 ad maximum).
- 2 In der SJ und CJ aus historischen Entwicklungen heraus leicht abweichend: Jesuiten legen nach dem Noviziat einfache, ewige Gelübde ab, auf die dann viel später feierliche letzte Gelübde folgen; CJ-Schwestern legen nach dem Noviziat

- 3 Die neutestamentlichen Zitate habe ich dem Münchener Neuen Testament (Ostfildern 92010) entnommen, aber nach eigener Erwägung des griechischen Textes und eigenem Sprachempfinden verändert.
- 4 Joh 20,21 belegt den synonymen Gebrauch: „So wie der Vater mich gesandt (apéstalken < apostéllô) hat, so sende (pémpô) auch ich euch.“
- 5 Siehe oben in der Grundlegung, S. 394.
- 6 So Diego Lainez: Erste Striche zur Ignatiusbiographie. Zwei Dokumente. Übersetzt und eingeleitet von Josef Stierli SJ. Geistliche Texte SJ Nr. 7, München 1983, S. 44f.
- 7 Ebd. 45.
- 8 Ebd.
- 9 Konstitutionen SJ/CJ, 101.
- 10 Konstitutionen SJ/CJ, 547.
- 11 Konstitutionen SJ/CJ, 549.
- 12 Alle, bei denen nicht offenbar irgendeine Sünde besteht – ebd.
- 13 Konstitutionen SJ/CJ, 547.
- 14 Konstitutionen SJ/CJ, 627.
- 15 Hugo Rahner: Über den theologischen Sinn des Gehorsams in der Gesellschaft Jesu. Geistliche Texte SJ Nr. 1, München 1980, S. 26.
- 16 Konstitutionen SJ/CJ, 607.
- 17 Hier besteht meines Erachtens kein Widerspruch zu Konstitution SJ/CJ 550, wo der Gehorsam nicht nur die Ausführung, sondern den Willen und die verstandesmäßige Auffassung umfasst. Vielmehr wird die Einheit mit dem oder der Vorgesetzten in Willen und Verstand vermutlich gerade durch intensives Gespräch erreicht. Dabei gilt es sich andererseits aber auch im Sinne von EB



365 („Ich glaube, dass das Weiße, das ich sehe, schwarz ist, wenn die hierarchische Kirche es so definiert“) der Begrenztheit des eigenen Verstandes bewusst zu sein. Grundsätzlich kann auch etwas gut sein, was ich nicht verstehe, wenngleich ich es prüfen sollte.

18 Konstitutionen SJ/CJ, 551.

19 Gemeint ist für die Zeit des Noviziates die Novizenmeisterin, für die Zeit unter den zeitlichen Gelübden die Junioratsleiterin.

20 Konstitutionen SJ/CJ, 547.

21 Hugo Rahner, s. Fn. 15, S. 24; 28.

22 Hugo Rahner, s. Fn. 15, S. 31.

23 Hugo Rahner, s. Fn. 15, S. 32.

» Vielleicht ist der wahrhaft Gehorsame  
einfach der Liebende,  
dem das Opfer der Hingabe süß ist  
und ein seliges Müssen.«<sup>23</sup>

Hugo Rahner SJ

## Corona Bamberg OSB

Sr. Dr. Corona Bamberg OSB ist seit 1945 Benediktinerin in der Abtei vom Hl. Kreuz, Herstelle. Sie wirkte als geistliche Schriftstellerin, Referentin, geistliche Begleiterin und Exerzitienbegleiterin. Als Synodalin nahm sie an der „Gemeinsamen Synode der deutschen Bistümer“ (1972-1975) teil und arbeitete in verschiedenen Gremien der Bischofskonferenz als Beraterin mit. Von 1969 bis 1990 war sie Dozentin am Institut der Vereinigung der Ordensoberinnen in München.



## Corona Bamberg OSB

### Gehorsam

Einer der Gründe, weshalb gegenwärtig der Nachwuchs für unsere Ordensgemeinschaften spärlich ist, scheint mir der Gehorsam zu sein. Wer heute zu leben hat, dem bieten sich, vor allem, wenn er jung ist, eine Fülle von Möglichkeiten an, wo und wie er sein Leben gestalten kann. Dabei gehören die Zeiten längst der Vergangenheit an, in denen die Berufswahl von den Eltern getroffen wurde. Wohin einer den ersten Schritt in der Volljährigkeit tat, hing nicht von der eigenen Entscheidung ab, sondern meistens vom Willen der Eltern. Ihnen gehorchte der Sohn oder die Tochter, sie selbst hatten keine Wahl. Das ist, wie gesagt, längst vorbei. Und vorbei ist damit auch der Gehorsam. Nicht so in einem Orden. Da verspricht und gelobt man, seinen Weg „nicht nach eigenem Gutdünken“ zu gehen, „sondern nach der Entscheidung und dem Befehl eines anderen“, wie es im Gehorsamskapitel der Regel Benedikts heißt (RB 6,12). Das ist der menschlichen Natur im Allgemeinen total zuwider, und den Jungen von heute ganz besonders. Es sei denn, sie gehörten zu

denen, die vor eigenen Entscheidungen zurückschrecken und sich nur zu gern sagen lassen, wo es lang geht. Mit ihnen macht man aber nicht selten die Erfahrung, dass sie für das Ordensleben am wenigsten geeignet sind.

Das hat damit zu tun, dass der Mensch vom Wesen her empfänglich und also – mit Karl Rahner gesprochen – ein „Hörer des Wortes“ ist. Das Geschöpf Mensch ist von Anfang an ausgerichtet auf einen Gott, der sich mitteilt, also ausgerichtet auf eine mögliche Offenbarung. Für den, der dazu Christ ist, wird der Weg des Herrn maßgeblich, der „nicht gekommen“ ist, „seinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der (mich) gesandt hat“. (Joh 6, 38) Christsein heißt, diesen Weg in der Nachfolge Jesu zu gehen.

Theoretisch sich als „Hörer des Wortes“ zu verstehen, ist relativ leicht. Probleme bringt erst die Praxis. Zu gehorchen aus Einsicht auf das Funktionieren einer Gemeinschaft, fällt nicht so schwer. Es ist letztlich vernünftig. Schwieriger wird der Gehorsam als Gehen des Weges Jesu und also als Haltung solcher, „denen die Liebe zu Christus über alles geht“.

(RB 6,2) Hören und Gehorchen gehören zusammen. In der konkreten Situation, wenn etwa verlangt wird, dass ich beim Spülen helfe, statt Aufsätze zu schreiben oder Vorträge vorzubereiten, da dann auf Christus hören und, von ihm motiviert, das Aufgetragene tun, fordert Überwindung und Verzicht auf das, was ich lieber machen würde. Ich werde es nur fertig bringen, wenn ich auch sonst Christus nachzufolgen suche und Ihm ähnlich werden will. Dann kann es mir gelingen, nicht nur zu gehorchen, sondern es „mit frohem Herzen“ (RB 6,16) zu tun. Denn dann bin ich in Seiner Gnade.

Ich kann mich nicht erinnern, dass man uns im Noviziat den Gehorsam in diesem Horizont aufgezeigt und beigebracht hat. Eher war es so, dass man sich selbstverständlich gefügt hat und mit dem praktizierten Gehorsam die Nähe Christi nach und nach erfahrbar wurde. Im Tun gab sich Christus zu erkennen. Nicht sofort, aber Schritt für Schritt, im Verlauf der Jahre und Jahrzehnte. Man entdeckte mit der Zeit auf diese Weise das Befreiende des Gehorsams. Das gierige Ich lernte zurück zu treten, der blockierende Eigenwille gab immer seltener den Ton an. Und die Autorität, anfangs ein rotes Tuch, entpuppte sich als Hilfe, nicht zuletzt zur Bildung eines gesunden Gewissens. So konnte man sie akzeptieren. Nicht ohne Auseinandersetzung. Nicht ohne Aufbegehren. Doch der Widerstand nahm ab, er ließ der Gelassenheit den Vortritt „im Vertrauen auf Gottes Hilfe“ (RB 68, 1) und auch in der herangereiften Bereitschaft, lieber zu gehorchen.

In gut 60 Klosterjahren konnte ich beobachten, wie sich der Gehorsam, aber auch die Ausübung der Autorität verändert hat. Der Gehorsam wurde

sachlicher, ohne an geistlicher Tiefe einzubüßen. Und die Ausübung der Autorität nahm mehr und mehr Maß an Menschlichkeit, am Zugeständnis der Eigenart jedes Einzelnen und an der Dienstbereitschaft gegenüber Gott und der anvertrauten Gemeinschaft. Dabei wurden die Anforderungen nicht geringer. Aber mit zunehmender Menschlichkeit wurde der Gnade mehr Raum gegeben. Nicht die mehr oder weniger sympathische Oberin fabrizierte nun die Vollkommenheit ihrer Untergebenen, sondern es war und ist ihre Durchlässigkeit für den Herrn, der das Gute wirkt und die Schwachen liebt. Ordensleben verlor immer mehr das Image eines

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Hochleistungssports, es wurde im Gewöhnlichen angesiedelt als eine Variante christlichen Lebens neben anderen. Klösterliches Leben wird erfahren als fortschreitender Glaube, in dem „das Herz weit“ wird und der Mensch „im unsagbaren Glück der Liebe den Weg der Gebote Gottes“ läuft (RProI 49).

Es müsste möglich sein, die Barriere des Gehorsams im Ordensleben niedriger zu machen, wenn man die Berufung dazu als Einladung des Herrn hören lernt, der in seiner Güte „den Weg ins Leben“ zeigt (RProI 20). Dem Hören das Gehorchen folgen lassen, ist ja dann Sache derer, die „gute Tage zu sehen“ wünschen (RPProI 15).

## Michael Plattig O.Carm.

Prof. P. DDr. Michael Plattig O.Carm., geboren in Fürth, empfing 1986 die Priesterweihe. Er ist Professor für Theologie der Spiritualität und Leiter des Instituts für Spiritualität an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster. Zudem ist er Gastprofessor am Institut für Psychologie der Päpstlichen Universität Gregoriana und am Institut für Spiritualität der Päpstlichen Universität Antonianum.



Michael Plattig O.Carm.

## „Höre, mein Sohn!“<sup>1</sup>

Hörbereitschaft und Gehorsam – Sondierungen

### Hören und Leben

Im Griechischen und im Lateinischen haben die Worte für Gehorsam oder gehorchen auch oder ursprünglich die Bedeutung voninhören, Gehör schenken und auch im Deutschen kommt gehorchen von horchen. Gehorsam braucht die Bereitschaft zu hören.

Die Hörbereitschaft ist für Benedikt von Nursia so wichtig, dass seine Regel mit diesen Worten beginnt: „Höre mein Sohn, auf die Weisung des Meisters, neige das Ohr deines Herzens, nimm den Zuspruch des gütigen Vaters willig an und erfülle ihn durch die Tat!“<sup>2</sup> Der Meister ist Christus, seine Weisung die Hl. Schrift, auch der Vater ist Christus, der gütig ist, d.h. sich helfend und verzeihend dem Menschen zuwendet. Das Hören muss in das Handeln, ein Leben nach der Weisung des Evangeliums übergehen.<sup>3</sup>

Hier wird in einem Satz und grundlegend zusammengefasst, welches

Gegenüber und welches Ziel jeder Gehorsam im klösterlichen, kirchlichen, christlichen Kontext hat, nämlich auf Christus zu hören und nach dem Gehörten in seiner Nachfolge zu leben.

Der Zusammenhang von Hören und Leben wird im Buch Deuteronomium mit dem Gesetz Gottes in Verbindung gebracht: „Und nun, Israel, höre die Gesetze und Rechtsvorschriften, die ich euch zu halten lehre. Hört, und ihr werdet leben, ...“ (Dtn 4,1) und auch der Prophet Jesaja verweist auf diesen Zusammenhang: „Neigt euer Ohr mir zu, und kommt zu mir, hört, dann werdet ihr leben. Ich will einen ewigen Bund mit euch schließen...“ (Jes 55,3)

Das Hören ist verknüpft mit dem Bundesangebot Gottes, wer hört, tritt ein in den Bund mit Gott, in die lebensschaffende Beziehung zu ihm. Auch Gott ist ein Hörender und Sehender und diese Aufmerksamkeit für sein Volk führt ihn zum befreienden Handeln: „Der



Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid.“ (Ex 3,7) Dies unterscheidet ihn fundamental von den Götzen, denn die „haben einen Mund und reden nicht, Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht, eine Nase und riechen nicht; ...“ (Ps 115,5f.)

Auf diesen Zusammenhang verweist ein Apophthegma: „Abbas Mios, der Sohn des Beleos sprach: Gehorsam steht für Gehorsam. Wenn einer Gott gehorcht, gehorcht Gott auch ihm.“ (Mios 1)<sup>4</sup> Wenn der Mensch auf Gott hört, ihm gehorcht, dann tritt er ein in die Beziehung, die ihn leben lässt, dann werden an ihm sich Gottes Verheißungen erfüllen und er wird sein Heil finden. Gott ist Gehorsam, er hält sich in Treue an seinen Bund und seine Verheißung des Lebens.

Der Gehorsam verweist auf die Wurzeln und die Fundamente des jüdisch-christlichen, des biblischen Glaubens, denn der Glaube und das Leben kommen vom Hören.

Deshalb ist der Gehorsam ein zentraler Wert nicht nur für das Ordensleben, sondern für das christliche Leben überhaupt.

## Übung

Die Hörbereitschaft ist eine nicht einfach gegebene Haltung, auch wenn die Fähigkeit zum Hören angeboren ist, sie muss, so die Überzeugung des Mönchtums immer wieder geübt und errungen werden. Ablenkungen, vor allem die, des eigenen Herzens, sind zu überwinden in einem beständigen Bemühen, in einem geistlichen Kampf. Der Mönchs-

vater Antonius merkt an: „Wer in der Wüste sitzt und die Herzensruhe pflegt, wird drei Kämpfen entrissen: Dem Hören, dem Reden, dem Sehen. Er hat nur noch einen Kampf zu führen: den gegen das eigene Herz.“ (Antonios 11)<sup>5</sup>

Dies bedeutet die Einkehr bei sich selbst, die Wahrnehmung der und die Auseinandersetzung mit den Gedanken im eigenen Herzen. Hören und unterscheiden sind die wichtigen Aufgaben des Mönches in seinem Kellion, seiner Zelle.

„Moyses: Es ist zwar unmöglich, dass der Geist nicht von Gedanken gestört wird. Es ist jedoch jedem, der sich darum bemüht, möglich, sie anzunehmen oder sie zurückzuweisen. Wenn also ihr Entstehen nicht in jedem Fall von uns abhängt, so stehen doch Billigung und Wahl in unserer Macht. ... Aber – ich betone – es liegt zu einem großen Teil an uns, ob die Beschaffenheit unserer Gedanken verbessert wird und in unserem Herzen entweder die heiligen und geistlichen [Gedanken] oder die irdischen und fleischlichen wachsen. Deshalb nämlich werden die häufige Lesung und das beständige Nachsinnen über die heilige Schrift angewandt, damit uns von da ausgehend die Möglichkeit gegeben wird zu einem geistlichem Erinnerungsschatz; deshalb das häufige Psalmgebet, damit uns dadurch eine beständige Erschütterung begleitet; deshalb wird die Bflissenheit bei Nachtwachen, bei Fasten und Gebet aufgebracht, damit der mit Narben bedeckte Geist nicht Geschmack an Irdischem findet, sondern Himmlisches anschaut.“<sup>6</sup>

Das Wahrnehmen der eigenen Gedanken im Herzen geschieht im Raum des Lesens und Meditierens der Schrift, des (Psal-

men-)Gebets, des Fastens und Wachens. Es ist also nicht einfach Selbstwahrnehmung oder Selbsterkenntnis gemeint, sondern eine solche Bemühung um das eigene Herz ist eingebettet in den Raum der Gegenwart Gottes, des Stehens vor Gott. Hören nach innen geschieht in der Bewegung des Hörens auf Gott, das Übung, Regelmäßigkeit, Wachsamkeit und Nüchternheit braucht. Dabei ist die genaue und differenzierte Wahrnehmung wichtig, denn sie ermöglicht erst die Unterscheidung: „Diesen dreifachen Ursprung der Gedanken [von Gott, vom Diabolus oder aus uns] müssen wir also sorgfältig beobachten und alle Gedanken, die in unserem Herzen aufsteigen, mit scharfer Unterscheidung auseinandehalten, indem wir ihren Ursprung, ihre Ursachen und Urheber von Anfang an aufspüren, um beurteilen zu können, wie wir uns ihnen gegenüber verhalten müssen, je nach der Bedeutung ihrer Einflüsterungen, damit wir so entsprechend dem Gebot des Herrn verlässliche Münzmeister werden. Denn höchste Erfahrung und Fertigkeit erfordert es, will man prüfen, was reinstes Gold ist ... oder welches zu wenig durch die Reinigung im Feuer geläutert ist.“<sup>7</sup>

Ignatius von Loyola versieht seine sogenannten Unterscheidungsregeln mit folgender Überschrift, die in sich einen Prozess beschreibt: „Regeln, um irgendwie die verschiedenen Regungen zu verspüren und zu erkennen, die in der Seele verursacht werden, – die guten, um sie anzunehmen, – und die bösen, um sie abzuweisen.“<sup>8</sup>

Im spanischen Text steht „sentir“, das mit verspüren, fühlen, wahrnehmen, hören, empfinden übersetzt werden kann. Es handelt sich also um einen differenzierten Wahrnehmungsprozess,

dem das Erkennen und erst dann das Unterscheiden folgt.

## Mühe des Gehorsams

Benedikt spricht von der „Mühe des Gehorsams“ oder dem Bemühen um den Gehorsam gegen die „Trägheit des Ungehorsams“.<sup>9</sup>

Das gilt gerade auch für das Hören im Gottesdienst. Von Abbas Poimen wird folgendes erzählt: „Wenn er in die (gottesdienstliche) Versammlung gehen wollte, dann setzte er sich zuerst für sich allein und untersuchte seine Gedanken, etwa eine Stunde. Und so ging er dann weg.“ (Poimen 32)<sup>10</sup> Die Vorbereitung auf den Gottesdienst ist das Hineinhören in sich selbst und die Vergewisserung darüber, mit welchen Gedanken im Herzen das Hören geschieht und wie das Hören unter Umständen dadurch behindert oder befördert wird.

Zur Hörbereitschaft muss wie schon eingangs erwähnt die Bereitschaft zum Tun kommen. Abbas Philikas (Felix): „Jetzt gibt es kein Wort mehr. Als die Brüder früher die Alten fragten und taten, was diese ihnen sagten, da leitete sie der Herr an, wie zu sprechen wäre. Jetzt aber, nachdem sie nur noch fragen, aber das Gehörte nicht tun, hat Gott die Gabe des Wortes von den Älvätern genommen, und sie finden nicht, was sie sagen sollen, da keiner ist, der es ausführt!“ (Philikas [= Felix])<sup>11</sup>

Die Trägheit des Ungehorsams oder ein bloßes oberflächliches Interesse ohne grundsätzliche Bereitschaft zur Veränderung blockieren den Zusammenhang von Hören, Tun und Leben.

Deshalb ist auch für Benedikt die Gegenbewegung zum Gehorsam das Murren. „Murren ist nicht einfach offene



Widerrede oder berechtigte Kritik. Gemeint ist die meist lautlose Verweigerung des Herzens. ... Der Herr, dem die Verweigerung letztlich gilt, schaut auf das Herz, d. h. auf die Mitte der Person und auf die verborgenen Motivationen. Wichtig ist die immer neue Umkehr aus dieser negativen Grundstimmung. Gehorsam ist ein Prozess, der in stets größere Bereitwilligkeit führt. Es geht Benedikt nicht zuerst um Handlungsanweisungen, sondern um die Hinführung zur Glaubenswirklichkeit.“<sup>12</sup>

Das Murren ist mit dem Nörgeln verwandt. Es ist ein Kennzeichen des Nörglers, dass die Schuldigen immer außerhalb gesucht werden und oft auch anonym und ohne Gesicht bleiben, es ist die säkulare und gottlose Gesellschaft, es ist der Wertverlust, die Gefährdung des Abendlandes usw. Der Ansatzrahmen ist dabei so gewählt, dass ein Einzelner und auch eine Gemeinschaft nichts ändern kann. Daraus folgt dann fast zwangsläufig ein in der Kirche weit verbreiteter allgemeiner Kulturpessimismus. Pauschalisierungen sind in der Nörgelkultur an der Tagesordnung, die Gegenwart wird ab-, die Vergangenheit tendenziell aufgewertet bis zur Verklärung derselben. Die Nörgelkultur manövriert sich Schritt für Schritt in eine ausweglose Situation. Die Probleme sind zu groß, die Schuldigen nicht auszumachen, eine grundlegende Verbesserung der Lage nicht in Sicht. Es breiten sich Resignation und depressive Stimmung aus, alles erscheint aussichtslos, der Rahmen ist viel zu weit gesteckt als das ein Licht am Horizont erscheinen könnte, die Ansprüche an sich selber und die anderen („die da oben“) sind zu hoch als dass sie eine Chance hätten. Die Wüstenväter

und -mütter sahen darin eine perfide Strategie der Dämonen, nämlich den Menschen permanent zu überfordern und dadurch permanent zu frustrieren.<sup>13</sup> Manche ergehen sich in Bedauern und Selbstmitleid. Ein typischer Nörgler führt einen ständigen Monolog mit sich selbst, er braucht dazu immer weniger einen wirklichen Gesprächspartner. Mancher flieht in eine Krankheit. Das Erleben der eigenen Machtlosigkeit wird somatisiert und führt zu einem wirklichen körperlichen Leiden, das einerseits die eigene Aufmerksamkeit auf sich selbst lenkt, andererseits eine Entschuldigung bietet, nichts zu tun, weil man nichts tun kann und auch noch Zuwendung über Mitleid zur Folge hat. Es geht hier natürlich nicht um eine Pauschalisierung von Krankheitsphänomenen, sondern nur um eine Sensibilisierung für mögliche Zusammenhänge, deren Zutreffen natürlich jeweils zu überprüfen ist.

Eine solche Nörgelschiene ist allerdings unterschwellig höchst aggressiv aufgeladen, denn die erfahrene Ohnmacht führt natürlich auch zu Aggressionen. Da diese in Kirche und Kloster wenig legale Möglichkeiten zum Ausagieren haben, dümpeln sie unterschwellig vor sich hin und türmen sich auf, was dann manchmal zu dem höchst seltsamen Phänomen führt, dass offensichtliche Nebensächlichkeiten plötzlich zu großen Konfliktpunkten werden, an denen sich Gemeinschaften spalten. Damit werden Frustration und Aggression an Stellen ausagiert, die weder etwas mit der Ursache zu tun haben, noch wirklich wichtig sind.

Augustinus beschreibt das in seinen Enarrationes in Psalmos treffend: „Alle, die murren, werden in der Hl. Schrift



ganz treffend gekennzeichnet mit dem Wort: Das Herz des Toren gleicht dem Rad am Wagen (Sir 33, 5). Was soll das heißen? Das Rad hat nur Stroh und Heu zu tragen, doch es ächzt. Denn das Wagenrad kann das Ächzen nicht lassen. Es gibt viele Brüder solcher Art. Nur dem Leibe nach wohnen sie in der Gemeinschaft zusammen.<sup>14</sup>

Murren und Nörgeln sind wie Krebsgeschwüre, die sich zunächst oft unbemerkt ausbreiten und nach und nach die Stimmung des einzelnen Ordensmitglieds und dann nach und nach auch der Gemeinschaft eintrüben und verdunkeln. Wesentliches Merkmal ist, dass die Fähigkeit des Hörens immer mehr abnimmt.

## Hören und Schweigen

Die beständigen Einübung der Hörbereitschaft ist eine grundlegende Aufgabe und ist nicht an bestimmte Orte oder Zeiten gebunden. Eine kleine Erzählung aus der Sammlung von Perugia macht dies im Kontext der franziskanischen Tradition deutlich: „Als nun der selige Franziskus aus den Brüdern jene auswählte, die er mit sich nehmen wollte, sagte er zu ihnen: ‚Geht im Namen des Herrn je zwei und zwei ehrbar des Weges, vor allem unter Stillschweigen vom Morgen bis zur dritten Stunde, und betet in eurem Herzen zum Herrn. Auch müßige oder unnütze Worte sollen unter euch nicht gesprochen werden.

Wenn ihr nämlich auch wandert, so soll dennoch euer Wandel so ehrbar sein, wie wenn ihr in der Einsiedelei oder in der Zelle weiltet; denn wo auch immer wir stehen und gehen, haben wir die Zelle bei uns: Bruder Leib ist nämlich unsere Zelle und die Seele ist der Ein-

siedler, der drinnen in der Zelle weilt, um zu Gott zu beten und zu betrachten. Wenn daher die Seele nicht in Ruhe und Einsamkeit in ihrer Zelle bleiben mag, dann nützt dem Ordensmann eine von Hand gemachte Zelle wenig.“<sup>15</sup>

Nicht die Zelle ist entscheidend, sondern die Haltung der Anbetung und der Betrachtung, die wesentlich die Aufmerksamkeit für Gott, das Hören auf ihn beschreiben.

Eine Voraussetzung dafür benennt Franziskus im ersten Teil des Zitats, es ist die Bewahrung des Schweigens und das Vermeiden von unnützen und müßigen Worten.

Die Karmelregel führt dies im Kapitel 21 näher aus: „Der Apostel aber empfiehlt das Schweigen, wenn er vorschreibt, in Ruhe zu arbeiten, wie auch der Prophet bezeugt: ‚Die Übung der Gerechtigkeit ist das Schweigen.‘ Und ferner: ‚Im Schweigen und in der Hoffnung liegt eure Stärke.‘ Deshalb ordnen wir an, dass ihr nach dem Beten der Komplet das Schweigen halten sollt, bis die Prim des folgenden Tages gebetet ist. Wenn auch in der übrigen Zeit das Schweigen nicht so sehr gewahrt zu werden braucht, hüte man sich dennoch sorgfältig vor Geschwätzigkeit, denn wie geschrieben steht und nicht minder die Erfahrung lehrt: ‚bei vielem Reden bleibt die Sünde nicht aus‘ und ‚Wer unbedachtsam im Reden ist, dem ergeht es übel.‘ Sodann: ‚Wer viele Worte macht, schadet seiner Seele.‘ Und der Herr selbst sagt im Evangelium: ‚Über jedes unnütze Wort, das die Menschen reden, werden sie am Tag des Gerichts Rechenschaft ablegen müssen.‘ Daher wäge ein jeder seine Worte und zügler seine Zunge, damit er nicht strauchle und durch seine Rede zu Fall komme



und sein Fall unheilbar zum Tod führe. Mit dem Propheten achte jeder auf seine Wege, damit er sich mit seiner Zunge nicht verfehle, und er mühe sich sorgfältig und gewissenhaft um das Schweigen, in dem die Übung der Gerechtigkeit besteht.“<sup>16</sup>

Der erste Satz des Kapitels bezieht sich auf 2 Thess 3,8-12, weiter werden Jes 32,<sup>17</sup> (Vulgata: „et erit opus iustitiae pax et cultus iustitiae silentium“) und Jes 30,15 (Vulgata: „in silentio et in spe“) zitiert. Mit diesen Zitaten wird das Schweigen charakterisiert.

Zunächst wird das Schweigen bei der Arbeit betont. Arbeit ist nicht ein Gegensatz zum Beten im Sinne von „entweder ... oder“, sondern Arbeit ist eine andere Form des Betens, des Meditierens. Das Schweigen bei der Arbeit soll helfen, diese als andere Form des Betens zu erleben. Weiter betont die Regel, dass Schweigen nach Jesaja (Jes 32) die Übung der Gerechtigkeit sei, also ist keineswegs ein passives oder resigniertes Schweigen gemeint, sondern ein aktives, kreativ gestaltetes Schweigen.

In Schweigen und Hoffnung liegt die Kraft des Mönches, nicht in Hektik oder Geschäftigkeit. Die Hoffnung auf Gott, das Vertrauen auf ihn lässt den Mönch innerlich ruhig werden und still, denn sein Heil liegt in Gott und er muss es nicht selber schaffen, das schenkt ihm Gelassenheit, Ruhe und Frieden. Diese Kraftquelle des Schweigens und der Hoffnung gilt es zu pflegen, nicht nur durch das Schweigen des Nachts, das mehr eine gegenseitige Rücksichtnahme meint, sondern vor allem durch die Haltung des Schweigens, die den ganzen Tag bewahrt werden soll. Die Schrift und die Erfahrung lehren, dass das Vielreden nicht ohne Verfehlung bleibt,

ja eigentlich, dass es selbst schon Verfehlung ist, weil es den Mönch seiner Kraftquelle beraubt. So geht es, und das ist die asketische Aufgabe der Tages- und Lebensgestaltung des Mönches, um die rechte Balance zwischen Reden und Schweigen und um das Wägen der Worte. Es geht um die Frage, ob sie wirklich notwendig sind, oder unnütz, vielleicht eine Flucht vor der Stille. Worte sollen nicht unbedacht geäußert werden, denn für sie wird Rechenschaft verlangt werden. Wer viel redet, kann kaum der Versuchung zu Verleumdung und Beleidigung entgehen. Schweigen hat deshalb auch zu tun mit Ehrfurcht und Achtung vor dem Anderen, mit Hören auf den Anderen.

Die Karmelregel macht so deutlich, dass ein qualifiziertes Schweigen gemeint ist, ein Schweigen, eine Art von Ruhe, die sich gründet in der Erfahrung des Getragenseins von einem letzten Sinn, von Gott und auch auf die Begegnung mit Gott ausgerichtet ist. Das rechte Maß der Worte finden, sich ins Schweigen begeben, um Gott zu suchen und mit seiner Gnade auch zu finden, ist Ziel monastischen Lebens.

Eine weitere Qualifikation des Schweigens ist die Beziehung zur Gemeinschaft, in der es geübt wird, einerseits aus brüderlicher Rücksichtnahme, den anderen nicht zu stören in der Nacht, aus Ehrfurcht vor dem Anderen, ihn nicht zu verleumden und andererseits als Haltung der gemeinsamen Ausrichtung auf Gott während des Tages.

Ein Schweigen also, das von Beziehung lebt und in Beziehung führt, diese fördern und nicht verhindern will. Dieses Schweigen ist keine Frage des Zeit- und Mußhabens oder einer bestimmten Technik, sondern eine Frage des Ge-

tragenwerdens von einem letzten Sinn, von Gott. Schweigen ist notwendig um der Beziehung zu Gott und den Menschen willen. Schweigen bedeutet, ernst zu nehmen und zu realisieren, dass Worte erschlagen, verletzen und töten können. Schweigen und Hören beschreiben die beiden Seiten der gleichen Haltung.

Durch das Reden wird Raum besetzt, machen sich Menschen wichtig, ihre Meinung interessant. Im Schweigen wird Raum eröffnet für die Meinung anderer, für das Wort Gottes. Im Schweigen zeigt sich die Ehrfurcht vor dem Anderen, nicht nur, ihm nichts Übles nachzusagen, sondern auch ihm zuzutrauen, dass er etwas Wichtiges zu sagen hat, dass seine Meinung bedeutsam ist.

Dafür braucht es ein gesundes Selbstbewusstsein, das um den eigenen Wert und die eigenen Grenzen weiß und deshalb reden und schweigen wird, jeweils zur rechten Zeit. Ein Mensch im Einklang mit sich selbst und geborgen in Gott muss nicht aus Angst schweigen, einen Fehler zu machen, sich zu blamieren oder falsch verstanden zu werden; er muss aber auch nicht reden, um sich Geltung zu verschaffen; er muss nicht überall und bei jedem Thema seine Meinung kundtun, um sich wichtig zu machen und sich damit Sinn zu verschaffen.

Das Schweigen wird in Anlehnung an Jesaja in der Karmelregel charakterisiert als Übung der Gerechtigkeit. Im 32. Kapitel bei Jesaja wird näher ausgeführt, was Gerechtigkeit meint: Man weiß sich beieinander sicher (32,2), man ist sehend und hörend, feinfühlig (32,3-4), es gibt keine Heuchelei mehr, die Dinge werden beim Namen genannt (32,5-7).

## Leitung und Verantwortung

Die Hörbereitschaft und das Schweigen sind bei Benedikt auch wichtige Voraussetzungen für die Autoritäten in seinen Klöstern. Der Abt darf „nur lehren oder bestimmen und befehlen, was der Weisung des Herrn entspricht.“<sup>17</sup>

Der Abt „lasse sich vom Gespür für den rechten Augenblick leiten und verbinde Strenge mit gutem Zureden. Er zeige den entschlossenen Ernst des Meisters und die liebevolle Güte des Vaters.“<sup>18</sup>

Der Abt „muss wissen, welche schwierige und mühevoll Aufgabe er auf sich nimmt: Menschen zu führen und der Eigenart vieler zu dienen. Muss er doch dem einen mit gewinnenden, dem anderen mit tadelnden, dem dritten mit überzeugenden Worten begegnen. Nach der Eigenart und Fassungskraft jedes einzelnen soll er sich auf alle einstellen und auf sie eingehen. So wird er an der ihm anvertrauten Herde keinen Schaden erleiden, vielmehr kann er sich am Wachsen einer guten Herde freuen.“<sup>19</sup>

Der Cellerar „trage Sorge für alles. ... Er mache die Brüder nicht traurig. Falls ein Bruder unvernünftig etwas fordert, kränke er ihn nicht durch Verachtung, sondern schlage ihm die unangemessene Bitte vernünftig und mit Demut ab.“<sup>20</sup>

Die Dekane „tragen in allem Sorge für ihre Dekanien nach den Geboten Gottes und den Weisungen des Abtes.“<sup>21</sup>

Sorge tragen ist in der Regel des heiligen Benedikt „ein Grundwort für den sorgsamsten Umgang mit Menschen, die hilfsbedürftig, abhängig und verwundet sind. Für alle Ämter im Kloster ist die umsichtige Sorge für Menschen, die ihrer bedürfen, ein wichtiges Anliegen.“<sup>22</sup> Dies setzt das Hören auf die un-



terschiedlichen Bedürfnisse der Brüder voraus, die genaue Wahrnehmung der einzelnen Mitglieder der Abtei. Sensibilität für den rechten Augenblick und das rechte Maß zum Heil des Anderen ist der Gehorsam, der von den Amtsträgern gefordert wird und der sich speist aus dem Hören auf das Wort Gottes, die Weisung des Herrn.

Was für den einzelnen Bruder gilt, gilt auch für Belange der ganzen Gemeinschaft. Benedikt führt im 3. Kapitel aus: „Sooft etwas Wichtiges im Kloster zu behandeln ist, soll der Abt die ganze Gemeinschaft zusammenrufen und selbst darlegen, worum es geht. Er soll den Rat der Brüder anhören und dann mit sich selbst zu Rate gehen. Was er für zuträglicher hält, das tue er. Dass aber alle zur Beratung zu rufen seien, haben wir deshalb gesagt, weil der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das Bessere ist. Die Brüder sollen jedoch in aller Demut und Unterordnung ihren Rat geben. Sie sollen nicht anmaßend und hartnäckig ihre eigenen Ansichten verteidigen. Vielmehr liegt die Entscheidung im Ermessen des Abtes: Was er für heilsamer hält, darin sollen ihm alle gehorchen. Wie es jedoch den Jüngern zukommt, dem Meister zu gehorchen, muss er seinerseits alles vorausschauend und gerecht ordnen. Alle sollen in allem der Regel als Lehrmeisterin folgen, und niemand darf leichtfertig von ihrer Weisung abweichen. Keiner darf im Kloster dem Willen seines eigenen Herzens folgen. ... Der Abt allerdings muss seine Anordnungen immer in Gottesfurcht treffen und sich dabei an die Regel halten. Er muss wissen, dass er sich ohne Zweifel für all seine Entscheidungen vor Gott, dem gerechten Richter, zu verantworten hat.“<sup>23</sup>

Die Benediktusregel beschreibt ein kunstvolles „Geflecht“ verschiedener Bereitschaften zuzuhören. Für den Abt und die Brüder gilt gleichermaßen, dass alle hörend vor Gott und hörend der Regel gegenüber stehen. Die besondere Verantwortung des Abtes vor Gott wird betont und seine Bemühung darum, den Gehorsam der Brüder durch vorausschauende, umsichtige, nachvollziehbare und gerechte (An-)Ordnung zu ermöglichen.

Dies korrespondiert mit Kapitel 64, in dem es vom Abt heißt: „In seinen Befehlen sei er vorausschauend und besonnen. Bei geistlichen wie bei weltlichen Aufträgen unterscheide er genau und halte Maß. Er denke an die maßvolle Unterscheidung des heiligen Jakob, der sprach: ‚Wenn ich meine Herden unterwegs überanstrengte, werden alle an einem Tag zugrundegehen.‘ Diese und andere Zeugnisse maßvoller Unterscheidung, der Mutter aller Tugenden, beherzige er. So halte er in allem Maß, damit die Starken finden, wonach sie verlangen, und die Schwachen nicht davonlaufen.“<sup>24</sup>

Bemerkenswert ist in Kapitel 3 die Betonung, dass auch auf die Jüngeren zu hören ist, denn oft wird ihnen „offenbart, was das Bessere ist.“ In einer Zeit der nahezu absoluten Hochachtung des Alters ist dies eine Anknüpfung an die biblische und altkirchliche Umkehr menschlicher Bewertungen. Das Charisma des Rates wird von Gott unabhängig von Alter und Ansehen verliehen.<sup>25</sup>

Damit es zu einer Einigung, zu größtmöglicher Übereinstimmung der Brüder kommt, ist eine Haltung notwendig, die nicht anmaßend und hartnäckig die eigenen Ansichten verteidigt, sondern in der sich in Demut die Einsicht zeigt,

dass der eigene Blickwinkel immer subjektiv und damit eingeschränkt ist. Eine Gemeinschaft braucht die grundsätzliche Bereitschaft aller, vom eigenen Willen, von der eigenen Sicht auf die Dinge abzusehen, zum Wohl aller, deshalb darf keiner, weder Abt noch Brüder, dem Willen seines eigenen Herzens folgen. Es gibt dabei praktisch keinen Unterschied, ob am Ende der Abt entscheidet wie in der Benediktusregel oder ob eine Frage durch Mehrheitsentscheid, durch „den größeren und verständigeren Teil“<sup>26</sup>, entschieden wird, denn immer geht es für die Brüder oder Schwestern mit anderer Meinung darum, damit umzugehen, die Entscheidung zu akzeptieren und nicht ins „Murren“ zu verfallen. Auch diese „Gehorsamsübung“ kann nicht isoliert betrachtet werden, sondern muss eingebettet sein in die grundsätzliche Übung, nicht sich selbst, sondern die Beziehung zu Christus in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken.

## Alltag

In einen größeren Zusammenhang gestellt, geht es um die Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten des Lebens, zu denen nicht nur Entscheidungen gehören, die schwierig sind, es können auch Konstellationen in Gemeinschaften sein, Brüder oder Schwestern, die nerven. Es kann aber auch die Auseinandersetzung mit der eigenen Situation sein, die vielleicht durch Krankheit, zunehmendes Alter und damit zunehmender Einschränkungen geprägt ist. Die Auseinandersetzung also mit den täglichen Anforderungen des Lebens.

Der Gehorsam gegenüber dem Augenblick und der Situation, in die sich

der Bruder oder die Schwester gestellt sieht. Ist das nicht zu allererst der Wille Gottes, dem es zu gehorchen, auf den es zu hören gilt? Der Wille Gottes ist nicht etwas, was vom Himmel fällt, sondern er erschließt sich in und aus den täglichen Begegnungen mit ihm in den Auseinandersetzungen und Herausforderungen des Alltags, in und mit der Gemeinschaft, in Welt und Kirche. Gehorsam heißt, das tägliche Leben in der Verantwortung und in der Zuwendung zu Gott und den Menschen anzunehmen, ihm nicht auszuweichen, sondern es zu leben. Damit ist natürlich nicht gemeint, dass alles im Gehorsam ertragen werden muss und sich nichts ändern darf. Es wird im Anschluss sofort deutlich, dass natürlich Not zu lindern und wenn möglich zu beseitigen ist, wo und soweit es geht, das gehört wesentlich zum Gehorsam. Nur gibt es Situationen, Konstellationen, Befindlichkeiten, die nicht zu ändern sind. Dem allem zugrunde liegt der Tod, die Tatsache, dass der Mensch sterben muss. Das ist nicht zu ändern. Die Versuchung des geistlichen Lebens besteht darin, sich dem nicht zu stellen, sondern zu flüchten. Für das alte Mönchtum war dies ein Charakteristikum der Akeidia, des sog. Mittagsdämons.<sup>27</sup> Es sind dann Gedanken wie: „Wenn ich damals in einen anderen Konvent versetzt worden wäre, dann ging es mir heute sicher besser.“ Oder: „Wenn ich jetzt woanders wäre, oder wenn ich 30 Jahre jünger wäre, oder wenn ich jetzt das und das hätte oder täte, dann ...“. Das sind Versuchungen, die dahin führen, vom gegenwärtigen Zustand abzulenken und zu meinen, es ginge besser, wenn irgendein Umstand anders wäre. Das ist meist Illusion, denn die

Situation ändert sich oft nicht durch die Änderung der Umstände, sondern durch eine Veränderung in der Einstellung zur Situation oder durch die Verwandlung der beteiligten Person(en). Deshalb ist die Grundherausforderung, sich mit dem auseinanderzusetzen, was ist, und nicht bei dem zu hängen, was anders sein könnte, was erträumt, konstruiert oder gewünscht wird. Gehorsam heißt, sich mit dem zu beschäftigen, was ist und einen Zugang dazu zu finden.

### Helfende Tat und Verwandlung

Der eben bereits angedeutete Aspekt des Gehorsams wird in Mt 25,31-46, dem Weltgericht des wiederkommenden Menschensohnes, beschrieben. Am Verhalten dem Nächsten gegenüber, genauer dem leidenden und bedürftigen Nächsten gegenüber entscheidet sich die Zugehörigkeit zum Reich Gottes. Am Verhalten des barmherzigen Samariters erläutert Jesus in Lk 10,25-37 wie man zum Nächsten wird und das Gebot der Nächstenliebe erfüllt. In beiden Fällen, bei Lukas noch dramatischer gestaltet durch das Verhalten von Priester und Levit, die vorbeigehen, entscheidet die Aufmerksamkeit für den Leidenden und Marginalisierten über die Zugehörigkeit zu Christus. Wobei die Wahrnehmung alleine, wie das Beispiel von Priester und Levit und das Verhalten der „Böcke“ bei Mt zeigen, zu wenig ist – es braucht die helfende Tat.

Es gibt also so etwas wie einen Gehorsam den Leidenden, den Situationen der Leidenden gegenüber, den J. B. Metz die „Mystik der offenen Augen“<sup>28</sup> genannt hat.

Meister Eckhart sieht in seinen „Reden der Unterweisung“ in der Hinwendung

zum Kranken die größere Liebe: „Gesetzt nun, dass es voll und ganz Liebe sei, so ist es doch das Allerbeste nicht. Das wird aus folgendem deutlich: Man soll nämlich von solchem Jubilus bisweilen ablassen um eines Besseren aus Liebe willen und um zuweilen ein Liebeswerk zu wirken, wo es dessen nottut, sei's geistlich oder leiblich. Wie ich auch sonst schon gesagt habe: Wäre der Mensch so in Verzückerung, wie's Sankt Paulus war, und wüsste einen kranken Menschen, der eines Süpplens von ihm bedürfte, ich erachtete es für weit besser, du liebest aus Liebe von der Verzückerung ab und dienstest dem Bedürftigen in größerer Liebe.“<sup>29</sup>

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Durch die Wahrnehmung der Not und das beherzte Tun wird Leid gelindert, dem Notleidenden geholfen. Bei Franz von Assisi bekommt dieser Zusammenhang noch einmal eine andere bedeutsame Facette, wenn er in seinem Testament schreibt: „So hat der Herr mir, dem Bruder Franziskus, gegeben, das Leben der Buße zu beginnen: Denn als ich in Sünden war, kam es mir sehr bitter vor, Aussätzige zu sehen. Und der Herr selbst hat mich unter sie geführt, und ich habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen. Und da ich fortging von ihnen, wurde mir das, was mir bitter vorkam, in Süßigkeit der Seele und des Leibes verwandelt.“<sup>30</sup>



Hier wird eine Haltung des Gehorsams, des Hörens in menschlicher Begegnung beschrieben, die fundamental ist, soll das Zusammentreffen von Menschen wirklich zur Begegnung werden, nämlich dass jeder Beteiligte zulässt, durch die Begegnung verändert zu werden. Es ist die Offenheit für menschliches und geistliches Wachstum durch die Begegnung. Voraussetzung dafür ist, dass der/die Andere als Person wahrgenommen und nicht von vorneherein defizitär oder nicht ebenbürtig gesehen wird. Franziskus erfährt in der Begegnung mit den Aussätzigen eine Verwandlung, weil er seine bittere Abscheu überwindet. Indem er den Aussätzigen als Menschen barmherzig begegnet, erfährt er an sich selbst eine Verwandlung, eine Heilung, denn Bitternis verwandelt sich in Süßigkeit. Bitterkeit wird nicht einfach neutralisiert, sondern sogar in Süßigkeit verwandelt. Gehorsam bedeutet, sich diese Hörbereitschaft und Offenheit für die eigene Verwandlung zu erhalten.

## **Macht und Gehorsam**

Am Ende noch eine kleine Anmerkung zu Macht und Gehorsam. Jedes Mitglied einer Gemeinschaft übt Macht aus, manchmal sogar durch die demonstrierte Ohnmacht. Der spöttische Satz, „sei gut zu deinem Oberen / deiner Oberin, er / sie könnte einmal dein Untergebener / deine Untergebene sein“, macht die „Relativität“ der Machtausübung ironisch deutlich. Jeder übt Macht aus, und wenn es die Macht ist, die eigene schlechte Laune oder Stimmung den anderen zuzumuten oder die eigene Euphorie zum Maßstab für die Befindlichkeit aller zu machen.

Macht und Gehorsam sind eben keine Einbahnstraßen von oben nach unten, sondern sie sind nicht nur im geistlichen Sinn und im Ideal, sondern auch in der oft unreflektierten Realität immer aufeinander bezogen und es braucht immer einen wechselseitigen Gehorsam. Macht kann missbraucht werden, keine Frage, aber wo Macht nicht verantwortlich genutzt wird, sondern aus pseudodemokratischen oder ideologischen Gründen nicht benutzt wird oder nur verdeckt und unterschwellig und damit unkontrolliert wirkt, ist dies oft ebenso schlimm in den Folgen. Auch Ohnmacht kann missbraucht werden, wenn sie nämlich dazu dient, mit Hinweis auf die eigene Schwäche oder behauptete Unfähigkeit keine Verantwortung zu übernehmen und damit immer den anderen in der Gemeinschaft noch mehr aufzubürden, was angesichts der derzeitigen Situation der Orden in Europa oft fast zum Zerbrechen der wenigen, noch belastbaren Brüder und Schwestern führt. Diese Ohnmacht ist also hoch aggressiv und „lebensgefährlich“ für andere. Missbrauch von Macht und Ohnmacht dienen immer dem gleichen Ziel, nämlich aktiv oder passiv die eigenen Interessen durchzusetzen. Von daher hat Gehorsam fundamental mit der Bereitschaft zu tun, Verantwortung zu übernehmen und von sich abzusehen, in dem Maße wie es ehrlicherweise und reflektiert möglich ist.

## **Schlussbemerkung**

Am Ende dieser Sondierungen steht kein Ergebnis, das zusammengefasst werden kann, doch hoffentlich der eine oder andere Anstoß zum Weiterdenken mit Bauch, Herz und Verstand.



- .....
- 1 Prolog der Benediktusregel 1; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, St. Ottilien 2002, 47.
  - 2 Ebd.
  - 3 Vgl. Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 47f.
  - 4 Zitiert nach Weisung der Väter, hrsg.v. B. Miller, 3. unveränd. Aufl., Trier 1986, 194.
  - 5 Zitiert nach: Weisung der Väter, a.a.O., 17 unter Einbeziehung der Anm. 11 (S. 460).
  - 6 Johannes Cassian Collatio 1,17; zitiert nach: Johannes Cassian, Unterredungen mit den Vätern. Collationes Patrum, Teil 1, übers. u. erl. v. G. Ziegler, Quellen der Spiritualität 5, Münsterschwarzach 2011, 76f.
  - 7 Johannes Cassian Collatio 1,20; zitiert nach: Johannes Cassian, Unterredungen mit den Vätern, a.a.O., 79.
  - 8 Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen 313; zitiert nach: Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, nach dem span. Urtext übers. v. P. Knauer, Würzburg 1998, 127.
  - 9 Vgl. Prolog der Benediktusregel 2; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 47.
  - 10 Zitiert nach: Weisung der Väter, a.a.O., 217.
  - 11 Zitiert nach: Weisung der Väter, a.a.O., 301.
  - 12 Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 135.
  - 13 Z.B. Abbas Poimen: „Alles Übermaß ist von den Dämonen.“ (Poimen 129); zitiert nach: Weisung der Väter. A.a.O., 237.
  - 14 Vgl. Aug., EnPs. 132,12; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 265.
  - 15 Sammlung von Perugia 108,19-23; zitiert nach: Berg D. / Lehmann L. (Hg.), Franziskus-Quellen, Kevelaer 2009, 1191.
  - 16 Karmelregel. ULR: <http://www.karmeliten-orden.de/karmelcms/spiritualitaet/ordensregel.html>. [Stand: 19. Oktober 2011].
  - 17 Benediktusregel 2,4; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 81.
  - 18 Benediktusregel 2,24; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 87.
  - 19 Benediktusregel 2,31f.; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 89f.
  - 20 Benediktusregel 31,3 u. 6f.; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 299.
  - 21 Benediktusregel 21,2; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 242.
  - 22 Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 243.
  - 23 Benediktusregel 3,1-8. 11; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 96-100.
  - 24 Benediktusregel 64,17-19; zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 548.
  - 25 Vgl. dazu: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 97.
  - 26 Vgl. Karmelregel 4 und 6; a.a.O.
  - 27 Vgl. z.B. Evagrius Pontikos, Über die acht Gedanken, eingel. u. übers. v. G. Bunge, Weisungen der Väter 3, Beuron 2007, 59-62; Bunge G., Akedia. Die geistliche Lehre des Evagrius Pontikos vom Überdruß, 4. überarbeitete u. erw. Aufl., Würzburg 1995.
  - 28 Kaufmann F.-X. / Metz J. B., Zukunftsfähigkeit. Suchbewegungen im Christentum, Freiburg 1987, 106; vgl. auch Metz J.B., Mystik der offenen Augen. Wenn Spiritualität aufbricht, Freiburg 2011.
  - 29 Meister Eckehart, Deutsche Predigten und Traktate, hrsg. und übers. v. J. Quint, Zürich 1979, 67f.
  - 30 Franziskus von Assisi, Das Testament 1-3, zitiert nach: Berg D. / Lehmann L. (Hg.), Franziskus-Quellen, Kevelaer 2009, 59.

## Peter Reinl OSA

Br. Peter Reinl OSA ist 1967 geboren und studierte im Anschluss an eine Ausbildung zum Bankkaufmann Theologie in Würzburg, Jerusalem und Fribourg (CH). Nach seinem Eintritt in den Augustinerorden 1995 arbeitete er als Assistent an der Universität Fribourg (CH). Seit 2005 ist er Prior des Augustinerklosters Würzburg. Br. Peter ist Supervisor und Coach (DVNLP) sowie NLP-Trainer (DVNLP). Er arbeitet gelegentlich als Reiseleiter im Nahen Osten.



Peter Reinl OSA

## Gehorsam als geteilte Verantwortlichkeit Ein Zwischenruf

Auch wenn ich mein Erinnerungsvermögen noch so anstrengte: Im Rückblick auf die letzten 16 Jahre meines Lebens (ich bin 1995 in den Augustinerorden eingetreten) gibt es mir keine Begebenheit preis, bei der von mir ausdrücklich Gehorsam eingefordert worden wäre. Auch in den zurückliegenden 6 Jahren, in denen ich als Prior zusammen mit meinen Brüdern zwei Konvente zu führen versuche, ist das Wort „Gehorsam“ m.W. nie gefallen: Keiner, den ich zum Gehorsam und auch keiner, der mich zum Gehorsam aufgefordert hätte; nicht einmal einer, der meinte mir sagen zu müssen, ich sollte doch einmal von diesem oder jenem Bruder Gehorsam einklagen. Offensichtlich scheint der Gehorsam in meiner Gemeinschaft und in meinem Leben eine untergeordnete oder gar keine Rolle zu spielen.

Bei näherem Hinsehen, genauer: beim Hinsehen auf den klösterlichen Alltag

mit den Augen Augustins (soweit mir dies möglich ist) ergibt sich dann aber doch ein anderes Bild, das meine eigene Wahrnehmung der Wirklichkeit prägt. Ohne hier zu ausführlich werden zu wollen dennoch einige mir in meinem Klosteralltag wichtige Überzeugungen Augustins:

- Augustinus geht es wesentlich darum, die biblischen Werte Liebe und Gemeinschaft mit seinen Brüdern und Freunden in die Praxis umzusetzen. Und in diesen Zusammenhang stellt er dann auch den Gehorsam (wie auch die Armut und – in geringerem Maß – die gottgeweihte Jungfräulichkeit). Gehorsam als oberstes Prinzip, willkürlich als Kadavergehorsam eingefordert, gibt es für Augustinus nicht! Nicht das zu seiner Zeit bekannte Modell vom Verhältnis des Herrn zum Sklaven soll für seine Gemeinschaft Pate stehen, vielmehr

das von der Beziehung vom Vater zum Sohn. Dieses Modell der römisch-spätantiken Familie beinhaltet zwar ein Autoritätsgefälle zwischen den Mönchen und ihren Oberen, aber der Gehorsam soll freiwillig – nicht als Folge von Disziplinargewalt – und in einer Atmosphäre des Vertrauens gelebt werden.

- War der Gehorsam über Jahrhunderte als Akt des Glaubens dargestellt worden, verlagert Augustinus in seinem Nachdenken und Gestalten den Akzent zugunsten der Liebe und der Gemeinschaft. Gehorsam wird so auch zu einer Tat des Mitleidens: „In liebevollem Gehorsam beweist du nicht allein, dass du Mitleid mit dir selbst hast, sondern auch mit deinen Oberen“ (Regel VII;4). So eigenartig es klingt: durch die Bereitschaft zum Gehorsam erleichtern die Brüder den Oberen die Last der Verantwortung, weil sie diese teilen.
- Gemeinschaft braucht zwar Führung, aber diese bemächtigt sich nicht der Freiheit und des Lebens der Brüder, sondern ermächtigt diese zum Gemeinschaftsleben, bei dem alle gemeinsam die Verantwortung für die Gemeinschaft teilen. Gehorsam umreißt entsprechend nicht nur ein vertikales Geschehen innerhalb der Gemeinschaft, sondern auch ein horizontales, wenn ich bspw. mein Ohr für die Anliegen und Bedürfnisse des Mitbruders öffne, seine Bitte um Ermutigung oder auch Beistand wahrnehme etc.

Ich bleibe dabei: Ausdrücklich spielt der Gehorsam für mich in meiner Gemeinschaft kaum eine Rolle. Das Wort fällt nicht. Gerne ergänze ich aber, dass er – verstanden als geteilte Verantwortung

innerhalb meiner Gemeinschaft – den Gemeinschaftsalltag durchzieht und eine echte Herausforderung für Obere und Brüder gleichermaßen darstellt.

Augustins Gehorsamsverständnis fordert insofern heraus, als es jedem zutraut und auch zumutet, hinzuschauen auf das, was den Mitbruder beschäftigt, niederdrückt... hinzuhören auf die eigenen Bedürfnisse und die des anderen, sich berühren zu lassen vom Leben und Fragen und Scheitern und Gelingen der

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Brüder (und auch der Obere ist ja Bruder, was sonst?). Das erfordert von allen die Fähigkeit zur Kommunikation und zur Beziehung sowie die Bereitschaft, jenseits von Ehre und Status in jedem Bruder den Bruder zu sehen... und spätestens da wird diese Herausforderung zur Überforderung und zugleich zum dauernden Impuls, den Kopf zu heben und in die Augen der anderen Brüder zu blicken. Dass eine solche Haltung dazu führt, mit meiner Gemeinschaft allmählich auch die Welt um mich herum mit ihren Sorgen und Ängsten und Bedürfnissen wahrzunehmen ist ein nicht zu unterschätzendes „Nebenprodukt“ augustinisches Gehorsamsverständnisses, an dem ich mich – wohlwissend, dass ich dahinter häufig zurückbleibe – gerne auch weiterhin orientieren mag.

## Dominicus M. Meier OSB

Prof. P. Dr. Dominicus Meier OSB trat 1982 in die Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede ein und empfing 1989 die Priesterweihe. Seit 2001 amtiert er als Abt seiner Gemeinschaft und ist zudem Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Pallottinerhochschule Vallendar. Dem Vorstand der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) gehört Meier als Beisitzer an.



Dominicus M. Meier OSB

# Im Bewusstsein der eigenen Verantwortung Ordensobere im Spannungsfeld von Gehorsam und Ungehorsam

## 1. Hinführung

Wer in unserer Zeit von Gehorsam spricht oder gar von erwachsenen Menschen Gehorsam fordert, der muss mit Verwunderung oder gar Widerspruch rechnen. Das Wort „Gehorsam“ klingt in den Ohren heutiger Menschen antiquiert. Vielmehr stehen Begriffe wie „Selbstentfaltung“, „Eigenverantwortung“ und der „freie Wille“ hoch im Kurs. Ludger Müller stellte bereits 1996 fest, dass sogenannte „Pflicht- und Akzeptanz-Werte“ kaum noch gefragt sind.<sup>1</sup> Diese gesellschaftliche Entwicklung macht auch vor der Klosterpforte nicht halt. So stellen Ordensobere zunehmend fest, dass dieses Erscheinungsbild selbst in den Instituten des geweihten Lebens immer häufiger feststellbar ist. Es kommt zu Spannungen zwischen dem Anspruch einer Gemeinschaft und

den Eigenverantwortlichkeitsforderungen eines Institutsmitglieds. Ordensobere erleben sich im Spannungsfeld von Gehorsam und Ungehorsam, und erfahren sich in diesem Feld als ohnmächtig.<sup>2</sup> Es zeigt sich, dass sowohl „Macht und Ohnmacht“ als auch „Individualität und Gemeinschaft“ wieder zu Themen in der Ordenslandschaft geworden sind und häufig dann aufkeimen, wenn Veränderungen anstehen oder Übergänge zu gestalten sind.<sup>3</sup> Dies ist nichts Neues. Neu hingegen ist die Geschwindigkeit, mit der sich der Wandel momentan, durch die äußeren Faktoren von Wirtschaft und Gesellschaft bestimmt, ereignet und auf das innere Gefüge einer Gemeinschaft zielt. Ist die eine Reform noch nicht einmal umgesetzt, wird die nächste schon diskutiert und mit ihr die Fragen von Kompetenzen, Abgrenzung, Autorität und damit in all diesen



Bereichen die Fragen von Gehorsam bzw. Ungehorsam. In diesem Klima permanenter Veränderungen stellt sich für Ordensobere immer häufiger die Frage nach ihren Einflussmöglichkeiten auf die Lebensgestaltung der einzelnen Institutsmitglieder in ihren Individualisierungstendenzen und die Bedeutung ihrer Amtsaufgabe, den Einzelnen zum Hören auf die Stimme der Gemeinschaft zu motivieren bzw. von ihm letztlich Gehorsam einzufordern.

Wohl wenige Begriffe sind in der Auseinandersetzung so missverständlich und vieldeutig interpretiert worden wie der Gehorsam. Die Assoziationen und Bedeutungsnuancen, die zum Gehorsamsbegriff aufleuchten, haben eine große Bandbreite: von Unterwerfung, Kadavergehorsam, Unmündigkeit, Verantwortungslosigkeit bis zu Disziplin, Ja-Sagen, Anpassungsfähigkeit und Bravsein. Im Namen des Gehorsams wurde sicher in der Vergangenheit viel an Kreativität und Phantasie gelähmt und blockiert. Viel Schaden entstand durch die mehr oder weniger kritiklose Hinnahme von Anordnungen, nur weil sie von oben kamen. Heutzutage scheint es zu Verlagerungen gekommen zu sein. Obere sehen sich immer häufiger in einer Außenseiterposition und fühlen sich alleingelassen. Ihre Hauptaufgabe besteht in der Motivation von Ordensmitgliedern für Institutsaufgaben, der Einforderung von Verantwortung für das Ganze und der Suche nach Umgangsformen mit jenen Mitgliedern, die sich durch ihre Verhaltensweisen außerhalb der Gemeinschaft setzen, gegen die Bestimmungen der Konstitutionen verstoßen oder sich einfach abgesetzt haben. Muss ein Oberer solche Tendenzen einfach hinnehmen?

## 2. Kanonisches Gehorsamsideal und die Stellung des Oberen

Das Vorbild Christi (vgl. c. 575 CIC<sup>4</sup>) und der Zusammenhang des Gehorsamsgelübdes mit der Nachfolge Christi (vgl. c. 601 CIC), die in c. 662 CIC als oberste Lebensregel bezeichnet wird, bilden die Grundlage unserer weiteren Überlegungen. Dort heißt es: „Die Ordensleute sollen die Nachfolge Christi, wie sie im Evangelium vorgelegt und in den Konstitutionen des eigenen Instituts zum Ausdruck gebracht ist, als oberste Lebensregel betrachten.“

Auf dieser Grundlage normiert der Gesetzgeber in c. 601 CIC: „Der evangelische Rat des Gehorsams, der im Geist des Glaubens und der Liebe in der Nachfolge Christi, der bis zum Tod gehorsam war, übernommen wird, verpflichtet zur Unterwerfung des Willens gegenüber den rechtmäßigen Oberen als Stellvertreter Gottes, wenn sie gemäß den eigenen Konstitutionen befehlen.“

Das geweihte Leben ist berufen, in Welt und Kirche die charakteristischen Eigenschaften Jesu sichtbar zu machen (vgl. VC 1), der jungfräulich, arm und gehorsam gelebt hat. Unter der eher theologischen Aussage diese Bestimmung fällt auf, dass von den rechtmäßigen Oberen gesagt wird, dass sie, wenn sie gemäß den eigenen Konstitutionen ihre Autorität ausüben, Stellvertreter Gottes sind, was allerdings in der heutigen Zeit leicht missverstanden werden kann.<sup>5</sup> Gehorsamsleistung des Mitglieds und Autoritätsausübung der Oberen stehen, wenngleich auf verschiedene Art und Weise praktiziert, immer in einer besonderen Beziehung zu Christus und seinem Gehorsam und sind spirituell begründet.<sup>6</sup>

Dennoch bleibt festzuhalten, dass die kanonistische Kernaussage von c. 601 CIC die formal-rechtliche Bestimmung des Gehorsams als Unterwerfung des eigenen Willens gegenüber den rechtmäßigen Oberen ist. Dieser Gehorsam zugunsten des Oberen steht allerdings nicht isoliert da, sondern muss, um seinen ganzen Umfang erfassen zu können, mit einer Reihe anderer kodikarischer Aussagen zusammengesehen werden: mit den Richtlinien der cc. 618 und 619 CIC, die dem Oberen sehr spirituelle Anweisungen für den Gebrauch seiner Autorität bzw. Vollmacht und den Umgang mit ihren untergebenen Institutsmitgliedern geben.

- C. 618 CIC: Die Oberen sollen ihre von Gott durch den Dienst der Kirche empfangene Vollmacht im Geist des Dienens ausüben. Offen für den Willen Gottes bei der Ausübung ihres Amtes, sollen sie ihre Untergebenen wie Söhne Gottes leiten und mit Achtung vor der menschlichen Person deren freiwilligen Gehorsam fördern. Sie sollen sie gerne anhören und ihr freiwilliges Mittun und Mitdenken zum Wohl des Instituts und der Kirche fördern, unbeschadet jedoch ihrer Autorität zu entscheiden und vorzuschreiben, was zu tun ist.
- C. 619 CIC: Die Oberen sollen sich eifrig ihrem Amt widmen und sich gemeinsam mit den ihnen anvertrauten Mitgliedern darum bemühen, eine brüderliche Gemeinschaft in Christus aufzubauen, in der Gott vor allem anderen gesucht und geliebt wird. Darum sollen sie die Mitglieder häufig mit dem Wort Gottes nähren und sie zur Feier der heiligen Liturgie hinführen. Sie sollen ihnen Vorbild sein in der Übung der Tugenden und

der Beachtung der Gesetze und Traditionen des eigenen Instituts. Sie sollen ihren persönlichen Bedürfnissen in angemessener Weise entsprechen, sich sorgsam der Kranken annehmen und sie besuchen, die Störenfriede zurechtweisen, die Kleinmütigen trösten und gegenüber allen Geduld üben.

In diese spirituell-verantwortbare Ausübung ihrer Vollmachten weist die römische Instruktion „Der Dienst der Autorität und der Gehorsam“.<sup>7</sup> Als Priorität des Dienstes der Oberen als legitime Autoritäten ihrer Gemeinschaften werden in Nr. 13 der Instruktion festgehalten:

- Im geistigen Leben ist Autorität in erster Linie geistlicher Natur.
- Wer Autorität ausübt, ist gehalten, der eigenen Gemeinschaft Gebetszeiten, sowie die Qualität des Gebets selbst zu gewährleisten.
- Wer Autorität ausübt ist angehalten, die Würde der Person zu fördern.
- Wer Autorität ausübt ist angehalten, in schwierigen Situationen Mut und Hoffnung zu wecken.
- Wer Autorität ausübt, ist angehalten, dass Charisma der eigenen Ordensfamilie lebendig zu halten.
- Wer Autorität ausübt, ist angehalten, dass „sentire cum Ecclesia“ lebendig zu erhalten.
- Wer Autorität ausübt, ist angehalten, das ständige Wachstum zu fördern.

All diese Prioritäten des Dienstes gehen von der charakteristischen Natur der kirchlichen Vollmacht als Amt (munus) aus und erinnern den Oberen daran, allen voraus selbst gehorsam zu sein, d.h. im Bewusstsein der eigenen Verantwortung und Verpflichtung zu handeln.

Kraft des übernommenen Amtes schuldet er dem Gesetz Gottes Gehorsam, sowie dem Gesetz der Kirche und dem Eigenrecht des Institutes.

Zur richtigen kanonischen Bewertung des Gehorsams gehört sicher die Aussage des c. 633 CIC, der von den Organen der Mitbestimmung (Mitbeteiligung und Beratung) der Institutsmitglieder spricht. Es ist sehr erfreulich und in höchstem Maße zu begrüßen, dass der Codex der Mitbestimmung einen eigenen Kanon widmet. Denn in einem klösterlichen Verband hängt der innere Frieden erheblich davon ab, ob und inwieweit das Institut eine Rechtsordnung besitzt, welche die Beteiligung, Repräsentation und Mitbestimmung seiner Mitglieder garantiert und gewährleistet. Das II. Vatikanische Konzil und die nachkonziliare Gesetzgebung haben den Weg verstärkter innerklösterlicher Mitbestimmung angeregt und kritisch begleitet. In der öffentlichen Diskussion tauchte dies unter den verschiedensten Aspekten und Begriffen auf wie: Mitverantwortung, Mitgestaltung, Mitwirkung, Strukturreform, Satzungsreform, Gesinnungsreform, Demokratisierung, Subsidiarität, Dezentralisation, Gleichheit, Grundrechte, Leitungs- und Führungsstil, Mündigkeit, Repräsentation, Information, Beteiligung. Dabei sind Mitbestimmungsrechte den klösterlichen Verbänden nicht neu. Neu sind nur das Ausmaß dieser Rechte, die Übernahme demokratischer Modelle und Strukturen sowie eine modifizierte Sicht des Gehorsamsgelübdes.

Bedeutete Gehorsam in der Vergangenheit vor allem Gehorsam gegenüber dem Befehl des Oberen, so scheint Gehorsam heute mehr im Sinne des Akzeptierens und Mittragens gemein-

sam gefasster Beschlüsse verstanden zu werden, die Einforderung von „Pflicht- und Akzeptanz-Werten“. Lagen in der Vergangenheit die Problemfelder eher im Verhältnis Oberer – Untergebener, so verlagern sie sich heute auf das Verhältnis Mehrheit – Minderheit in einer Gemeinschaft und fordern neue Verhaltensweisen heraus. So ist es durchaus verständlich, wenn c. 633 § 2 CIC eine „sapiens discretio“ fordert, die bei Einrichtung und Handhabung dieser Mitbestimmungs- und Beratungsgremien notwendige Voraussetzung ist. Charakter und Zielsetzung des jeweiligen Verbandes müssen immer mit im Auge behalten werden.

Die Zusammenschau einiger ausgewählter kanonischer Aussagen über das Gelübde des Gehorsam verdeutlicht, dass Institutsmitglieder den Anweisungen ihrer Oberen nur dann Folge zu leisten haben, wenn die Oberen gemäß den eigenen Konstitutionen bzw. Statuten eine Anordnung aussprechen. Das Adjektiv „kanonisch“ verweist darauf, dass der „kanonische Gehorsam“ seine Grenzen eben im statuierten Recht findet. Ein kanonischer Gehorsam kann nicht gegenüber einem rechtswidrigen Befehl oder Verbot eingefordert werden. Es handelt sich insofern um einen Gehorsam, der in die Gesetzgebung des klösterlichen Eigenrechts eingebunden und dadurch beschränkt ist. Hiermit stößt die Gewalt oder Macht des Oberen an seine Grenze. Unabhängig bleibt so der Umstand, dass das Institutsmitglied von der objektiven Richtigkeit oder Nützlichkeit einer Entscheidung des Oberen überzeugt ist. An dieser Stelle wird unbestreitbar deutlich, „dass kein Gläubiger (sc. auch kein Ordensmitglied) verpflichtet ist, eine rechtswid-





rige Norm zu befolgen; im Gegenteil kann sogar die sittliche und u. U. rechtliche Pflicht bestehen, einer rechtswidrigen Befehls- oder auch Verbotsnorm nicht zu entsprechen. Hier wirkt sich das Eigenverantwortung des einzelnen Christen als Korrektiv zur Gehorsamsverpflichtung aus.“<sup>8</sup>

Nach der klassischen Unterscheidung kann der Obere nicht befehlen:

- was *contra regulam* ist, d.h. was gegen das allgemeine Kirchenrecht und das klösterliche Eigenrecht verstößt;
- was *supra regulam* ist, das sind Werke, die schwerer und vollkommener sind als das Eigenrecht sie vorschreibt;
- was *extra regulam* ist, d.h. Unmögliches, Unnützes und Törichtes; nach der besseren Meinung können derartige Dinge auch nicht zur Prüfung des Gehorsams befohlen werden.

Der evangelische Rat des Gehorsams wird zwar mit dem Vorbild Christi und der Nachfolge Christi begründet, ergibt sich inhaltlich aber aus dem Wesen des Zölibatentums. Wo eine Gemeinschaft zusammenlebt, bedarf sie einer Leitung, die Gehorsam verlangen können muss. So sind in der benediktinischen Gelübdetrias die Gelübde der Keuschheit und der Armut zusammengefasst als *conversio morum*, das Gelübde des Gehorsams dagegen bildete ein eigenes Gelübde und war die unmittelbare Folge daraus, dass eine Gemeinschaft unter einem Abt nach einer Regel zusammenlebte wollte (vgl. RB 1,1-2). Das Gehorsamsgelübde bezieht sich sachlich auf die Vorschriften des Eigenrechts bzw. bewegt sich im Rahmen dieses Eigenrechts, personell bezieht es sich auf die rechtmäßigen Oberen, denen gemäß dem Eigenrecht Folge zu leisten ist.

### 3. Kanonische Formen des Umgangs mit klösterlichem Ungehorsam

Das im vorherigen Abschnitt aufgezeigte Ideal eines kanonischen Gehorsams kann nur gelingen, sofern Obere und Institutsmitglieder ein gutes Miteinander pflegen, sich ihrer aus der Profess erwachsenen gegenseitigen Verantwortung bewusst sind und in Konfliktsfällen miteinander einen Ausweg suchen. Sobald es zu Gesprächsverweigerung, einer widerrechtlichen Absonderung von der Gemeinschaft oder gravierenden Verstößen gegen die Ordensgelübde kommt, ist der Obere zu einem Handeln im Sinne der Gemeinschaft und im Rahmen des Rechtes gezwungen. Dabei hat er die Weisung von c. 221 § 3 CIC zu beachten, dass die Gläubigen das Recht haben, „dass kanonische Strafen über sie nur nach Maßgabe des Gesetzes verhängt werden“. Diese Bestimmung schützt das Institutsmitglied vor willkürlicher Strafverhängung und garantiert, dass mit Blick auf den Einzelfall nur im Codex oder in den Konstitutionen einer Gemeinschaft vorgesehene Strafen verhängt werden und dass die Strafverhängung selbst nach den Normen des Rechtes erfolgt.<sup>9</sup>

Trotz allen Verständnisses für die biografischen Brüche<sup>10</sup> im Leben eines Ordenschristen muss der Obere verantwortlich und rechtskonform handeln, damit die Spannung von Gehorsam und Ungehorsam nicht gefestigt wird und negative Auswirkungen auf das Verhalten anderer Mitglieder bewirkt oder dem Ruf des Institutes schadet.

Dazu gehört, dass der Obere dem Institutsmitglied die Möglichkeit zur Verteidigung (*ius defensionis*<sup>11</sup>) gegen-

über Vorwürfen gibt, denn die uneingeschränkte Wahrnehmung des Verteidigungsrechtes muss auf der Grundlage der rechtlichen Maxime „Audiatur et altera pars“ für alle Straf- und Disziplinarverfahren gelten.<sup>12</sup>

Im kanonischen Recht stehen dem Oberen in Fällen des Ungehorsams eines Institutsmitglieds sehr verschiedenartige Handlungsmodelle sowohl auf dem Verwaltungs- als auch auf dem Gerichtsweg<sup>13</sup> zur Verfügung, die nachfolgend kurz dargestellt, aber auf Grund des Artikelumfangs nicht im Einzelnen näher erläutert werden können.

### 3.1. Verwarnung und Tadel (c. 1339 CIC)

Im Rahmen des Strafrechtes kennt der Codex sogenannte Strafsicherungsmittel (c. 1139 CIC), die hauptsächlich als Vorbeugemaßnahmen gegen eine drohende Straftaten angewandt werden. Hierzu zählen die Verwarnung (*monitio*) und der Tadel (*correptio*), der in der Literatur zuweilen als Verweis bezeichnet wird.<sup>14</sup> Gemäß c. 1339 § 3 CIC bedürfen Mahnung und Tadel der Schriftlichkeit. Sie sollten wenigstens durch irgendeine Urkunde oder ein Dokument feststehen, die im Geheimarchiv der Kurie bzw. des Oberen aufbewahrt werden soll.<sup>15</sup> Diese Anordnung verdeutlicht, dass es sich bei beiden Formen um Handlungsakte des Oberen handelt, die über eine brüderliche Korrektio hinausgehen und auf eine Verhaltensänderung eines Institutsmitglieds hintendieren.

#### 3.1.1. Verwarnung (*monitio*)

Denjenigen, der in naher Gelegenheit steht, eine Straftat zu begehen, oder auf den aufgrund einer durchgeführten Untersuchung der schwere Verdacht

fällt, eine Straftat begangen zu haben, kann der Ordinarius gemäß c. 1339 § 1 CIC selbst oder durch einen anderen mahnen. Die kanonische *monitio* ist mehr als ein pastoraler oder brüderlicher Hinweis und muss mehr als Aufforderung zu rechtmäßigem bzw. satzungsgemäßigem Handeln verstanden werden. Sie ist nach Lüdicke ein formalisierter Akt, der mit der Strafgewalt des Oberen in engem Zusammenhang steht und „kann inhaltlich konkretisiert sein, insofern sie ein bestimmtes Verhalten brandmarkt oder eine vernachlässigte Pflicht einfordert; sie kann auch die Strafbarkeit eines bestimmten Verhaltens vor Augen führen.“<sup>16</sup>

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

#### 3.1.2. Tadel (*correptio*)

Als ein weiteres Strafsicherungsmittel ist der Tadel zu nennen. C. 1339 § 2 CIC normiert: Den aber, aus dessen Wandel Ärgernis oder schwere Störung der Ordnung entsteht, kann er auch tadeln in einer Weise, die den besonderen Umständen der Person und der Sache angepasst ist. Während in § 1 der Blickwinkel deutlicher auf das mögliche Begehen einer Straftat gerichtet war, geht es in § 2 um das Verhalten einer Person, das ausdrücklich missbilligt wird, stelle es sich als Straftat dar oder nicht. Dabei wird vorausgesetzt, dass aus dem Lebenswandel einer Person ein großes Ärgernis (*scandalum*)<sup>17</sup> entsteht oder

eine schwere Störung der Ordnung oder des Gemeinschaftslebens, das Verhalten zwar nicht strafbar, aber doch rechts- oder satzungswidrig ist und vielleicht zur Nachahmung ermutigt. Bei der Erteilung des Tadels durch den Oberen muss auf die konkreten Umstände des Ordensmitglieds und sein Verhalten sowie die Sachlage eingegangen werden, damit die *correctio* in Richtung auf ein gemeinschaftskonformes und satzungsmäßiges Verhalten wirksam werden kann.

### 3.2. Lokal oder territorial begrenztes Aufenthaltsverbot bzw. -gebot (c. 1336 § 1, 1° CIC)

Das generelle oder zeitlich begrenzte Verbot, sich an einem bestimmten Ort oder in einer territorial festgelegten Region aufzuhalten, kann sowohl Kleriker als auch Religiöse treffen. Hinter der Maßnahme des zuständigen Oberen steht der Besserungsgedanke bzw. die Wiederherstellung einer gestörten (Rechts-)Ordnung. Es ist zwar für das Aussprechen des Aufenthaltsverbotes kein Strafcharakter erforderlich, doch muss ein schwerer und drängender Grund vorliegen. Grundlage für diesen Akt sind die jeweiligen Bestimmungen der Konstitutionen einer Gemeinschaft. Mit dieser Regelung korrespondiert c. 703 CIC über die Ausweisung eines Institutsmitglieds im Dringlichkeitsfall. Im Falle eines schweren äußeren Ärgernisses oder eines sehr schweren, dem Institut drohenden Schadens kann ein Mitglied unverzüglich vom höheren Oberen oder – wenn Gefahr im Verzuge ist – vom Hausoberen mit Zustimmung seines Rates aus der klösterlichen

Niederlassung ausgewiesen werden. Der höhere Obere soll, wenn dies nötig ist, dafür sorgen, dass der Entlassungsprozess nach Norm des Rechts eingeleitet wird, oder die Sache dem Hl. Stuhl unterbreiten. Mit der unverzüglichen Ausweisung ist allerdings noch nichts über die Entlassung des Betroffenen gesagt, da die Ausweisung im Dringlichkeitsfall keine besondere Form der Entlassung darstellt, sondern als vorübergehendes Aufenthaltsverbot zu werten ist.<sup>18</sup> Sie ist nur eine Notmaßnahme mit vorläufigem Charakter und beinhaltet, dass dem Mitglied bis auf weiteres verboten wird, sich im Haus oder in einer Wohnung des Instituts aufzuhalten. Der Ausgewiesene bleibt weiterhin Mitglied mit allen Rechten und Pflichten, die aus der Profess folgen, wobei aber das Recht und die Pflicht zur Teilnahme am Leben des Instituts vorübergehend suspendiert sind.<sup>19</sup>

Die Strafe des Aufenthaltsverbotes kann nach dem Wortlaut von c. 1337 § 1 CIC auch vom Ortsordinarius durch ein Strafdekret (vgl. c. 1720 CIC) oder von einem diözesanen Richter durch Urteil verhängt werden, was jedoch voraussetzt, dass das Verhalten des Institutsmitglieds in *foro externo* bekannt ist und öffentliches Ärgernis erregt hat. Im Blick auf die konkrete Durchführung ist jedoch c. 679 CIC zu beachten, wo es heißt: Der Diözesanbischof kann bei Vorliegen eines dringenden, sehr schwerwiegenden Grundes dem Mitglied eines Religiöseninstituts verbieten, sich in seiner Diözese aufzuhalten, wenn dessen höherer Oberer es trotz Mahnung unterlassen hat, Vorsorge zu treffen.

Das in c. 1337 CIC normierte bischöfliche Analogrecht zu c. 703 CIC ist bei der Verhängung an drei Voraussetzungen gebunden:

- Es muss ein dringender und sehr schwerwiegender Grund vorliegen;
- Der zuständige Obere des Religiösen muss zuvor eine entsprechende bischöfliche Mahnung bzgl. des Mitglieds oder seiner Verhaltensweisen erhalten haben;
- Trotz dieser ergangenen Mahnung muss der Obere es unterlassen haben, Vorsorge zu treffen.<sup>20</sup>

Hingegen kann das Gebot, sich an einem genau bestimmten Ort oder in einer festgelegten Region aufzuhalten, nur im Rahmen des Eigenrechtes durch den zuständigen Oberen erfolgen. Der Ortsordinarius hat hier kein Weisungsrecht, sondern nur der eigene Institutsobere gemäß der Konstitutionen des Institutes. Gemäß c. 1337 § 2 kann ein Aufenthaltsgebot nur verhängt werden, wenn der Ordinarius des vorzuschreibenden Aufenthaltsortes dem zustimmt.<sup>21</sup>

Von der Regelung des c. 1337 CIC können aber nur die Mitglieder des Standes des geweihten Lebens erfasst werden, da nur sie als *religiosi* im kanonischen Recht gelten. Dahingegen sind Mitglieder von Säkularinstituten und Gesellschaften des Apostolischen Lebens von dieser Regelung nicht erfasst.

### 3.3. Ausübungsverbote und Versetzung

Als weitere Möglichkeit, eine Verhaltensänderung bei einem Institutsmitglieds zu bewirken, kann nach c. 1336 § 1, 3° CIC auch das Verbot gelten, bestimmte erworbene Rechte generell oder an bestimmten Orten oder außerhalb einer bestimmten Region auszuüben. Die

Verbote betreffen nur die Erlaubtheit. Sie haben niemals die Nichtigkeit der Akte zu Folge, die z.B. ein Ordenskleriker<sup>22</sup> trotz des Ausübungsverbotes setzt. Der Katalog von Funktionen, Rechten, Sonderstellungen oder Auszeichnungen, den c. § 1, 2° CIC aufstellt, ist sicher illustrativ aufzufassen und ergänzbar. Ebenso wird z.B. das Verbot, Sakramente oder Sakramentalien zu spenden oder Akte kirchlicher Leitungsgewalt vorzunehmen, kodikarisch ausgesetzt, wenn ein Gläubiger in Todesgefahr um einen dieser Dienste bittet.

Sofern all diese Maßnahmen nicht fruchten, ist es dem Oberen im Rahmen des Eigenrechtes möglich, eine Versetzung eines Institutsmitglieds innerhalb der Gemeinschaft oder der von ihr übernommenen Aufgabebereiche vorzunehmen. Die innerklösterliche Versetzung ist nicht als strafweise Versetzung (*translatio poenalis*) im Sinne des kanonischen Rechtes zu qualifizieren, da die in c. 1336 § 1, 4° CIC angesprochene Versetzung eines Amtsinhabers auf ein anderes Amt nur durch ein Urteil zulässig wäre und die Bestimmungen über einen Strafprozess (vgl. cc. 1717 ff. CIC) Anwendung finden würden. Der Obere nutzt bei dieser Versetzung die Kompetenzen, die ihm das Eigenrecht einräumt.

### 3.4. Suspension oder Dienstenthebung (c. 1333 CIC)

Das kanonische Recht versteht unter einer Suspension die strafweise Dienstenthebung eines (Ordens)Klerikers.<sup>23</sup> Sie verbietet ihm alle oder einige Akte der Weihgewalt, alle oder einige Akte der Leitungsgewalt und schließlich die Ausübung aller oder einiger der mit einem Amt verbundenen Rechte oder

Aufgaben (c. 1333 § 1,1°-3° CIC). Daher ist der Umfang der Suspension vom Oberen genau zu umschreiben und in einem Verwaltungsbefehl oder Strafdekret festzuhalten. Als Medizinalstrafe (vgl. c. 1312 CIC) hat sie nur eine Existenzberechtigung oder einen Bestand, solange der (Ordens)Kleriker in Widersetzlichkeit zu den Anordnungen seines Oberen verharrt. Sie ist daher immer eine Maßnahme auf Widerruf.

### 3.5. Exklaustration

Unter Exklaustration versteht der Gesetzgeber die zeitweilige Aussonderung eines Professens mit ewigen Gelübden aus dem Institut, verbunden mit einer teilweisen Lockerung bzw. Modifizierung der Gelübdebindung und der Verpflichtungen gegenüber dem Institut (vgl. 686 CIC).<sup>24</sup> Sie kann

- freiwillig sein, wenn ein Mitglied sie von sich aus aus einem schwerwiegenden Grund erbittet. Schwerwiegende Gründe sind hier z.B. psychologische Probleme, Berufungskrise, Sorge für die eigene Gesundheit, Sorge für oder Unterstützung der eigenen Eltern usw.,
- unfreiwillig sein, wenn sie vom Hl. Stuhl auferlegt wird. Die Gründe für die auferlegte Exklaustration (*exclaustratio imposita*) sind entweder das Wohl der Gemeinschaft (das betreffende Institutsmitglied ist Anlass für ernsten Schaden des Institutes, lässt es erheblich an der Beobachtung der Ordnung oder am Gehorsam fehlen, macht das Zusammenleben schwierig usw.), oder das Wohl eines Institutsmitglieds selber (Gelegenheit, Probleme mit sich selber oder mit dem Beruf zu lösen).

Im Falle von Klerikern ist zu beachten,

dass der Gesetzgeber eine vorausgehende schriftliche Zustimmung des Ortsordinarius jenes Ortes verlangt, an dem sich der Kleriker während dieser Zeit aufhalten möchte.

### 3.6. Formen der Entlassung

„Entlassung bedeutet den von der zuständigen kirchlichen Autorität aufgrund kanonischer Tatbestände vorgenommenen zwangsweisen und dauernden Ausschluss eines Mitglieds während der Dauer der durch zeitliche oder ewige Gelübde bzw. Bindungen anderer Art bewirkten Eingliederung in den Verband.“<sup>25</sup> Das kanonische Recht unterscheidet zwischen einer Entlassung von Rechts wegen<sup>26</sup> und der Entlassung durch ein förmliches Entlassungsverfahren, wobei beiden Verfahrenswegen qualifizierte Tatbestände zugeordnet sind, die zur Entlassung aus dem Institut führen.<sup>27</sup> Neben diesen Formen normiert der Gesetzgeber schließlich in c. 696 CIC weitere (alias) Tatbestände, die eine Entlassung nach sich ziehen können.

#### 3.6.1. Entlassung von Rechts wegen

Eine Entlassung von Rechts wegen erfolgt gemäß c. 694 § 1, 1° CIC in jenen Fällen, in denen ein Mitglied notorisch, d.h. offenkundig und öffentlich vom katholischen Glauben abgefallen ist. Darunter zu verstehen ist jede nach außen hervortretende Haltung der Apostasie, der Häresie oder des Schismas, die mit der von selbst eintretenden Exkommunikation sanktioniert werden. Eine Hinwendung zu einem anderen Bekenntnis ist nicht gefordert. Rechtlich zählt aber nur der Abfall vom Glauben, der feststellbar ist und bekundet wurde. „Der Unglaube des Herzens,

eine private, aber nie geäußerte oder von niemandem vernommene Häresie (Irrlehre), fällt nicht unter das Delikt.<sup>28</sup> Gemäß c. 694 § 1, 2° CIC erfolgt ferner eine Entlassung von Rechts wegen, wenn das Institutsmitglied eine Eheschließung, wenn auch nur in ziviler Form, eingeht bzw. diese versucht. „Denn durch diese Tat verletzt das Mitglied sehr klar und deutlich wahrnehmbar eine wesentliche Verpflichtung und ein Element der *vita consecrata*, so dass der Gesetzgeber daran die unmittelbare Folge der Entlassung knüpfen kann.“<sup>29</sup> Eheschließung, kirchlicher Eheschließungsversuch und zivile Eheschließung (mit der Bewertung als Eheschließungsversuch) erfüllen jenen Tatbestand, auf den die von selbst eintretende Entlassung aus dem Institut folgt. Das betreffende Mitglied ist mit der Erfüllung des Tatbestandes entlassen, d.h. im Augenblick der jeweiligen tatsächlichen oder versuchten, kirchlichen oder staatlichen Trauung.<sup>30</sup>

### 3.6.2. Entlassung durch Verfahren

Neben den zuvor angesprochenen Tatbeständen gibt es eine Reihe von weiteren, die eine Entlassung notwendig machen bzw. rechtfertigen, bei denen aber ein förmliches Entlassungsverfahren durch die verantwortlichen Instanzen eines Institutes durchgeführt werden muss. Der kirchliche Gesetzgeber unterscheidet in diesem Fall Tatbestände, bei denen obligatorisch ein Entlassungsverfahren durchzuführen ist, und Tatbestände, bei denen die Durchführung eines Verfahrens in das Ermessen des zuständigen Oberen gelegt wird. Zwingend geboten ist ein Entlassungsverfahren gemäß c. 695 § 1 CIC bei jenen Straftaten, die durch

die cc. 1337, 1398 und 1395 CIC erfasst sind, d.h. bei Straftaten gegen Leben und Freiheit eines Menschen (vorsätzliche Tötung, Abtreibung, Körperverletzung, Verstümmelung, Entführung und Freiheitsberaubung) und bei bestimmten Sexualdelikten. „Bezüglich letzterer ist ein Entlassungsverfahren auf jedem Fall vorgeschrieben bei einem eheähnlichen Verhältnis eines Mitglieds, während bei den Straftaten gemäß c. 1395 § 2 CIC dem Oberen noch ein gewisses Ermessen eingeräumt ist, ob die Entlassung eingeleitet wird oder nicht. C. 1395 § 2 CIC handelt von weiteren Sexualstraftaten, unter anderem auch von jenen besonders qualifizierten, die unter Drohung oder Gewalt oder öffentlich oder mit Minderjährigen unter 16 Jahren begangen werden.“<sup>31</sup>

### 3.6.3. Nicht-obligatorische Entlassung

Ein Mitglied kann nach c. 696 CIC auch wegen anderer Gründe entlassen werden, sofern diese schwerwiegend, nach außen in Erscheinung getreten, anrechenbar und rechtlich bewiesen sind. Bei der Darstellung von sieben Gründen fällt auf, dass sie entweder mit der Observanz eines Institutes in Verbindung stehen oder mit der Rechtgläubigkeit zu tun haben. Genannt werden z.B.: gewohnheitsmäßige Vernachlässigung der Verpflichtungen des geweihten Lebens, wiederholte Verletzungen der heiligen Bindungen; hartnäckiger Ungehorsam gegenüber den rechtmäßigen Anordnungen der Oberen in einer schwerwiegenden Angelegenheit; schweres Ärgernis, das aus schuldhafter Verhaltensweise des Mitglieds entstanden ist, hartnäckiges Festhalten oder Verbreiten von Lehren, die vom Lehramt der Kirche verurteilt sind; öffent-



liche Anhängerschaft an Ideologien, die vom Materialismus oder Atheismus angesteckt sind, unrechtmäßige Abwesenheit gemäß can. 665 § 2 CIC, wenn diese sich über ein halbes Jahr hinzieht; andere Gründe ähnlicher Schwere, die gegebenenfalls im Eigenrecht des Instituts festgelegt sind. Gerade der letzten Satzteil verdeutlicht, dass neben diesen sieben kodikarischen Gründen durch das Eigenrecht eines Institutes weitere und andere Gründe hinzugefügt werden können, wobei diese ebenfalls die in c. 696 § 1 CIC genannten Kriterien, nämlich schwerwiegend, offenkundig, anrechenbar und beweisbar zu sein, erfüllen müssen.

#### 4. Ausblick

Das Fazit der hier nur begrenzt darstellbaren Möglichkeiten eines Ordensoberen, sich im Spannungsfeld von Gehorsam und Ungehorsam zu bewegen, kann kurz ausfallen: Der Gesetzgeber hat dem Oberen verschiedene Handlungsformen an die Hand gegeben, mit denen er auf die individuellen Lebensgeschichten von Institutsmitgliedern reagieren kann bzw. aus Verantwortlichkeit für das Institut verbindlich reagieren muss. Dabei handelt es sich m. E. um angemessene Lösungsmöglichkeiten angesichts zunächst nicht absehbarer, unerwünschter und misslicher Entwicklungen im Verhältnis eines Institutsmitglieds zu den Verantwortlichen der Gemeinschaft oder der Gemeinschaft als Ganzer.

Ohnmächtig? Machtlos? Vielleicht braucht es die innere Überzeugung des Oberen, dass selbst in der oftmals empfundenen Ohnmacht eine Macht liegt, die es heißt in geeigneter und

rechtskonformer Weise zugunsten der Gemeinschaft und des Einzelnen auszuüben.

.....

- 1 Müller, Ludger, „Im Bewusstsein der eigenen Verantwortung...“. Die Gehorsamspflicht im kanonischen Recht, in: AfKR 165 (1996) 3-24.
- 2 Die diesjährige Mitgliederversammlung der DOK in Vallendar thematisierte diese Spannungserfahrungen in den Workshops „Individualisierung und Gemeinschaft“ und „Ordensobere zwischen Macht und Ohnmacht“, vgl. OK 52 (2011) 311-313 bzw. 326-328. Fast ein Drittel aller teilnehmenden Schwestern und Brüder hatte sich gerade zum zweitgenannten Workshop angemeldet, was noch einmal die Aktualität bestätigt. Ähnlich groß war die Nachfrage zum Workshop 1; dies verdeutlicht, dass die beiden Themenkomplexe inhaltlich nicht all zu weit voneinander anzusiedeln sind.
- 3 Vgl. Herzig, Anneliese / Meier, Dominicus M. „Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15) – Ordensleben in Übergängen. Ein Gespräch, in: OK 52 (2011) 271-283.
- 4 C. 575 CIC: Die evangelischen Räte, in der Lehre und im Beispiel Christi, des Meisters, grundgelegt, sind ein göttliches Geschenk, das die Kirche vom Herrn empfangen hat und dank Seiner Gnade stets bewahrt.



- 5 Im kanonischen Recht wird nur an wenigen Stellen ein Mensch ausdrücklich als Stellvertreter Gottes bzw. Christi bezeichnet: der Papst (c. 331 CIC), die geistlichen Hirten (c. 212) und die Ordensoberen (c. 601). Primetshofer ist mit Blick auf den Ordensoberen in jedem Fall zuzustimmen, dass diese Aussagen des Codex nicht dahin verstanden werden dürfen, dass „der Obere eines Ordensinstitutes in allen von ihm getroffenen Entscheidungen unmittelbar den Willen Gottes gegenüber dem Untergebenen zum Ausdruck bringe.“ Primetshofer, Bruno, Ordensrecht auf der Grundlage des CIC 1983 und des CCEO unter Berücksichtigung des staatlichen Rechts der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz, Freiburg, 2003, 40.
- 6 Vgl. Henseler Rudolf / Meier, Dominicus M., Kommentar zu c. 601 CIC, in MKCIC 601/1.
- 7 Instruktion „Der Dienst der Autorität und der Gehorsam. Facem tuam, Domine, requiram“ vom 11. Mai 2008 der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens, Vatikanstadt 2008.
- 8 Müller, Ludger, Im Bewusstsein, 19.
- 9 Vgl. Rees, Wilhelm, Rechtsschutz im kirchlichen Strafrecht und in kirchlichen Strafverfahren, in: Müller, Ludger (Hg.), Rechtsschutz in der Kirche (=Kirchenrechtliche Bibliothek 15), Münster 2011, 75-105, 84; Reinhardt, Heinrich J.F., Kommentar zu c. 220 CIC, in: MKCIC 220/8.
- 10 Rieger, Rafael M., Der Umgang mit „biografischen Brüchen“ aus kirchenrechtlicher Sicht, in: Wissenschaft und Weisheit 71 (2008) 228-244.
- 11 Zur Begriffsbestimmung vgl. Zotz, Bertram, Verteidigungsrecht oder Mitwirkungsrecht? Überlegungen zu Natur und Stellenwert des „ius defensionis“ der „pars conventa“ im kanonischen ordentlichen Streitverfahren und im kanonischen Ehenichtigkeitsverfahren, in: Tradition – Wegweisung in die Zukunft. Festschrift für Johannes Mühlsteiger SJ zum 75. Geburtstag, hrsg. von Breitsching, Konrad / Rees, Wilhelm (=KStT 46), Berlin 2001, 393-427.
- 12 Vgl. Johannes Paul II., Ansprache vom 26.1.1989 an die Mitglieder der Römischen Rota, in: AAS 81 (1989) 922-927, hier 922; dt.: AfkKR 158 (1989) 130-134, hier: 130.
- 13 Zur Abgrenzung der beiden Verfahrenswege vgl. Hierold, Alfred, E., Vorgehen auf dem Verwaltungs- oder auf dem Gerichtsweg?, in: Müller, Ludger, Rechtsschutz, 25-38.
- 14 Vgl. z.B. Rees, Wilhelm, Die Strafgewalt der Kirche. Das geltende kirchliche Strafrecht – dargestellt auf der Grundlage seiner Entwicklungsgeschichte (=KStT 41), Berlin 1993, 397.
- 15 Mahnung und Tadel sind Maßnahmen der hoheitlichen Strafgewalt eines Ordensoberen, auch wenn beide Formen nicht eigentlich Strafen im engen rechtlichen Sinne darstellen.
- 16 Lüdicke, Klaus, Kommentar zu c. 1339 CIC, in: MKCIC 1339/4.
- 17 Zum Begriff des „scandalum“ vgl. Lüdicke, Klaus, Kommentar zu c. 1318 CIC, in: MKCIC 1318/6.
- 18 Vgl. Primetshofer, Bruno, Ordensrecht, 282.
- 19 Vgl. Henseler, Rudolf / Meier, Dominicus M., Kommentar zu c. 703, in: MKCIC 703/5.
- 20 Vgl. Rees, Wilhelm, Die Strafgewalt der Kirche, 392.
- 21 M.E. ist die Regelung im Blick auf Ordensmitglieder nicht anzuwenden, die sich nicht außerhalb des Institutshauses engagieren oder eine pastorale Aufgabe im diözesanen Bereich übernehmen.
- 22 Zum Begriff des Ordensklerikers und seiner besonderen Stellung im Ordensinstitut vgl. Rhode, Ulrich, Ordenskleriker, in: Lexikon für Kirchen- und Staatskirchenrecht, Bd. 3, Paderborn 2004, 96 f.; Haering, Stephan, Die rechtliche Bindung des Ordensklerikers an seine Gemeinschaft, in: Österreichisches Archiv für Recht und Religion 56 (2009) 182-200.
- 23 Vgl. Kremsmair, Josef, Art. Suspension, in: LKStKR 3, 640-641.

- 24 Ein Institutsmittglied, dem eine Exklausur-  
tion auferlegt wurde, ist zwar nicht aus  
dem Institut des geweihten Lebens  
entlassen, doch kommt die Anwendung  
dieses Instruments einer Entlassung  
ziemlich nahe. Vgl. zur Begrifflichkeit:  
Sebott, Reinhard, Art. Exklausur, in:  
LKR 1, 276.
- 25 Primetshofer, Bruno, Ordensrecht, 282.
- 26 In der Literatur wird diese Form der  
Entlassung verschiedentlich als „ipso-  
facto-Entlassung“ oder als „von selbst  
eintretende Entlassung“ bezeichnet.
- 27 Zur Thematik vgl. Haering, Stephan, Die  
Entlassung aus einem kanonischen  
Lebensverband, in: Müller, Ludger (Hg.),  
Rechtsschutz in der Kirche, 107-126.
- 28 Henseler, Rudolf / Meier, Dominicus M.,  
Kommentar zu c. 694 CIC, in: MKCIC  
694/5.
- 29 Haering, Stephan, Die Entlassung, 110.
- 30 Henseler, Rudolf / Meier, Dominicus M.,  
Kommentar zu c. 694 CIC, in: MKCIC  
694/7.
- 31 Haering, Stephan, Die Entlassung, 111. Vgl.  
zur Thematik auch: Meier, Dominicus M.,  
„...den treffe die von der Regel vorgesehe-  
ne Strafe.“ (RB 70,6). Kirchenrechtliche  
Anmerkungen zu Straftaten eines  
Ordensklerikers bei Sittlichkeitsvergehen,  
in: EuA 87 (2011) 339-345.

»Vielleicht braucht es die innere Überzeugung  
des Oberen,  
dass selbst in der oftmals empfundenen Ohnmacht  
eine Macht liegt, die es heißt,  
zugunsten der Gemeinschaft und des Einzelnen auszuüben.«

Dominicus M. Meier OSB

## Johannes Günter Gerhartz SJ

Prof. P. Dr. Johannes Günter Gerhartz SJ, geboren in Hamburg, trat 1948 in die Gesellschaft Jesu ein und empfing 1958 die Priesterweihe. Er war als Professor für Kirchenrecht an der Jesuitenhochschule St. Georgen tätig und von 1970 bis 1972 deren Akademischer Rektor. Im Anschluss war Gerhartz bis 1981 Provinzial der Niederdeutschen Provinz. 1992 erfolgte seine Ernennung zum Rektor des Germanicum. Seit 2007 ist er Seelsorger in Aachen.



Johannes Günter Gerhartz SJ

## Der Gehorsam der Gesellschaft Jesu (SJ)

Unser Thema ist der Ordensgehorsam, der Gehorsam in einer Ordensgemeinschaft, hier konkret der „Gesellschaft Jesu“. Das heißt: Unser Thema ist der Gehorsam eines Menschen gegenüber einem Menschen. Unser Thema ist also nicht ausdrücklich der Gehorsam des Menschen gegenüber Gott.

Und doch: Im Christlichen gibt es das eine nicht ohne das andere. Denn der Ordensgehorsam, also der Oberngehorsam, ist grundlos und unverständlich ohne den Gehorsam Gott gegenüber, ohne den Wunsch und Willen des Menschen, das, was Gott will, von Ihm erwartet, das, wozu Gott ruft, zu suchen, zu erspähen, zu tun – möglichst so, wie Jesus Christus es getan hat, dessen „Speise (dessen Lebenskraft) es war, den Willen des Vaters zu tun“ (s. Joh 4,34). Der Gehorsam gegenüber Gott gibt dem Ordens-, dem Oberngehorsam erst sei-

nen Sinn, seine Motivation, seine Kraft. Wie sieht dieser Gehorsam in den Konstitutionen des Ordens der „Gesellschaft Jesu“ aus?

„Nuestro principio y principal fundamento“ – das ist nach Ignatius von Loyolas Worten<sup>1</sup> der besondere Gehorsam gegenüber dem Papst, den Ignatius und seine Gefährten als Studenten in Paris zuerst 1534 in ihrem „Gelübde von Montmartre“ versprochen haben. Das wurde dann 1540 in Rom das immer wieder sogenannte „Vierte Gelübde“ des Ordens. Nach Ignatius ist somit der Gehorsam gegenüber dem Papst „circa missiones“ Ursprung und Fundament der Gesellschaft Jesu.

In diesem Beitrag soll dargelegt werden, welchen Einfluss auf und welche Konsequenzen für die Konstitutionen des Ordens dieses „principio y principal fundamento“, nämlich das Gelübde des

besonderen Papstgehorsams hat, wie dieser Grundgedanke und Grundansatz des Ignatius und seiner ersten Geführten die Struktur des Ordens und sein Gehorsams-Verständnis gestalten.

Eigentlich müssten wir zunächst sehen, wie und warum diese kleine Gruppe der „Freunde im Herrn“ um Ignatius, welche die Gesellschaft Jesu gründete, auf diese Idee des besonderen Papstgehorsams kamen. Es erscheint selbstverständlich, dass die Kenntnis des langen Weges zu dieser Papstbindung, die Kenntnis der Motivation und Intention, welche den Freundeskreis beim Gehen dieses gemeinsamen Weges bewegten, uns hilft zu klären, wozu sich die Männer damals, wozu sich die Jesuiten heute im Vierten Gelübde verpflichten. Ich habe dazu einige Gedanken vorgelegt, auf die ich hier verweisen darf.<sup>2</sup>

Beginnen wir mit einer kleinen Warnung: Durch unsere Themenstellung dürfen wir uns den Blick auf den Orden und seine Konstitutionen nicht einengen lassen. Es gibt in ihnen eindeutig Stellen, bei denen der besondere Papstgehorsam die Konstitutionen geformt hat, wo also die Gesellschaft Jesu und ihr Gehorsam so und nicht anders ist, weil es den Papst und den besonderen Gehorsam des Jesuiten zu ihm gibt. Es gibt aber auch das Umgekehrte, wo also das Verhältnis zum Papst und der Papstgehorsam so und nicht anders gesehen und formuliert ist, weil es die Gesellschaft Jesu mit ihrer ignatianischen Spiritualität gibt. Der besondere Papstgehorsam ist zwar „Ursprung und grundlegendes Fundament“ dieser Gemeinschaft, aber zuvor noch und alles grundlegend war der ignatianische Geist des Gründerkreises um Ignatius, der nach Jahren des Suchens und Fin-

dens des göttlichen Willens in den besonderen Papstgehorsam einmündete, ihn damit aber auch tief prägte und gestaltete. Beides muss man sehen!

Weil der „Ursprung und das grundlegende Fundament“ des Ordens und sein Ziel gegenseitig bedingen und erhellen, müssen wir fragen: Wozu wurde die Gesellschaft gegründet, was ist das Ziel des Ordens?

Die Konstitutionen beschreiben „die Bestimmung und das Ziel dieser Gesellschaft“ so: „Auf Befehl des höchsten Stellvertreters Christi, unseres Herrn, oder des Oberen der Gesellschaft selbst in den verschiedensten Gegenden der Welt unterwegs zu sein und die Mittel zu gebrauchen, die man mit der göttlichen Gnade gebrauchen kann, um den Seelen zu helfen“ (308)<sup>3</sup>. Dieses „den Seelen helfen“ ist darum „das sehr eigentliche Ziel unseres Institutes“ (603). Papst und Oberer weisen durch ihre „missiones“, Sendungen, in die je größere Verwirklichung dieses Dienstes und damit in die Erreichung des Zieles des Ordens ein. Mit diesem Wort „missiones“ sind wir zur Frage nach dem Verpflichtungsinhalt des Vierten Gelübdes gelangt.

Das Gelübde wird am Ende der Feierlichen Profess der Ordensgelübde Armut, Keuschheit, Gehorsam abgelegt. Es hat folgenden Wortlaut: „Darüber hinaus verspreche ich besonderen Gehorsam gegenüber dem Papst in Bezug auf die Sendungen (missiones).“ (527) Zum Sinn und Verpflichtungsinhalt dieses Gelübdes sagen die Konstitutionen mit dankenswerter Klarheit: „Die ganze Absicht dieses Vierten Gelübdes, dem Papst zu gehorchen, war und ist auf die Sendungen (missiones) gerichtet; und so sind die Dokumente zu verste-

hen, in denen von diesem Gehorsam die Rede ist; (wenn z. B. gesagt wird:) in allem, was der Papst befiehlt und wohin auch immer er sendet ...“ (529) Das Gelübde verpflichtet also zu nicht mehr und nicht weniger als zum Gehorsam „circa missiones“, in Bezug auf die Sendungen. So fragt sich, was sind diese „missiones“? Welches Tun ist damit gemeint?

Um diese wichtige Frage recht beantworten zu können, müssen wir uns das Motiv bewusst machen, welches die Gründer des Ordens für ihren besonderen Papstgehorsam hatten und damit zum Vierten Gelübde brachte. Das war der Wille zur vollkommenen Hingabe an den Herrn Jesus Christus im konkreten apostolischen Dienst am Nächsten, den der Herr gerade von ihnen wollte. Die Einweisung in diesen konkreten Willen und Dienst des Herrn sahen die Gründer gewährleistet im gehorsamen Eingehen auf den Willen seines Stellvertreters auf Erden, des „Römischen Papstes“. So sagt es Pater Nadal, einer der besten Kenner der Gesellschaft Jesu aus der ersten Generation: „Durch ihn (den Papst) spricht Christus und gibt uns Sicherheit darüber, was sein Wille ist; und dies ist besonders für die Sendungen wichtig. Das also ist der Grund des Vierten Gelübdes, das die Professoren des Ordens ablegen.“<sup>4</sup>

„In Bezug auf die Sendungen“ – diese Worte in der Gelübdeformel schränken zunächst einmal die Gelübdeverpflichtung ein, da sie bedeuten, dass der Orden und seine Glieder nicht den ganzen Bereich ihres Gehorsams dem Papst im Vierten Gelübde hingeben. Es sind eben nur die „missiones“; aber es sind alle Sendungen ohne Ausnahme. Das heißt alle „geistlichen Dienstleis-

tungen (ministeria spiritualia)“, welche die Gesellschaft Jesu ihrem Ziel und ihrem Institut gemäß an allen Menschen, Gläubigen und Ungläubigen, ausübt (636-653). Insofern umfasst das Gelübde des Gehorsams in Bezug auf Sendungen das ganze Werk der Gesellschaft Jesu. Die geistlichen Dienste gemäß dem Institut der Gesellschaft sind alles Tun zum „Heil der Seelen und zur Verbreitung des Glaubens“ vor allem an den Orten und unter den Umständen, wo „mehr Notwendigkeit zu helfen“ besteht. Darum auch hat sich der Orden für diesen Dienst an den „universalen Papst“ gewandt, dessen Sendungskompetenz nicht örtlich eingeschränkt ist. Denn der Orden versteht sich grundsätzlich zu den priesterlichen Diensten berufen, durch die die Aufgaben gelöst werden, die sich in aller Welt je nach Ort und Zeit neu stellen. In diesem Sinne ist er missionarisch. Aus diesem Gelübde erwächst für den ganzen Orden und den einzelnen Jesuiten die Forderung einer örtlichen und geistlichen Beweglichkeit als notwendiges Mittel zu ihrem wesentlichen Ziel.

Der besondere Papstgehorsam stand am Ursprung des Ordens; der besondere Papstgehorsam und die aus ihm gewachsene Verpflichtung haben auch Struktur und Lebensweise des Ordens bestimmt und geformt. Das haben wir noch zu sehen.

Beim Lesen der Konstitutionen des Ordens überrascht immer wieder, wie offen, flexibel, anpassungsbereit sie formuliert sind. Dies ist geradezu ihr bestimmender Charakterzug, besonders im Hinblick auf den Gehorsam. Vom Vierten Gelübde und der Bereitschaft zu Sendungen durch den Papst her sind die Konstitutionen grundsätzlich offen für

den Eingriff von oben, von außen; oder besser: Der Papst und sein Sendungswille sind inneres Gestaltungsprinzip der Konstitutionen und des Ordens; er ist in Bezug auf die Sendungen innerer Oberer des Ordens. Das bringt eine ganz eigene Offenheit oder Flexibilität in die Konstitutionen des Ordens. Immer wieder wird in ihnen darauf hingewiesen, dass die Durchführung des Vorgesprochenen, das oft sehr ins Detail geht, je nach den Umständen von Personen. Zeit und Ort zu geschehen hat. Bei dieser Flexibilität und Anpassung sind zwei Dinge als Kriterien des rechten Vorgehens besonders wichtig: das Ziel des Ordens sowie der Obere und der Gehorsam ihm gegenüber.

Die Einzelvorschriften dienen dem ihnen übergeordneten allgemeinen Ziel des Ordens, nämlich der größeren Ehre Gottes und dem größeren Dienst am Nächsten; oder wie es die Konstitutionen selbst ausdrücken, „allein um dem Nächsten zur göttlichen Ehre mehr helfen zu können“ (390). Diese Formulierung bringt die Einheit der beiden Ziele zum Ausdruck: Gottes größere Ehre wird eben dadurch erreicht, dass dem Nächsten mehr geholfen, mehr gedient wird.

Das heißt aber, dass die jeweiligen Umstände in Hinblick auf das zu erreichende Ziel des Ordens zu berücksichtigen sind. Dies ist fast ein Stereotyp der Konstitutionen. Ganz ausdrücklich wird es in diesem Satz: „Dies ist allgemein. Wenn aber ein einzelner es notwendig hat [...] so soll es der Klugheit des Verantwortlichen überlassen bleiben“, etwas anderes festzusetzen (363). Hier kommt also entscheidend der Obere ins Spiel.

Die Konstitutionen der Gesellschaft Jesu weisen dem Oberen im Wesentlichen

eine dreifache Aufgabe zu: „Dafür zu sorgen, dass die Konstitutionen vollständig beobachtet werden“ (425); von Bestimmungen der Konstitutionen zu befreien bzw. sie anzupassen, „wenn er bei einem Einzelnen nach den Gegebenheiten und Notwendigkeiten und im Hinblick auf das größere gemeinsame Wohl“ (425) dies für entsprechend hält, „indem er auf das Ziel der Konstitutionen sieht, das der größere geistliche Dienst und das Wohl derer ist, die in der Gesellschaft Jesu leben“ (746); anstelle schriftlicher und damit auch immer allgemeiner Regelungen die Verantwortung der Entscheidung dafür zu übernehmen, was in der jeweiligen Situation zu tun ist.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ähnlich wie der Papst, der „höchste Stellvertreter Christi, unseres Herrn“, so steht „für den Jesuiten der Obere der Gesellschaft ebenfalls anstelle einer Göttlichen Majestät“ (603) und entscheidet „im Namen Christi, unseres Herrn“. (633) Darum verweisen die Konstitutionen den Jesuiten immer wieder an den Oberen als denjenigen, der in seinen Entscheidungen konkret einweist in den Willen des Herrn und damit in den größeren Dienst. Wir sehen also: In den Konstitutionen ist der Obere ein wesentliches Element für die Offenheit und Anpassungsfähigkeit des



Ordens, die durch die Sendungen und die damit gegebene apostolische Beweglichkeit gefordert sind.

Es ist klar: Diese von der missionarischen Konzeption bedingte Beweglichkeit und Offenheit des Ordens, die ihren bündigen Ausdruck im Vierten Gelübde fand, macht die Betonung eines Gegengewichtes notwendig. Und das ist die Einheit der Glieder der Gesellschaft untereinander und mit ihrem Oberen, die „unio animorum“, die Einheit der Herzen. Die Konstitutionen nehmen dieses Anliegen sehr ernst. In ihnen ist die Sorge um diese Einheit und den Mitteln für ihre Erreichung und Bewahrung ein eigener, der achte Hauptteil gewidmet. Sie betonen ausdrücklich, dass „die Gesellschaft nicht das Ziel erreichen kann, das sie zur größeren göttlichen Ehre erstrebt, ohne dass ihre Glieder untereinander und mit ihrem Haupt vereint sind“. (655) Die Notwendigkeit, für diese Einheit Sorge zu tragen, wird ausdrücklich damit begründet, dass die Glieder des Ordens „auf verschiedene Gegenden der Welt unter Gläubigen und Ungläubigen verstreut sind“. (655)

Als Mittel zur Erreichung und Erhaltung dieser „Einheit der Herzen“ werden in den Konstitutionen genannt und erläutert: Dass „nur ausgesuchte und abgetötete Personen behalten“ werden; dass „Urheber von Spaltung mit großer Gewissenhaftigkeit aus dieser Gemeinschaft entfernt werden wie eine Pest, die sehr ansteckend sein kann“; dass das „Band des Gehorsams [...] stets in seiner Kraft aufrecht erhalten wird“; dass „die gegenseitige Verbindung durch Briefe zwischen den Untergebenen und den Oberen [dazu] helfen, dass sie häufig voneinander erfahren“; dass „der Generalobere die Eigenschaften

hat, die das Vertrauen und Ansehen bei den Untergebenen stärken, und dass er Liebe und Sorge für sie hat und zeigt, so dass die Untergebenen überzeugt sind, ihr Oberer wisse, wünsche und vermöge, sie gut in unserem Herrn zu leiten“ (657-676). Das hauptsächliche Band für die Einheit aber ist „die Liebe Gottes, unseres Herrn; denn wenn der Obere und die Untergebenen sehr mit seiner göttlichen und höchsten Güte vereint sind, werden sie sich sehr leicht untereinander selbst durch die gleiche Liebe vereinen, die von der göttlichen Güte herabkommt und sich auf alle Nächsten erstreckt...“ (671).

Eine weitere Konsequenz des Vierten Gelübdes soll kurz erwähnt werden. Es ist die sogenannte Unterscheidung der Grade, die Unterscheidung zwischen den Mitgliedern des Ordens, welche die Feierliche Profess der vier Gelübde ablegen, den Professoren, und denen, welche die drei einfachen Gelübde ablegen, den Koadjutoren, seien es Priester oder Brüder. Im täglichen Leben des Ordens ist diese Unterscheidung in der Regel nicht zu spüren. Für die Struktur und die Leitung des Ordens aber hat sie große Bedeutung. Der Grund für diese Unterscheidung liegt im Vierten Gelübde. Der Idee der Konstitutionen nach sollen nur diejenigen das Gelübde ablegen, die nach Tugend und Wissen so qualifiziert sind, dass der Papst sie auch für schwierigere Sendungen gebrauchen kann.

Wenn wir auf den Einfluss des Vierten Gelübdes auf die Vorgehens- und Lebensweise des Ordens schauen, dann möchte ich auf dies hinweisen: Von Anfang an gab es im Orden die Anforderung an die Mitglieder, die man in einem Wort so zusammenfassen kann: Qualität oder gar hohe Qualität.



Dies besagt unmittelbar ein Zweifaches: Auswahl bei der Aufnahme und Gründlichkeit bei der Ausbildung. Begründet wird diese Qualitäts-Forderung mit der Befähigung, „auf Anordnung oder Weisung des höchsten Stellvertreters Christi, unseres Herrn, [...] in den verschiedensten Gegenden der Welt unterwegs zu sein“, „da ja unser Beruf verlangt, dass wir zu jeder Zeit für alles vorbereitet und vollkommen gerüstet seien, was immer uns in unserem Herrn aufgetragen wird ...“ (82).

Das Gerüstetsein für Sendungen wäre leer und unwirksam ohne die innere Freiheit, die Bereitschaft des Jesuiten zu solchen Sendungen, und ohne die äußere Freiheit, das Freisein von Bindungen an einen Ort. Die Konstitutionen betonen und fordern dies. Sie erwarten vom Jesuiten eine wohlüberlegte Entscheidung und damit eine starke Motivation und Verlässlichkeit für diese Lebensweise. Sie erwarten „geistliche Menschen“, die soweit gekommen sind, dass sie „auf dem Weg Christi, unseres Herrn, eilen.“ (582). Sie erwarten mit einem Wort Menschen der Geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola.

Die äußere Freiheit, das Freisein von Bindungen an einen Ort wird in den Konstitutionen immer wieder mit der Verpflichtung des Vierten Gelübdes begründet: „Die Professgesellschaft soll, soweit es möglich ist, für die Aussendungen durch den Apostolischen Stuhl oder für andere Werke des göttlichen Dienstes und der Hilfe für die Seelen unbehindert sein“ (324). Darum auch „soll niemand irgendeine Würde außerhalb der Gesellschaft Jesu annehmen können“ (576).

Der Geist der inneren Freiheit oder Bereitschaft und des äußeren Freiseins

prägt auch die Armut der Gesellschaft Jesu. Die Armut des Ordens ist „apostolisch“. Sie kommt aus dem Willen zum größeren apostolischen Dienst und ist ganz auf das Apostolat ausgerichtet. Das kommt z. B. in diesem Text der Konstitutionen gut zum Ausdruck: „Wer durch Seine Heiligkeit bestimmt wird, irgendwo hinzugehen, soll sich selbst freigiebig anbieten, ohne für das Reisegeld zu bitten noch um irgendetwas Zeitliches bitten zu lassen; sondern Seine Heiligkeit wolle ihn so senden, wie er es für den größeren Dienst für Gott und den Apostolischen Stuhl hält, ohne bei ihm auf etwas anderes achten zu müssen“ (609). Was den Gehorsam betrifft, in dem die Jesuiten „sich auszeichnen sollen [...] zuerst gegenüber dem Papst und dann gegenüber den Oberen der Gesellschaft“ (547), haben wir gesehen, wie sehr er einerseits von den Forderungen der Sendungen bestimmt ist, und wie sehr andererseits die rechte Erfüllung dieses Gehorsamsgelübdes „circa missiones“ vom Ignatianischen Gehorsam geprägt ist. Der Gehorsam im ignatianischen Geist ist in der Gesellschaft Jesu in der Tat der „cardo“, der Angelpunkt, durch den die vom Vierten Gelübde geformte Struktur des Ordens „funktioniert“.

Lassen wir zum Schluss Ignatius von Loyola selbst sprechen. Er fasst in diesem Wort all das Zusammen, was die Gefährten in Paris und auf dem Montmartre bewegte: ihr festes Wollen, den Willen Gottes zu treffen zu seinem je größeren Dienst und zum je größeren Nutzen der Seelen; ihre Gemeinschaftlichkeit und die Situation des Zweifels, die sie sich an den Papst wenden ließ. Es ist ein Passus der ursprünglichen spanischen Konstitutionen von 1544: „Wir

kamen aus verschiedenen Reichen und Provinzen und wussten nicht, wohin uns wenden und ob unter Gläubigen oder Ungläubigen; wir wollten auf den Weg des Herren nicht irgehen, waren aber nicht sicher, wo wir Gott, Unserem Herrn, mehr dienen und ihn mehr loben könnten mit Hilfe seiner Gnade; aus all diesen Gründen legten wir das Gelübde ab, der Papst solle es sein, der uns aufteile und sende zur Größeren Ehre Gottes, Unseres Herrn, und gemäß unserem Versprechen und unserer Absicht, die Welt zu durchziehen [...] zum größeren Ruhm Gottes, Unseres Herrn, und zum größeren geistlichen Nutzen der Seelen“ (605).

.....

- 1 Monumenta SJ, Monumenta Ignatiana, Constitutiones I, 162.
- 2 „Vom Geist des Ursprungs der Gesellschaft Jesu“ in „Geist und Leben“ 1968, 245-265.
- 3 Die Konstitutionen SJ sind für die verschiedenen Abschnitte durchgehend mit Randnummern versehen.
- 4 In einer Exhorte an Jesuiten in Spanien; in Mon. Soc. Jesu, Monumenta Nadal V, 56.

»Denn der Ordensgehorsam,  
also der Oberngehorsam,  
ist grundlos und unverständlich  
ohne den Gehorsam Gott gegenüber.«

Johannes Günter Gerhartz SJ

## Ursula Maria Hertewich OP

Sr. Dr. Ursula Maria Hertewich OP, geboren in Saarbrücken, ist promovierte Apothekerin. 2006 trat sie bei den Dominikanerinnen von Arenberg ein. Sie arbeitet in der Seelsorge und Kräuterei des Klosters Arenberg. Gegenwärtig macht sie eine Ausbildung als Geistliche Begleiterin.



Ursula Maria Hertewich OP

## Anspruchsvolles Leben

Es mag in den Augen Vieler verrückt sein, geradezu absurd, sich als selbstständiger junger Mensch scheinbar zu entmündigen und von den Entscheidungen anderer abhängig zu machen. Ist es nicht vielmehr Ziel unseres Lebens, Freiheit und Unabhängigkeit zu erlangen? Gehorsam – allein dieses Wort ist für manche unerträglich anzuhören, es ist zum Reizwort geworden, nicht zuletzt aufgrund der unsagbaren Verbrechen, die besonders im vergangenen Jahrhundert im Namen des Gehorsams verübt worden sind. Und dennoch habe ich mich entschieden, eine Lebensform zu wählen, in der das Gelübde des Gehorsams eine tragende Rolle spielt.

Je länger ich unterwegs bin, umso mehr wird mir bewusst, dass ein Weg im Gehorsam nur dann gegangen werden kann und darf, wenn er auf dem Fundament des Vertrauens, der gegenseitigen Wertschätzung und der Liebe angelegt ist. Es ist die tiefe Gewissheit,

dass der Grund auf dem ich stehe die bedingungslose Liebe Gottes ist, die mich leidenschaftlich nach seinem Willen fragen lässt, in mir die Sehnsucht weckt, mir seinen Heils-Willen zu eigen zu machen. Das ist der entscheidende Punkt, an dem sich unser christlicher Gehorsam von einem „Kadaver-Gehorsam“ abgrenzt, der das Gewissen des Einzelnen ausblendet und in Angst und Furcht wurzelt.

Doch wie den Willen Gottes erkennen, im Hier und Jetzt, mitten im alltäglichen Gewühl? „Gebt acht, dass ihr richtig zuhört“ (Lk 8,18) – diese Worte, mit denen Jesus seine Jünger mehrfach ermahnt, scheinen mir diesbezüglich ein wichtiger Schlüssel. Jesus selbst hat es schmerzlich am eigenen Leib erfahren, wie sehr uns eigene Vorstellungen und Fixierungen davon abhalten können, einander wirklich Gehör zu schenken. „Was kann die mir denn schon sagen, die hat doch keine Ahnung, wie es mir geht?“ – „Die? Die redet doch immer so



und in Wirklichkeit ist nichts dahinter!“ – „Wenn der nur schon anfängt zu reden, bekomme ich die Krise!“... Es ist erschreckend, wie schnell uns diese und ähnliche „Totmacher-Sätze“ zuweilen ins Herz oder über die Lippen kommen. Gerade in einer Gemeinschaft von Schwestern, in der wir auf engstem Raum zusammen, leben ohne einander ausgesucht zu haben, erlebe ich es Tag für Tag als Herausforderung, jenseits aller Sympathien und Antipathien ein offenes Ohr füreinander zu bewahren. Doch diese Offenheit, dieses sich immer wieder Befreien aus festgefahrenen Vorstellungen und Bildern, das gemeinsame Suchen und Ringen scheint mir unbedingte Voraussetzung zu sein, persönlich und als Gemeinschaft dem Willen Gottes auf der Spur zu bleiben. Lasse ich mich anfragen? Lasse ich mich ein auf das Fremde, das an mich herangetragen wird, auch wenn es unter Umständen sogar meine Lieblingspläne durchkreuzt? Bin ich bereit, auch dann noch hinzuhören, wenn ich mit einer unbequemen Wahrheit konfrontiert werde? Fragen dieser Art bewahren uns davor, in einer ungunstigen Art um uns selbst zu kreisen und unseren Eigenwillen zum Maß aller Dinge zu machen. Und dennoch hat Gehorsam für mich nichts mit Willenlosigkeit oder gar Selbstaufgabe zu tun – ganz im Gegenteil. Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass unser eigener Wille, unsere Gedanken und Gefühle, Wünsche und Leidenschaften, aber auch unsere Schwächen und Unzulänglichkeiten wichtige Wegweiser in der Nachfolge Christi und daher unbedingt ernst zu nehmen sind. Der Arzt und Kabarettist Eckart von Hirschhausen drückte einmal scherzhaft und doch sehr treffend aus: „Wer als

Pinguin geboren wurde, wird auch nach sieben Jahren Therapie und Selbsterfahrung in diesem Leben keine Giraffe werden. (...) Ein guter Therapeut wird wie ein guter Freund nicht lange fragen: Warum hättest du gerne so einen langen Hals? Sondern: Was willst du? Was macht dir Freude? Wann geht dein Herz auf? Wann haben andere mit dir Freude? Was ist dein Beitrag? Wofür brennst du, ohne auszubrennen?“ (aus: GLÜCK kommt selten allein, Rowohlt-Verlag 2009, S. 356).

Gehorsam mir selbst gegenüber zu sein heißt also, die mir eigenen Talente zu entdecken, mit ihnen zu wuchern, statt traurig und verzagt auf die anderen zu schielen, denen möglicherweise mehr oder Besseres anvertraut wurde. Meine eigene, vielleicht armselige innere und äußere Wirklichkeit anzunehmen,

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

diesen Boden fruchtbar zu machen, statt vor mir selbst davonzulaufen und mich in andere, paradiesische Zustände hineinzuträumen. Und schließlich bedeutet es auch, mich in meinem So-Sein anderen zuzumuten, selbst wenn dies im zwischenmenschlichen Bereich zu Enttäuschungen und Auseinandersetzungen führen kann.

Eine unserer Mitschwestern, die langjährig in Leitungsverantwortung stand, gestand mir einmal mit einem zwinkern-

den Auge: „Früher war es leicht, Priorin zu sein – ich habe etwas gesagt, und das wurde dann auch gemacht. Heute sagt die Priorin etwas, dann wird lange darüber diskutiert und am Ende wird manchmal auch noch etwas ganz anderes gemacht“. Ja, Leben im Gehorsam ist mühsam, spannungsreich, anspruchs-

voll, zuweilen sogar eine Zumutung. Und doch bin ich zutiefst überzeugt, dass diese „existentielle Hellhörigkeit“, die doch letztlich das Fundament einer jeden Liebesbeziehung bildet, uns dabei hilft, immer tiefer in unser Menschsein hineinzuwachsen und unsere ureigene Berufung zu entdecken.

»Der Grund, auf dem ich stehe,  
ist die bedingungslose Liebe  
Gottes, die in mir die Sehnsucht weckt,  
mir seinen Heils-Willen  
zu eigen zu machen.«

Ursula Maria Hertewich OP

## Helmuth Pree

Prof. Dr. iur (civ.) Dr. iur. can., Mag.Theol. Helmuth Pree, geboren in Reichenthal, Oberösterreich, studierte Rechtswissenschaften und katholische Theologie in Linz und Kanonisches Recht an der Päpstlichen Lateranuniversität. Er habilitierte sich mit einer kirchenrechtlichen Arbeit. Seit dem Jahr 2004 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seit 2011 ist Pree Konsultor des Päpstlichen Rates für die Gesetzestexte.



Helmuth Pree

## Religiosen und deutsches Zivilrecht – vermögensrechtliche Fragen<sup>1</sup>

### A. Grundlegung

#### I. Präzisierung des Themas

In der Materie des ordensrechtlichen Vermögensrechts sind zwei Ebenen zu unterscheiden:

(1) Einerseits die Regelungen um das Vermögen der Ordensverbände einschließlich ihrer Untergliederungen. Bei den Instituten des geweihten Lebens und den Gesellschaften des apostolischen Lebens kommt dem Gesamtverband (dem Ordensinstitut), den Provinzen und den Einzelniederlassungen als kirchlichen juristischen Personen von Gesetzes wegen Vermögensfähigkeit zu, d.h. die Fähigkeit, Vermögen zu erwerben, zu besitzen, zu verwalten und zu veräußern, sofern nicht diese Fähigkeit

in den Konstitutionen ausgeschlossen oder eingeschränkt ist (c. 634 § 1 CIC). Das Vermögen aller dieser Träger ist Kirchengut (*bona ecclesiastica* gem. c. 1257 § 1 CIC) und unterliegt somit den diesbezüglichen kirchenrechtlichen Bestimmungen (vgl. im Folgenden II.).<sup>2</sup>

(2) Andererseits etwaiges Privatvermögen des einzelnen Professoren (in Instituten, in denen kraft Eigenrechts kein vollständiger Vermögensverzicht verlangt wird, vgl. c. 668 §§ 4 und 5 CIC), sei es, dass er es bereits vor dem Eintritt in das Institut besessen und während der Verbandszugehörigkeit behalten hat, oder sei es, dass es ihm als Professor, z. B. aus einer Erbschaft oder Schenkung zugeflossen ist. Dieses unterliegt eigenen Regeln: Es handelt

sich nicht um Ordensvermögen und Kirchengut. Vielmehr wird die Frage unter dem Gesichtspunkt des abgelegten Armutsgelübdes und seiner Rechtsfolgen sowie unter dem Aspekt der Verbandszugehörigkeit geregelt.

Beide Ebenen weisen Berührungen und gegenseitige Verschränkungen mit dem Zivilrecht auf, die Gegenstand der folgenden Darstellung sind.

Das kirchliche Arbeitsrecht – für Personen in einem arbeitsvertraglichen Beschäftigungsverhältnis mit einem kirchlichen Rechtsträger – stellt eine eigengeprägte Materie dar, welche der kirchliche Gesetzgeber rechtssystematisch dem Vermögensrecht zuordnet (vgl. c. 1286 CIC). Auf diese soll jedoch im vorliegenden Rahmen nicht eingegangen werden.

Die Darstellung beschränkt sich, was das kanonische Recht anbelangt, auf das lateinische Kirchenrecht.

## II. Quellen des ordensrechtlichen Vermögensrechts

### 1. CIC/1983

Über das Ordensvermögen und dessen Verwaltung enthalten die cc. 634 – 640 CIC, eingebettet in das Ordensrecht, spezielle Regeln. Darüber hinaus ist auf die Orden das Vermögensrecht des Liber V CIC (cc. 1254 – 1310) anzuwenden, soweit nicht Anderes ausdrücklich vorgesehen ist (c. 635 § 1 CIC).

Hinsichtlich der vermögensrechtlichen Stellung des einzelnen Professoren trifft der CIC im Kontext der Rechte und Pflichten der Religiösen grundlegende Regelungen in c. 668. Darüber hinaus richtet sich die nähere Ausgestaltung dieser Materie nach dem Eigenrecht der einzelnen Verbände. Unabhängig da-

von, ob der einzelne Professe zugleich Kleriker ist, sind mehrere der sog. klerikalen Standespflichten ohne weiteres auch für Religiösen verbindlich (c. 672 CIC). Im vorliegenden Kontext ist dabei c. 285 § 4 CIC (Verbot der Verwaltung laikalen Vermögens, von weltlichen Ämtern mit Rechenschaftspflicht sowie der Zeichnung von abstrakten Verbindlichkeiten, insbes. von Wechseln) und c. 286 CIC (Verbot von Gewerbe und Handel) von Bedeutung.

### 2. Das Eigenrecht der Orden

Jedes Ordensinstitut ist verpflichtet, in seinem Eigenrecht Normen über Gebrauch und Verwaltung des Vermögens zu erlassen. Die Regelungen des CIC bilden den verbindlichen Rahmen für das Eigenrecht (c. 635 § 2 CIC). Dieses kann in Gesetzesform bestehen, sei es, dass solche Gesetze in einem klerikalen Orden päpstlichen Rechts durch ein mit Gesetzgebungsgewalt ausgestattetes Kapitel oder dass sie vom Papst oder, bei Instituten diözesanen Rechts (c. 594 CIC), vom Diözesanbischof für einen bestimmten Orden erlassen worden sind; darüber hinaus kann es Statutarrecht (c. 94 CIC) oder Gewohnheitsrecht (cc. 23 – 28 CIC) sein. In jedem Fall muss das Eigenrecht dem CIC entsprechen (außer es handelt sich um ein päpstliches Gesetz oder um ein rechtmäßig bestehendes gesetzwidriges Gewohnheitsrecht). Von diesen Ausnahmen abgesehen, führt ein Widerspruch zum CIC zur Ungültigkeit der betreffenden Anordnung (c. 135 § 2 CIC) und dieser würde selbst durch die Bestätigung (des Eigenrechts) durch den Ap. Stuhl bzw. Diözesanbischof (c. 587 § 2) nicht geheilt.<sup>3</sup> Eigens hinzuweisen ist auf die Notwendigkeit einer hinreichenden Publizität bzw. Zugäng-



lichkeit des Eigenrechts, namentlich, wenn es sich um ordenseigene Gesetze oder Statuten handelt – was besonders im vermögensrechtlichen Kontext von praktischer Bedeutung ist. Zwar ist für Statutarrecht, anders als für Gesetze (cc. 7, 8 CIC), die Promulgation nicht vorgeschrieben (vgl. c. 94 CIC), jedoch ist im rechtsgeschäftlichen Verkehr dem Vertragspartner gegenüber bzw. in einem Rechtsstreit dem Gericht gegenüber die Vertretungsbefugnis offenzulegen.

### III. Das Verhältnis des ordensrechtlichen Vermögensrechts zum staatlichen Recht

Von fundamentaler Bedeutung bezüglich der Beachtlichkeit des staatlichen Rechts ist, von welchem Standpunkt aus eine Frage zu beantworten ist. Jede Rechtsordnung muss selbst klarstellen, in welchen Fragen und in welchem Umfang sie auf eine andere Rechtsordnung verweist, sei es dass sie gewisse Materien der anderen Rechtsordnung überlässt und somit in diesen Punkten keine eigene Kompetenz beansprucht, oder sei es, dass sie Bestimmungen von der anderen Rechtsordnung in die eigene übernimmt.<sup>4</sup> Ist eine Frage kirchenrechtlich, z.B. ordensintern, zu entscheiden, so ist das Kirchenrecht bzw. Ordensrecht anzuwenden; das staatliche Recht kommt dabei nur insoweit in den Blick, als das Kirchenrecht selbst dies vorsieht. Beispielsweise rezipiert das kanonische Recht vom Zivilrecht des jeweiligen Landes die Bestimmungen über Verjährung und Ersitzung (mit einigen Vorbehalten, cc. 197 – 199 CIC) sowie generell die zivilrechtlichen Bestimmungen über vermögensrechtliche Rechtsgeschäfte und Obligationen jedweder Art (z.B. auch Schadensersatz-

ansprüche, Ansprüche aus Geschäftsführung ohne Auftrag oder ungerechtfertigter Bereicherung): c. 1290 CIC.<sup>5</sup> Auch bei dieser Übernahme weltlichen Rechts wird ein Vorbehalt zugunsten kirchenrechtlicher Regelungen gemacht, so dass in den rezipierten Materien immer auch das kanonische Recht, soweit dieses dazu etwas regelt, beachtet werden muss. Schließt beispielsweise der Ökonom eines Klosters für dieses einen Dienstvertrag ab, sind nicht nur die Bestimmungen des staatlichen Rechts, die in das Kirchenrecht rezipiert werden, einzuhalten, sondern es muss auch den innerkirchlichen Regeln, etwa über die ordentliche und außerordentliche Verwaltung, eventuelle ordensrechtliche Genehmigungserfordernisse usw., entsprochen werden.

Ist hingegen eine Frage vor dem Forum des staatlichen Rechts, z.B. vor einem weltlichen Gericht, zu entscheiden, findet staatliches Recht Anwendung, auch wenn eine oder beide Streitparteien kirchliche Rechtsträger wären. Auf das Kirchenrecht bzw. Ordensrecht greift die staatliche Behörde dann und nur insoweit zurück, als dies nach staatlichem Recht verlangt ist. Z.B. wenn es darum geht, wer rechtmäßiger Vertreter einer ordensrechtlichen juristischen Person ist, oder wie weit die Befugnisse des Cellerars einer bestimmten Ordensgemeinschaft in einer bestimmten Angelegenheit reichen.

Im übrigen haben die Orden als Teil der Verfassung der Kirche unmittelbaren Anteil am verfassungsrechtlichen Schutz der individuellen und korporativen Religionsfreiheit gem. Art. 4 I und II GG sowie des Selbstbestimmungsrechts der Kirche gem. 140 GG iVm Art. 137 III Weimarer Reichsverfassung:<sup>6</sup>

Sie ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbständig, das heißt frei von staatlichen Vorschriften und Weisungen, innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes. Auch die Vermögensgestion der Orden fällt unter die geschützten eigenen Angelegenheiten der Kirche. Wo immer der Orden aber diesen inneren Bereich verlässt und am allgemeinen Rechtsverkehr teilnimmt, z.B. durch Abschluss eines zivilrechtlich wirksamen Beschäftigungsverhältnisses mit einem Angestellten oder eines Kaufvertrages mit einem Dritten, verlässt der kirchliche Rechtsträger die Sphäre der inneren Angelegenheiten und unterstellt sich freiwillig dem staatlichen Recht, indem er sich dessen Rechtsformen und rechtlichen Möglichkeiten bedient. Das kann der ordensrechtliche Rechtsträger, weil er als juristische Person auch des staatlichen Rechts über die allen Personen zustehende Privatautonomie verfügt. Deshalb können die Ordensverbände auch im vermögensrechtlichen Bereich mit weltlich rechtlicher Wirksamkeit handeln. Mit anderen Worten: Wenn die ordensrechtlichen Rechtsträger zivilrechtlich wirksam handeln wollen, müssen sie sich der staatlichen Rechtsordnung bedienen und sich ihr unterwerfen.<sup>7</sup> Das Selbstbestimmungsrecht der Kirche bedeutet folglich nicht, dass durch Eigenrecht der Orden ein staatlich anzuerkennendes Sonderprivatrecht geschaffen werden könnte. Nicht zuletzt das Zivilrecht ist ein klares Beispiel für ein „für alle geltendes Gesetz“.

#### IV. Das Professverhältnis im Zivilrecht

Voraussetzungen, Inhalt, Form sowie die innerkirchlichen Rechtswirkun-

gen der Profess sind aus der Sicht des Staates eine rein innerkirchliche Angelegenheit. Der Bereich der inneren Angelegenheiten wird erst dort verlassen, wo es um die Frage geht, ob die abgelegte Profess auch im staatlichen Recht Rechtswirkungen entfaltet oder nicht. Muss etwa der Staat die Rechtswirkungen der Profess und die damit zusammenhängenden Besonderheiten dieser Lebensform mit staatlicher Wirksamkeit anerkennen oder nicht? Diese Frage stellt sich in den verschiedenen Materien der Rechtsordnung unterschiedlich; man denke etwa an die Frage des Militärdienstes (Zurückstellung vom Wehrdienst gem. § 12 (2) WPflG i.V.m. § 6 (2) WPflV), der Sozialversicherungspflicht<sup>8</sup>, der zivilrechtlichen Befähigung zum Abschluss von Verträgen, um nur einige Beispiele zu nennen.

Der Staat kann diese Lebensform dadurch anerkennen, dass er sie lediglich respektiert und sich jeder Einmischung enthält, der Profess aber keinerlei Wirkung auf zivilrechtlicher Ebene zuspricht. Oder aber dadurch, dass er der Gelübdebindung auch zivilrechtliche Relevanz zuerkennt (Eheunfähigkeit, Vermögensunfähigkeit usw.). Das deutsche Zivilrecht hat mit guten Gründen diesen zweiten Weg nicht beschritten. Insbesondere sind solche kirchenrechtliche Bestimmungen auf die innerkirchliche Geltung beschränkt, die die persönliche Dispositionsbefugnis in privatrechtlichen Materien betreffen, wie die Fähigkeit Vermögen zu erwerben und darüber zu disponieren, die Testierfreiheit, die Vertragsfreiheit, die Eheschließungsfreiheit<sup>9</sup> und alle durch die Grundrechte verbürgten Garantien und Freiheiten. Würde das staatliche Recht derartige, wenngleich freiwillig übernommene Be-

schränkungen im weltlichen Recht anerkennen, würde dies dazu führen, dass den betroffenen Personen aus religiösen Gründen fundamentale Befähigungen staatlicherseits abgesprochen werden, die sonst jedem Bürger zustehen.

Im deutschen Zivilrecht sind Religionen generell, gleich welcher Art ihre Gelübdebindung innerkirchlich ist, im Zivilrecht voll rechts- und handlungsfähig. Damit besitzen sie insbesondere die Fähigkeit zum Eigentumserwerb, sind erb- und testierfähig und fähig, über ihr eventuelles Privatvermögen frei zu verfügen. Darüber hinaus ist auch ihre Prozessfähigkeit in gerichtlichen und verwaltungsbehördlichen Verfahren in keiner Weise beschränkt.<sup>10</sup> Religionen können folglich arbeitsvertragliche Beschäftigungsverhältnisse mit Dienstgebern außerhalb ihres Verbandes eingehen oder auch zu Beamten ernannt werden. Von diesen Möglichkeiten strikt zu unterscheiden ist der Einsatz von Ordenspersonen auf Grundlage eines Gestellungsvertrages. Dieser wird nicht zwischen dem Ordensmitglied und dem Dienstgeber, sondern zwischen diesem und dem ordensrechtlichen Rechtsträger abgeschlossen. Die an den Verband bezahlten Gestellungsleistungen sind von der Umsatzsteuer befreit.<sup>11</sup>

Auch den Wohnsitz begründen Ordensangehörige jedweder Art so wie alle anderen Personen in der Bundesrepublik Deutschland gemäß § 7 BGB: „Wer sich an einem Orte ständig niederlässt, begründet an diesem Ort einen Wohnsitz“ (Abs. 1). Erforderlich ist dafür die Niederlassung verbunden mit dem Willen, den Ort zum ständigen Schwerpunkt der Lebensverhältnisse zu machen.<sup>12</sup>

Beschränkt sind Religionen – ähnlich wie bestimmte andere Personengruppen

auch – in der Übernahme der Funktion eines Vormunds (§§ 1773 – 1895 BGB) und Pflegers (§§ 1909 – 1921 BGB; grundsätzliche Anwendbarkeit der Bestimmungen über die Vormundschaft: § 1915 I BGB. Ordenspersonen sind „Religionsdiener“ gemäß § 1784 BGB, wo auf die innerkirchliche Erlaubnispflicht verwiesen wird, die gemäß cc. 671 und 672 iVm c. 285 § 4<sup>13</sup> CIC gegeben ist, und welche für Religionen und Mitglieder der Gesellschaften des apostolischen Lebens gilt [c. 739 CIC]). Die Aufgabe des Betreuers (§§ 1896 – 1908 k BGB; für psychisch kranke sowie behinderte Volljährige) wird im Ergebnis unter dem Gesichtspunkt der Eignung (vgl. § 1897 I BGB) ähnlich zu behandeln sein, auch wenn hier nicht auf das Vormundschaftsrecht verwiesen wird. Der als Betreuer Ausgewählte darf erst dann bestellt werden, wenn er sich zur Übernahme der Betreuung bereit erklärt hat (§ 1898 II BGB). Soll eine Ordensperson zum Betreuer bestellt werden, so ist von der grundsätzlichen Erlaubnispflichtigkeit durch den zuständigen Ordinarius auszugehen, und zwar auch dann, wenn sich die Betreuung im Einzelfall nicht auf Vermögensfragen des Betreuten, sondern z.B. auf die Gesundheitsvorsorge beziehen soll. Dies ergibt sich aus c. 285 §§ 2 und 4 CIC. Die Erlaubnispflicht schützt die Ordensperson selbst gegen die Übernahme von Betreuungspflichten, die im konkreten Fall zu einer Beeinträchtigung des Ordenslebens führen würden. Die Erlaubnispflicht besteht für alle Religionen, auch wenn sie nicht Kleriker sind (c. 672 iVm 285 CIC).

Zuständiger Ordinarius ist:

- bei Ordensgemeinschaften bischöflichen Rechts der Diözesanbischof des Ortes der Niederlassung; bei über

mehrere Diözesen verbreiteten Gemeinschaften der Diözesanbischof der Diözese des Hauptsitzes (cc. 594, 595 § 1 CIC);

- bei klerikalen Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts der höhere Obere (vgl. c. 613 § 2 CIC);
- bei weiblichen Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts der Ap. Stuhl (Religiosenkongregation); hier wird man jedoch nicht fehlgehen, entgegen dem Wortlaut des Gesetzes ebenfalls die Zuständigkeit des Diözesanbischofs aus Gründen der Praktikabilität in Anspruch zu nehmen;
- bei Klöstern gem. c. 615 CIC, d.h. Klöster sui iuris, die außer dem eigenen Leiter keinen anderen höheren Oberen haben und auch keinem anderen Ordensinstitut so angeschlossen sind, dass dessen Oberer eine wirkliche, von den Konstitutionen bestimmte Vollmacht über ein solches Kloster besitzt, der Diözesanbischof.

Trifft die zuletzt genannte Voraussetzung zu, so ist der Obere des anderen Ordensinstituts, vorausgesetzt er ist höherer Oberer und Ordinarius gem. c. 134 § 1 CIC, zuständiger Ordinarius (vgl. c. 615 CIC).

Die Adoption (Annahme als Kind, §§ 1741 – 1772 BGB) durch Ordenspersonen ist universalrechtlich kraft c. 672 i.V.m. c. 285 § 2 CIC (Verbot standesfremden Verhaltens) und § 4 (Verbot der Verwaltung von Vermögen, das Laien gehört) ohne weiteres als verboten anzusehen.<sup>14</sup> Das BGB enthält kein explizites Verbot der Adoption durch Geistliche oder Ordenspersonen.

Die Befreiungstatbestände von der gesetzlichen Pflichtversicherung gemäß

Sozialgesetzbuch (SGB) V, VI, VII und XI (Kranken-, Unfall-, Renten- und Pflegeversicherung, vgl. Anm. 8), sind hier nicht weiter zu verfolgen.

Zu beachten ist, dass die staatliche Zivilrechtsordnung das Professverhältnis insofern in seiner Eigenart anerkennt, als dieses nicht als Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Verhältnis behandelt wird<sup>15</sup> – und dies, obwohl die Profess auch vermögensrechtliche, insbesondere unterhaltsrechtliche Aspekte enthält (vgl. c. 670 CIC<sup>16</sup>). Inwieweit dies über das Zivilrecht hinaus auch in verschiedenen Bereichen des öffentlichen Rechts, etwa im Steuerrecht, von Bedeutung ist, ist der jeweiligen gesetzlichen Regelung zu entnehmen.

## **B. Die vermögensrechtliche Rechtsstellung des Religiösen zwischen kanonischem und zivilem Recht**

### **I. Vor Ablegung der ersten Profess**

Die Mitglieder müssen vor Ablegung der ersten Profess die Verwaltung ihres eigenen Vermögens an eine Person ihrer Wahl abtreten, und, sofern die Konstitutionen nicht anderes festlegen, über dessen Gebrauch und Nießbrauch frei verfügen. Spätestens vor der ewigen Profess müssen sie ein Testament errichten, das auch zivile Wirksamkeit besitzt (c. 668 § 1). Wurde dies verabsäumt, so ist die Errichtung sobald wie möglich nachzuholen; dazu bedarf es keiner Erlaubnis durch irgendeinen Oberen. Bezüglich des Inhalts des Testaments, auch in der Frage der Erbinsetzung, ist der Professe frei.<sup>17</sup>

Zur Änderung dieser Verfügungen aus gerechtem Grund und zur Setzung ir-

gendeines Aktes betreffend ihr Vermögen bedürfen sie der Erlaubnis (*licentia*) ihres gemäß Eigenrechts zuständigen Oberen (c. 668 § 2).

Der Professe soll während der gesamten Zeit seiner Ordenszugehörigkeit nicht mit Vermögensdingen beschäftigt sein, die geeignet sind, ihn von seiner eigentlichen Berufung abzuhalten. Daher muss er vor der ersten Profess eine Verfügung über Gebrauch und Nutznießung sowie die Verwaltung des Vermögens treffen. Letzteres ist von der Natur der Sache her nur dann erforderlich, wenn die Vermögenswerte einer solchen Verwaltung bedürfen (z.B. Wohnhausanlage, Geschäftsbetrieb). Dabei ist er frei zu bestimmen, wem er diese Befugnisse anvertraut. Nur sich selbst kann er diese Dinge nicht vorbehalten. Bei der Verfügung über Gebrauch und Nießbrauch ist zu bedenken, dass die Konstitutionen eine Festlegung treffen können. Trifft dies zu, ist er verpflichtet, diesen Anordnungen zu entsprechen, zumal er mit der Profess kirchenrechtlich die Pflicht zur Befolgung des Eigenrechts übernimmt.

Die für die Änderung dieser drei Verfügungen gem. c. 668 § 1 CIC erforderliche Erlaubnis stellt nach Kirchenrecht keine Gültigkeitsvoraussetzung dar. Zivilrechtlich kann der Religiöse stets frei verfügen und sind die diesbezüglichen kirchenrechtlichen Beschränkungen ohne Wirkung.

## II. Nach Ablegung der Profess

### 1. *Erwerbsgemeinschaft*<sup>18</sup>

Mit Ablegung der Profess erwirbt der Religiöse den Anspruch aus c. 670 CIC: auf angemessenen Lebensunterhalt und Gewährung alles dessen, was zur

Verwirklichung der Berufung und der übertragenen Aufgaben erforderlich ist. Zugleich tritt der Religiöse dadurch in eine (klösterliche) Erwerbsgemeinschaft ein: Dabei ist er nicht Dienstnehmer, sondern Mitträger derselben.

Für den Einfach-Professen gilt: Was ihm durch eigenen Einsatz oder im Hinblick auf das Institut zukommt, erwirbt er jedenfalls für dieses. Bei Einkünften aus einer Pension, Unterstützung bzw. Subvention oder Versicherung ist der Grundsatz, dass diese Einkünfte dem Institut zufließen; jedoch könnte das Eigenrecht anderes anordnen.

Der Feierlich-Professe hingegen verliert kirchenrechtlich die Erwerbs- und Besitzfähigkeit und kann nicht mehr Eigentümer vermögenswerter Güter sein. Er ist folglich nicht nur in seiner Handlungs-, sondern auch in seiner Rechtsfähigkeit beschränkt. Dem Armutsgelübde widersprechende Handlungen sind kirchenrechtlich sogar ungültig. Alles, was ihm auf welche Weise auch immer nach der Profess-Ablegung zufällt, erwirbt er für seinen Verband, d.h. für den Rechtsträger, dem er gemäß Eigenrecht zugehört. Dies gilt auch für weibliche Feierlich-Professen (Nonnen).

Im staatlichen Recht sind auch diese Bestimmungen ohne jede Bedeutung, d.h. jeder Professe erwirbt alles, was er erarbeitet oder erbt oder persönlich geschenkt erhält, für sich. Um den kirchenrechtlichen Zustand herzustellen, muss der Mönch seinen Zuerwerb in einer zivilrechtlich wirksamen Form abtreten, z.B. durch Schenkung (§ 516 BGB). Dabei sind die jeweils einschlägigen zivilrechtlichen Bestimmungen, etwa die Einverleibung im Grundbuch bei Grundbuchsgeschäften, oder

die Nichtigkeit von Verträgen über künftiges Vermögen (§ 311 b BGB) zu beachten. Überdies ist jeweils zu prüfen, ob der Übertragungsvorgang eine Steuerpflicht (z.B. Schenkungssteuer, Grunderwerbsteuer) auslöst.

## 2. Vermögensfähigkeit und Vermögensverzicht

Nach kanonischem Recht hat die erste Profess niemals die Vermögensunfähigkeit zur Folge. Der Professe behält vielmehr sein Eigentum und kann neues hinzuerwerben.

Wer aufgrund der Natur des Instituts ganz auf sein Vermögen verzichten muss (die Feierlich-Professen), muss diesen Verzicht soweit wie möglich in einer auch zivilrechtlich wirksamen Form leisten, und zwar vor der ewigen Profess, mit Rechtswirkung ab dem Tag der Gelübdeablegung.

Ein Ewig-Professe mit einfachen Gelübden kann gemäß Eigenrecht und mit Erlaubnis seines Oberen teilweise oder ganz auf sein Vermögen verzichten (c. 668 § 4). Für diesen Verzicht schreibt der CIC keinen bestimmten Zeitpunkt vor.

Diese Bestimmungen wie auch die bereits zitierten Rechtswirkungen des Verzichts gemäß c. 668 § 5 CIC (Verlust der vermögensrechtlichen Rechts- und Handlungsfähigkeit) zeigen keine Wirkung im staatlichen Recht. Ein Verlust der Erwerbs-, Besitz- und Eigentumsfähigkeit ist zivilrechtlich ausgeschlossen. Dass die dem Gelübde widersprechenden Rechtshandlungen nichtig sind, ist ebenfalls nicht in das staatliche Recht übertragbar. Die – staatlich nicht erzwingbare – Pflicht des Professen, alles ihm nach der Profess anfallende Vermögen an das Institut zu übertragen,

muss in einer zivilrechtlich wirksamen Form realisiert werden (s. vorhin 1. am Ende), tritt aber keinesfalls kraft der kirchlichen Rechtslage mit staatlicher Wirksamkeit ein.

## C. Das rechtsgeschäftliche Handeln des Professen; Fragen der Haftung

### I. Rechtsgeschäfte über Ordensvermögen

#### 1. Der Unterschied zwischen Verwaltung und Vertretung

Verwaltung ist die laufende Besorgung der Vermögensangelegenheiten durch faktisches Handeln, wie etwa Buchführung, im Innenbereich des Rechtsträgers, so dass Rechte und Pflichten gegenüber Dritten nicht begründet werden. Die Verwaltung gehört zum kirchlichen Leitungsamt und steht deshalb den jeweiligen Oberen zu, die dabei durch Hilfsorgane verschiedener Art (kollegial und monokratisch) und Funktion (z.B. Räte als Beispruchsorgane; Vermögensverwalter mit wechselnden Bezeichnungen wie Cellerare, Ökonomen, Verwalter usw.) unterstützt werden.<sup>19</sup>

Vertretung hingegen bedeutet die Befugnis der Organe einer juristischen Person zum rechtsgeschäftlichen Handeln mit Rechtswirkung unmittelbar für und gegen diese; Vertretungshandeln berechtigt und verpflichtet daher den Rechtsträger unmittelbar gegenüber Dritten. Dazu bedarf es, soweit nicht der von Amts wegen vertretungsbefugte Obere selbst handelt, der – auch zivilrechtlich wirksamen (!) – Vertretungsmacht bei sonstiger Ungültigkeit des Handelns (auch in der weltlichen



Rechtsordnung). Mit der Verwalterbestellung ist nicht automatisch Vertretungsvollmacht verbunden.

## 2. Der Ökonom der Ordensniederlassung als Verwalter und Vertreter

Während es im Gesamtverband und in jeder Provinz einen vom Oberen verschiedenen Ökonomen geben muss, soll in einer örtlichen Niederlassung, soweit das möglich ist, ein eigener Ökonom eingesetzt werden: c. 636 § 1 CIC. Die Ökonomen sind ihren Oberen gegenüber zu der Zeit und in der Weise, wie das im Eigenrecht festgesetzt ist, rechenschaftspflichtig (§ 2). Dadurch verliert der Obere die dem Ökonomen übertragene Verwaltungs- und Vertretungskompetenz nicht. Der Umfang der Befugnisse des Ökonomen zu Verwaltung und Vertretung richtet sich nach dem Eigenrecht und den Weisungen des Oberen, von dem der Ökonom/Cellerar abhängig ist. Manche Akte jedoch sind von vornherein aus der Kompetenz des Ökonomen ausgeschlossen: Veräußerungsgeschäfte und veräußerungsähnliche Geschäfte sowie Akte der außerordentlichen Verwaltung. Der Ökonom ist daher, besonders was die Vertretungsbefugnis anbelangt, grundsätzlich auf die ordentliche Verwaltung beschränkt; überschreitet er seine Grenzen, ist das Rechtsgeschäft ungültig (mangels Vertretungsmacht).

Wenn Beispruchsrechte, z.B. die verlangte Zustimmung eines Gremiums zu einer Veräußerung, verlangt werden, so hat der Obere, niemals der Ökonom/Cellerar, den Beispruch (Zustimmung oder Rat: cc. 127, 627 § 2 CIC) einzufordern. Kompetenzen des Ökonomen bewegen sich immer im nicht beispruchspflichtigen Bereich (ordentliche Verwaltung).

## 3. Stammvermögen – frei verfügbares Vermögen

Stammvermögen ist das für die dauerhafte Vermögensausstattung einer kirchlichen juristischen Person bestimmte Vermögen.<sup>20</sup> Dazu gehören jene Vermögenswerte, die entweder anlässlich der Errichtung des Rechtsträgers oder zu einem späteren Zeitpunkt als Stammvermögen gewidmet wurden („legitima assignatio“). Das Stammvermögen ist nach Vermögensstücken (konkreten Objekten) bestimmt, nicht nach einer Geldsumme oder Werthöhe. Die zum Stammvermögen zählenden Güter können unterschiedlichster Natur sein; sie müssen sich lediglich für die dauerhafte Vermögensausstattung eignen (also z.B. keine verderblichen Sachen).

Sachen, die aufgrund eines Gelübdes (ex voto) der Kirche geschenkt wurden oder künstlerisch bzw. historisch wertvolle Sachen (res pretiosae) unterliegen unabhängig von ihrem Wert stets der Romgrenze (cc. 638 § 3, 1292 § 2 CIC); sie sind demnach wie Stammvermögen zu behandeln.

Soweit die Widmung bestimmter Vermögensobjekte als Stammvermögen nicht von der Gründung des Ordensverbandes bzw. der Stiftung der Vermögenswerte her feststeht oder durch eine allgemeine Regelung fixiert ist (z.B. im Eigenrecht), ist sie durch das nach dem Eigenrecht zuständige Vermögensverwaltungsorgan festzulegen. Das Stammvermögen, das es in jeder öffentlichen kirchlichen juristischen Person geben muss, ist im Inventar des Rechtsträgers eigens auszuweisen, zumal sich daran nachhaltige Rechtswirkungen knüpfen. Der Widmungsakt zu Stammvermögen ist, je nach Werthöhe,



ein Akt der außerordentlichen Verwaltung, weil er einen Teil des Vermögens der freien Verfügung entzieht.

Der umgekehrte Vorgang, nämlich Stammvermögen zu frei verfügbarem Vermögen zu machen, stellt ein alienationsähnliches Rechtsgeschäft gem. c. 1295 CIC dar.

Alles andere Vermögen des Rechtsträgers, das nicht Stammvermögen ist, ist frei verfügbares Vermögen (*patrimonium liberum*) – *tertium non datur*. Dazu gehören auch die Erträge aus Stammvermögen sowie der Zuerwerb durch die einzelnen Religiösen gemäß c. 668 §§ 3 und 5 CIC. Aus dem frei verfügbaren Vermögen sind insbesondere die laufenden Aufwendungen, die Gebäudeerhaltung, der Unterhalt, die apostolischen Aktivitäten zu bestreiten. Im Falle ordenseigener Unternehmungen sind die Investitionen grundsätzlich dem frei verfügbaren Vermögen zu entnehmen.

Tatsächlich dürfte es bei manchen Ordensgemeinschaften schwierig sein festzustellen, was zum Stammvermögen gehört. Hier bedarf es dennoch um der Rechtssicherheit willen einer genauen Festlegung. Hat man keine anderen Anhaltspunkte, wie z.B. aufgrund eines Stifterwillens, so sollte man unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten jene Vermögenswerte ausmachen, die zur beständigen Existenzsicherung des Rechtsträgers notwendig sind – im Unterschied zu frei verfügbarem Vermögen, welches einen ungleich flexibleren Einsatz, z.B. für Investitionen, ermöglicht. Im Zweifel ist ein bestimmtes Vermögensstück dem frei verfügbaren Vermögen zuzurechnen.<sup>21</sup>

Hat ein Kloster bzw. Orden Ausgliederungen (Ausgründungen) in ziviler Rechtsform, wie etwa GmbH, Stiftung

bürgerlichen Rechts, eingetragener Verein, geschaffen und in diese Stammvermögen eingebracht (unter Beachtung der für dieses alienationsähnliche Geschäft erforderlichen rechtlichen Vorkehrungen), so hört das Vermögen mit der vollzogenen Alienation auf Kirchengut zu sein.

#### *4. Rechtliche Konsequenzen der Unterscheidung von Stammvermögen und frei verfügbarem Vermögen*

Die Unterscheidung von Stammvermögen und frei verfügbarem Vermögen ist von außerordentlicher Tragweite für den Umgang mit dem Vermögen insbesondere durch Rechtsgeschäfte: Rechtsgeschäfte über Stammvermögen, und nur solche, sind Veräußerungen (Alienationen) oder alienationsähnliche Rechtsgeschäfte.

Dem gegenüber ist die Kategorie ordentliche und außerordentliche Verwaltung ausschließlich auf das frei verfügbare Vermögen zu beziehen.<sup>22</sup>

Diese Unterscheidung mit ihren rechtlichen Konsequenzen ist nun zu verdeutlichen.

##### *a) Alienationen und alienationsähnliche Geschäfte (Stammvermögen)*

Veräußerung (Alienation) bezeichnet ein Rechtsgeschäft, durch das ein bestimmtes Objekt des Stammvermögens aufhört zum Vermögensbestand einer öffentlichen kirchlichen juristischen Person zu gehören, da das Recht an dieser Sache, zumeist das Eigentumsrecht, einer anderen (physischen oder juristischen) Person übertragen wird.<sup>23</sup> Unter diesen engeren Veräußerungsbegriff fallen jedenfalls Verkauf, Tausch, Schenkung, Sicherungsübereignung, Forderungsabtretung, Darlehensgewährung.

Als Veräußerung im weiteren Sinn oder veräußerungsähnliches (alienationsähnliches) Rechtsgeschäft bezeichnet man jedes Rechtsgeschäft, durch das sich die Lage des Stammvermögens einer öffentlichen juristischen Person verschlechtern könnte, unabhängig davon, ob sich konkret eine Schlechterstellung ergibt.<sup>24</sup> Das Vorliegen eines solchen Geschäfts ist daher nicht nach dem konkreten wirtschaftlichen Erfolg oder Misserfolg, sondern einzig und allein nach der Art des Rechtsgeschäftes in abstracto zu beurteilen. Davon sind so gut wie alle weiteren schuldrechtlichen und sachenrechtlichen Rechtsgeschäfte erfasst, die für die öffentliche kirchliche juristische Person nicht ausschließlich begünstigend sind, wie insbesondere: Vermietung, Verpachtung, Forderungsverzicht, Schuldanerkenntnis, Annahme einer belasteten Erbschaft, wenn dadurch das Stammvermögen tangiert wird; Einräumung von Servituten, Risikogeschäfte jedweder Art. Auch die Änderung der Anlageform von Stammvermögen kann ein alienationsähnliches Rechtsgeschäft bedeuten. Die für Veräußerungen statuierten Gültigkeitsanforderungen gem. c. 638 § 3 CIC gelten in identischer Weise auch für die alienationsähnlichen Rechtsgeschäfte. Diese Anforderungen gelten auch dann, wenn das Rechtsgeschäft zwischen zwei kirchlichen juristischen Personen abgeschlossen wird, allerdings mit der einzigen Ausnahme, dass das Geschäft zwischen zwei juristischen Personen ein und desselben Ordens getätigt wird (jedenfalls dann, wenn das Stammvermögen der veräußernden juristischen Person in das Stammvermögen der erwerbenden eingeht).<sup>25</sup> Zur Gültigkeit des Veräußerungsgeschäfts ist die schriftlich erteilte Erlaub-

nis des nach dem Eigenrecht zuständigen Oberen verlangt, und außerdem, dass dieser Obere zuvor die Zustimmung (Beispruchsrecht des consensus) seines Ratsgremiums erhalten hat.<sup>26</sup> Bei den Orden gibt es, im Unterschied zu den sonstigen öffentlichen kirchlichen juristischen Personen (c. 1292 § 1 iVm c. 638 § 3 CIC) keine Untergrenze, unterhalb derer Veräußerungen von Stammvermögen genehmigungsfrei wären. Die Obergrenze, oberhalb derer zusätzlich zu den ohnedies vorgesehenen Genehmigungen jene des Ap. Stuhles (Religiosenkongregation) einzuholen ist (sog. Romgrenze), könnte im Bereich der Ordensverbände vom Hl. Stuhl für die einzelnen Länder festgelegt werden. Dies geschieht in der Praxis nicht, sondern nach der Praxis der Religiosenkongregation gelten für die Orden die von der jeweiligen BK festgesetzten Obergrenzen.<sup>27</sup> Ex voto gegebene Sachen sowie die res pretiosae unterliegen derselben Anforderung (c. 638 § 3 CIC). Die von der Religiosenkongregation erteilte licentia ersetzt nicht die übrigen zur Gültigkeit verlangten Genehmigungen untergeordneter Organe. Zusätzlich zu diesen Erfordernissen bedarf es bei rechtlich-selbständigen Klöstern gemäß c. 615 CIC (das Institut hat außer dem eigenen Vorsteher keinen anderen höheren Oberen und ist auch keinem anderen Ordensinstitut so angeschlossen, dass dessen Oberer eine wirkliche Gewalt über das Kloster besäße) sowie bei Instituten diözesanen Rechts (vgl. cc. 589 mit 594 CIC) der schriftlichen Zustimmung durch den Ortsordinarius (c. 638 § 4 CIC). Sonderregelungen gelten für Vermietung und Verpachtung (c. 1298 CIC), was jedoch hier nicht weiter auszuführen ist.<sup>28</sup>

b) *Ordentliche und außerordentliche Verwaltung*<sup>29</sup>

Auf das frei verfügbare Vermögen finden die Alienationsbestimmungen von vornherein keine Anwendung, sondern es ist der Unterschied zwischen ordentlicher und außerordentlicher Verwaltung einschlägig. Das Eigenrecht eines Ordensverbandes muss festlegen, welche Akte der Vermögensgestion die Grenze und die Weise der ordentlichen Verwaltung überschreiten und zugleich bestimmen, was zur gültigen Vornahme eines Aktes der außerordentlichen Verwaltung erforderlich ist (c. 638 § 1 CIC). Im Bereich der ordentlichen Verwaltung sind außer den Oberen auch die dafür eingesetzten Verwalter, z.B. Ökonomen, innerhalb der Grenzen ihres Aufgabenbereiches zuständig: c. 638 § 2 CIC. Wird die Grenze überschritten, ohne dass die für den Akt der außerordentlichen Verwaltung vorgesehenen Anforderungen vorlägen, handelt der Verwalter ungültig. Die vom Eigenrecht zur Vornahme von Akten der außerordentlichen Verwaltung vorgesehenen Erfordernisse (z.B. Zustimmung bestimmter Organe) müssen, so wie bei der Veräußerung, vor Vornahme des Geschäfts erfüllt sein. Sollten sie nicht vorgängig eingeholt worden sein, so kann das Geschäft nicht durch nachträgliche Einholung vergütigt werden (sondern gegebenenfalls nur durch Gnadenakt des Apost. Stuhles). Vielmehr müsste das Geschäft neu getätigt werden

Der Unterschied zwischen den Gültigkeitsanforderungen für Akte der außerordentlichen Verwaltung einerseits und Akte der Veräußerung andererseits ist erheblich: Für die Veräußerungsgeschäfte sieht der CIC selbst zwingende Erfordernisse vor, unter anderem die zur Gültigkeit verlangte Erlaubnis durch

den Ap. Stuhl bei Geschäften oberhalb der Romgrenze (c. 638 § 3 CIC). Bei den Akten der außerordentlichen Verwaltung überlässt der CIC sowohl die nähere Bestimmung der Grenze zwischen ordentlicher und außerordentlicher Verwaltung als auch die Anforderungen bei Letzteren dem Eigenrecht (c. 638 § 1 CIC); insbesondere gibt es bei der außerordentlichen Verwaltung keine Romgrenze.

Was bei einem Rechtsträger zur außerordentlichen Verwaltung zu rechnen sein soll, lässt sich nicht generell festlegen. Es kommt auf die wirtschaftliche Größe des Rechtsträgers an sowie auf die Art der von ihm betriebenen Tätigkeiten. Bei Festlegung der Grenze ist der Umfang (Werthöhe) des Geschäftes als auch die Art und Weise der Maßnahme zu berücksichtigen; mit anderen Worten: Die Festlegung der Grenze zwischen ordentlicher und außerordentlicher Verwaltung kann sowohl nach dem Kriterium der Werthöhe als auch nach Arten von Maßnahmen und Rechtsgeschäften (z.B. Rechtsgeschäfte über Liegenschaften, Dienstverträge über eine bestimmte Dauer) erfolgen.

Zur ordentlichen Verwaltung sollen die für den betreffenden Rechtsträger eher alltäglichen, regulär anfallenden Akte der Vermögensverwaltung, wie die Erfüllung laufender Verpflichtungen, Bezahlung der öffentlichen Abgaben usw. gehören. Was konkret dazu zählt, ist von Orden zu Orden, ja innerhalb eines Verbandes zwischen dessen verschiedenen Ebenen (Kloster, Provinz, Gesamtorden) ganz unterschiedlich. Die Umwidmung von Stammvermögen zu frei verfügbarem Vermögen jedoch ist von der Natur der Maßnahme her stets ein Akt der außerordentlichen Verwaltung.

### *c) Abschluss von Arbeitsverträgen*

Der Abschluss eines Arbeitsvertrages fällt nur dann unter die veräußerungsähnlichen Geschäfte, wenn durch den Vertrag auf Stammvermögen zugegriffen wird, also das Entgelt aus Stammvermögen (nicht bloß aus den Erträgen des Stammvermögens) bezahlt werden soll. Das wird selten der Fall sein. In der Praxis wird es sich hier zuallermeist um ein Geschäft der außerordentlichen Verwaltung handeln (nach Maßgabe der verbandsinternen Festlegung, welche Geschäfte unter die außerordentliche Verwaltung fallen: c. 638 § 1 CIC). Dann sind jene Genehmigungen einzuholen, welche das Eigenrecht des Verbandes dafür vorsehen.

Der Vertragspartner muss, aus zivilrechtlicher Sicht, auf die Genehmigungsbedürftigkeit hingewiesen werden bzw. ist ihm auf sein Verlangen hin Auskunft über die Vertretungsbefugnis für die Gültigkeit des Vertrages zu geben. Verletzung dieser Pflicht, z.B. der abschließende Ökonom täuscht vor, er habe die Zeichnungsberechtigung für diesen Vertrag, fällt unter culpa in contrahendo (mit den möglichen Konsequenzen). Die Gültigkeit des Vertrages (als Akt der außerordentlichen Verwaltung) ist von der im Eigenrecht vorgesehenen Genehmigung abhängig (andernfalls handelt der Ökonom ohne Vertretungsmacht). Klarheit über die Vertretungsbefugnis kann auch dadurch geschaffen werden, dass dem Vertrag eine Klausel beigefügt wird, durch die die Wirksamkeit des Vertrages unter die aufschiebende Bedingung der Genehmigung eines bestimmten Oberen gestellt wird.

Die Frage, ob der für die Genehmigung zuständige Obere eben diese

Kompetenz dem Verwalter für Veräußerungsgeschäfte und/oder Geschäfte der außerordentlichen Verwaltung (im Vorhinein generell) delegieren kann, ist verneinend zu beantworten. Der Grund ist, dass diese genehmigungsbedürftigen Akte zwingend der Genehmigung jeweils für das einzelne, konkrete Geschäft bedürfen. Dies anders zu sehen, würde dazu führen, die Regeln über die Alienation und die außerordentliche Verwaltung auszuhebeln und ihres Sinnes zu berauben.

Möglich ist lediglich, die Grenzziehung zwischen ordentlicher und außerordentlicher Verwaltung großzügiger zu gestalten. Alles was dann im Rahmen der ordentlichen Verwaltung liegt, kann der Verwalter grundsätzlich alleine erledigen (vgl. c. 638 § 2 CIC) und jedem Dritten gegenüber seine diesbezügliche Vollmacht durch Vorlage der Regelung im Eigenrecht über den Umfang der ordentlichen Verwaltung nachweisen.

## *5. Vertreterstellung und Arten der Bevollmächtigung*

### *a) Erwerb der Vertreterstellung*

Die Vertreterstellung für eine kirchliche juristische Person kann erworben werden durch:

- Erwerb eines entsprechenden Vorsterheramtes (Klosteroberer, Provinzoberer usw.).<sup>30</sup> Dabei ist zu bedenken, dass in Vermögensgeschäften die Vertretungsbefugnis sehr häufig an Beispruchsrechte gem. cc. 127 mit 627 § 2 CIC gebunden ist und diese unter Nichtigkeitssanktion stehen.
- Ernennung in eine Funktion in der Vermögensverwaltung, z.B. als Cellerar, wobei sich der Umfang der Vertretungsbefugnis aus der Aufgaben-

umschreibung entweder im Eigenrecht oder/auch im Ernennungsdekret in nachweisbarer Form (welche eine Offenlegung der Vertretungsbefugnis Dritten gegenüber ermöglicht<sup>31</sup>) ergeben muss. Im Einzelfall können besondere Vollmachten zusätzlich gegeben werden, die jedoch denselben Anforderungen hinsichtlich der Publizität unterliegen.

- Entsprechendes gilt für einen durch Dienstvertrag angestellten Verwalter, der nicht Ordensangehöriger ist. Ihm kann im Dienstvertrag ein bestimmter Umfang an Vertretungsbefugnis eingeräumt werden; auch hier sind spätere Einzelbeauftragungen durch den zuständigen Oberen möglich. Das Publizitätserfordernis ist auch hier in Anschlag zu bringen.
- Vollmachterteilungen im Einzelfall, unabhängig von der Funktion des Bevollmächtigten. Auch hier ist auf die erforderliche Publizität zu achten.

Man beachte jedoch: Aus einer Aufsichtsfunktion einer Autorität ergibt sich keine Vertreterstellung. Solches müsste im Recht eigens vorgesehen sein (vgl. z.B. c. 1279 § 2 CIC).

*b) Arten der Vollmacht (Spezialvollmacht, Gattungsvollmacht, Generalvollmacht)*

Je nachdem, ob die Vollmacht für ein bestimmtes Geschäft oder für eine bestimmte Art von Geschäften (z.B. Bankvollmacht) bzw. als eine mit einer bestimmten Funktion verknüpfte Vollmacht (z.B. Hausverwaltervollmacht) gegeben wird, spricht man von Spezialvollmacht oder Gattungsvollmacht. Beide können in zeitlicher Hinsicht wie auch betragsmäßig beschränkt werden.

Davon zu unterscheiden ist die Generalvollmacht: Sie berechtigt grundsätzlich zur Vornahme aller Rechtsgeschäfte der vertretenen juristischen Person, soweit überhaupt Vertretung zulässig ist.<sup>32</sup> Die Generalvollmacht ist nicht unbegrenzt; der Umfang bedarf der Auslegung. Dabei ist auf die nach außen hin erkennbare Rechtsstellung als Vertreter im Umfeld der vertretenen kirchlichen juristischen Person zu achten. Im Zweifel umfasst diese Vollmacht nur die für den betreffenden Rechtsträger gewöhnlichen und üblichen Geschäfte.<sup>33</sup>

Vorsteher kirchlicher juristischer Personen haben kraft dieser Funktion in diesem Sinne eine Generalvollmacht innerhalb der Schranken, die für dieses Amt rechtlich statuiert sind. Diese Schranken sind, da sie Aufschluss über die Vertretungsmacht geben, zivilrechtlich relevant. Bei den Ökonomen wird es sich im Regelfalle um Gattungsvollmachten handeln. Dem Verwalter eine Generalvollmacht einzuräumen, ist im Hinblick auf die Grenzziehung zwischen ordentlicher und außerordentlicher Verwaltung bei frei verfügbarem Vermögen und auf die besonderen Anforderungen für Veräußerungsgeschäfte bei Stammvermögen problematisch bzw. als unzulässig anzusehen. Diese Regeln können nicht durch eine Generalvollmacht ausgehebelt werden.

In jedem Falle wird der Umfang der Vollmacht, soweit er sich nicht bereits aus generellen Normen, z.B. des Eigenrechts, ergibt, durch den Vollmachtgeber bestimmt. Im Zweifel ist der Umfang der Vollmacht nach den Regeln über die Auslegung von Willenserklärungen zu ermitteln.<sup>34</sup> Eine zivilrechtlich wirksame Bevollmächtigung muss sich an den diesbezüglichen Normen

des bürgerlichen Rechts orientieren. Bei der Auslegung rechtsgeschäftlicher Willenserklärungen enthält der CIC keine eigenen Regelungen, weshalb auch aus dem Blickpunkt des kanonischen Rechts das diesbezügliche Zivilrecht als rezipiert anzusehen ist. Praktisch von größter Bedeutung ist eine möglichst präzise Umschreibung der Vollmacht, sei es hinsichtlich des Umfangs, sei es hinsichtlich der Einzelvertretung oder Gesamtvertretung, falls mehrere Personen zugleich bevollmächtigt wurden. Aus der Verwalterstellung allein kann nicht auf eine bestimmte Vertretungsbefugnis geschlossen werden.

#### 6. Die zivilrechtliche Relevanz der kirchenrechtlichen Gültigkeitsanforderungen

Fehlt bei Alienationsgeschäften eine *licentia* durch die zuständige Autorität oder wurde diese ungültig erteilt, weil der Obere vor Erteilung der *licentia* nicht das vorgeschriebene Beispruchsrecht beachtet hat (vgl. c. 638 §§ 3 und 4 CIC), so ist das Rechtsgeschäft ungültig; ebenso, wenn bei einem Akt der außerordentlichen Verwaltung nicht die dafür vorgesehenen Erfordernisse eingehalten wurden (vgl. c. 638 §§ 1 und 2 CIC). Die Rechtsfolge der Nichtigkeit ist zunächst aufgrund kirchlichen Rechts gegeben.

Jedoch sind diese kirchenrechtlichen Gültigkeitsanforderungen ebenso aus der Perspektive des staatlichen Rechts, hier des Zivilrechts, relevant. Die vorhin genannten auf kirchlichem Recht beruhenden Genehmigungserfordernisse werden von der Rechtsprechung so wie Rechtsgeschäfte, die sonst einer behördlichen Genehmigung bedürfen, als gesetzliches Verbot gem. § 134 BGB be-

handelt.<sup>35</sup> Außerdem ist die Vertretungsmacht des Handelnden bei Fehlen der kirchlichen Gültigkeitsanforderungen auch zivilrechtlich nicht gegeben; das gilt für alle unter Nichtigkeitssanktion stehenden Genehmigungserfordernisse. Zivilrechtlich sind auch die Regeln über die fehlende Vertretungsmacht in den §§ 177 und 180 BGB heranzuziehen.<sup>36</sup> Demnach wäre zwar ein Geschäft bei fehlender Vertretungsmacht schwebend unwirksam und würde durch nachträgliche Genehmigung gültig. Da jedoch die universalrechtlich vorgeschriebenen Gültigkeitsanforderungen zwingend vorgängig sind, also nicht im Nachhinein erteilt werden können, scheidet diese Möglichkeit aus und das Geschäft ist auch zivilrechtlich endgültig nichtig.

Partikularrechtlich vorgeschriebene Genehmigungen können, wenn das Partikularrecht dies zulässt, auch im Nachhinein gegeben werden.

Ein Schutz des guten Glaubens des Geschäftspartners der kirchlichen juristischen Person kommt gegen die fehlende Vertretungsmacht in diesen Fällen nicht in Betracht, da damit der Schutzzweck der Norm vereitelt würde.

Möglich ist allerdings, dass ein derart mangelhaftes Geschäft zivilrechtlich ausnahmsweise aufgrund von Duldungs- oder Anscheinsvollmacht wirksam werden könnte (was aber von der Rechtsprechung u.a. dann nicht zugelassen wird, wenn die Vertretungsmacht von Gesetzes wegen an die Beachtung gewisser Förmlichkeiten gebunden ist – gegenständiglich nach KVVG)<sup>37</sup>.

Anscheinsvollmacht bedeutet: Der Vertretene erzeugt einen Rechtsschein, der ihm zurechenbar ist, weil er ihn bei pflichtgemäßer Sorgfalt hätte verhindern können; er muss das Handeln sei-



nes Scheinvertreter nicht kennen; aber bei sorgfältiger Amtsführung hätte er es erfahren können und der Geschäftspartner darf annehmen, dass der Geschäftsherr das Geschäft billigt.<sup>38</sup>

Duldungsvollmacht bedeutet: Der Vertretene lässt es wissentlich zu, dass ein anderer für ihn wie ein Vertreter auftritt, und der Geschäftspartner darf dieses Dulden nach Treu und Glauben so verstehen, dass der Handelnde bevollmächtigt ist.<sup>39</sup>

## 7. Fragen der Haftung

### a) Kirchliches oder ziviles

#### Haftungsrecht?

Da Rechtsstreitigkeiten über Vermögensfragen so gut wie nie vor kirchlichen Gerichten ausgetragen werden – die Entscheidung in vermögensrechtlichen Streitigkeiten soll auch zivilrechtlich wirksam sein – geht es hier in der Praxis um die Frage nach der zivilrechtlichen Haftung. Sind dafür die kirchenrechtlichen Haftungsregelungen (c. 639 CIC) zivilrechtlich relevant?

Die Verwaltung von Kirchenvermögen ist eine innerkirchliche Angelegenheit gem. Art. 140 GG iVm Art. 137 WRV<sup>40</sup>, in die sich staatliche Behörden nicht einmischen dürfen; wo aber über Kirchenvermögen auf der Ebene des Zivilrechts gehandelt wird und zivilrechtlich wirksame Geschäfte getätigt werden oder Dritte von solchen Handlungen betroffen sind (durch Vertrag, durch Schädigung usw.), folgt die Beurteilung eines Sachverhalts rein zivilrechtlichen Gesichtspunkten („für alle geltendes Gesetz“<sup>41</sup>). Das trifft insbesondere für die Vertretungsmacht und die damit zusammenhängende Haftung zu. Wie bereits früher festgestellt, schlägt das

Fehlen der Vertretungsmacht (z. B. Nichteinhaltung der Beispruchsrechte, Verletzung der Bestimmungen über außerordentliche Verwaltung oder Alienation) unmittelbar auf das Zivilrecht durch. Wie ist bei Rechtsgeschäften über Kirchenvermögen die Haftung des ordensrechtlichen Rechtsträgers zu beurteilen?

### b) Haftung des Rechtsträgers bzw. des Religiösen

Die juristische Person haftet immer dann, wenn ein zur Vertretung des betreffenden Rechtsträgers Befugter, sei es der Obere, sei es ein Ökonom im Rahmen seiner Vollmacht oder ein Einzelbeauftragter, in Ausübung seiner Vertretervollmacht rechtmäßig handelt: vgl. c. 639 §§ 1 und 2 Halbs. 2 CIC. Auch nach Zivilrecht wird durch dieses Vertreterhandeln die juristische Person unmittelbar berechtigt und verpflichtet (vgl. § 164 I BGB).<sup>42</sup>

Zwischen den kirchlichen juristischen Personen, auch nicht innerhalb ein und desselben Ordens, gibt es keinen Haftungszusammenhang (z. B. Ausfallhaftung der höheren juristischen Person gegenüber einer niedrigeren).<sup>43</sup> Es gilt immer der Grundsatz: *respondet quis contraxit*. Eine Mithaftung eines anderen kirchlichen Rechtsträgers würde nur dann eintreten, wenn sie entweder im Eigenrecht festgelegt wäre oder in einer zivilrechtlich wirksamen Form (z. B. Bürgschaft gem. §§ 765 bis 778 BGB, harte Patronatserklärung<sup>44</sup>) übernommen worden wäre. Die Erteilung von Genehmigungen und Erlaubnissen, wie sie bei Veräußerungsgeschäften und Akten der außerordentlichen Verwaltung vorgesehen sind, bewirkt in keinem Fall eine Haftungsübernahme oder



Garantieerklärung durch den Oberen, der die Erlaubnis erteilt, bzw. durch die von ihm vertretene juristische Person.

Wer aus einem ungültig geschlossenen Vertrag einen Vorteil erlangt hat, haftet sowohl nach kanonischem als auch nach zivilem Recht für die Herausgabe der ungerechtfertigten Bereicherung (versio in rem). „Wer durch die Leistung eines anderen oder in sonstiger Weise auf dessen Kosten etwas ohne rechtlichen Grund erlangt, ist ihm zur Herausgabe verpflichtet. Diese Verpflichtung besteht auch dann, wenn der rechtliche Grund später wegfällt oder der mit einer Leistung nach dem Inhalte des Rechtsgeschäfts bezweckte Erfolg nicht eintritt“ (§ 812 I BGB).<sup>45</sup>

Handelte ein Religiöse ohne jede Vollmacht (sine ulla licentia) – das kann auf den Oberen wie auch auf einen Ökonomen zutreffen –, so haftet nach c. 639 § 3 CIC die kirchliche juristische Person nicht, sondern der Handelnde selbst. Die Formulierung scheint darauf hinzudeuten, dass es auch ohne ausdrückliche Vollmachterteilung unter Umständen durch gewisse Verhaltensweisen zu einer Haftung kommen kann, insbesondere im Falle einer Duldungs- und Anscheinsvollmacht.

Zivilrechtlich gilt für die persönliche Haftung dessen, der mangels Vertretungsmacht ungültig handelt: Der ungültig Handelnde haftet selbst; der Geschäftspartner kann wählen, ob er den Scheinvertreter auf Erfüllung oder auf Schadensersatz in Anspruch nimmt (§ 179 I BGB). Die zivilrechtliche Haftungsregelung stimmt mit der kirchenrechtlichen überein.

§ 179 III BGB befreit den Scheinvertreter von der Haftung für den Fall, dass der andere Teil den Mangel der

Vertretungsmacht kannte oder kennen musste. Bei Geschäften mit kirchlichen Rechtsträgern bzw. Körperschaften des öffentlichen Rechts muss der Geschäftspartner mit Beschränkungen der Vertretungsmacht der Handelnden rechnen und es wird ihm zugemutet, dass er sich darüber Klarheit verschafft, ganz besonders dann, wenn aufgrund der Umstände Zweifel an der Vertretungsmacht bestehen könnten. Das bedeutet: Zumeist wird hier das Kennenmüssen vorliegen und somit die persönliche Haftung des Scheinvertreters nicht eingreifen. Prinzipiell ausgeschlossen ist sie indes nicht.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In einem Rechtsstreit vor Gericht muss bei kirchlichen Körperschaften der staatliche Richter überprüfen, ob die innerkirchlichen Gültigkeitsvoraussetzungen für die Gültigkeit der Vollmacht vorliegen. Unter anderem dafür ist es notwendig, dass die Vertretungsverhältnisse in klarer und beweisbarer Form geregelt werden.

Handelt es sich um einen Vertreter einer aus einem Orden ausgegliederten juristischen Person, z. B. eingetragener Verein oder GmbH als Träger eines Krankenhauses, so beurteilen sich eventuelle Beschränkungen der Vertretungsmacht

– diese können dort kirchenrechtlich erwünscht oder gar geboten sein – nach den staatlichen Normen für diese Rechtsträger in ziviler Rechtsform. Bei einem Verein handelt der im Vereinsregister eingetragene Vorstand Dritten gegenüber stets wirksam, außer die Beschränkung seiner Vertretungsmacht wäre im Vereinsregister eigens eingetragen (§§ 68, 70 BGB)<sup>46</sup>; die Vertretungsmacht des Geschäftsführers einer GmbH ist im Außenverhältnis nicht beschränkbar: § 37 II GmbH-Gesetz.

C. 1296 CIC bedenkt den Fall, dass ein Vermögensgeschäft kirchenrechtlich ungültig, zivilrechtlich aber gültig ist: Die kirchliche Autorität hat zu entscheiden, ob und mit welchem rechtlichen Mittel von wem und gegen wen zur Geltendmachung der Rechte der Kirche vorzugehen ist.

## II. Rechtsgeschäfte über Eigenvermögen des Professens

Kirchenrechtliche Regelungen über Beschränkungen der Erwerbs- und Verfügungsfreiheit des Professens sind im zivilen Recht ohne Rechtswirkung. Folglich kann selbst ein Feierlich-Professe, der zivilrechtlich noch Eigentümer von Vermögen ist, zivilrechtlich jederzeit Rechtsgeschäfte über dieses Vermögen abschließen, auch wenn dieses Handeln kirchenrechtlich rechtswidrig ist. Zivilrechtlich haftet immer nur er selbst, niemals der Orden.

Dies gilt auch dann, wenn der Obere zu einer Vermögensdisposition des Professens seine ausdrückliche Erlaubnis gegeben hat. Für die Verwaltung und die rechtsgeschäftlichen Verfügungen über das Eigenvermögen des Professens gelten nicht die Bestimmungen des Fünften Buches CIC betreffend

Verwaltung und Rechtsgeschäfte über Kirchengut, so dass insbesondere die Vorschriften betreffend ordentliche und außerordentliche Verwaltung sowie die Veräußerung von Kirchengut von vornherein nicht anwendbar sind.

Je nachdem, welche zivilrechtlich wirksame Verfügung er über Gebrauch und Nutznießung seines Vermögens für die Zeit der Ordenszugehörigkeit getroffen hat, muss er vor dem Zivilrecht diese Verfügungen berücksichtigen.

.....

- 1 Diesem Beitrag liegt der Vortrag zu Grunde, den der Autor am 14.10.2010 im Rahmen einer Weiterbildungsveranstaltung der AGCEP in Reute (Allgäu) gehalten hat.
- 2 Die Frage, ob auch das Vermögen von Ausgliederungen Ordensvermögen bzw. Kirchengut ist, kann grundsätzlich beantwortet werden wie folgt: Das Vermögen einer Ausgründung in rein ziviler (d.h. ohne gleichzeitige kirchenrechtliche) Rechtsform ist nicht Kirchengut, da der Träger in diesen Fällen keine *persona iuridica publica* (öffentliche kirchliche juristische Person) gem. kanonischem Recht ist (vgl. c. 1257 § 1 CIC). Hat hingegen eine ordensrechtliche juristische Person selbst auch eine Rechtsform des staatlichen Rechts angenommen, so ist ihr Vermögen nach wie vor Ordensvermögen und somit Kirchengut; es liegt keine Ausgründung vor. Vgl. H. PREE – B. PRIMETSHOFER, Das kirchliche Vermögen, seine Verwaltung und Vertretung. Handreichung für die Praxis, Wien-New York 2010, 5-8 und 153-170.

- 3 B. PRIMETSHOFER, Ordensrecht auf der Grundlage des CIC 1983 und des CCEO unter Berücksichtigung des staatlichen Rechts der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz, Freiburg im Breisgau (4) 2003, 155.
- 4 Zu den verschiedenen Formen der Bedachtnahme des kanonischen Rechts auf weltliches Recht ausführlich: S. HAERING, Rezeption weltlichen Rechts im kanonischen Recht. Studien zur kanonischen Rezeption. Anerkennung und Berücksichtigung des weltlichen Rechts im kirchlichen Rechtsbereich aufgrund des Codex Iuris Canonici von 1983, St. Ottilien 1998.
- 5 H. HEIMERL – H. PREE, Handbuch des Vermögensrechts der katholischen Kirche, Regensburg 1993, 295-300 (Rz. 4/6 – 4/28); HAERING, Rezeption weltlichen Rechts (Anm. 4) 205-213.
- 6 J. LISTL, Die Ordensgemeinschaften und ihre Angehörigen in der staatlichen Rechtsordnung: J. LISTL – D. PIRSON (Hg.), HdbStKirchR der Bundesrepublik Deutschland, I, Berlin <sup>2</sup>1994, 841-863, hier: 845 f. Dazu kommen konkordatsrechtliche Schutznormen und Garantien betreffend Ordensvermögen, wie Art. 15 Reichskonkordat, dem zufolge die Orden bezüglich ihrer Gründung, Niederlassung, Zahl und Eigenschaften der Mitglieder in der Ordnung ihrer Angelegenheiten sowie in der Verwaltung ihres Vermögens keinen besonderen staatlichen Einschränkungen unterliegen. Vgl. auch Art. 10 § 3 Bay Konk., Art. V Abs. 1 und 2 Bad. Konk., Art. 17 I Niedersächs. Konk., Art. 14 Sächs. Konk., Art. 19 Thüring. Konk., Art. 16 Mecklenburg-Vorp. Konk., Art. 15 Sachsen-Anhalt Konk.
- 7 „Die Kirchen haben (...) grundsätzlich nicht die Möglichkeit, Rechtsverhältnisse zu Dritten unabhängig vom staatlichen Recht zu ordnen. Sie können insbesondere kein eigenes Privatrecht mit Außenwirkung und ähnlichen Formen, wie sie ausländischem Recht zukommen, erlassen. Sie müssen sich der Gestaltungsmöglichkeiten des staatlichen Privatrechts bedienen, können freilich die Privatautonomie nutzen und damit regelmäßig die Rechtsverhältnisse den kirchlichen Interessen anpassen“: W. RÜFNER, Das kirchlich rezipierte und adaptierte Dienst- und Arbeitsrecht der übrigen kirchlichen Bediensteten: HdbStKirchR der Bundesrepublik Deutschland (Anm. 6), II, Berlin <sup>2</sup> 1995, 877-900, hier: 880.
- 8 Man denke etwa an die Sonderbestimmungen betreffend die „satzungsmäßigen“ Mitglieder geistlicher Genossenschaften in der gesetzlichen Krankenversicherung (§ 6 I Nr. 7 SGB V), in der Pflegeversicherung (§ 20 I SGB XI), in der Pensions- und Unfallversicherung (§ 5 I Nr. 3 und § 8 II Nr. 3 SGB VI; § 4 I Nr. 3 SGB VII).
- 9 Vgl. RÜFNER, Das kirchlich rezipierte Dienstrecht (Anm. 7) 879.
- 10 LISTL, Die Ordensgemeinschaften (Anm. 6) 855-857.
- 11 § 4 Ziff. 27 a UStG. LISTL, Die Ordensgemeinschaften (Anm. 6) 857 f.; vgl. PREE – PRIMETSHOFER, Das kirchliche Vermögen (Anm. 2) 78 f.
- 12 PALANDT (68. Aufl. 2009), § 7 Rz. 10. Kirchenrechtliche Sonderwohnsitz-Regelungen für Ordenspersonen, wie namentlich c. 103 CIC, sind daher zivilrechtlich ohne Bedeutung.
- 13 Demgemäß unterliegen der innerkirchlichen Erlaubnispflicht u.a. solche weltlichen Ämter, mit denen die Pflicht zur Rechenschaftsablage verbunden ist, wie das speziell beim Vormund der Fall ist.
- 14 Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Kirchenrechtliche Stellungnahmen der Arbeitsgruppe Kirchenrecht der deutschen Bischofskonferenz in der Zeit von 1984 – 1989, Metten 1994, 47 f.; G. GHIRLANDA, Celibato e adozione di minorenni da parte di chierici: Per 92 (2003) 383-415; A. D. BUSSO, La fidelidad del apostol. Visión canónica del ser y el obrar del clérigo, Bd. II, Buenos Aires 2004, 211-217.
- 15 PALANDT (68. Aufl. 2009), Rz. 13 Einführung vor § 611.
- 16 Die Profess enthält „auch vertragsähnliche Bindewirkungen zwischen dem Professenden und dem Institut, kraft derer dieses die

- Verpflichtung übernimmt, dem Mitglied nicht nur den angemessenen Lebensunterhalt zu gewähren, sondern ihm auch all das zur Verfügung zu stellen, was zur Erfüllung der Berufung im allgemeinen wie auch bezüglich einer etwa übertragenen besonderen Aufgabe erforderlich ist“: PRIMETSHOFER, Ordensrecht (Anm. 3) 221; vgl. R. HENSELER, MKCIC, c. 670.
- 17 Vgl. PRIMETSHOFER, Ordensrecht (Anm. 3) 218.
- 18 Vgl. PRIMETSHOFER, Ordensrecht (Anm. 3) 221-225.
- 19 Eine profunde Analyse sowohl der unmittelbaren Vermögensverwaltung als Tätigkeit wie auch hinsichtlich ihrer Träger (Obere und Ökonomen) bietet: V. DE PAOLIS, *L'amministrazione dei beni: soggetti cui è demandata in via immediata e loro funzioni* (cc. 1279-1289): AA.VV., *I beni temporali della Chiesa*, Città del Vaticano 1999, 59-82; ebenso: V. DE PAOLIS, *Alcune osservazioni sulla nozione di amministrazione dei beni temporali della Chiesa*: Per 88 (1999) 91-140.
- 20 Vgl. D. ZALBIDEA, *El control de las enajenaciones de bienes eclesiásticos. El patrimonio estable*, Pamplona 2008, 93-121; PREE – PRIMETSHOFER, *Das kirchliche Vermögen* (Anm. 2) 55-58.
- 21 PREE – PRIMETSHOFER, *Das kirchliche Vermögen* (Anm. 2) 58.
- 22 Dazu ausführlich: V. DE PAOLIS, *I beni temporali della Chiesa*, Bologna 1995, 197-221.
- 23 Vgl. MKCIC, Einf. vor c. 1290, Rz. 6 (R. ALTHAUS).
- 24 Vgl. MKCIC, Einf. vor c. 1290, Rz. 7 (R. ALTHAUS); V. DE PAOLIS, *Negozio giuridico, „quo condicio patrimonialis personae iuridicae peior fieri posit“* (cf.c.1295): Per 83 (1994) 433-528.
- 25 PREE – PRIMETSHOFER, *Das kirchliche Vermögen* (Anm. 2) 123.
- 26 Vgl. H. SCHMITZ, *Die „licentia“ für Veräußerungen nach kanonischem Recht*: W. AYMANS – A. EGLER – J. LISTL (Hg.), *Fides et Ius* (FS Georg MAY zum 65. Geb.), Regensburg 1991, 189-202; PREE – PRIMETSHOFER, *Das kirchliche Vermögen* (Anm. 2) 123-196 sowie hinsichtlich der Beispruchsrechte *consensus und consilium*: 119-121; ZALBIDEA, *El control* (Anm. 20) 127-131; MKCIC, c. 1291, Rz. 2-8 (R. ALTHAUS).
- 27 Derzeit ist die Obergrenze in Deutschland 5 Millionen €, in Österreich 3 Millionen €, in der Schweiz 5 Millionen Schweizer Franken, in Italien 1 Million €.
- Für die Beurteilung der Werthöhe des zu veräußernden Gutes sieht der CIC die Einholung eines oder mehrerer Sachverständigengutachten, allerdings nicht unter Nichtigkeitssanktion, vor. Dies lässt die Frage unbeantwortet, nach welchem Wert man sich im Falle divergierender Gutachten zu richten hat.
- Daher empfiehlt sich als praktikable Richtlinie der tatsächlich erzielbare Preis (im Falle eines Kaufvertrages).
- Zu den weiteren nicht für die Gültigkeit verlangten Voraussetzungen, wie einer *iustae causae* (wie dringende Notwendigkeit, offenbaren Nutzen, Frömmigkeit, Karitas oder ein anderer gewichtiger pastoraler Grund) gem. c. 1293 CIC: PREE – PRIMETSHOFER, *Das kirchliche Vermögen* (Anm. 2) 123-126.
- 28 Dazu: PREE – PRIMETSHOFER, *Das kirchliche Vermögen* (Anm. 2) 126-128. C. 1298 CIC ist auf Ordensvermögen nicht anwendbar.
- 29 Vgl. S. HAERING, *Ordentliche und außerordentliche Verwaltung*: AKKR 164 (1995) 376-389; PREE – PRIMETSHOFER, *Das kirchliche Vermögen* (Anm. 2) 58-61; J. BEYER, *Il diritto della vita consacrata*, Milano 1989, 282-288; F. AZNAR GIL, *Actos de administración ordinaria y extraordinaria: normas conónicas*: REDC 57 (2000) 41-70.
- 30 Vgl. cc. 636 § 1, 1279 § 1 CIC. Dabei ist zu bedenken, dass ordensrechtliche Vikare in aller Regel keine im Verhältnis zu den Oberen konkurrierende Zuständigkeit besitzen, sondern „in der Regel vorübergehend einen abwesenden oder amtsbehinderten Oberen „vertreten bzw. interimistisch die Stelle eines vorzeitig aus dem

- Amt scheidenden Oberen einnehmen:  
PRIMETSHOFER, Ordensrecht (Anm. 3) 97.
- 31 § 167 BGB: „die Erteilung der Vollmacht erfolgt durch Erklärung gegenüber dem zu Bevollmächtigenden oder dem Dritten, dem gegenüber die Vertretung stattfinden soll.“ (I) „die Erklärung bedarf nicht der Form, welche für das Rechtsgeschäft bestimmt ist, auf das sich die Vollmacht bezieht.“ (II) Vgl. Münchener Kommentar zum BGB, Bd. I, <sup>3</sup>1993, 1446-1470. Die Vollmachtserklärung ist eine einseitige, empfangsbedürftige Willenserklärung.
- 32 PALANDT § 167 Rz. 6 f.
- 33 Münchener Kommentar zum BGB, I, <sup>3</sup>1993, 1463 (§ 167 Rz 68).
- 34 PALANDT § 167 Rz. 5; Münchener Kommentar zum BGB, Bd. I, <sup>3</sup>1993, 1462 (§ 167 Rz 64); vgl. §§ 133, 157 BGB.
- 35 PALANDT § 134 Rz 11 a mwN. § 134 BGB: „Ein Rechtsgeschäft, das gegen ein gesetzliches Verbot verstößt, ist nichtig, wenn sich nicht aus dem Gesetz ein anderes ergibt.“
- 36 Zivilrechtlich ist davon auszugehen, dass die erteilte Genehmigung durch die kirchliche Aufsichtsbehörde in der Regel noch keinen ausreichenden Nachweis für die Vertretungsbefugnis erbringt: BayOb-LG, Beschluss vom 22.05.2001, 2Z BR 49/01: KirchE 39, 137-141.
- 37 OLG Frankfurt, Urteil vom 05.09.2000, 14 U 174/99: KirchE 38, 368- 372; vgl. auch: ebda 459-463.
- 38 Münchener Kommentar zum BGB, Bd. I, <sup>3</sup>1993, 1456-1461 (§ 167 Rz. 43-60).
- 39 Münchener Kommentar zum BGB, Bd. I, <sup>3</sup>1993, 1454-1456 (§ 167 Rz. 36-42).
- 40 A. Frhr. VON CAMPENHAUSEN – H. DE WALL, Staatskirchenrecht, München (4) 2006, 106.
- 41 Als Schranke des kirchlichen Selbstbestimmungsrechts Art. 140 GG iVm Art. 137 III Weimarer Reichsverfassung.
- 42 „Eine Willenserklärung, die jemand innerhalb der ihm zustehenden Vertretungsmacht im Namen des Vertretenen abgibt, wirkt unmittelbar für und gegen den Vertretenen. Es macht keinen Unterschied, ob die Erklärung ausdrücklich im Namen des Vertretenen erfolgt oder ob die Umstände ergeben, dass sie in dessen Namen erfolgen soll“ (§ 164 I BGB). Vgl. Münchener Kommentar zum BGB, Bd. I, <sup>3</sup>1993, 1399-1431 (§ 164); PALANDT § 164 Rz 1, 13, 15.
- 43 Es besteht daher keine Art Konzernhaftung im Sinne von § 19 Kreditwesengesetz (KWG).
- 44 Münchener Kommentar zum BGB, Bd. V, München <sup>3</sup>1993, 835 f. (vor § 765 Rz 44-50).
- 45 Vgl. Münchener Kommentar zum BGB, Bd. V, München <sup>3</sup>1993, 1174-1301.
- 46 Allerdings ist der Vertrauensschutz hier auf negative Publizität beschränkt: Nicht eingetragene Beschränkungen können einem Dritten nur entgegengehalten werden, wenn dieser sie kannte; es genügt nicht, dass er sie hätte kennen müssen. Der Dritte muss aber eingetragene Beschränkungen gegen sich gelten lassen, es sei denn, dass er sie nicht kennt und auch (aufgrund der Umstände) nicht kennen muss: PALANDT § 68 Rz 1, § 70 Rz 1.

## Gisela Fleckenstein OFS

Dr. Gisela Fleckenstein OFS, geboren 1962 in Ludwigshafen, studierte Geschichte und Germanistik und absolvierte eine Ausbildung zur Archivarin. Seit 2009 ist sie am Historischen Archiv der Stadt Köln und nebenamtlich für die Archive im Haus der Orden tätig. Sie ist Mitbegründerin des „Arbeitskreises Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ und Mitglied der Franziskanischen Gemeinschaft.



Gisela Fleckenstein OFS

## Der Ordensname im Personalausweis

Historiker stehen oft vor der Aufgabe, die in Quellen genannten Personen zu identifizieren. Dies geschieht in der Regel über den Namen der Person und den ihr zugeordneten spezifischen Daten, wie Geburts- oder Sterbedatum. Mit diesem Wissen können Personalidentitäten, Abhängigkeitsverhältnisse und verwandtschaftliche Beziehungen festgestellt werden. Innerhalb der Ordensgeschichte gibt es bei der Feststellung von Personennamen besondere Herausforderungen, denn bei vielen Ordensgemeinschaften ist es üblich, mit der Aufnahme in die Gemeinschaft einen Ordensnamen anzunehmen. Dieser Ordensname konnte in Deutschland bis zur Änderung des Passgesetzes am 20. Juli 2007 (BGBl. 2007 I S. 1566) zusätzlich zum Zivilnamen als Ordensname in den Bundespersonalausweis oder in den Reisepass eingetragen werden<sup>1</sup>. Dadurch war es auf einfache Art und Weise möglich, die doppelte Identität durch ein amtliches Dokument nachzuweisen. Gegen die Gesetzesänderung,

die aus Gründen der Verwaltungsvereinfachung erfolgte<sup>2</sup>, protestierten die Betroffenen. Den Gründen für den Protest und seinen Auswirkungen soll hier nachgegangen werden.

### Ordens- und Künstlernamen

Nach § 12 des Bürgerlichen Gesetzbuches unterliegt der Gebrauch eines Namens dem Namensrecht und ist entsprechend geschützt. D.h. auch Künstlernamen unterliegen dem Namensrecht und dürfen nicht beliebig benutzt werden.

Der Eintrag des Ordens- oder Künstlernamens in die Personaldokumente war eine Kann-Bestimmung, d.h. eine Regelung, nach der im Einzelfall verfahren werden konnte. Die Voraussetzungen dafür wurden in den Durchführungsverordnungen zu den jeweiligen Meldegesetzen der Länder geregelt. Das Melderechtsrahmengesetz des Bundes sah ebenfalls die Erfassung der Ordens- und Künstlernamen vor, die auch für die



Datenübermittlung, wie beispielsweise an öffentlich-rechtliche Religionsgemeinschaften, verwendet und ebenfalls auf dem Meldeschein ausgewiesen wurden<sup>3</sup>.

Zum Eintrag eines Ordens- oder Künstlernamens in ein Personaldokument musste der Antragsteller nachweisen, dass er unter diesem Namen wirklich bekannt war bzw. in bestimmten Lebensbereichen auftrat<sup>4</sup>. Bei Ordensleuten konnte dies durch einen Ordensausweis oder durch entsprechende Papiere einer anerkannten Ordensgemeinschaft nachgewiesen werden. Ein Künstler musste bei den Meldebehörden ebenfalls glaubhaft machen, dass sein Künstlername auch wirklich verwendet wurde. Dies konnte durch Bestätigung einer Künstleragentur, eines Berufsverbandes oder durch die Künstlersozialkasse erfolgen, welche die Künstler auch unter ihren Künstlernamen führten. Der Ordens- oder Künstlername, der im Personaldokument genannt wurde, ersetzte allerdings nicht den bürgerlichen Namen, weil der Eintrag eine Zusatzangabe war und für die Identifizierung der Person nicht unbedingt erforderlich ist. Für Rechtsgeschäfte kann der Ordens- oder Künstlername verwendet werden, wenn er vom Vertragspartner akzeptiert wird, beispielsweise aufgrund eines hohen Bekanntheitsgrades, der die Identität klar und nachvollziehbar macht.

## Änderung des Pass- und Personalausweisgesetzes

Mit dem Gesetz zur Änderung des Passgesetzes und weiterer Vorschriften vom 20. Juli 2007 (BGBl. 2007 I S. 1566) wurde die Eintragung, Erhebung und Speicherung des Künstler- und Ordens-

namens im Melde-, Pass- und Personalausweisrecht abgeschafft. Das Gesetz, welches auch den Eintrag biometrischer Daten (elektronische Erfassung des Lichtbildes und Speicherung eines Abdrucks des linken und rechten Zeigefingers) regelt, trat zum 1. November 2007 in Kraft. Damit entfiel die Eintragung des Ordensnamens in den Reisepass (Zeile 14) und in den Personalausweis (Zeile 4). Entsprechend diesem Artikelgesetz wurden § 4 Absatz 1 Nr. 4 des Passgesetzes vom 19. April 1986 (BGBl. 1986 I S. 537) und § 1 Absatz 1 Nr. 4 des Personalausweisgesetzes vom 21. April 1986 (BGBl. 1986 I S. 548) aufgehoben, die den Eintrag von Ordens- oder Künstlernamen vor Inkrafttreten des Änderungsgesetzes regelten<sup>5</sup>.

Viele Ordensleute erhielten nach der Gesetzesnovelle Post vom Meldeamt. Ihnen wurde mitgeteilt, dass ihr im Melderegister eingetragener Ordensname gelöscht wurde: „Mit Art. 3 des Gesetzes zur Änderung des Passgesetzes und weiterer Vorschriften ist das Melderechtsrahmengesetz (MRRG) geändert und § 2 Abs. 1 Nr. 5 MMRG (Speicherung von Ordens- und Künstlernamen im Melderegister) gestrichen worden. Eine Rechtsgrundlage zur Speicherung von Ordens- und Künstlernamen gibt es seit dem 1.11.2007 somit nicht mehr. Ihr in dem Melderegister geführter Ordensname wurde daher gelöscht“<sup>6</sup>. Damit wurde in den Augen der Betroffenen eine Identität getilgt.

Begründet wurde die Gesetzesänderung mit dem Bestreben nach Bürokratieabbau. Und insbesondere bei Ordensnamen hätte es in der Praxis Probleme mit dem Nachweis der Richtigkeit des Namens gegeben. Entgegen den sonstigen Gepflogenheiten war die geplante



Gesetzesänderung bzw. der Referentenentwurf vom Bundesinnenministerium dem Katholischen Büro – welches die Verbindungs- und Informationsstelle der katholischen Kirche zur Bundesregierung ist – nicht zur Kenntnis gebracht worden. Daher konnte auch keine Stellungnahme der Kirche in das Gesetzgebungsverfahren mit einfließen. Das Katholische Büro brachte seine Verwunderung über das Vorgehen entsprechend zum Ausdruck. Ebenfalls aktiv wurden Künstler und Journalisten, die für ihre Arbeit auf den Gebrauch von Pseudonymen angewiesen waren. Die Deutsche Ordensobernkonferenz (DOK) wurde vor vollendete Tatsachen gestellt und startete deshalb im November 2007 bei den Mitgliedsgemeinschaften eine Umfrage, um über die praktische Bedeutung des Ordensnamens in Pass und Personalausweis informiert zu werden. Für einige Ordensgemeinschaften hatte die Änderung keine Bedeutung. Zum Teil, weil sie gar keinen Ordensnamen führen – wie viele Säkularinstitute – oder, in rechtsverbindlichen Schreiben und Handlungen ohnehin nur den Zivilnamen verwenden. Doch für viele Gemeinschaften hatten die Ordensnamen und der damit verbundene Nachweis große Relevanz. Die vorgebrachten Argumente<sup>7</sup> für die Beibehaltung des Ordensnamens in den Personaldokumenten lassen sich in vier Kategorien einordnen:

#### **Rechtliche Aspekte**

Bankangelegenheiten und Kontoeröffnungen bzw. Vollmachten, die unter Verwendung des Ordensnamens erfolgen. EC- und Kreditkarten geben in diesem Fall nur den Ordensnamen wieder; Eintragungen in Vereins- und

Handelsregister und im Grundbuch; Zeugnisse, Diplome, Gesellen- und Meisterbriefe, die nur auf den jeweiligen Ordensnamen ausgestellt wurden; Unterschriftennachweis, wenn die rechtsgültige Unterschrift mit dem Ordensnamen erfolgte, da der Personalausweis auf der Titelseite auch mit dem Ordensnamen unterschrieben werden konnte; Abholung von Postsendungen, bei denen ein legitimer Nachweis über das Tragen eines Ordensnamens vorgelegt werden musste; Bahncards und eine Reihe von anderen Dokumenten und Ausweisen sind auf den Ordensnamen ausgestellt und nur mit einem Personaldokument gültig, in dem der Ordensname nachgewiesen ist; in Krankenversicherungskarten ist der Ordensname meist als zweiter Vorname aufgenommen und nur durch das Personaldokument nachzuweisen; in Testamenten, in denen Ordensleute von Freunden und Wohltätern der Klöster bedacht werden, ist meist nur der Ordensname ausgewiesen; Verträge, wie auch Vollmachten, z. B. Betreuungsvollmachten, Patientenvollmachten, die unter Verwendung des Ordensnamens geschlossen werden; Vertretungsvollmachten der Ordensoberen oder anderer Vertretungsberechtigter der Ordensgemeinschaften, die nur den Ordensnamen enthalten; Mitglieder von Schulorden haben über Jahrzehnte hinweg alle Zeugnisse mit Ordensnamen unterschrieben.

#### **Gesellschaftspolitische Belange**

Wichtig ist der Ordensname bei Krankenhausaufenthalten, da immer mehr Krankenhäuser an zivile Träger übergehen. Wenn man als Schwester oder Bruder angesprochen werden will, muss der Name zu erkennen sein. Auch die

Krankenhausseelsorge sollte dies an der Liste der Neuzugänge erkennen und die Oberin sollte bei Besuchen als „Angehörige“ erkannt und anerkannt werden, damit sie Auskunft und Zutritt bekommt.

#### **Persönliche Aspekte**

Viele Ordensleute, die bewusst einen Ordensnamen gewählt haben, fühlen sich als Persönlichkeit nicht mehr ernst genommen und der Wegfall des Ordensnamens bedeutet eine Minderung der persönlichen Wertschätzung; wer zu seinem Ordensnamen steht, möchte auch mit diesem rechtsverbindlich handeln können.

#### **Praktische Aspekte**

Einladungen in andere Länder, die mitunter auf den Ordensnamen erfolgen, so dass auch das Flugticket und die notwendige Einreiseerlaubnis auf den Ordensnamen ausgestellt werden; Meldungen bei Unfällen ans Kloster mit dem Zivilnamen können u. U. zu einer Negativauskunft von der Pforte führen, da die Person nicht bekannt ist. Alle Ordensleute einer Gemeinschaft, die bisher mit dem Ordensnamen rechtsverbindliche Dokumente unterzeichnet haben, müssen diese erneuern lassen, weil ein Nachweis ihrer Ordensidentität nicht mehr gegeben ist.

Die DOK gab die gesammelten Argumente an das Katholische Büro in Berlin weiter, wo man sich im Dezember 2007 um eine erneute Gesetzesänderung bemühte. Das Bundesinnenministerium bot ein persönliches Gespräch an und bat das Katholische Büro um Beispiele in Kopie (Pässe mit Ordensnamen, Zeugnisse, Verträge etc.). Diese Bitte wurde von der DOK an die Mit-

gliedsgemeinschaften weitergeleitet, die Material zur Verfügung stellten. Dieses kam überwiegend von den monastischen Orden. Die Vertreter des Bundesinnenministeriums konnten von der Erforderlichkeit der Wiederaufnahme des Ordensnamens in die Personaldokumente überzeugt werden. Allerdings bedurfte die Wiederaufnahme des Verfahrens auch der Zustimmung des Bundesrates. Die DOK verfasste, zusammen mit dem Katholischen Büro in Berlin, ein einheitliches Schreiben mit Anschauungsmaterial, welches an die Katholischen Büros der Bundesländer versandt wurde. Diese wandten sich damit an die jeweiligen Innenministerien der Länder.

Die FDP Bundestagsabgeordnete Mechtild Dyckmans, der es hauptsächlich um den Künstlernamen ging<sup>8</sup>, richtete schon am 22. April 2008 eine schriftliche Anfrage an die Bundesregierung, ob bisher Probleme der Betroffenen bekannt geworden seien, besonders hinsichtlich des Namensnachweises im Rechts- und Geschäftsverkehr oder bei Grenzkontrollen<sup>9</sup>. Staatssekretär Dr. August Hanning, Bundesministerium des Innern, musste einräumen, dass es zu Beschwerden von Betroffenen gekommen sei und die Bundesregierung diesen in Zusammenarbeit mit den für den Vollzug des Passgesetzes zuständigen Stellen der Länder nachgehen werde. Eigentlich sollte mit der Abschaffung der Erhebung und Speicherung der Ordens- und Künstlernamen ein erheblicher Verwaltungsaufwand vermieden werden.

Die FDP Fraktion initiierte im Juni 2008 eine Kleine Anfrage an die Bundesregierung, in der sie nach vorliegenden Beschwerden der von der Gesetzesände-



rung betroffenen Künstler und Ordensleute fragte. In der Antwort führt die Bundesregierung die überwiegend von den Ordensleuten geltend gemachten Bedenken an und verweist schon auf eine geplante, erneute Gesetzesänderung<sup>10</sup>.

### **Erneute Gesetzesänderung im Jahr 2008**

Am 18. Dezember 2008<sup>11</sup> hat der Bundesrat erneut über eine Änderung des Passgesetzes und des elektronischen Identitätsnachweises beschlossen und in einer Nebenregelung dem Eintrag von Ordens- und Künstlernamen wieder ermöglicht<sup>12</sup>. Das Gesetz tritt gemäß seinem Art. 7 am 1. November 2010 in Kraft. Bis dahin bleibt es den Meldebehörden versagt, Ordens- und Künstlernamen in Personalausweis und Reisepass einzutragen.

Die Bundesregierung hat die Wiederaufnahme der Ordens- und Künstlernamen im Gesetzentwurf (Entwurf eines Gesetzes über Personalausweise und den elektronischen Identitätsnachweis sowie zur Änderung weiterer Vorschriften<sup>13</sup>) wie folgt begründet: „Aufgrund zahlreicher Eingaben von Betroffenen beabsichtigt die Bundesregierung, den Ordens- und Künstlernamen (Nr. 12) im Personalausweisrecht wieder einzuführen. Für die Eintragung des Ordensnamens ist die Vorlage einer Bescheinigung über die Verleihung des Ordensnamens, die durch die jeweilige kirchliche Einrichtung ausgestellt wird, erforderlich. Die Wiedereinführung des Ordensnamens ist auf Ordensnamen der verfassungsrechtlich geschützten Religionsgemeinschaften beschränkt“<sup>14</sup>.

In der Plenardebatte der 196. Sitzung begrüßte der SPD Abgeordnete Frank

Hofmann (Volkach) die Wiedereinführung der Ordens- und Künstlernamen: „Der Ordens- und Künstlername wird nicht dem vermeintlichen Bürokratieabbau geopfert, sondern er bleibt im Ausweis. Das ist richtig; denn er ist häufig Ausdruck der Persönlichkeit und Identität des Namensträgers und somit schützenswert“<sup>15</sup>. Auch die FDP Abgeordnete Gisela Piltz äußerte sich dazu: „Der einzige vernünftige Vorschlag, den ich dem vorliegenden Gesetzentwurf der Bundesregierung erkennen kann, ist die Wiedereinführung von Ordens- und Künstlernamen im Melde-, Pass- und Personalausweisrecht. Zahlreiche Proteste der Betroffenen haben deutlich gemacht, dass an der Eintragung, Erhebung und Speicherung von Künstler- und Ordensnamen ein nachvollziehbares Interesse besteht. Die Betroffenen haben es im Rechtsverkehr leichter, die vertraglichen Beziehungen abzuwickeln. Die Große Koalition ist ab und zu doch lernfähig“<sup>16</sup>. In einem Entschließungsantrag war zu lesen: „Der Deutsche Bundestag stellt fest, dass die Eintragung eines Ordens- bzw. Künstlernamens einer langjährigen Tradition in Deutschland entspricht, die Ausdruck der Achtung der Identität des Namensträgers ist. Hinter diesen Aspekt haben die vom Bundesrat in seiner Stellungnahme vom 19. September 2008 gegen die Wiedereinführung der Eintragungsfähigkeit von Ordens- und Künstlernamen geltend gemachten bürokratischen Bedenken zurückzustehen“<sup>17</sup>.

Damit bleiben Ordens- und Künstlernamen in Personalausweisen und Pässen allerdings eine Ausnahme in den Ländern der Europäischen Union. Nur in den Niederlanden, der Slowakei und Großbritannien sind die beiden zu-

sätzlichen Angaben möglich. In Irland können nur Künstlernamen eingetragen werden<sup>18</sup>.

Dies bedeutete auch die Änderung der mit dem „Passgesetz“ verbundenen Gesetze (Artikelgesetz), so auch des Melderechtsrahmengesetzes. In der Begründung des Bundesrates heißt es: „Die unbeschränkte Wiedereinführung der Eintragungsfähigkeit von Künstler- und Ordensnamen läuft den Bestrebungen zur Verwaltungsvereinfachung und Entlastung der Pass- und Personalausweisbehörden, die auf Bundes- und Länderebene verfolgt werden, zuwider. Die Eintragung solcher Namen ist international unüblich (vgl. Bundestagsdrucksache 16/9725). Zudem erfordert die Prüfung der Eintragungsfähigkeit von Künstlernamen und von Ordensnamen kleinerer Glaubensgemeinschaften einen erheblichen Verwaltungsaufwand, weil es an allgemein anerkannten Kriterien für eine solche Prüfung fehlt. Daher sollte auf die Eintragung von Künstlernamen gänzlich verzichtet werden. Die Eintragung von Ordensnamen sollte – aus Gründen der leichteren Prüfbarkeit und der besonderen verfassungsrechtlichen Stellung dieser Gemeinschaften – auf die Ordensnamen von Religionsgesellschaften beschränkt werden, welche Körperschaften des öffentlichen Rechts sind (vgl. Artikel 140 GG i. V. m. Artikel 137 Abs. 5 der Weimarer Reichsverfassung – WRV)“<sup>19</sup>. Die Bundesregierung modifizierte diese Auffassung und lies auch den Eintrag von privatrechtlich verfassten Ordensgemeinschaften (z. B. eines e.V.) zu: „Vielmehr sollte eine Beschränkung der Eintragungsfähigkeit des Ordensnamens auf Angehörige von Ordensgemeinschaften erfolgen, die

zu einer öffentlich-rechtlichen Religionsgesellschaft gehören, ohne dass die Ordensgemeinschaft selbst öffentlich-rechtlich verfasst sein muss“<sup>20</sup>. Die Bundesregierung hielt es auch für von Bedeutung, das Melderechtsrahmengesetz wieder entsprechend zu ändern: „§ 19 MRRG regelt die Datenübermittlung an die öffentlich-rechtlichen Religionsgemeinschaften. Es ist für die Kirchen von Bedeutung, auch den Ordensnamen ihres Mitglieds zu kennen, der im innerkirchlichen Bereich ausschließlich verwandt wird. Die Regelung bestand bereits vor Abschaffung der Eintragung der Ordensnamen in die Passgesetznovelle“<sup>21</sup>.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Ergebnis

Der Ordensname hat seinen angestammten Platz in deutschen Personaldokumenten wieder zurück erhalten. Dies, obwohl Ordensleute in der Bundesrepublik immer mehr eine Minderheit bilden und es in fast allen anderen Ländern der Europäischen Union unüblich ist, einen Ordens- oder Künstlernamen in die Personaldokumente einzutragen. Damit wurde dem Ordensnamen staatlicherseits weiterhin eine große Bedeutung zuerkannt. Jetzt besteht die Chance, den Ordensnamen ab dem 1. November 2010 im Rechtsverkehr erneut zu

nutzen. Ob das Gesetz wieder zu einer vermehrten Nutzung des Ordensnamens beiträgt? Zumindest ist der Nachweis einer möglichen doppelten Identität wieder gesichert und wird in der Praxis des Alltags genutzt werden können. Hat sich der Aufwand für die erneute Gesetzesänderung gelohnt? In jedem Fall für die Künstler, denn im Kirchenrecht spielt der Ordensname keine Rolle<sup>22</sup>.

.....

- 1 Der Eintrag erfolgte unter „Ordens- oder Künstlernamen“ in Zeile 4 des Personalausweises oder als „Ordens- oder Künstlernamen/ Religious name or pseudonym/ Nom de religion ou pseudonyme in Zeile 14 des europäischen Reisepass.
- 2 Bundesrat-Drucksache 16/07 vom 5.01.2007 (Entwurf eines Gesetzes zur Änderung des Passgesetzes und weiterer Vorschriften), S. 24 f., S. 30: „Demgegenüber ist festzustellen, dass heutzutage weder der Doktorgrad noch der Künstler- oder Ordensname für die Identifizierung einer Person anhand eines Ausweisdokumentes notwendig sind. Es ist daher angezeigt, auf die Aufnahme des Doktorgrades in Personaldokumenten zu verzichten, um den Verwaltungsaufwand im Sinne eines weiteren Bürokratieabbaus zu vermindern. Die Probleme in der Verwaltungspraxis stehen in keinem Verhältnis zu dem Nutzen dieser Angaben für die Verwaltung und die betroffenen Bürgerinnen und Bürger“.
- 3 Hier als Beispiel das NRW-Gesetz: Meldegesetz für das Land Nordrhein-Westfalen (Meldegesetz NW – MG NW) vom 16. Sept. 1997 (GV NRW. S. 332, ber. S. 386), § 3, § 18, § 31 und § 32.
- 4 R. Peters, Der Deutsche Reisepass und der neue Deutsche Bundespersonalausweis, Tecklenburg 2009, S. 33-34.
- 5 Ein Muster des neuen Reisepasses und anderer Pässe findet sich in der Passverordnung vom 19. Oktober 2007 (BGBl. I S. 2386).
- 6 Aus den der DOK in Kopie vorliegenden Schreiben Betroffener. Gemäß der alten Fassung des MRRG II1.1 §3 Abs.8. Der Ordensname ist der von einer katholischen religiösen Gemeinschaft (Ordensgemeinschaft) beim Ordenseintritt vergebene Name, der im Orden an die Stelle des bürgerlichen Namens tritt“.
- 7 Zusammenstellung aus dem Schriftwechsel der DOK mit den Mitgliedsgemeinschaften. Diese Argumente fanden Eingang in das Schreiben an das Katholische Büro und in die Kleine Anfrage im Deutschen Bundestag (BT Drucksache 16/9505 vom 4.06.2008).
- 8 [www.dyckmans.de](http://www.dyckmans.de) . Ein Künstler aus ihrem Kasseler Wahlkreis hatte der Abgeordneten die Probleme geschildert (Eingesehen am 30.01.2010).
- 9 BT Drucksache 16/9156 vom 9.05.2008, S. 4.
- 10 BT Drucksache 16/9505 vom 4.06.2008 und Antwort der Bundesregierung BT Drucksache 16/9725 vom 24.06.2008.
- 11 Vgl. Deutscher Bundestag Plenarprotokoll 16/169. Stenografischer Bericht. 196. Sitzung vom 18.12.2008, S. 21257. Das Gesetz wurde in zweiter und dritter Lesung mit den Stimmen der Koalitionsfraktionen SPD und CDU/CSU gegen die Stimmen der Oppositionsfraktionen angenommen.
- 12 Das Gesetz sieht die Einführung des elektronisch lesbaren Personalausweises im Scheckkartenformat vor. Er bietet die auch die Möglichkeit, neben der Speicherung der biometrischen Daten des Gesichts, freiwillig Fingerabdrücke speichern zu lassen. Bis zum In Kraft treten des Gesetzes müssen werden die technischen und rechtlichen Voraussetzungen geschaffen, um den Ausweis auch im elektronischen Rechtsverkehr verwenden zu können.

- 13 BT Drucksachen 16/10489 vom 7.10.2008 und 16/11419 (Bericht des Innenausschusses) vom 17.12.2008.
- 14 BT Drucksache 16/10489 vom 7.10.2008, S. 34.
- 15 Vgl. Deutscher Bundestag Plenarprotokoll 16/169. Stenografischer Bericht. 196. Sitzung vom 18.12.2008, S. 21302.
- 16 Vgl. ebd., S. 21256.
- 17 BT Drucksache 16/11421 vom 17.12.2008. Entschließungsantrag der Abgeordneten Gisela Piltz etc. und der Fraktion der FDP: Entwurf eines Gesetzes über Personalausweise und den elektronischen Identitätsnachweis sowie zur Änderung weiterer Vorschriften, S. 2.
- 18 Auflistung in BT Drucksache 16/9725 vom 24.06.2008, S. 3 f. In Zypern nur mit der Ausnahme, wenn der Ordens- oder Künstlername in der Geburtsurkunde eingetragen ist.
- 19 BT Drucksache 16/10489 vom 7.10.2008, S. 34 f.
- 20 Ebd. S. 57.
- 21 Ebd.
- 22 A. Macca, J. P. Müller, B. Rano, M. d'Alatri, Nome di Religione, in: Dizionario degli Istituti di Perfezione, Bd. VI, Roma 1980, Sp. 321-325. Die Orden und Kongregationen haben jeweils eigene Gewohnheiten und Gebräuche. Die Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft ist immer unabhängig von einem zugeteilten oder gewählten Ordensnamen.



## Aus dem Vatikan

### Papst kündigt „Jahr des Glaubens“ an

Papst Benedikt XVI. hat ein „Jahr des Glaubens“ zur besonderen Förderung der Mission in den säkularisierten Ländern des Westens angekündigt. Das Themenjahr soll am 11. Oktober 2012, dem 50. Jahrestag der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965), beginnen und am Christkönigsfest 2013, dem 24. November, enden.

Das ankündigende Motu proprio vom 11. Oktober, trägt den Titel „Porta fidei“ („Tür des Glaubens“). Darin hält der Papst fest, die Christen kümmern sich „sich mehr um die sozialen, kulturellen und politischen Auswirkungen ihres Einsatzes“, während der Glaube keine selbstverständliche Voraussetzung mehr sei. Zugleich erinnert der Papst an die Veröffentlichung des Katechismus der Katholischen Kirche am 11. Oktober 1992. Das Jahr solle Katholiken ermutigen, ihre religiöse Überzeugung in glaubwürdiger Weise öffentlich zu bekennen.

Der Glaube dürfe für Christen niemals nur eine Privatsache sein, heißt es in dem 18-seitigen Dokument. Die grundlegenden Glaubensinhalte müssten wiederentdeckt und studiert werden. Zugleich ruft der Papst zu einem „überzeugteren kirchlichen Einsatz“ auf, „um wieder die Freude am Glauben zu entdecken“ und die Begeisterung

für dessen Weitergabe wiederzufinden. Während des Jahres solle es in allen Kirchen der Welt sowie in Häusern und Familien Gelegenheit geben, den Glauben zu bekennen. Zudem solle der Glaube verstärkt in der Liturgie gefeiert werden. Während des Themenjahres müsse es auch einen Rückblick auf die Geschichte des Glaubens geben, so der Papst. In dieser spiegele sich „das unergündliche Geheimnis der Verflechtung von Heiligkeit und Sünde“ wider. In dem Dokument betont er, dass in dem Glaubensjahr auch die Nächstenliebe verstärkt werden müsse. Konkrete Hinweise zur Ausgestaltung des Jahres werde die Glaubenskongregation demnächst formulieren, kündigte der Papst an. (vatican.va/kna)

### Großer Neuevangelisierungskongress im Vatikan

Mehr als 8.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus aller Welt kamen Mitte Oktober 2011 im Vatikan zu einer internationalen Konferenz über die Neuevangelisierung in den Ländern des Westens zusammen. Organisator der ersten Veranstaltung dieser Art war der im September 2010 neu geschaffene Päpstliche Rat zur Förderung der Neuevangelisierung. Vertreter von



nationalen Bischofskonferenzen sowie geistlichen Gemeinschaften, Orden und Gruppen erörterten Strategien zur Glaubensverkündigung in einem religionsfernen Umfeld. Aus Deutschland nahmen unter anderem der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, sowie Vertreter des Bonifatiuswerks sowie der Gruppen „Jugend 2000“ und „Totus Tuus“ an der Tagung teil. Zollitsch ist auch Mitglied des Päpstlichen Neuevangelisierungsrates. (kna)

### **Papst Benedikt XVI. traf Opfer sexuellen Missbrauchs**

Papst Benedikt XVI. hat bei seiner Deutschlandreise vom 22. - 25. September 2011 Opfer sexuellen Missbrauchs getroffen. Im Erfurter Priesterseminar sprach er mit drei Männern und zwei Frauen, die in jungen Jahren Übergriffe durch Kleriker, Ordensleute und kirchliche Mitarbeiter erlitten hatten. Der Papst war „bewegt und erschüttert von der Not der Missbrauchsoffer“, hieß es in einer anschließenden Erklärung des vatikanischen Pressesaales. Er habe „sein tiefes Mitgefühl und Bedauern bekundet für alles, was ihnen und ihren Familien angetan wurde“. Zugleich habe der Papst versichert, dass den Verantwortlichen in der Kirche an der Aufarbeitung aller Missbrauchsdelikte gelegen sei und sie um wirksame Maßnahmen zum Schutz von Kindern und Jugendlichen bemüht seien. Am Rande des Treffens begrüßte der Papst auch DOK-Generalsekretärin Sr. Walburga als Vertreterin derer, die mit der Aufarbeitung der Fälle sexuellen Missbrauchs seitens der Ordensgemeinschaften befasst sind. (rv/dok)

### **Ordens-Islamwissenschaftler treffen sich in Rom**

In Rom sind Mitte September 2011 erstmals die Islamwissenschaftler des Jesuitenordens aus aller Welt zu einer Konferenz zusammengekommen. Unter dem Titel „Annäherung an den Islam im Lichte der ignatianischen Spiritualität“ erörterten knapp 40 Fachleute am Sitz der päpstlichen Universität Gregoriana Wege für einen vertieften Dialog mit dem Islam. Als Gäste waren Comboni-Missionare vom „Dar Comboni Center of Arab and Islamic Studies“ in Kairo sowie Afrika-Missionare vom Päpstlichen Institut für Islamische und Arabische Studien (PISAI) in Rom vertreten. Auch der Präsident des päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog, Kardinal Jean-Louis Tauran, nahm an der viertägigen Konferenz teil. (kna)

### **Franziskanerin erste Theologie-Dekanin an päpstlicher Universität in Rom**

Die italienische Franziskanerin Sr. Maria (Mary) Domenica Melone (47) steht als erste Frau an der Spitze der Theologischen Fakultät der päpstlichen Universität „Antonianum“ in Rom. Bei der Eröffnung des Akademischen Jahres an der Hochschule ihres Ordens wurde Melone am 20. Oktober 2011 in ihr neues Amt als Dekanin eingeführt. Die 1964 im norditalienischen La Spezia geborene Ordensfrau lehrt Trinitätstheologie und Pneumatologie. (kna)

### **Leben gegen „Gottesfinsternis“**

Papst Benedikt XVI. hat am Rande des diesjährigen Weltjugendtages in Spani-



en die knapp 730.000 Ordensschwestern weltweit ermutigt, angesichts der wachsenden Entfernung vieler Menschen von Gott die „verwandelnde Kraft“ der Liebe Christi mit ihrer persönlichen Existenz vorzuleben. Dem lebendigen Zeugnis der Ordenschristen komme heute eine besondere Bedeutung zu, da eine Art „Gottesfinsternis“ festzustellen sei und die Gefahr, „die eigene tiefere Identität zu verlieren“, sagte der Papst. Er äußerte sich im Klosterkomplex San Lorenzo de El Escorial nordwestlich von Madrid vor rund 1.600 jungen Ordensfrauen. Als Gegenmittel zum Relativismus und zur Mittelmäßigkeit sei die Radikalität des geweihten Lebens notwendig, die die Zugehörigkeit und die Liebe zu Gott bezeuge. Der Papst würdigte vor den Ordensfrauen die verschiedenen Formen des Ordenslebens. Schweigen und Gebet, Tätigkeiten in der Erziehung, in der Pflege, im Einsatz für das Leben und den Frieden oder in der Mission drückten die Sendung aus, die Gott ihnen anvertraut habe. Benedikt XVI. äußerte den Wunsch, dass die „geweihte Jugend“ der Ordensfrauen auch andere Jugendliche ermutige. (vatican.va/kna)

### **Drei Ordensgründer heiliggesprochen**

Papst Benedikt XVI. hat am 23. Oktober 2011 drei Ordensgründer heiliggesprochen: Bei einer Messe auf dem Petersplatz erhob er die italienischen Seligen Guido Maria Conforti (1865-1931) und Luigi Guanella (1842-1915) sowie die Mexikanerin Bonifacia Rodriguez de Castro (1837-1905) zur Ehre der Altäre. Conforti, einstiger Erzbischof von Parma, gründete die Auslandsmissionsgesellschaft vom Heiligen Franz Xaver. Guanella rief

den Krankenpflegorden der „Diener der Nächstenliebe“ und das Institut „Töchter Mariens von der Vorsehung“ ins Leben. Die Mexikanerin Rodriguez gründete den Orden der Dienerinnen des heiligen Josef; sie war 2003 von Johannes Paul II. seliggesprochen worden. (kna)

### **Präsident des Europarates sieht Europa auf Benedikt gegründet**

Im Kontext einer Audienz bei Papst Benedikt XVI. am 12. November 2011 hat der Präsident des Europarates, Herman Van Rompuy, festgestellt, dass Europa auf der Spiritualität des Hl. Benedikt begründet sei. In einem Vortrag an der römischen Jesuiten-Universität Gregoriana stellte er fest, Der Einfluss des Christentums manifestiere sich zutiefst in den europäischen Strukturen, andere Denkstrukturen seien hinzugekommen. Der natürliche und geistige Reichtum Europas sei der vieler Völker, vieler Nationen, vieler Kulturen, aber zugleich auch der einer Gesellschaft, die auf den Prinzipien der Gleichwertigkeit von Mann und Frau, der Demokratie sowie der Trennung von Staat und Kirche basiere. (zenit)

# Aus der Weltkirche

## Lettland

Am 2. Oktober 2011 wurde in Ikšķile, dem alten Uexküll, ca. 30 km südöstlich von Riga, die Kirche des neuen Karmels „Maria – Mutter des Erlösers“ feierlich eingeweiht. An diesem Ort hat im Jahre 1184 der hl. Meinhard, ein Augustinerchorherr aus Bad Segeberg, die erste Messe in dieser Region – dem heutigen Lettland – gefeiert. Reste seiner ersten Kirche – heute wegen der aufgestauten Düna auf einer Insel im Strom gelegen – sind heute noch zu sehen. Am 16. Juli 2005, hat der damalige Erzbischof von Riga den Grundstein für Kirche und Kloster gelegt, nachdem die Karmelitinnen von Essen den Aufruf zur Gründung durch P. General Camilo Maccise angenommen hatten (vgl. OK 1/2011, S. 43ff.). Der tatsächliche Neuanfang ist vor allem dem Mut von Sr. Elia Nehen zu verdanken. Sie ist in gewissem Sinn die „Mutter“ der Schwestern und in deren Gefolge auch der Brüder, die – aus der Provinz Krakau kommend – heute in Lettland tätig sind. An der feierlichen Weihezeremonie nahmen die fünf, bereits jetzt in Lettland lebenden Karmelitinnen teil (eine Deutsche, drei Lettinnen und eine Ukrainerin), sowie drei Schwestern aus Essen: die derzeitige Priorin, Sr. Renata, die langjährige frühere Priorin, Sr. Joseph Maria, und Sr. Maria Agnes; die Brüder waren durch den Provinzial aus Deutschland, P. Ulrich Dobhan, und einen der drei polnischen Mitbrüdern vertreten. Aus dem Bistum Essen war Weihbischof

Ludger Schepers mit vielen Freunden und Bekannten der Schwestern gekommen. Außer den fünf bereits dort lebenden Schwestern gibt es fünf weitere lettische Schwestern, die sich in Essen und Aufkirchen in Ausbildung befinden und eines Tages im neuen Karmel ihres Heimatlandes leben wollen.

Die Geschichte des Ortes sowie der gesamten Umgebung ist mit der Ende des 12. Jahrhunderts einsetzenden Christianisierung verbunden. Der Ort war einer der ersten Stützpunkte der Ritter des Schwertbrüderordens. Im Jahr 1198 wurde der Bischofssitz von Uexküll/Ikšķile nach Riga verlegt. Der heutige Ort bildete sich um ein Landgut. (ocd)

## Kroatien

Im Streit um das Kloster Dajla und dazugehörige Immobilien an der Adriaküste hat sich die Kroatische Bischofskonferenz Mitte Oktober 2011 hinter den Papst gestellt. Gleichzeitig wiesen die Bischöfe in einer offiziellen Stellungnahme Anschuldigungen kroatischer Medien zurück, der Heilige Stuhl wolle durch sein Vorgehen in dem Fall Kroatien „italianisieren“. Unter Verweis auf die seit Jahren andauernde juristische Auseinandersetzung erkennen die Bischöfe die Beschlüsse einer kirchlichen Schlichtungskommission an; diese wurde vom Vatikan eingesetzt, um die Spannungen zu beruhigen und eine Lösung herbeizuführen. Sie begrüßten den neu ernannten Bischof-Koadjutor Dra-



zen Kutlesa, den der Papst am Dienstag dem Diözesanbischof von Porec-Pula, Ivan Milovan, zur Seite gestellt hatte. Kroatische Medien hatten zuvor von einer „stillen Entmachtung“ Milovans berichtet.

Der Zwist um das Kloster Dajla sorgt seit August für Aufregung, als ein jahrelanger Streit zwischen italienischen Benediktinern und der kroatischen Diözese Porec-Pula um die Eigentumsrechte an der Immobilie eskalierte. Eine vom Vatikan eingesetzte Kardinalskommission hatte eine Lösung erarbeitet, bei der das Eigentum an dem Kloster den 1848 vertriebenen Benediktinern zugesprochen wird, jedoch mit der Vorgabe, den Besitz in eine Gesellschaft auf kroatischem Boden einzubringen. Bischof Milovan weigerte sich, eine entsprechende Übereinkunft zu unterschreiben, woraufhin der Papst einen Vatikanvertreter ermächtigte, das Dokument anstelle des Ortsbischofs zu unterzeichnen. Wegen zusätzlich fälliger Entschädigungszahlungen an die italienischen Ordensleute drohte Milovan schließlich den Verkauf der Euphrasius-Basilika von Porec an Kroatiens Regierung wertete die Entscheidung der Kardinalskommission, an der unter anderem Zagrebs Kardinal Josip Bozanic mitwirkte, als Eingriff in die staatliche Souveränität. Sie beruft sich darauf, dass frühere Verträge über den italienischen Besitzstand im Land für ungültig erklärt worden seien und will, dass das Grundstück in kroatischem Besitz bleibt. Im August erklärte das kroatische Justizministerium die in den 90er Jahren erfolgte staatliche Rückgabe des Klosters an die kroatische Kirche für nichtig. Der Vatikan reichte dagegen Beschwerde ein. (kna)

## Spanien

Persönlichkeiten aus den Bereichen Politik, Kultur, Sport und Kirche haben am 21. Oktober im Theater der spanischen Stadt Alba de Tormes, an einer Dauerlesung des „Wegs der Vollkommenheit“ der hl. Teresa von Avila teilgenommen. Insgesamt nahmen an der Lesung ca. 200 Personen teil: Schüler verschiedener Schulen in Alba, wo der Leib der Heiligen ruht, die Bürgermeister von Ávila und Salamanca, die Bischöfe der beiden Städte, der Sportler Jorge D'Alessandro, der Direktor der Königlichen Sprachakademie Spaniens, José Manuel Blecua und der Generalvikar des Ordens, P. Emilio J. Martínez OCD. Die Dauerlesung des „Wegs der Vollkommenheit“ ist die erste Veranstaltung innerhalb eines nationalen spanischen Programms im Rahmen der 500-Jahrfeier der Geburt der hl. Teresa. (communications)

## Frankreich

Tausende von Pilgern und Touristen haben Mitte September im ostfranzösischen Wallfahrtsort Ronchamp ein vom italienischen Star-Architekten Renzo Piano gebautes neues Klarissenkloster besichtigt. Das am Fuße der berühmten Wallfahrtskirche Notre-Dame-du-Haut von Le Corbusier (1887-1965) errichtete Gebäude wurde am 9. September offiziell eröffnet. Nach den „Tagen der Offenen Tür“ sind die den Klarissen vorbehaltenen Bereiche nicht mehr der Öffentlichkeit zugänglich. In das Kloster mit zwölf Zellen sind sieben Klarissen eingezogen. Zur Finanzierung des Neubaus hatten die Ordensfrauen ihr bisheriges Kloster in Besancon ver-

kauft. Die Gesamtkosten des Projekts belaufen sich auf rund 12 Millionen Euro. Davon entfallen etwa 7,5 Millionen Euro auf das Kloster. Derzeit fehlen zur Finanzierung noch rund 1,5 Millionen Euro. Beigetragen zu den Baukosten hat auch das Erzbistum Freiburg mit 400.000 Euro. Um Konflikte hinsichtlich der Wallfahrtskirche von Le Corbusier als Architekturdenkmal zu entschärfen, hatte Piano im Vorfeld des Neubaus seine Pläne überarbeitet und die Höhe der Neubauten verringert sowie ihren Abstand zur Wallfahrtskirche vergrößert. Ein Großteil der Anlage ist jetzt in den Hügel eingegraben und damit von der Wallfahrtskirche aus nicht zu sehen. (kna)

## Irland

Die 18 katholischen Orden, die vom Missbrauchsskandal der irischen Kirche betroffen sind, haben in den vergangenen zehn Jahren Grundstücke im Wert von über 667 Millionen Euro verkauft. Dies berichtete die Tageszeitung „Irish Examiner“ Ende Oktober unter Berufung auf die jüngst digitalisierten Akten des Amtes für Immobiliengutachten. Trotz der Verkäufe hätten die Orden jedoch den größten Teil ihres Grundbesitzes behalten. Die Irische Bischofskonferenz teilte dem „Irish Examiner“ mit, ein Immobilienverzeichnis der Pfarrgemeinden und Diözesanverwaltungen sei in Vorbereitung. Der Großteil der Diözesen werde die Liegenschaften in Stiftungen umwandeln. Unterdessen forderte der Geschäftsführer der irischen Missionsvereinigung (Irish Missionary Union, IMU), Eamon Aylward, dazu auf, die Erfahrungen ehemaliger Auslandsmissionare für die

Erneuerung der katholischen Kirche in Irland zu nutzen. Erfahrungen mit Finanzknappheit, Priestermangel und Skepsis gegenüber dem christlichen Glauben seien genau die Kenntnisse, die heutzutage in Irland nötig seien, sagte er der Wochenzeitung „Irish Catholic“. Heimkehrende Missionare seien daher eine „unerschlossene Quelle“ für die Glaubensarbeit in Irland. (kna)

## Türkei

In Istanbul verdichten sich die Erwartungen auf eine baldige Wiedereröffnung des orthodoxen Priesterseminars auf Chalki. Darauf weist nach Ansicht von Beobachtern die Ernennung des Metropoliten von Bursa, Elpidophoros Lambrinidis, zum neuen Abt des Dreifaltigkeitsklosters auf Chalki hin. Dieser soll die Leitung des Seminars und der Theologischen Hochschule auf der Prinzeninsel übernehmen. Patriarch Bartholomaios I. hatte zuvor über eine Begegnung mit Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan berichtet. Dabei habe der Regierungschef die Rückgabe des ab 1936 beschlagnahmten Immobilienvermögens der christlichen „frommen Stiftungen“ angekündigt und gesagt, das sei „erst der Anfang“. (rv/kipa)

## Syrien

Die Ordensleute des syrischen Wüstenklosters Mar Musa haben zu Gebet, Fasten und Almosen gegen die Wirren in ihrem Heimatland aufgerufen. Vom 23. bis 30. September will die Gemeinschaft für eine Versöhnung im Land fasten, beten und Almosen geben, heißt es in einem Kommuniqué vom Berg Nebek bei Damaskus. Der Dreiklang



„Fasten, Beten, Almosen geben“ soll an drei der fünf „Säulen des Islam“ erinnern. Die Mönche von Mar Musa haben sich die friedliche Nachbarschaft und Freundschaft mit ihrer muslimischen Umgebung zur Hauptaufgabe gemacht. Das uralte Kloster, das von dem italienischen Jesuiten Paolo Dall'Oglio „wiederbelebt“ wurde, will eine Brücke zwischen Christentum und Islam sein. „Wir möchten den barmherzigen Gott darum bitten, dass sich Syriens Bürger untereinander versöhnen und die Gewaltlosigkeit wählen – als einzige Methode, die dauerhafte Reformen verspricht“, heißt es in einem Aufruf des Klosters von Ende September 2011. Das Land drohe „in den Bürgerkrieg und in den Teufelskreis der Rache abzurutschen“, so die Gemeinschaft. Die Niederschlagung von Protesten durch das Regime unter Präsident Baschar al Assad soll in den letzten Monaten Hunderte von Menschenleben gekostet haben. Christen fürchten sich vor unkontrollierter Gewalt oder einer Machtübernahme durch Islamisten und werben daher dafür, Assad noch eine Chance zu geben. Das Kloster Mar Musa ist im Internet unter <http://www.deirmarmusa.org/> vertreten. (rv)

### **Demokratische Republik Kongo**

Rebellen bedrohen ein Kloster im Ostkongo. Das berichtete die Priorin der Kongregation „Töchter der Auferstehung“ Mitte August. Die Situation in der Diözese Bukavu im Osten der Demokratischen Republik Kongo sei prekär, so Sr. Petronella Nkaza gegenüber dem katholischen Hilfswerk „Kirche in Not“. Bereits im Juli mussten die Schwestern nach Drohungen und tätlichen Angriffen in andere Gemeinschaften fliehen.

„In unserer Pfarrei in Cihirano sind Katholiken nicht mehr erwünscht“, so die Oberin. Die Kongregation „Töchter der Auferstehung“ wurde 1966 von „Kirche in Not“-Gründer Pater Werenfried van Straaten O.Praem. und Mutter Hadewych Ryckebusch ins Leben gerufen. Es gibt Niederlassungen in Ruanda, in der Demokratischen Republik Kongo, in Kamerun, Italien und Brasilien. (rv/pm)

### **Bangladesch**

Die katholische Kirche in Bangladesch plant die Gründung der ersten katholischen Universität in dem mehrheitlich islamisch geprägten Land. Die Entscheidung für die Hochschule, die den Namen „Notre Dame Universität“ tragen werde, sei bei einem Treffen der „Bangladesh Catholic Education Board“ und einer speziellen Arbeitsgruppe für die Gründung der Universität Mitte August 2011 in Dhaka, der Hauptstadt Bangladeschs, getroffen worden, meldete der asiatische katholische Nachrichtendienst Ucanews. Als Träger der Universität soll die Kongregation vom Heiligen Kreuz fungieren. Die Kongregation ist die größte in Bangladesch aktive katholische Ordensgemeinschaft mit dem Schwerpunkt Bildungsarbeit. In Bangladesch ist der Islam Staatsreligion. Ihm gehören gut 90 Prozent der mehr als 130 Millionen Bangladeschi an. Die Zahl der katholischen Christen beträgt etwa 270.000. Ungefähr ebenso viele Bangladeschi sind Angehörige protestantischer Kirchen. (kna)

# Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

## Personelles

Das Kapitel der Föderation deutschsprachiger Ursulinen hat am 31. Oktober 2011 *Sr. Cäcilia Fernholz OSU* zur Präsidentin gewählt. Die 64-Jährige löst *Sr. Ingeborg Wirz OSU* nach sieben Jahren ab. Der offizielle Amtswechsel erfolgt zum 1. Januar 2012.

*Sr. Mechtild Meckl CJ* hat nach neun Jahren die Aufgabe als Generaloberin der Congregatio Jesu beendet. Zur Nachfolgerin der aus der Deutschen Provinz der Gemeinschaft stammenden Ordensfrau wurde im Rahmen des Generalkapitels der Gemeinschaft in Loyola am 23. Oktober 2011 die bisherige Provinzoberin der Englischen Provinz, *Sr. Jane Livesey* gewählt.

Die Benediktinerinnen der Abtei Maria Frieden (Kirchsletten) haben am 21. Oktober 2011 *Sr. M. Mechthild Thürmer OSB* zur Äbtissin für sechs Jahre gewählt. Sie ist die fünfte Äbtissin der Abtei. Damit endete die Amtszeit von Priorin-Administratorin *Sr. Barbara Ostermeier OSB*. *Sr. Mechthild* stammt aus Allersdorf (Erzbistum Bamberg). Sie trat 1978 in die Abtei Maria Frieden ein. Die neue Äbtissin ist gelernte Krankenschwester und Religionslehrerin. Die Äbtissinnenweihe der 53-Jährigen fand am 11. November in einem Pontifikalamt mit Erzbischof Ludwig Schick statt.

Die Schwestern der nordwestdeutschen Ordensprovinz der Franziskanerinnen von der Buße und der christlichen Liebe (Lüdinghausen) haben am 19. Oktober 2011 *Sr. Dr. Katharina Kluitmann OSF* zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie löst in diesem Amt am 1. Januar 2012 *Sr. Mathilde Haßenkamp* ab. Die gebürtige Düsseldorferin trat 1990 in die Ordensgemeinschaft ein. Nach Theologiestudium und Pastoralität studierte sie Psychologie in Rom, wo sie im Jahr 2007 promoviert wurde. Sie ist bislang Junioratsleiterin ihrer Gemeinschaft und in der psychologischen Betreuung kirchlicher Mitarbeiter im Bistum Münster tätig.

Im Rahmen ihres Provinzkapitels vom 29. September bis zum 9. Oktober 2011 haben die Schwestern von der göttlichen Vorsehung (Provinz Emmanuel v. Ketteler) *Sr. Clementine Fritscher* zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie löst in diesem Amt *Sr. Liberata Ricker* ab.

Der ehemalige Marienstätter *Abt Thomas Denter O.Cist.* ist neuer Administrator des Zisterzienserklosters Himmerod. Im Amt des Administrators folgt er *P. Stephan Senge O.Cist.* nach.

Zur neuen Generaloberin der Elisabethinen (Aachen) wurde im Rahmen des ordentlichen Generalkapitels am 13.





September 2011 *Sr Marianne Liebl* gewählt. Sie löst im Amt Sr. M. Gregoria Ströpen ab.

Im Rahmen ihres Generalkapitels haben die Rekollektinnen (Franziskanerinnen vom Heiligsten Herzen Jesu) am 12. September 2011 *Sr. Katharina Kowalczyk* zur Generaloberin für sechs Jahre gewählt. Sie löst im Amt Sr. Edelburg Czaia ab.

Der Konvent der Erzabtei Beuron hat am 7. September 2011 *P. Tutilo Burger OSB* (46) zum elften Erzabt gewählt. Er folgt auf Erzabt Theodor Hogg (70), der das Kloster seit 2001 geleitet hat. P. Tutilo wurde zum Abt auf zwölf Jahre gewählt. Der Neugewählte legte 1988 Profess ab; mehrere Jahre war er Novizenmeisters und später Cellerar; seit 2001 Prior der Erzabtei. Die Abtsbenediktion fand am 12. November 2011 im Rahmen eines Pontifikalamts mit Erzbischof Robert Zollitsch statt.

Neue Oberin der Franziskanerinnen Missionarinnen Mariens in Bernkastel-Kues ist seit dem 1. September 2011 *Sr. Maria Hofstätter FMM*. Sie folgt im Amt Sr. Irena Kades FMM nach.

*P. Helmut Revers WV* ist seit September 2011 neuer Sektoroberer der Afrika-missionare – Weiße Väter. Er folgt in diesem Amt P. Wolfgang Büth. P. Revers stammt aus dem Kreis Borken und studierte in Ottawa/Kanada, Theologie. Von 1976 bis 1984 war er zuständig für die Berufungspastoral der Afrika-missionare in Deutschland. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Indien war P. Revers zuletzt Seelsorger in einer Großstadtpfarrei in Tansania.

Das Generalkapitel der Dillinger Franziskanerinnen hat am 13. August 2011 *Sr. M. Roswitha Heinrich OSF* zur neuen Generaloberin gewählt. Sie tritt die Nachfolge der Amerikanerin Sr. Ann Marie Friederichs OSF an und steht damit 85 Konventen in sieben Ordensprovinzen vor. Sr. Roswitha wurde 1950 im fränkischen Kürnach geboren und ist seit 1971 Franziskanerin. Die studierte Pädagogin unterrichtete an der Fachakademie für Sozialpädagogik und an der Berufsfachschule für Krankenpflege in Dillingen. Als Generalrätin lebte sie nach 1990 einige Jahre in Rom.

Die Zisterzienserinnen der Abtei St. Marienstern haben am 9. August 2011 *Sr. M. Philippa Kraft OCist* zur neuen Äbtissin gewählt. Sie folgt im Amt Sr. M. Benedicta Waurick, die es 25 Jahre innehatte. Sr. M. Philippa trat 1995 als Novizin in das Kloster ein und legte 1999 die ewige Profess ab. Sie wurde am 18. September in der Abteikirche als 43. Äbtissin von Marienstern eingeführt.

Die Karmelitinnen des Klosters Himmelpforten in Würzburg haben am 1. August 2011 *Sr. Immaculata Grüter OCD* für die nächsten drei Jahre zur Priorin gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. Petra Peschers OCD nach, die aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig von ihrem Amt zurückgetreten ist.

Im Rahmen des Generalkapitels der Kongregation der Dienerinnen des heiligsten Herzens Jesu (Mutterhaus Wien) ist *Sr. M. Oswalda Rumplmayr SSCJ* zur Generalvikarin gewählt worden. Sr. M. Oswalda ist Oberin der Niederlassung der Gemeinschaft in Niederfell-Kühr bei

Koblenz und in dieser Eigenschaft Mitglied der DOK. Zur Generaloberin mit Sitz in Wien wählte die Gemeinschaft Sr. M. Adelinde Grandits SSCJ. Die neue Generalleitung übernimmt ihre Aufgabe ab 1. Januar 2012. Bis auf Weiteres hat Sr. M. Oswalda das Amt der Oberin in Niederfell-Kühr weiterhin inne.

Bereits am 22. Juli 2011 fanden im Karmel Hainburg-Hamburg Konventwahlen statt. Zur neuen Priorin wurde *Sr. Immaculata Tran OCD* (50) gewählt. Sie löste Sr. Teresa John OCD (74) nach 23 Jahren in diesem Amt ab.

Im Rahmen des Wahlkapitels des deutschsprachigen Priorats der Missions-Benediktinerinnen (Tutzing) vom 11.-13. November 2011 ist *Sr. Hildegard Jansing OSB* für eine weitere Amtsperiode von drei Jahren zur Priorin wiedergewählt worden. Der Beginn der neuen Amtsperiode ist am 10. Februar 2012.

Das Generalkapitel des Instituts St. Dominikus Speyer hat am 19. Oktober 2011 *Sr. Gertrud Dahl OP* für eine weitere Amtszeit als Generalpriorin wiedergewählt.

Das Generalkapitel der Hedwigschwestern, das vom 25. September bis zum 2. Oktober 2011 stattgefunden hat, hat *Sr. M. Vincentia Weide* für eine weitere Amtszeit als Generaloberin wiedergewählt.

Die Mönche der Benediktinerabtei Tholey haben am 27. August 2011 *P. Mauritius Choriol OSB* als Prior-Administrator wiedergewählt. Seine Amtszeit beträgt drei Jahre.

Der aus dem sauerländischen Voßwinkel stammende *Erzbischof Karl Hesse MSC* von Rabaul in Papua-Neuguinea hat seinen Rücktritt aus Altersgründen eingereicht. Papst Benedikt XVI. hat das Gesuch am 11. August 2011 angenommen. Zum Nachfolger des deutschen Herz-Jesu-Missionars bestimmte er den aus Italien stammenden Koadjutor P. Francesco Panfilo SDB.

### **Ritaschwestern feiern 100jähriges Jubiläum**

Mit einer Festwoche vom 2. bis zum 7. Oktober 2011 haben die Ritaschwestern in Würzburg das einhundertjährige Bestehen ihrer Ordensgemeinschaft gefeiert. Höhepunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten war ein Festgottesdienst mit Bischof Dr. Friedhelm Hofmann und dem Vizegeneral des Augustinerordens P. Michael Di Gregorio OSA am 7. Oktober. Die Feier des Gründungsjubiläums haben die Ritaschwestern zum Anlass genommen, als Festschrift eine Chronik zu veröffentlichen. In dem 380 Seiten starken „Jahrhundertwerk“ geht es u. a. um Gründung und Prägung der Gemeinschaft, den Einsatz der Ritaschwestern für die Würzburger Juden, die Blütezeiten der Gemeinschaft mit neuen Einsatzgebieten und -orten und um die geistlich-soziale Familienhilfe. (pow)

### **800. Gründungstag von Oberschönenfeld**

Am 28. August 2011 feierten die Zisterzienserinnen der Abtei Oberschönenfeld den 800. Gründungstag von Oberschönenfeld. Das Kloster ist damit laut Presseberichten die älteste Zisterzienserinnenabtei Deutschlands. An den



Feierlichkeiten nahmen über 25 Äbte und Äbtissinnen teil. Mit Abt Olivier Quenardel besuchte seit 1616 zum Jubiläum erstmals wieder ein Abt aus dem Mutterkloster Citeaux in Frankreich die Abtei. Dem festlichen Pontifikalamt stand der Generalabt des Zisterzienserordens, Mauro Guiseppa Lepori OCist., vor. Der Augsburger Weihbischof Josef Grünwald überbrachte eine Grußbotschaft mit dem apostolischen Segen des Papstes. Für Mutter Ancilla war es zugleich der 53. und für Schwester Josefa der 50. Professtag. Das Gründungsdatum des Klosters ist zwar urkundlich nicht belegt, aber sämtliche Legenden stimmen im Kern überein, dass eine bereits zuvor bestehende Beginengemeinschaft im Jahr 1211 auf das heutige Klostergelände ins obere schöne Feld übersiedelte.

### **Gericht entscheidet im Streit um früheres Karmelitinnenkloster Stolberg-Zweifall**

Das Aachener Amtsgericht hat die Vorsitzende der Föderation der Karmelitenklöster in Deutschland, Sr. Hildegard Grimme (Auderath) und Schwester Josua M. Bubenikova OCD (Düren) Ende August 2011 zum Not-Vorstand des Klostervereins „Karmelitinnen e.V.“ ernannt. Der Verein regelt die wirtschaftlichen und vermögensrechtlichen Angelegenheiten des ehemaligen Klosters in Stolberg-Zweifall und war nach dem Tod von Priorin Schwester Helene 2006 laut Auffassung des Gerichts führungslos. Eine trotz Auflösung des Klosters erfolgte Wahl einer der beiden im Kloster verbliebenen Schwestern zur Subpriorin und stellvertretenden Vereinsvorsitzenden ist laut Gericht unwirksam.

Zusammen mit ihrer Mitschwester weigert sich die Ordensfrau, das Kloster zu verlassen. Bereits im Dezember 2005 hatte die römische Ordenskongregation wegen Nachwuchsmangels die Auflösung des 1955 gegründeten Klosters verfügt und das Bistum Aachen mit der Umsetzung beauftragt. 2007 wies die Apostolische Signatur, das höchste kirchliche Gericht, eine Klage gegen die Klosterauflösung ab. Laut Satzung fällt im Falle einer Vereinsauflösung der Klosterbesitz an das Bistum Aachen, welches das Vermögen zweckgebunden und im Interesse des Ordens verwenden muss. (kna)

### **Diözese stellt sich schützend vor Ordensgemeinschaft**

Die Diözese Rottenburg-Stuttgart hat sich Anfang September 2011 schützend vor die Ordensgemeinschaft der Franziskanerinnen von Bonlanden gestellt, die in verschiedenen Medien mit Berichten über sexuellen Missbrauch und körperliche Misshandlung konfrontiert worden war. Die Ordensgemeinschaft war Trägerin des Kinderheims, um das es in den Vorwürfen geht. In einer Stellungnahme des Bistums heißt es, man verwahre sich „entschieden dagegen, dass durch eine gezielte Vermischung von unbestreitbaren Fakten (...) und von durch nichts belegten Mutmaßungen verstorbene Ordensschwestern in die Nähe von Verbrechen gerückt und ebenso wie die heute Verantwortlichen des Ordens einer schweren Rufschädigung ausgesetzt werden.“ Die Diözese halte es für völlig inakzeptabel, wenn - wie im konkreten Fall - aus einem Gemenge von persönlichen Erinnerungen über angebliche Misshandlungen von

Kleinkindern und Erinnerungen von Dorfbewohnern an Kindergräber auf einem zwischen 1955 und 1960 aufgelassenen Friedhof ohne jeden seriösen Beweis Schlussfolgerungen abgeleitet werden, die in der Öffentlichkeit den scheinbar nahe liegenden Eindruck hinterlassen, als seien hier Kleinkinder durch Gewalt und Misshandlung durch Ordensschwestern zu Tode gekommen. Das Bistum teilt mit, die Diözese behalte sich rechtliche Schritte nach Abschluss ihrer Untersuchungen vor, die sie in enger Zusammenarbeit mit dem Orden durchführe.

### **Neue geistliche Gemeinschaften sollen Kontakt mit der Bischofskonferenz sicherstellen**

Die Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) hat sich mit Fragen rund um kirchliche Bewegungen und neue geistlichen Gemeinschaften in Deutschland beschäftigt. Im abschließenden Pressebericht stellt der DBK-Vorsitzende Erzbischof Dr. Robert Zollitsch fest, laut einer aktuellen Erhebung gebe es in Deutschland derzeit rund 83 Bewegungen mit bis ca. 100.000 Mitgliedern (Stand vom 31. Dezember 2010). Aufgrund des offenen Mitgliederbegriffs in den Bewegungen sei davon auszugehen, dass die tatsächliche Anzahl der Frauen und Männer, die sich hier engagieren, weit aus höher liege. Weiter heißt es in dem Pressebericht: Die Bewegungen bieten 1.698 Diözesanpriestern eine geistliche Heimat. 117 Gemeinschaften [Lebensgemeinschaften] von ehelos lebenden Frauen oder Männern gibt es im Bereich der kirchlichen Bewegungen. [...] Die Vollversammlung hat die Kommission

für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste gemeinsam mit der Pastoral-Kommission beauftragt, Hilfestellungen für die bischöflich Beauftragten und die Pfarreien zum Umgang mit den kirchlichen Bewegungen zu erarbeiten und die Bewegungen zu ermutigen, sich auf überdiözesaner Ebene zu vernetzen und den Kontakt mit der Bischofskonferenz sicher zu stellen.“

### **Kirchenmusik goes Pop: Abt Rhabanus Petri und P. Vianney Meister auf der neuen CD „Die Priester“**

Rhabanus Petri OSB, Abt der Benediktinerabtei Schweiklberg und DOK-Vorstandsmitglied sowie P. Vianney Meister OSB aus der Abtei St. Ottilien begeben sich derzeit auf ungewohntes Terrain: Gemeinsam mit dem Wiener Diözesanpriester Andreas Schätzle bilden sie das von Universal-Music gebildete deutsche Trio „Die Priester“. Universal wiederholt damit ein Projekt, das in England und Frankreich bereits äußerst erfolgreich gewesen ist („The Priests“, „Les Pretes“). Die deutsche Debut-CD, die am 21. Oktober erschienen ist, enthält vorwiegend kirchliche und klassische Musik, jedoch in Verbindung mit modernen und populären Rhythmen. Im Ankündigungstext heißt es: „Zum Kirchenlied ‚Tantum Ergo‘ schwingt beispielsweise ein Bolero im Hintergrund. Das Lied ‚O Haupt voll Blut und Wunden‘ singen die Priester voller Mitgefühl, mit Hip Hop-Beats unterlegt erklingt es so, als ob es einem Film entnommen wäre. Und zu ‚Glorificamus Te‘ begleitet den Gesang der Priester melodisch die Musik von Tschaikowskys Schwanensee. Kombinationen also, die für die Ohren



etwas völlig Neues sind.“ Auch das Video zur Titelmusik „Spiritus Dei“ ist spektakulär: Die drei schreiten dabei auf den Gipfeln des Mont Blanc-Massivs entlang. (Auf youtube: <http://www.youtube.com/watch?v=ELJGpqnNdn8>) Die teils aufwändige Produktion der CD erfolgte im Juni 2011. Seit Oktober sind „Die Priester“ auch in Schlager-Musikshows im Fernsehen zu sehen.

### **„Xavieres“-Schwestern kommen nach Hamburg**

Eine neue französische Ordensgemeinschaft kommt nach Deutschland. Im nächsten Jahr wollen vier „Xavieres“-Schwestern in die Hansestadt Hamburg ziehen, wie die Katholische Nachrichtenagentur unter Berufung auf die „Neue Kirchenzeitung“ berichtet. Der 1920 in den Arbeitervierteln von Marseille gegründete Orden habe sich auf der Suche nach einer weiteren Niederlassung in Europa für die „säkularisierte Großstadt“ Hamburg entschieden, sagte Sr. Gudrun Steiss der Zeitung. „Wir suchen den Kontakt, vor allem dort, wo Gott sonst nicht mehr vorkommt.“ Die Gemeinschaft, deren Name auf den spanischen Jesuiten Franz Xaver (1506–52) zurückgeht, ist außer in Frankreich in mehreren Staaten Afrikas und in Kanada ansässig. (kna)

### **Eine Zukunft für Kloster Himmerod**

Das Kongregationskapitel der Mehrerauer Zisterzienserkongregation hat auf seiner Tagung in Waldsassen die einstweilige Fortführung des Klosters Himmerod beschlossen. Das teilte die Abtei Wettingen Mehrerau am 7. Okto-

ber 2011 mit. Die Situation im Kloster Himmerod sei insgesamt – auch aufgrund der angespannten finanziellen Lage – sehr schwierig, so Abtpräses Anselm van der Linde. In den nächsten Monaten soll nach Möglichkeiten des Fortbestandes gesucht werden. In den Wochen vor der Sitzung des Kongregationskapitels hatten sich kirchliche und öffentliche Stellen und Repräsentanten sowie über Facebook mehrere Tausend Privatpersonen für den Fortbestand des Klosters ausgesprochen. „Wir werden Sie alle beim Wort nehmen“, so Abt Anselm. Es komme nun darauf an, alle Kräfte zu bündeln.

### **Legionäre Christi zieht es nach Bayern**

Die Legionäre Christi sind dabei, ihr Noviziat nach Bayern zu verlegen. Das wurde Mitte August 2011 bekanntgegeben. Grund für den Umzug des Noviziats der mittel- und westeuropäischen Provinz der Gemeinschaft ist Platzmangel am bisherigen Standort Bad Münstereifel in der Eifel, der als Niederlassung jedoch erhalten bleiben soll. Das neue Haus liegt im Neuöttinger Ortsteil Alzgern. In zwei großen Gebäuden wurde dort bis 2002 eine Hotelfachschule betrieben. Der Passauer Bischof Wilhelm Schraml befürwortet das Projekt. Die Legionäre Christi hätten die Diözese und den Ortspfarrer von Anfang an in ihre Planungen eingebunden, teilte das Ordinariat mit. Die derzeit 18 Novizen sollen voraussichtlich im kommenden Frühjahr umziehen. Geleitet wird die Provinz Mittel- und Westeuropa weiterhin von Düsseldorf aus. (kna)

## Meßkirch: Bau mittelalterlicher Klosterstadt rückt näher

Ab dem Frühjahr soll in Meßkirch im Kreis Sigmaringen eine mittelalterliche Klosterstadt nach historischen Bauplänen und ohne Einsatz moderner Maschinen und Arbeitstechniken entstehen. Der Gemeinderat stimmte dem Projekt Ende September mit deutlicher Mehrheit zu. Nach einer auf zwei Jahre begrenzten Anschubfinanzierung soll sich das Projekt selbstständig, vor allem durch Eintrittsgelder tragen. Entstehen soll eine acht Hektar große Mittelalterstadt mit einer Kathedrale für 2.000 Menschen. Grundlage ist der Sankt Galler Klosterplan. (div)

## Fahrradroute „Mönchsweg“ führt zu Kirchen und Klöstern

Thematische Wander- und Radwege erfreuen sich wachsender Beliebtheit und das Thema „Kloster“ scheint in diesem Zusammenhang besonders geeignet zu sein. Wer in Norddeutschland auf den Spuren mittelalterlicher Mönche radeln will, kann sich auf der Homepage [www.moenchsweg.de](http://www.moenchsweg.de) eine Tour zusammenstellen. Die Website bietet aktuelle Infos zum Routenverlauf, zu Orten und Regionen, Kirchen, weiteren Sehenswürdigkeiten. Eine interaktive Karte gibt einen Überblick über den gut 340 Kilometer langen Radfernweg von Glückstadt an der Elbe bis Puttgarden auf Fehmarn. Und damit auch ein existierendes Kloster besucht werden kann, führt ein Abstecher von rund 60 Kilometern zum Kloster Nütschau bei Bad Oldesloe. (kna/dok)

## Ausstellungen zu Franz von Assisi und Äbtissin Mathilde von Essen

Vom 9. Dezember 2011 bis 6. Mai 2012 beleuchtet im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn eine große Sonderausstellung das Leben des Franz von Assisi. Die Ausstellung „Franziskus - Licht aus Assisi“ präsentiert eine Vielzahl hochkarätiger Exponate aus Assisi und aus internationalen Museen und Bibliotheken wie dem Pariser Louvre, der Biblioteca Apostolica Vaticana und dem Bayerischen Nationalmuseum. Das Erzbischöfliche Diözesanmuseum Paderborn ist außer montags, von 10:00 bis 18:00 Uhr geöffnet.

Anlässlich des 1000. Todestages der Äbtissin Mathilde von Essen präsentieren Dom und Domschatz Essen derzeit eine Sonderschau. Gezeigt werden Werke der Goldschmiedekunst, Urkunden und frühmittelalterliche Handschriften. Darunter sind das Otto-Mathilden-Kreuz und der von Mathilde zur Förderung ihres Gebetsgedenkens gestiftete siebenarmige Leuchter im Dom sowie das Essener Zeremonialschwert, eine Leihgabe des Pariser Museums Cluny. Die Ausstellung „VergESSEN? Prinzessin Mathilde - Äbtissin von Essen“ läuft bis zum 22. Januar 2012. Der 1000. Todestag der Äbtissin Mathilde, der Enkelin Kaiser Otto des Großen, war am 5. November. Mathilde (949 - 1011) stand dem Frauenstift von 971/73 bis 1011 vor.





Albert Ostermaier

## Schwarze Sonne schein

Roman

Berlin: Suhrkamp-Verlag, 2011. – 287 S.

Dieser Roman des 1967 geborenen Lyrikers und Dramatikers Albert Ostermaier ist keine leichte Kost. Erzählt wird die Geschichte eines jungen Mannes Sebastian, der in Bayern aufwächst, eine Klosterschule besucht und seinen schwierigen Weg zur eigenen Berufung geht. Der Familie zuliebe lässt er sich nach der Schule auf ein Jurastudium ein, spürt aber von Jugend auf, dass es ihn zum Dichten und Schreiben zieht. Schriftstellerei als Brotberuf aber hat keine Wertschätzung im Denken der Eltern. Im Gegenteil, dies wird fast wie eine Krankheit, eine Abweichung, ein genetischer Defekt betrachtet. Und so fühlt sich der Sohn hin und her gerissen zwischen den Erwartungen anderer und dem eigenen Seelenerleben, spielt nach außen den strebsamen Jurastudenten und weiß doch, dass dies der ganz falsche Weg ist. „Ich zog mich zurück, studierte weiter und erfand Märchen, schrieb Klausuren, als würde es um Sprache gehen und nicht um Recht, als würde es um Unrecht gehen, das mir angetan wurde, das ich mir selbst antat, das zu schreiben, meiner Sprache die Gelenke und Kniescheiben zu brechen für diese Substantive und Satzungenetüme, für diese Sprache hinter der Sprache, die zwei Sprachen, die ich nicht verstanden und bei deren Übersetzung in und aus meinem Schädel ich mich immer mehr verirrte.“ (S. 25f) Das eigentliche Drama der Erzählung aber beginnt, als Sebastian sich hilfeschend an seinen väterlichen Freund und Lehrer, den Abt des Klosters wendet, weil er krank von einem Aufenthalt im Jemen zurückgekehrt war. Dieser Abt Silvester, der eine einzigartige Vertrauensperson im Leben des jungen Mannes darstellt und den eine faszinierende Aura umgibt, empfiehlt ihm den medizinischen Rat einer mit ihm befreundeten Ärztin, die Sebastian auch tatsächlich aufsucht. Sie sei, so der Abt, eine Kapazität auf ihrem Gebiet und hätte schon vielen Mitbrüdern in ähnlich ausweglosen Situationen geholfen. Die Diagnose der Ärztin löst in Sebastian ein katastrophales Drama aus. Er sei von einer tödlichen Krankheit bedroht, er hätte nur noch ein halbes Jahr zu leben, nur sie könne ihm helfen, indem er sich einer sofortigen Therapie im amerikanischen Atlanta unterziehe. Der junge Mann



ISBN 978-3-518-42220-5  
EUR 22.90.



und seine ganze Familie befinden sich in einer Art Schockstarre. Es ereilen Sebastian wochenlang Alpträume, Wechselbäder der Gefühle, Panikattacken und Weinkrämpfe, Suizidgedanken und Wutanfälle. Nur die Freundin behält einigermaßen die Nerven. Sie ist sich sicher, dass Sebastian gesund ist, und bittet ihn, bei einem anderen Arzt ein Zweitgutachten einzuholen. In seiner Verwirrung und Ausweglosigkeit wendet sich der junge Dichter auch an seinen Freund und Vertrauten Abt Silvester, ist irritiert von dessen absoluter Parteinahme für die Ärztin. Dieser rät ihm zur Reise nach Atlanta und bietet sogar seine Begleitung an. Doch Sebastian ahnt, dass hier etwas nicht stimmt. Schlussendlich bestätigt das Zweitgutachten eines anderen Professors, dass Sebastian völlig gesund ist und dass die vermeintliche Ärztin eine Betrügerin ist. Und nun setzt sich ein weiteres Drama fort. Anstatt sich über diese Nachricht zu freuen, bricht für Sebastian eine weitere Welt zusammen. Er hatte Silvester absolut vertraut und muss sich nun fragen, ob dieser ihn bewusst getäuscht hatte, und wenn ja, warum. Diese Ärztin war im Kloster ein- und ausgegangen, und nun zeigte sich, dass sie gar keine Medizinerin war. Sebastian versucht, Silvester zur Rede zu stellen, bekommt aber von ihm nur fadenscheinige und hilflose Antworten zu hören. Ist der Abt selbst ein Getäuschter? Auf wessen Seite steht er? Warum spricht er nicht offen?

Der Roman bleibt die Antwort bis zum Schluss schuldig. Hilflos und ohnmächtig bleiben Sebastian und seine Familie zurück. Und so ist die Erzählung auch die Geschichte des Absturzes eines Idols in die Niederungen menschlicher Feigheit, Naivität und Enttäuschung. Albert Ostermaier beschreibt all diese inneren und äußeren Dramen seines Helden in kaskadenhaften, intensiv-bedrohlichen, bilderreichen Sätzen. Seitenweise wird der Innenzustand des Protagonisten in immer neuen Wendungen gezeichnet und beschworen. Bisweilen bekommt man bei der Lektüre den Verdacht, dass die übertrieben-blumig-rauschhafte Sprache ein wenig auch die Freude des Verfassers am kunstvollen „Wortgeklänge“ widerspiegelt. Gleichzeitig aber werden zentrale Themen des Menschseins verhandelt: die Frage der eigenen Berufung mit all ihren Verwirrungen und Werdeschmerzen, die Not unerbittlicher Enttäuschung am anderen, die Herausforderung, dennoch immer wieder ins Leben und Vertrauen zu finden.

Anlässlich der ersten öffentlichen Lesung wurde das Buch als autobiographischer Schlüsselroman Albert Ostermaiers bezeichnet. Unschwer könnte man den Verfasser selbst im Protagonisten Sebastian erkennen. Bei Lesern, die in kirchlichen Kreisen beheimatet sind, werden Assoziationen geweckt, sowohl zum im Roman beschriebenen Kloster als auch zum „rockenden Abt mit den singenden Händen“. So könnte der Roman eine Form der Aufarbeitung sein oder auch der späten Abrechnung mit dem vermeintlichen Täter. Ostermaier selbst hält sich diesbezüglich bedeckt. Unabhängig davon, wie viel Autobiographisches hier verhandelt wird oder nicht, bleibt der Roman eine schillernd herausfordernde Lektüre. Wer das Genre der Thriller liebt, wird sich gerne dem eigentümlichen Sog dieser fast unglaublichen Geschichte überlassen.

Elisabeth Thérèse Winter

Jan Ruysbroeck

## Das Büchlein von der höchsten Wahrheit

Aus dem Flämischen von Wilibrord Verkade OSB.

Trier: Paulinusverlag, 2010. – 45 S.

Das zweite Buch der *Imitatio Christi* des Thomas von Kempen setzt ein mit einem Zitat aus dem Lukasevangelium (Kap. 17,20) „Regnum Dei intra vos est“. Der mittelalterlichen Bibelauslegungen entsprechend versteht Thomas diese Worte in einem geistigen Sinn als „Das Reich Gottes ist in euch“. Johann Michael Sailer, der eine der einfühlsamsten Übersetzungen dieses Werkes in deutscher Sprache lieferte, bemerkt dazu zwar: „Jesus, von den Pharisäern gefragt, wann das Reich Gottes käme, antwortet: ‚Es darf nicht erst mehr kommen; es ist schon gekommen; Christus, der König, sein Wort, seine Wundermacht, sein Geist, sein Gottes-Reich ist schon in eurer Mitte.‘ Es ist also kein Zweifel, daß Christus das Reich Gottes, wie es sich durch Ihn gründen und durch seine Apostel ausbreiten würde, im Auge hatte.“ Doch hält er in Bezug auf die Interpretation des Thomas auch das Folgende fest: „Aber deßungeachtet bleibt es doch wahr: Wie Christus in der ganzen Kirche, so wohnt Er mit seinem Geiste in jedem wahren Christen. Und das wollte unser Kempis. Die Anwendung, die er von dieser Stelle machte, läßt also den ursprünglichen Sinn derselben unangefochten. [...] Übrigens wäre es eine so giftige als höchst unrichtige Auslegung, wenn man glaubte: Die Nachfolgung Christi redet so oft von dem Reiche Gottes in uns: also will sie uns gleichgültig gegen Kirche, Sacramente, äußern Gottesdienst etc. machen. Nein, das will sie nicht, und ihr Verfasser nicht, und ihr Übersetzer auch nicht.“ (J.M. Sailer, *Sämtliche Werke*, Regensburg, Suppl.-Bd. 1873, S. 84)

Die Schärfe dieser Worte läßt aufhorchen. Zum Teil ist sie den geistigen Auseinandersetzungen der Wende vom 18. auf das 19. Jahrhundert, worin Sailer persönlich involviert war, geschuldet. Doch darüberhinausgehend erscheint uns hier ein Reizpunkt des geistlichen Lebens von seinen Wurzeln her und in all seiner Ambivalenz sichtbar zu werden. Denn der Zug zum Inwendigen, welcher sich in diesem Haupttext nicht nur der *Devotio moderna* sondern überhaupt der westlichen Christenheit artikuliert, hat die Auseinandersetzungen um das geistliche Leben seither nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Seit dem Spätmittelalter beobachten wir immer wieder die bewusste Hinwendung ganzer Bewegungen zur Innerlichkeit, wie auch andererseits seit dieser Zeit die mitunter scharfe Polemik gegen eine allzu eifrige Spiritualisierung des Christentums nicht aufgehört hat.



ISBN 978-3-7902-2183-1

EUR 5.00

Jan van Ruysbroeck gehörte nicht zur *Devotio moderna*. Für deren geistigen Vater, Geert Groote, ist er aber ein wichtiger Wegbegleiter gewesen. Groote ging auf Distanz zur theologischen Spekulation des großen Mystikers, doch so sah er sich mit ihm einig im Bezug auf die angestrebte Innerlichkeit. Und so sind beide wichtige Referenzpunkte für diese geistliche Richtung geblieben, die die christliche Spiritualität stark mitgeprägt hat und der sie deshalb weit mehr verdankt als ihr gegenwärtig bewusst ist. Vergessen sind heute ja Namen wie Ruysbroeck und Geert Groote. Und auch Thomas von Kempen, dessen riesige Rezeptionsgeschichte ihn zu bekannt gemacht hat, als dass er ganz in Vergessenheit geraten könnte, gilt kaum noch jemandem als Quelle der eigenen Frömmigkeit.

Man muss es darum ohne Zweifel als gewagt ansehen, unserer Zeit eine Schrift wie Ruysbroecks Büchlein von der höchsten Wahrheit anbieten zu wollen. Wir haben, wenn schon nicht die Sehnsucht danach, so doch gewiss den Sinn für die Innerlichkeit verloren. Stattdessen ist unser Inneres dermaßen nach außen gekehrt, dass wir mittels Internet von Augenblick zu Augenblick die ganze Welt an unseren Gedankenketzen teilnehmen lassen können. Und da auch wir Christen mehr Eifer für äußere Veränderungen von der Ämterverteilung über Strukturdebatten bis zur Raumgestaltung als der Sorge um das ewige Leben widmen, sind uns selbst ebenso wie unserer Mitwelt die Ziele unseres irdischen Treibens fast gänzlich abhanden gekommen. Ruysbroeck aber will dem Leser über die dreifache Weise der Vereinigung mit Gott belehren. Er spricht von der Vereinigung „durch Mittel und ohne Mittel und drittens ohne Unterschied“ (S. 16), er spricht von einer irregeleiteten und von der wahren Freiheit, von „himmlischem Wohlergehen“ und „höllischem Weh“ (S. 25) – und meint dies alles weder ironisch noch metaphorisch, sondern ganz und gar wirklich. Was soll uns das? Wahrlich, dies verlegerische Engagement dürfte jemand mit Fug als aussichtslos bezeichnen und belächeln!

Einem solchen Spötter kann man freilich entgegenhalten, dass es dem Verfasser zu seiner Zeit mit dem „Marktwert“ seiner Gedanken kaum besser gegangen sein dürfte. Was ist schließlich der Anlass für die wenigen Seiten des schon betagten Brabantiners? Nun, eine handvoll Kartäusermönche, also Männer, die in radikaler Zurückgezogenheit lebten, fragten nach, wie diese und jene Stelle seines Werkes zu verstehen sei. Gewiss, sie fragten eine anerkannte Autorität, einen beachteten geistlichen Schriftsteller. Und doch, das Gespräch, welches er mit den Mönchen zunächst mündlich führte und die vorliegende Schrift, die daraufhin folgte, war nicht nur für den Durchschnittsmenschen der damaligen Zeit, sondern auch für die nicht sehr zahlreichen Schriftkundigen ein recht abseitiges Thema. Das Büchlein hat dennoch seine Leser gefunden: Jene, denen die mystischen Erfahrungen dieses „Lebemeisters“ Grund genug waren, seiner Führung auch in seinen Schriften zu trauen; jene, die die Geduld aufbringen wollten, zwischen den Arten und damit den Qualitäten einer Vereinigung mit Gott zu unterscheiden; jene auch, die sich von der Schlichtheit, Lauterkeit und Demut des Verfassers angezogen fühlten, was ihnen die Gewähr dafür war, dass es tatsächlich die höchste Wahrheit sei, auf die er verweisen wollte.

Und der geduldige Leser kann auch heute die Entdeckung machen, dass die Wirklichkeit, von der Ruysbroeck spricht, nicht so weit von der unseren entfernt ist. Mit harten

Worten etwa zieht er gegen die Schwärmer seiner Zeit zu Felde. Er nennt sie „böse, ledige Menschen“, die meinen, „das ewige Leben werde sonst nichts sein als irgendein seliger Zustand ohne Unterschied der Rangordnung, der Heiligkeit oder des Lohnes. [...] Die bloße Einfachheit halten sie für Gott, weil sie dort natürliche Ruhe finden; und daher meinen sie, dass sie im Grunde ihrer Einfachheit Gott seien. Es fehlt ihnen nämlich wahrer Glaube, Hoffnung, Liebe, und wegen der bloßen Ledigkeit, die sie empfinden und besitzen, sagen sie, sie seien erkenntnisbar, mittellos und tugendfrei. Und daher trachten sie ohne Gewissen dahinzulegen (sic!), was immer sie Böses tun. Sie missachten alle Sakramente, alle Tugenden und alle Übungen der heiligen Kirche, denn sie meinen, dass sie all das entbehren können, indem sie sich einbilden, über all das hinausgekommen zu sein; aber unvollkommenen Menschen tue es Not, sagen sie.“ (S. 20) An diesen Sätzen und an den Zeitströmungen, die sie avisieren, mag manches zeitbedingt sein. Aber erkennen wir die angesprochenen Tendenzen nicht auch in unserer Gegenwart, wenn wir die vielen Heils- und Heilungsangebote von dem Ziel aus, das sie erstreben, betrachten? Wie viele davon bleiben, statt auf das Gegenübertreten Gottes hinzuleben, um IHN zu „sehen, wie er ist“ und sich aus dieser Hoffnung heraus zu heiligen (vgl. 1 Joh, 3,2), bei Rezepten zur Herstellung recht irdisch gedachter Zufriedenheit stehen und geben an ihre Schutzbefohlenen den Gedanken weiter, „das ewige Leben werde sonst nichts weiter sein als irgendein seliger Zustand“ und „im Grunde ihrer Einfachheit“ wären sie selber so etwas wie Gott, jedenfalls immer ihrer selbst mächtig und selbst bestimmend?

Ist man einmal auf diesen Wirklichkeitsbezug gestoßen, beginnt man auch den Ernst des ganzen Themas zu begreifen. Geht es ihm letztlich doch um das Stehen „mit lebendigem Eifer vor dem gegenwärtigen Gott“ (S. 27) oder mit anderen Worten darum, Gott ganz und gar für voll zu nehmen.

Der Mut des Paulinusverlages, eine solch „unzeitige“ Schrift neu zu präsentieren, ist hervorzuheben. Das gilt auch dann, wenn man sich beim Lesen bisweilen eine Einleitung in die Ruysbroecksche Gedankenwelt, eine Kommentierung einzelner schwieriger Stellen, ein Glossar zu bestimmten Ausdrücken oder die Kennzeichnung von Bibelzitate wünscht. Anders als im Flämischen ist Jan Ruysbroeck dem deutschen Leser ja ein weitgehend Unbekannter geblieben. Aber das Vertrauen des Verlages darauf, dass die Schrift schon selber ihre Leser finden wird, ist offensichtlich groß. Und richtig: Der Isländer Halldór Gudmundsson, Organisator des Ehrengastauftritts seines Landes bei der Frankfurter Buchmesse 2011, wurde von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung um die Beantwortung eines Fragebogens gebeten. Eine der Fragen lautete: „Wann hat man es als Autor geschafft? Vervollständigen Sie bitte folgende Liste: Aufmacher der F.A.Z.-Buchmessebeilage, Auftritt bei den „Simpsons“, Cover von „Time“, Nobelpreis...“. Gudmundsson antwortete lapidar „Ausstellung des Manuskripts 800 Jahre nach der Niederschrift.“

Ruysbroeck ist für geistlich suchende Menschen eine Nahrung geblieben. Insofern muss einem nicht bange werden, dass auch noch im Jahr 2181, 800 Jahre nach Ruysbroecks Todestag, Schriften wie diese gelesen werden. Bis dahin sollten sie jedenfalls in keiner Ordensgemeinschaft fehlen.

Philipp Gahn

Joan Chittister

## Weisheitsgeschichten aus den Weltreligionen

Antworten auf die Fragen des Lebens

Freiburg im Breisgau: Herder-Verlag, 2009. – 295 S.

Dem wunderbaren Thema der Weisheit nähert sich die amerikanische Benediktinerin Joan Chittister auf ungewöhnlichem Wege an. In einer Sammlung von Weisheitsgeschichten aus den fünf großen Weltreligionen nimmt sie den Leser mit auf eine spirituelle Reise quer durch die Jahrhunderte. Sie ist der Überzeugung, dass in diesen Geschichten und Erzählungen die Weisheit vieler Generationen aufbewahrt ist. Ihr Anliegen: „Das Buch soll uns helfen, von der Weisheit jener zu profitieren, die zu anderen Zeiten und in anderen Traditionen mit denselben Fragen gerungen haben wie wir jetzt – nur eben anders.“ (S. 10) Dabei kann man den Untertitel als etwas zu plakativ durchaus zurückweisen, geht es doch weniger um einmal gegebene „richtige“ Antworten als um Wegweiser auf der Suche nach Lebensglück und Lebenssinn. Joan Chittister, die vor Jahren im Ordensbereich aufmerken ließ durch ihr hellsichtiges und herausforderndes Buch über das weibliche Ordensleben („Unter der Asche ein heimliches Feuer“), steht in vielfältigem Kontakt mit unterschiedlichsten Menschen, die ihre Fragen stellen. Es sind Junge und Alte, Kluge und Einfältige, Arme und Reiche, und ganz egal aus welcher Perspektive – es sind immer wieder sehr ähnliche Grundfragen, die Menschen umtreiben, beunruhigen, auf die Suche schicken. Die Verfasserin vermutet, dass dies zu allen Zeiten ähnlich war, wenn auch die Zeitläufte sich geändert hätten. Letztlich geht es darum, „dass wir alle im Leben dieselben Reifeprozesse durchmachen müssen, um das zu werden, was in der Sprache der spirituellen Überlieferung ‚heilig‘ heißt.“ (S. 11f.) Diese weisheitlichen Reifungswege und die Kultivierung eines spirituellen Bewusstseins führen nicht an den Höhen und Tiefen des konkreten Lebens vorbei, sondern durch sie hindurch. Dabei trägt jede der spirituellen Traditionen ihre ganz eigene Qualität bei, damit der Mensch zu Frieden, Transzendenz und Freiheit der Seele findet.

Die Geschichten sind eingebettet in Grundfragen des modernen Menschen, zum Beispiel: Warum ist mein Leben so hektisch? Was kann ich tun, um etwas zu verändern? Wie finde ich heraus, was das Richtige ist? Wo ist Gott? Welchen Sinn hat das Leben? Was ist Glück? Was bedeutet es, ein spiritueller Mensch zu sein? Nach einer allgemeinen Einführung geht Chittister auf solche Fragen ein, eingeleitet durch Erfahrungen der Gegenwart und in den Zusammenhang mit jeweils einer weisheitlichen Geschichte gestellt. Der Kommentar der geistlichen Begleiterin, Erfolgsautorin und Kursleiterin



ISBN 978-3-451-32256-3

EUR 19.95

verheutigt die zeitlos aussagekräftigen Erzählungen und konzentriert sie auf ihre Grundabsicht hin. Im abschließenden Anhang beschäftigt sie sich mit den Wurzeln der unterschiedlichen Traditionen und erläutert zentrale Begriffe.

Das ganze Buch ist ein bilder- und lehrreiches Plädoyer für die Schönheit des Lebens und die Freude daran, aber auch für eine wache und beständige Reflexion dessen, was ich tue oder unterlasse, was mir wichtig ist oder wovon ich mich gefangen nehmen lasse. „Reflexion ist keine selbstverliebte Freizeitbeschäftigung, sondern die konzentrierte Leistung, vollkommen menschlich zu sein und unsere Begabungen so zu nutzen, dass wir uns weiterentwickeln, anstatt uns selbst zu zerstören.“ (S. 25)

Joan Chittister unterstützt Initiativen für Frieden und interreligiösen Dialog. Mit diesem Buch gelingt es ihr, diesen Dialog nicht dogmatisch-lehrhaft zu führen, sondern in den Geschichten der Völker und Kulturen das gemeinsam Verbindende aufzudecken und in charmanter Weise fortzusetzen in unsere Gegenwart hinein. Ein Buch voll spiritueller Impulse und von großer Herzensweite. Mancher Prediger könnte hier eine Goldgrube vorfinden, die inspiriert und das enge Band von Geist, Weisheit und Lebendigkeit weitergibt.

Elisabeth Thérèse Winter

Kiechle, Stefan

## Warum leiden?

Würzburg: Echter-Verlag, 2011. – 94 S. – (Ignatianische Impulse ; Bd. 47).

Der Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten Stefan Kiechle stellt sich in seinem Büchlein „Warum leiden?“ einer Frage von weitreichender, existentieller Schärfe. Die Stärke des Textes liegt in seinem lebensnahen Erfahrungsbezug und in der Behutsamkeit der Antwortversuche. So alt wie der Mensch ist die Frage nach dem Sinn des Leidens bzw. die abgrundtiefe Not über dessen so empfundene Sinnlosigkeit. Die Beispiele, die Kiechle ins Feld führt, sind unmittelbar aus dem Leben gegriffen und eröffnen die vielen Dimensionen der Leidthematik. Dabei wird der tragende Grund immer wieder spürbar, auf dem der Verfasser steht. „Aus ignatianischer Tradition, sprachlich vorsichtig und ohne den Anspruch fertiger Lösungen will dieses Buch einen Weg zeigen, sich dem Leiden anzunähern und mit ihm im Glauben umzugehen.“ (S. 11) Es geht um Annäherung, um Wahrnehmung und zugleich um eine reflektierend-gläubige Durchdringung der Leiderfahrung.

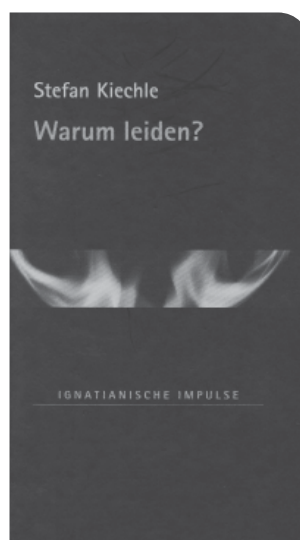
Gut ignatianisch orientieren sich die Ausführungen der fünf Kapitel an den fünf Phasen des Exerzitienweges. Gleich zu Beginn zeigt sich, wie komplex sich die Frage nach dem Leiden darstellt. Wir sprechen vom Übel, vom Bösen, von Sünde und Schuld, von Leiden und Schmerz. Manches Leid ist selbst verschuldet, anderes wird mir angetan, wieder anderes erscheint im Licht der Fügung, des Schicksals, der ungerechten Gewalt. Kiechle versucht diese Begrifflichkeiten zu klären, zu unterscheiden und fordert auf, dass es bei der Wahrnehmung von Leid vor allem darum geht, nicht wegzuschauen.



Es braucht die Haltung der Aufmerksamkeit, um in der Unterscheidung der Geister der schillernden Gestalt vielfältiger, menschlicher Not ins Gesicht zu schauen. „Aufmerksam sein müssen wir auf das Ambivalente und auf das Hintergründige, auf das zu Grobe und das zu Feine, auf das zu Sture und auf das zu Wachsweiche, auf die Verschiedenheit der Geister und auf die Strategie des Abergistes: sein Täuschen und Blenden, sein Verführen und Kränken ...“ (S. 13)

Warum hat der gütige Gott eine so unvollkommene und ambivalente Welt erschaffen? Warum tut der Mensch nicht von sich aus immer schon das Richtige und Lebensförderliche? Die im christlichen Menschenbild verankerte personale Freiheit jedes einzelnen schließt immer auch die Freiheit zum Bösen ein. Das ist das Problem. Wo die Freiheit sich nicht am sittlich Guten orientiert, da kann sie zum Fluch und Ausdruck egoistischer Beliebigkeit werden. Kiechle unterscheidet das moralisch Böse (Tat des Menschen) vom physisch Bösen (Natur, Schicksal, Fügung). Wenn dies auch keine randscharfe Trennung ist, so ist sie doch hilfreich, „etwa die Frage nach dem Kreuz und die nach der Theodizee nicht zu schnell in eins zu werfen. Nur in dieser Differenziertheit ist die Frage, warum wir zu leiden haben, angemessen anzugehen.“ (S. 25)

Die Kapitel 2 bis 4 thematisieren das moralisch Böse und die Täterschaft des Menschen. Im alten Begriff der „Erbsünde“ ist das Wissen aufbewahrt, dass es eine gewaltige Macht des Bösen gibt, der sich der Mensch nur schwer entziehen kann. Menschengeschichten sind häufig Täter- und Opfergeschichten, daraus auszubrechen und diese zu überwinden, sind das Ziel vieler spiritueller Wege. Durch Freiheit und Verantwortung ist der Mensch nicht ein für allemal auf eine Rolle festgelegt. Er hat die Möglichkeit, Unrecht zu erkennen und zu bereuen, das Böse zu bekämpfen und sich für das Gute zu entscheiden. In biblischer Sprache heißt das, sich von Gott „ein neues Herz“ (Ez 36,26) schenken zu lassen. Die Entschiedenheit für das Gute ist nicht von heute auf morgen zu lernen, sondern braucht einen Übungsweg. Hilfreich sind die Kriterien, die Kiechle für ein aktuelles Verständnis von Askese benennt. Denn wer sich auf die Seite Gottes schlägt und sich für das Gute einsetzt, der wird auch erfahren, dass dieser Weg nicht selten zu Verzicht und Abstieg führt. In diesem Zusammenhang ist das Kapitel über Kreuz und Sühne sehr erhellend für heutiges Empfinden. Der Verfasser erschließt herkömmliche theologische Begriffe, er übersetzt die Erlösungsdynamik des Kreuzestodes Jesu in die Erfahrung moderner Leidens- und Sühnewege. Wer sühnt, steigt aus dem Teufelskreis des Bösen aus, durchleidet und durchliebt die erlittene Verletzung und löst sie in gewisser Weise damit auf. Kiechle weist auf die Missbrauchbarkeit der Rede vom Kreuz hin und thematisiert im letzten Kapitel die Frage nach dem physisch Bösen (ein guter Gott und eine verdorbene Welt?). Die Frage nach dem Warum ungerechten



ISBN 978-3-429-03353-8  
EUR 8.90



Leidens wird offen gehalten, nicht ohne auf den Trost des Wohin zu verweisen, ein Trost, der sich nur dem glaubenden Sinn erschließt, welcher mit Zukunft auch jenseits des Todes rechnet.

Nicht die einfach gegebenen Antworten sind es, die die Lektüre dieses Buches lohnend macht, sondern die Differenziertheit der aufmerksamen Betrachtung des Phänomens des Leidens. Wer denkt und glaubt, hofft und spirituell auf der Suche ist, findet hier Ermutigung und Vertiefung. Wer mit leidenden Menschen ein Stück ihres Weges geht, weiß um die heilende Kraft des sorgsam Hinsehens, gerade da, wo es weh tut.

Elisabeth Thérèse Winter

Klaus Mertes

## Sein Leben hingeben

Suizid, Martyrium und der Tod Jesu.

Würzburg: Echter-Verlag, 2010. – 80 S. – (Ignatianische Impulse, Bd. 46)

Die Buchreihe Ignatianische Impulse des EchterVerlags in Würzburg macht es sich zur Aufgabe, aktuelle, existentielle und streitbare Fragen aufzugreifen und zu verhandeln. Dies soll weltoffen, lebensnah, konkret und im Horizont der Spiritualität des Ignatius von Loyola erfolgen. Soweit die Darstellung der Reihe zu Beginn der Schrift des weithin bekannten Jesuitenpaters.

Von einer Schülerfrage ausgehend – ob das Martyrium als eine Form des Suizids gesehen werden kann – verhandelt der Autor die drei Felder, die im Titel anklingen, in sechzehn kurzen Kapiteln. Mertes setzt dazu beim Suizidverbot an, das hinsichtlich der Menschenwürde beleuchtet wird. Danach folgen eine Darstellung des Martyriums im Bedeutungshorizont des jesuanischen Gebotes von Selbst- und Nächstenliebe, sowie eine Auseinandersetzung mit der Selbstliebe als solcher. Im 4. Kapitel wird der Auferstehungsglaube, der in Verbindung mit dem Martyrium steht, beschrieben und diskutiert. Im eindeutigen Zusammenhang damit stehen die folgenden sechs Kapitel. In diesen wird die Spannung von Sühne, Versöhnung und Vergeltung in der persönlichen Gottesbeziehung und in der Beziehung der Menschen zueinander entfaltet. Die Beziehung des Menschen zu Gott wird im 11. Kapitel weitergeführt, in dem es um die Bedeutung des Martyriums Jesu für den einzelnen geht. Die nachfolgenden zwei Kapitel behandeln den Tod Jesu am Kreuz nochmals, aber unter anderen Gesichtspunkten. Zum einen wird die Aktivität Gottes beim Kreuzestod von der des



**SBN 978-3-429-03309-5**  
**EUR 7.90**

Judas unterschieden, zum anderen wird mit einer Betrachtung der Worte des Gottessohns beim letzten Abendmahl die Frage nach dem Opfer- oder dem Mahlcharakter der Eucharistie gestellt. Das 14. und das 15. Kapitel widmen sich dem Soldatentod und der Frage, ob das Sterben eines Soldaten als Martyrium angesehen werden kann. Das diffizile Verhältnis der beiden Kategorien zueinander wird anhand der Biographie des Ignatius von Loyola beleuchtet. Unter der Überschrift „Richtet nicht“ (S. 72) runden schließende Anmerkungen die Publikation ab.

Der Religions- und Lateinlehrer des Berliner Canisius-Kollegs Klaus Mertes geht nahelegenderweise von einer Frage aus dem Unterricht aus, versäumt es aber auch nicht, auf die Aktualität der Thematik, die sich mit dem Blick auf terroristische Anschläge – vor allem durch das aktuell erinnerte Ereignis vom 11.09.2001 – unweigerlich ergibt, einzugehen. Ist von Martyrern in solchen Zusammenhängen zu sprechen? Unter den zum diesjährigen Friedensnobelpreis Nominierten war auch ein Suizidant: Muhammad Bouazizi. Der tunesische Gemüsehändler verbrannte sich am 4. Januar 2011 aus Verzweiflung über Missstände in seinem Heimatstaat und wurde so zu einem der wichtigsten Gesichter im sogenannten ‚Arabischen Frühling‘. Die Frage bleibt also aktuell und scheint immer neu eine Diskussion zu provozieren.

Diese vermeintliche Provokation wird von Mertes verneint, wenn er klare Unterschiede zwischen einem Martyrertod und dem Suizid eines Menschen aufzeigt. Der Martyrer stirbt nicht von eigener Hand, sondern sein Tod ist die Folge einer mörderischen Handlung. „Der Martyrer ist nicht Subjekt, sondern Objekt der Tötung.“ (S. 17) Ein weiteres Charakteristikum ist der Horizont des Martyriums, der sich als Nächsten- und Selbstliebe aufspannt. Der Martyrer bekennt sich als Zeuge seines Glaubens mit dem Akt der Nächstenliebe und bleibt sich im Akt der Selbstliebe treu. Dem Suizid mangelt es dagegen zumindest an einem, wenn nicht sogar an mehreren oder allen Teilen dieser Definition. Eine tiefere Auseinandersetzung mit den Grenzen beider Arten der Tötung, evtl. auftretender Unschärfen oder gar Überlappungen bleiben bei Mertes allerdings aus. Was übrig bleibt, ist die Diskussion um das Martyrium Jesu und die Sühne des Martyrers. Letzteres wird durch die Frage der Notwendigkeit der Sühne bei Gott vertieft. So wird auf das christliche Gottesbild im Allgemeinen abgehoben. Es scheint, nichts bleibt in diesem Zusammenhang unerwähnt: Das biblische Talionsprinzip (vgl. Ex. 21,23f.) wird genauso entfaltet, wie die alttestamentliche Vorstellung zum Totenreich oder das Prinzip des Tun-Ergehen-Zusammenhangs.

Der Rezensent war nach einer ersten Lektüre enttäuscht, nicht nur weil erst im letzten Kapitel eine wirkliche Stellungnahme erfolgt und auf die wichtige Verwendung des Begriffs Suizid (und nicht des wertenden ‚Selbstmord‘-Begriffs) hingewiesen wird, sondern vor allem, weil eine detaillierte Auseinandersetzung mit den Erscheinungsformen Suizid und Martyrertod im Kontext des religiösen Verständnisses nur oberflächlich erfolgt. Jedes der einzelnen Kapitel erscheint allerdings als ein kleiner ignatianischer Impuls, der das eigene Verständnis, vor allem hinsichtlich des Todes Jesu, bei eingehender und meditierender Lektüre schärft.

Kann man aus Liebe sein Leben hingeben? Klaus Mertes' Darstellung des Kreuzestodes Jesu als Martyrium für die Welt ermöglicht eine gelungene Vertiefung der gläubigen Antwort auf diese Frage: Ja.

Christoph Nette

Bernardo Olivera OCSO

## „Amen“ und „Inschallah“

Die sieben enthaupteten Zeugen für Christus im muslimischen Algerien –  
Kloster „Notre-Dame de l'Atlas“, Tibhirine

Mit Texten von Christian de Chergé, Christophe Lebreton u.a. Aus dem  
Franz. übersetzt, eingeleitet, mit Anmerkungen versehen und herausge-  
geben von Schwestern der Abtei Maria Frieden und Mönchen der Abtei  
Marienstatt

2. erweiterte Auflage. – Heimbach/Eifel: Bernardus-Verlag, 2011. – 263 S.

Schon der Film über die sieben Märtyrer in Algerien, der in den deutschen Kinos unter dem Titel „Von Menschen und Göttern“ lief, war ein großer, bewegender Erfolg. Diesen zum Anlass nehmend überarbeitete der Verfasser sein Buch „Unsere Brüder von Atlas. Zeugen für Christus im muslimischen Algerien“ vollständig neu. In ihm beleuchtet Dom Bernardo Olivera, der damals Generalabt der Gemeinschaft war, die historischen und spirituellen Hintergründe dieser dramatischen Geschichte aus dem Jahr 1996. Olivera schrieb im Anschluss an das unvorstellbare Geschehen vier Rundbriefe an seine Gemeinschaften, „um die grausigen Ereignisse im Licht des Glaubens zu deuten und wichtige Zeugnisse der Beteiligten zu dokumentieren.“ (S. 12) Es befällt einen beim Lesen der Texte, der Tagebuchaufzeichnungen, Gedichte und Gebete, der Bekenntnisse und der Ängste eine tiefe Beklommenheit und Achtung vor den Lebensgeschichten der sieben ganz unterschiedlichen Mönche. Durch alle Zeilen hindurch spürt man den allerletzten Ernst einer Glaubenshingabe, die mit dem normalen Menschenverstand nicht mehr zu begründen ist. Wie ein roter Faden durchzieht das Buch, wie ja auch schon den Film, die Frage nach dem Wesen des Martyriums. Darf man sich so offensichtlich in Gefahr begeben und darin verbleiben, wenn man um die reale Bedrohung eines gewaltsamen Endes weiß? Wäre es dem Willen Gottes nicht mehr entsprechend, der gemeinsamen Sendung wegen das islamisch geprägte und umkämpfte Land Algerien zu verlassen? Darf man sich opfern bis in den Tod hinein? Trägt man nicht auch Verantwortung für die Zurückbleibenden und muss um derentwillen am Leben bleiben? Auf all diese Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Die Antwort der Gemeinschaft des Klosters „Notre-Dame de l'Atlas“ in Tibhirine findet ihren geistlichen und letztlich entscheidenden Ausdruck in der Tat. Im Abschiedsbrief des Priors, Pater Christian de Chergé, den man



ISBN 978-3-8107-0109-1

EUR 12.80

auch als sein Geistliches Testament beschreiben könnte, leuchtet eine Grundentscheidung zur Nachfolge Jesu auf, die erschüttert und bewegt. Nicht von ungefähr steht dieses Zeugnis an der Stelle eines Vorworts. Dom Olivera ergänzt die sehr persönlichen Zeugnisse durch Informationen zur wechselvollen Geschichte des Zisterzienserlebens in Nordafrika und zur Entstehung und Sendung des Atlasklosters mitten in der islamisch geprägten Umgebung. Er spricht über die Schwierigkeiten der Gemeinschaften, unter den Einheimischen Nachwuchs für den Orden zu gewinnen, und zeichnet wertvolle biographische Skizzen zu den ganz unterschiedlichen Lebenswegen der sieben Märtyrer. Die vier Rundbriefe des Abtes zeigen das Ringen, den gewaltsamen Tod der Mönche, die das Land Algerien und seine Bewohner sehr geliebt hatten, dem Vergessen zu entreißen, und diesen Tod als Geschehen im Licht der Gottesliebe und der Hingabe zu deuten. Es sind bewegende Aussagen, bei denen man als Hintergrund immer den Satz des Evangeliums hören könnte: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht.“ So sind auch diese Briefe Zeichen der Ermutigung, der Hoffnung gegen alle Hoffnungslosigkeit, und Dokumente der Erinnerung an ein brutales, sinnloses Ereignis, das im Licht christlicher Glaubensdeutung anders und neu zu leuchten beginnt. Dom Olivera schreibt: „Unser Leben in der Nachfolge Christi muss ohne irgendwelche Zweideutigkeiten die göttliche Unentgeltlichkeit der guten Nachricht des Evangeliums, die wir leben möchten, darlegen: ein verschenktes, geopfertes Leben ist niemals verloren; man findet es wieder in Ihm, der das LEBEN ist. Wir müssen in die Welt des anderen, sei er Christ oder Muslim, eintreten. In der Tat, wenn der <andere> als solcher nicht existiert, gibt es keinen Raum für die wahre Liebe. Lassen wir uns herausholen aus den Ecken, in denen wir uns eingerichtet haben, lassen wir uns stören und bereichern durch die Existenz des anderen. Bleiben wir offen und empfänglich für jede Stimme, die uns herausfordert. Lasst uns die Liebe, die Vergebung und die Gemeinschaft wählen gegen jede Form von Hass, Rache und Gewalt. Glauben wir unbeugsam daran, dass auf dem Grund eines jeden Menschenherzens das tiefe Verlangen nach Frieden wohnt.“ (S. 115f.)

Das Martyrium einzelner – nicht nur dieser sieben Zeugen – wird immer eine unbequeme, verstörende Herausforderung bleiben, sowohl in einer an Freizeit, Spaß und Gewinn orientierten Gesellschaft als auch in einer machtbewussten und oft so kleingläubigen Kirche.

Elisabeth Thérèse Winter

Relinde Meiwes

## Von Ostpreußen in die Welt

Die Geschichte der ermländischen Katharinenschwestern (1772–1914)  
Paderborn u.a.: Schöningh-Verlag, 2011. – 263 S.

Im 19. Jahrhundert entstanden nicht nur viele neue, hauptsächlich sozial-caritativ tätige Frauenkongregationen. Es gab auch einige Gemeinschaften, die bereits länger existierten und deren Wirksamkeit nun entscheidende Änderungen erfuhr. Beispiele dafür sind etwa die Dillinger Franziskanerinnen und die im vorliegenden Buch behandelten ermländischen Katharinenschwestern.

Nach der Gründung in Braunsberg (Braniewo) durch Regina Protmann (1552–1613) im Jahre 1571 (erste Regel von 1583) verlief das Leben der Katharinenschwestern zunächst in recht beschaulichen Bahnen. Noch im 16. Jahrhundert entstanden weitere Niederlassungen der Kongregation in den ermländischen Kleinstädten Wormditt (Orneta), Heilsberg (Lidzbark Warmiński) und Rößel (Reszel); dazu kam im 17. Jahrhundert eine Niederlassung im litauischen Krakés. Bis 1772 führten die Schwestern „ein Leben zwischen Gebet und Arbeit mit bescheidener Außenwirkung [...] Kennzeichnend für die Situation im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts war, dass die Schwestern in den kleinen – selten mehr als 15 Personen umfassenden – Gemeinschaften nur in geringem Maße apostolische Arbeiten wie Mädchenbildung oder Krankenpflege wahrnahmen.“ (S. 205)

Zum Aufbau des Buches: Auf die Einleitung (S. 7–17) folgen sechs Kapitel zu den wichtigsten Phasen der Kongregationsgeschichte bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs (S. 19–37: „Vita activa im 16. Jahrhundert: Regina Protmanns neuer Weg zum gemeinschaftlichen religiösen Leben“; S. 39–67: Eine katholische Frauenkongregation im protestantischen Preußen“; S. 69–90: „Bildung als Arbeitsfeld in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“; S. 91–130: „Katharinenschwestern in Zeiten des religiösen Aufbruchs: Rückbesinnung und Expansion“; S. 131–158: „Kulturkampf als Zäsur und Aufbruch zu neuen Werken“; S. 159–203: „Katharinenschwestern als Pionierinnen sozialer Arbeit, als Krankenschwestern und Lehrerinnen in Europa und Südamerika“), eine Zusammenfassung (S. 205–208) und eine Danksagung (S. 209f). Ein Abkürzungsverzeichnis (S. 211) sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 211–221) dokumentieren die Forschungstätigkeit der Autorin. Am Schluss des Buches stehen ausführliche Tabellen und Verzeichnisse zur Mitgliederentwicklung der Kongregation (S. 222–263).



ISBN 978-3-506-77087-5  
EUR 29.90

Relinde Meiwes betont, dass es sich bei den Katharinenschwestern um eine Kongregation handle, die von Anfang auf ein Leben in Klausur verzichtet habe. Obwohl das Trienter Konzil von weiblichen Ordensgemeinschaften eigentlich die Einhaltung strenger Klausurvorschriften verlangt habe, habe die 1999 seliggesprochene Regina Protmann mit ihrer Gründung neue Wege beschritten: „Die Katharinenschwestern dürfen für sich in Anspruch nehmen, einen wesentlichen Beitrag zur Akzeptanz der Lebensform Kongregation für Frauen geleistet zu haben.“ (S. 33) Die erste Polnische Teilung im Jahre 1772 habe das bisher unter polnischer Lehnshoheit befindliche Bistum Ermland unter preußische – und damit protestantische – Herrschaft gebracht. Nun sei die Tätigkeit der Kongregation stärker durch staatliche Eingriffe reglementiert worden. Immerhin verdanke man der Politik des preußischen Staates zahlreiche Informationen über den Zustand der Gemeinschaft und das Leben der 76 damals im Ermland lebenden Schwestern.

Zu einem wichtigen Aufbruch kam es während der Amtszeit des Fürstbischofs Joseph von Hohenzollern (1776-1836, Bischofsweihe 1818). Die Kongregation intensivierte ihr Engagement im Bereich der Mädchenbildung und legte nun auch besonderen Wert auf eine gute Vorbereitung der Lehrerinnen. Damit konnte sie „ihre Nützlichkeit für Gesellschaft und Staat unter Beweis [...] stellen.“ (S. 206) Zugleich expandierte die Gemeinschaft: Ab den 1850er Jahren entstanden weitere Niederlassungen im Ermland, später auch in anderen Gebieten Ostpreußens. Allerdings traten neue Probleme auf, denn einige Schwestern hatten aufgrund ihrer Tätigkeit in der Schule zwangsläufig einen anderen Lebensrhythmus als die klosterintern eingesetzten Schwestern, wodurch die Gefahr einer Art Zwei-Klassen-Gesellschaft innerhalb der Kongregation bestand. Eine bischöfliche Visitation im Jahre 1854 führte zu einer Reform der Gemeinschaft. Die Schwestern überarbeiteten ihre seit 1602 weitgehend unveränderte Regel und passten sie an die Erfordernisse der Zeit an. Neben der Mädchen- und Lehrerinnenbildung wurden Krankenpflege und Waisenfürsorge wichtige Arbeitsfelder.

Der Kulturkampf der 1870er und 1880er Jahre bedrohte die aufstrebende Kongregation in ihrer Existenz. Obwohl Katharinenschwestern im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 aufopferungsvollen Dienst an den verletzten Soldaten geleistet hatten, waren die preußischen Regierungsstellen zunächst nicht geneigt, ein Weiterbestehen der Gemeinschaft zu genehmigen, und es bedurfte vielfacher Anstrengungen, um als Krankenpflegekongregation anerkannt zu werden. Eine Konsequenz für die Schwestern war, dass sie nach Arbeitsfeldern außerhalb Preußens und Deutschlands suchten. Nach mäßig erfolgreichen Versuchen in Helsinki und St. Petersburg ließen sich Katharinenschwestern zu Ende des 19. Jahrhunderts in England und Brasilien nieder. Aus der kleinen, regional verankerten ermländischen Gemeinschaft wurde in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg eine in mehreren Kontinenten agierende Kongregation mit fast 600 Schwestern.

Relinde Meiwes' Untersuchung verdient in mehrfacher Hinsicht Beachtung. Da die Historikerin nicht der Kongregation angehört, bewahrt sie sich eine Außenperspektive, die auch die profan- und kirchenhistorischen Kontexte gebührend berücksichtigt und so das Leben der Schwestern wirklich lebendig werden lässt. Die Autorin hat nicht nur Ordensarchive in Deutschland, Italien, Polen und Brasilien, sondern auch das Geheime

Preußische Staatsarchiv in Berlin und das Archiv des Erzbistums Ermland in Allenstein (Olsztyn) konsultiert. Des weiteren machen verschiedene Bilder und Landkarten das Leben der Schwestern anschaulich. Relinde Meiwes, die sich bereits früher mit dem „Frauenkongregationsfrühling“ in der katholischen Kirche befasst hatte, zeigt eine große Sympathie für die Schwestern. Es wird deutlich, dass der religiöse Aufschwung ab der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht zuletzt religiös motivierten, engagierten und selbstbewussten Ordensfrauen zu verdanken ist.

Einige wenige (und nicht sehr gravierende) Fehler haben sich in die gründlich recherchierte Untersuchung eingeschlichen: S. 30, 32 und 35 wird der Nachname der polnischen Katharinenschwester und Autorin Barbara Gerarda Śliwińska mit „v“ statt mit „w“ wiedergegeben. S. 33 und 216 erhält der italienische Historiker Paolo Prodi den deutschen Vornamen „Paul“. S. 35 steht „Chełmo“ statt „Chełmno“. S. 103 fehlt im Wort „Duchowieństwo“ das Sonderzeichen „ń“. S. 129 ist von einem „General Wikowiate“ die Rede (und nicht von einem „Generalvikariate“).

Alles in allem lässt sich sagen, dass Relinde Meiwes mit ihrem Buch über die ermländischen Katharinenschwestern durchaus Maßstäbe setzt. Andere Ordensgemeinschaften haben nicht den Mut, ihre Geschichte von externen Historikern untersuchen zu lassen und unterliegen damit der Gefahr, gewissermaßen im eigenen Saft zu schwimmen.

Norbert Wolff SDB



# Studienreform in der Theologie

Eine Bestandsaufnahme.

Herausgegeben von Patrick Becker.

Münster: LIT-Verlag, 2011. – 185 S. – (Theologie und Hochschuldidaktik ; Bd. 2).

Die europäische Hochschullandschaft befindet sich in einem Veränderungsprozess, der als „Bologna-Prozess“ bekannt geworden ist. 1999 nahmen an einer Konferenz in der italienischen Universitätsstadt Bologna insgesamt 29 europäische Bildungsminister teil. Diese bekräftigten ihre Absicht, bis 2010 einen europäischen Hochschulraum zu schaffen – unter anderem durch die Einführung eines zweistufigen Systems von Studienabschlüssen und eines Systems von Leistungspunkten (Credits). Beim Treffen der europäischen Bildungsminister im September 2003 in Berlin trat der Heilige Stuhl dem Bologna-Prozess bei. Das Studienfach der Katholischen Theologie ist von diesem Prozess in mehrfacher Hinsicht betroffen. Zum einen existieren Studiengänge, in denen die Katholische Theologie mit anderen Fächern kombiniert wird, d. h. vor allem Lehramts- und Magisterstudiengänge; zum anderen gibt es das theologische Vollstudium, das bisher mit dem Diplom abgeschlossen wurde und an dessen Ende künftig ein Magistertitel stehen wird.

Das vorliegende, von Patrick Becker, dem früheren Geschäftsführer der Agentur für Qualitätssicherung und Akkreditierung kanonischer Studiengänge (AKAST), herausgegebene Buch möchte eine Zwischenbilanz ziehen. Zugleich soll das Anliegen „einer sinnvollen, bildungszentrierten Studienreform“ (S. 9) unterstützt werden. Im ersten Hauptteil des Buches (S. 10–92) ziehen Hochschulakteure aus verschiedenen Ländern und Kontexten Bilanz, im zweiten Hauptteil (S. 93–138) geht es um „Sinn und Umsetzung der Studienreform“, im dritten Hauptteil (S. 139–183) schließlich um „Qualität und ihre Sicherung“.

Die Beiträge im einzelnen: Martin Winter (S. 10–33: „Bologna-Reform im Jahr 2010 – ein Zwischenbericht zum Stand der empirischen Hochschulforschung“) befasst sich auf sozialwissenschaftlicher Grundlage mit den Auswirkungen des Bologna-Prozesses. Michael Gabel (S. 34–50), Drago Pintaric (S. 51–75) und Barbara Hallensleben (S. 76–89) thematisieren als Theologen die Situation der Katholischen Theologie in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Der Titel von Alfred E. Hierolds Beitrag lautet: „Der Bologna-Prozess auf gesamtkirchlicher Ebene“ (S. 90–92). Patrick Becker erläutert „Das



ISBN 978-3-643-10668-1

EUR 19.90

Grundanliegen der Studienreform“ (S. 94–107). Oliver Reis schreibt zum Thema: „Sinn und Umsetzung der Kompetenzorientierung. Lehre ‚von hinten‘ denken“ (S. 108–127). Der Beitrag von Nicole Auferkorte-Michaelis und Sylvia Ruschin ist überschrieben mit: „Studiengänge konzipieren im Zeichen der Studienreform“ (S. 128–138). Sibylle Jakubowicz befasst sich mit dem „Qualitätsmanagement an Hochschulen“ (S. 140–149), während es Katrin Mayer-Lantermann um „Rechtsfragen der Akkreditierung von Studiengängen“ (S. 150–173) und Maria Galda um „Intention, Verfahren und Chancen der Lehrevaluation“ (S. 174–183) geht.

Bei der Lektüre der einzelnen Beiträge wird deutlich, dass der Bologna-Prozess für die Katholische Theologie Probleme und Chancen mit sich bringt. Es ist zu konstatieren, dass es für die Katholische Theologie bisher schon einen europäischen (d. h. eigentlich einen weltweiten) Hochschulraum mit vergleichbaren Standards und Abschlüssen sowie mit der Möglichkeit, den Hochschulort zu wechseln, gegeben hat. In Zukunft wird es für deutsche Theologiestudierende wohl schwieriger sein, einen Teil ihres Studiums im Ausland zu absolvieren. Gegner des Bologna-Prozesses haben wiederholt den Einwand vorgebracht, dass mit der Modularisierung – der Zusammenfassung einzelner, inhaltlich aufeinander bezogener Lehrveranstaltungen zu didaktischen Einheiten von sechs bis zehn Semesterwochenstunden, die sich über ein bis zwei Semester erstrecken – die gewachsenen Fächerkulturen in der Theologie nur unzureichend berücksichtigt würden. Dem ist entgegenzuhalten, dass im Rahmen des modularisierten theologischen Vollstudiums in drei von fünf Studienjahren fachbezogen studiert wird und dass auch in den Themenmodulen des zweiten und dritten Jahres die einzelnen Fächer als solche erkennbar bleiben. Jedenfalls bietet der Bologna-Prozess die Möglichkeit, dass nun stärker interdisziplinär gearbeitet wird – zwischen den theologischen Einzelfächern wie auch zwischen der Theologie und anderen Fächern. Die angestrebte Kompetenzorientierung im reformierten Theologiestudium dürfte sich ebenfalls positiv auswirken. Dazu ist es allerdings erforderlich, dass an den Hochschulen ein gutes Qualitätsmanagement betrieben wird.

Das vorliegende Buch bietet einen sehr guten Überblick über die Studienreform in der Theologie und die damit zusammenhängenden Themen. Aufgrund ihrer Präsenz an den staatlichen Universitäten des deutschen Sprachraums hat die Katholische Theologie sich den Herausforderungen des Bologna-Prozesses zu stellen. Es kommt nicht darauf an, den Wandel zu verhindern, sondern ihn zielgerichtet zu gestalten. Das besprochene Buch kann dazu wichtige Orientierung und Hilfestellung bieten.

Norbert Wolff SDB

Christian Hennecke

## Glänzende Aussichten

wie Kirche über sich hinauswächst.

Münster: Aschendorff-Verlag, 2010. – 317 S.

Die vorliegende neue Publikation von Christian Hennecke kommt mit einem überraschenden Titel daher: „Glänzende Aussichten“. Während man gegenwärtig im deutschen Sprachraum fast nur von pastoralen Krisen und kirchlichen Verlusterfahrungen liest, begegnet man hier einem optimistischen Blick in die Zukunft der Kirche. Dabei handelt es sich allerdings um keine nüchterne wissenschaftliche Reflexion, sondern um den Beitrag eines von einer neuen Idee Begeisterten, der andere überzeugen und auf neue Wege mitnehmen will.

In sechs Anläufen versucht der Autor, seine eigenen Lernerfahrungen mit dem Konzept der „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ (KCGs) darzulegen, die darin liegenden neuen pastoralen Chancen für die deutsche Kirche aufzuzeigen und den Leser zu ermutigen, sich auf dieses Zukunftskonzept von Kirchesein einzulassen: Im 1. Teil ist von der „geschenkte(n) Zukunft“ die Rede. Geleitet von biblischen Bildern beschreibt Hennecke das geistliche Geschenk der zahlreichen kirchlichen Neuaufbrüche, die sich weltweit entdecken lassen; nämlich kleine christliche Gemeinschaften, die aus der Osterbotschaft und dem Wort Gottes leben und sich auf neue Weise in ihre jeweilige Umwelt inkulturieren. Der 2. Teil schildert „Stationen einer Entdeckungsreise“, d.h. konkrete Begegnungen mit geistlich anregenden Menschen (wie z.B. mit dem großen Förderer der KCGs, dem 2011 verstorbenen Bischof Oswald Hirmer) an verschiedenen Orten der Welt. Diese Begegnungen wurden für den Autor zu starken Impulsen, die Zukunft der Kirche abseits der in Deutschland gegangenen Reform-Wege zu suchen; für ihn liegt die Zukunft der Kirche vielmehr in den weltweit aufblühenden kleinen christlichen Gemeinschaften. Durch deren Art Kirchesein kommt Hennecke zur Einsicht, dass Strukturveränderungen allein nicht ausreichen, sondern dass innere Reformen und geistliche Wachstumsprozesse nötig sind, die im Handeln Gottes selber – besonders im Paschamysterium – gründen müssen. Im 3. Teil zeigt Hennecke mit viel Begeisterung auf, welche Potentiale die Weltkirche mit ihren vielfältigen Formen von „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ (im englischen Sprachraum heißen sie „Small Christian Communities; abgekürzt SCC's) bereits bietet, wenn man nur bereit ist, in die weltkirchliche Lerngemeinschaft einzutreten. Die zentralen Merkmale der SCC's macht der Autor dabei in folgenden Punkten fest:



ISBN 978-3-402-12853-4

EUR 19.80

1. konkrete Nachbarschafts- bzw. Sozialraumorientierung; 2. ein klares Sendungsbewusstsein; 3. Leben aus dem Wort Gottes durch Bibelteilen und 4. Kirchlichkeit. Diese Elemente kann man aber nicht einfach kopieren und unverändert auf den deutschen Kontext übertragen, sondern sie müssen nach Hennecke gleichsam die Leitideen für spirituelle Lerngemeinschaften in Deutschland werden, so dass sich hier ein eigenständiger geistlicher Lernraum bilden kann, „in dem der Herr selber der Lehrer sein kann ...“ (S. 215). Im 4. Teil greift der Autor auf die Kirchengvision des Zweiten Vatikanischen Konzils zurück und fragt nach den „Zeichen der Zeit“ in der modernen „postindividualistischen Gesellschaft“ (vgl. S. 247). Sein beachtenswerter Ratschlag lautet: Weniger durch empirisch gestützte Diagnosen und äußere Strukturveränderungen, sondern mehr durch spirituelle Prozesse ist die Zukunft der Kirche zu gewinnen; und dabei kommt vor allem „der Partizipation“ und den „lokalen Gemeinschaften“ (vgl. S. 252) ein hoher Stellenwert zu. Im 5. Teil werden diese Forderungen im Blick auf die „kommende Kirche“ anhand folgender Stichworte näher konkretisiert: neue Kirchenbilder, Charismenorientierung, Spiritualität des Volkes Gottes, ein neues Miteinander von Amt und Gläubigen, Kirche aus dem Wort Gottes, „eucharistische Mitte“ und „lokale Kirchenentwicklung“ (vgl. S. 261- 296). Im abschließenden 6. Teil macht Hennecke Mut zum Aufbruch, indem er auf die biblischen Gestalten des Abraham und Gideon verweist, die beide unter schwierigen Verhältnissen den Verheißungen Gottes vertraut haben und dabei nicht enttäuscht wurden.

Hennecke versteht sein Buch ausdrücklich nicht als „Kochbuch“ (S. 312) im Sinne einer unmittelbar umsetzbaren gemeindepastoralen Handlungsanweisung. Die Stärke seines Buches liegt vielmehr in den biblisch begründeten Visionen und den spirituellen Anregungen, die der Autor in der Begegnung mit überzeugenden Christen und innovativen Gemeindemodellen in verschiedenen Teilen der Weltkirche entdeckt hat. Ganz im Sinne des Zweiten Vatikanums legt Hennecke bei seinem Zukunftsentwurf von Kirche die theologischen Schwerpunkte auf das Paschamysterium, das Wort Gottes, die Diakonie im Lebensraum, die Taufspiritualität und das charismenorientierte und partizipative Gemeinschaftsleben vor Ort. Hier liegen tatsächlich die unverzichtbaren ekklesiologischen Fundamente für jede Form lokaler wie globaler Kirchenentwicklung. Weniger überzeugend ist das vorliegende Buch in seinen gesellschaftsbezogenen Aussagen und in seiner Kritik am vorherrschenden Pastoralmodell in Deutschland; denn hier fehlen doch manchmal die analytische Schärfe und auch die nötige Differenzierung im Urteil – z.B. dass die „deutschsprachige Pastorkultur ... nicht prozess- und wachstumsorientiert, sondern event- und ergebnisorientiert“ (S. 120) sei. Dieses pauschale Urteil trifft so weder für die gemeindliche Praxis zu, noch wird es einschlägigen pastoraltheologischen Beiträgen – etwa von Franz Weber, Hadwig Müller oder Bernhard Spielberg – gerecht. Zudem bleiben gerade die berechtigten Forderungen nach lokaler Partizipation und kreativer Inkulturation in den deutschen Kontext etwas vage, weil sich der Autor weder kritisch den innerkirchlichen Machtverhältnissen stellt, noch selber einen klaren kirchenpolitischen Standpunkt bzw. eine sozialpolitische Option im Blick auf die deutsche Gesellschaft bezieht. Trotz dieser Schwächen lohnt sich die Lektüre dieses anregenden Buches.

Karl Bopp SDB

Hans Langendörfer SJ

## Papst Benedikt in Deutschland

Unvergessliche Begegnungen in Wort und Bild. – Freiburg, Leipzig : Herder-  
verlag, Benno-Verlag, 2011. – 93 S. – ISBN 978-3-451-32429-1, 978-3-  
7462-3240-9. – EUR 9.95.

Dieser reich illustrierte Bildband erzählt den Deutschland-Besuch 2011 von Benedikt XVI. Die Reise des Papstes mit vielen unvergesslichen Begegnungen und überraschenden Botschaften wird noch lange nachklingen. In bewegenden Fotografien und mit authentischen Papstworten lässt Hans Langendörfer diesen einzigartigen Besuch lebendig werden. „Wo Gott ist, da ist Zukunft! Wo Gott zugegen ist, da ist Hoffnung und da eröffnen sich neue, oft ungeahnte Perspektiven, die über den Tag und das nur Kurzlebige hinausreichen.“ (Benedikt XVI.)

## Weisheit aus der Stille

Das Kloster-Jahreslesebuch. – hrsg. Von Petra Altmann. – Freiburg u.a. :  
Herderverlag, 2011. – 249 S. – ISBN 978-3-451-33041-4. – EUR 16.95.

Lebensweisheit aus klösterlicher Tradition: wertvolle Gedanken für jeden Tag des Jahres. Dieses Lesebuch versammelt Impulse aus vielen Jahrhunderten – von den Wüstenvätern über die großen Ordensgründer und Mystikerinnen bis zu prominenten Ordensleuten der Gegenwart. Durch die Zeiten hindurch stammt klösterliche Weisheit immer aus gelebter Erfahrung und vermittelt alltagsnahe Anstöße und neue Perspektiven. Ausgewählt und zusammengestellt von der bekannten Autorin und Klosterexpertin Petra Altmann. Mit Beiträgen von Anselm Grün, Notker Wolf, Odilo Lechner, Thomas Merton, Frère Roger aus Taizé, Benedikt von Nursia, Hildegard von Bingen, Franziskus von Assisi, Teresa von Ávila und vielen anderen.

## Gott für fünfzig Jahre sei Dank

Erfahrungen von Christusträgerschwestern und -brüdern. Hrsg.: Christoph  
Zehendner, Bruder Thomas Dürr. – Münsterschwarzach : Vier-Türme-Ver-  
lag, 2011. – 158 S. – ISBN 978-3-89680-506-5. – EUR 9.90.

Die Autorinnen und Autoren dieses Buches sind Mitglieder der Christusträger-Kom-  
munität. Sie leisten medizinische Hilfen in Afghanistan, auf Borneo, im Kongo und in  
Pakistan, kümmern sich um vernachlässigte Kinder in Argentinien und Asien, leiten  
Einrichtungen für Pflegebedürftige und orientierungslose Jugendliche in Deutschland,

laden zu Freizeiten und Stillen Tagen in ihre Häuser in Deutschland und der Schweiz ein. In ihrer Gemeinschaft der „Christusträger“ bekommt der Glaube Hand und Fuß. Getragen von Christus wollen die Schwestern und Brüder der Kommunität Christus zu den Menschen tragen. Dabei haben sie spannende, überraschende, erstaunliche Erfahrungen mit Gott gemacht – und berichten darüber in diesem Buch. Ihre Berichte machen Mut zum Staunen, laden ein zur Dankbarkeit Gott gegenüber und stecken an zu einem verbindlichen Leben mit Christus.

Manfred Becker-Huberti / Ulrich Lota

## Katholisch A bis Z

Das Handlexikon. – Freiburg u.a. : Herderverlag, 2009. – 287 S. – ISBN 978-3-451-32199-3. – EUR 19.95.

Das Nachschlagewerk für alles Katholische zwischen Abt und Zwiebelturm. Kompakte Informationen aus den Bereichen Kirchenjahr und Feste, Klöster und Orden, Kunst und Geschichte, Gottesdienst und Kirchenbau, Tradition und Brauchtum, Kleidung und Geräte, Ämter und Titel, Verbände und Gemeinschaften, Verwaltung und Kirchenrecht, Gemeindeleben und Weltkirche, Papst und Vatikan...

Heinrich Vieter

## Chronik der katholischen Mission Kamerun

Hrsg. Von der Herz-Jesu-Provinz der Pallotiner. – Friedberg: Pallotti-Verlag, 2011. – S. 496 S. (in 2 Teilbänden). – ISBN 978-3-876-14076-6. – EUR 19.90.

Mühsam und lebensgefährlich waren die ersten Jahre der katholischen Mission in Kamerun. In der „Chronik“ hat Bischof Heinrich Vieter seine Erinnerungen daran festgehalten. Für den Druck war diese Chronik von ihm wohl nicht gedacht. Daher kann man unverdeckt hineinblicken in sein Denken, Fühlen, Planen und all den missionarischen Einsatz: in die Auseinandersetzungen mit Klima und Menschen Kameruns, in seine fordernde Haltung gegenüber seinen pallottinischen Missionaren, in die Kontroversen mit der Generalleitung in Rom und mit der Provinzleitung in Limburg.

Vor allem aber erspürt man seine tiefe Liebe zu Land und Leuten, seine Verantwortung für die religiöse und kulturelle Entwicklung Kameruns, sein Vertrauen in die Kraft und die Verantwortung der einheimischen Katecheten und seinen energischen missio-

narischen Einsatz, aber auch seine Erschöpfung und das Leid seiner Krankheiten, die schließlich zu seinem Tode führen. Er stirbt zu Beginn des 1. Weltkrieges, als schon Duala, sein Bischofssitz, von den Franzosen erobert war, am 7. November in Jaude, der heutigen Hauptstadt Kameruns. Heute wird er, werden die ersten Pallottiner-Patres und -Brüder zusammen mit den Missionspallottinerinnen verehrt als die „Väter und Mütter des Glaubens“.

Band 1.1 der Chronik enthält die Original-Bände I und II, in jeweils 2 Teilen. In Band 1.2 sind die Anmerkungen von P. Dr. Heinrich Schulte SAC abgedruckt sowie eine umfangreiche Vieter-Zeittafel und ein Stichwortverzeichnis.

Maria Anna Leenen

## Sich Gott aussetzen und standhalten

Eremitisches Leben heute. – Münster : Aschendorff-Verlag, 2009. – ISBN 978-3-402-12811-4. – EUR 12.80.

Eremitisches Leben stellen sich viele Menschen vor als ein Leben in trauter Zweisamkeit mit dem lieben Gott in einer idyllischen Umgebung. Maria Anna Leenen lebt seit langem als Diözesaneremitin und schreibt über diese alte und seit Jahrzehnten wieder aufblühende Lebensform. In ihrem neuen Buch hinterfragt sie gängige Klischees und lässt den Leser Anteil haben am eremitischen Blick auf Gott, auf Welt und Menschen. Eine provozierende „Sehschule“, die sich schon im Bild von Paul Gauguin auf dem Umschlag andeutet.

Engelmar Unzeitig

## Worte der Freiheit

Briefe aus der Haft: Pater Engelmar Unzeitig. 1911-1945. – Rohring, Andreas CMM (Hrsg.). – München: Don-Bosco-Verlag, 2011. – 59 S. – ISBN 978-3-7698-1901-4. – EUR 14.95.

„Was ist es anderes als seine Gnade, die uns trägt und leitet?“ (Pater Engelmar Unzeitig). Aus dieser persönlichen Erkenntnis und unendlich großen Nächstenliebe schöpfte der in Mähren im heutigen Tschechien geborene Priester, Ordensmann und Märtyrer der Nächstenliebe Pater Engelmar Unzeitig (1911-1945) Kraft für ein Leben, das vorbehaltlos und mit allen Konsequenzen dem Dienst an Gott und den Mitmenschen gewidmet war. Vier Jahre war er Häftling im Konzentrationslager in Dachau, ging dort freiwillig in die Todesbaracke und starb am 2. März 1945 an Flecktyphus.

Von seinem unermüdlichen Einsatz für seine Mithäftlinge, von seiner schlichten Frömmigkeit, die so stark war, dass selbst Verleumdung, Spott, Hunger und Grausamkeiten ihn nicht davon abbringen konnten, sich bei Gott geborgen zu wissen, und von sei-



nem tiefen Gottvertrauen zeugen Briefe, die der „Engel von Dachau“, so sein heutiger Beiname, während seiner Gefangenschaft verfasst hat. Zitate aus diesen Briefen stellt Pater Andreas Rohring in diesem Buch aktuellen Bildern aus der KZ-Gedenkstätte Dachau gegenüber.

Jakob Patsch

### ... als er das Brot brach

Gehalt und Gestalt der Eucharistiefeier. – Innsbruck u.a. Tyrolia-Verlag, 2011. – 159 S. – ISBN 978-3-7022-3113-2. – EUR 14.95.

Die Eucharistiefeier ist ein verborgener „Schatz im Acker der Kirche“, der gefunden und gehoben werden will. Dies sagte Pius Parsch, einer der großen Pioniere der liturgischen Bewegung. Pfarrer Jakob Patsch hat sich diesem Anliegen verschrieben. Zunächst führt er durch die geschichtlich gewachsene Gestalt der Feier. Anhand der einzelnen Messteile erschließt er deren Bedeutung und Struktur und zeigt Gestaltungsmöglichkeiten.

Mit Hinweisen zum Gesang, praktischen Tipps für den Lektoren- und Kommunionhelferdienst und Vorschlägen, wie die Symbolik und Atmosphäre des Kirchenraums gut zur Geltung kommen, spricht dieses Buch alle in der Gemeinde an, die an der Planung, Vorbereitung und Feier der Eucharistie mitwirken.

Jakob Patsch, geb. 1966, wurde 1999 zum Priester geweiht und ist derzeit Pfarrer in Hall in Tirol. Der promovierte Theologe absolvierte eine Fortbildung am Deutschen Liturgischen Institut in Trier und ist Referent des Katholischen Bildungswerkes.

## Das Charisma des Ursprungs und die Religionen

Das Werden christlicher Orden im Kontext der Religionen. – Hrsg. von Petrus Bsteh / Brigitte Proksch. – Münster u.a. : 373 S. – ISBN 978-3-643-50281-0. – EUR 29.90.

Der Band bietet eine faszinierende Spurensuche in der Entstehungsgeschichte der großen Ordenstraditionen: Berührungspunkte mit anderen Religionen, vor allem dem Judentum und Islam. Es geht um den breiten Zusammenhang der jeweiligen Gründerzeit, ihre Prägung durch Religionen, Weltanschauungen und Kulturen. – Der Bogen spannt sich vom Propheten Elia über die Benediktusregel, Franziskus beim Sultan, die sufisch beeinflusste Seelenburg Teresa von Avilas bis hin zu Ignatius von Loyola. Ein Beitrag zur christlichen Spiritualität und eine Ermutigung zur Begegnung mit anderen Religionen.

**ok** ordens  
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Jahrgangsverzeichnis des  
52. Jahrgangs (2011)

## Ordensleben

---

|  |     |
|--|-----|
| Bamberg OSB, Corona:<br>Gehorsam   | 285 |
| Bergmann FBMVA, Engeltraud:<br>Was bringt eine Seligsprechung?<br>Am Beispiel von Mutter Maria Rosa Fleisch,<br>Gründerin der Ordensgemeinschaft FBMVA/Waldbreitbach                   | 163 |
| Biendarra, Ilona:<br>„Heute Christus sein“<br>Impulse Madeleine Delbrêls zur gegenwärtigen Verlebendigung von Christsein,<br>Ordensleben und Kirche                                    | 143 |
| Bonell CJ, Gudula:<br>Called to bring hope – Gerufen, Hoffnung zu bringen<br>Zur Situation von Ordensgemeinschaften in Mittel- und Osteuropa mit dem Fokus<br>auf der Congregatio Jesu | 60  |
| Conrad OPL, Burkhard:<br>Die anderen Prediger<br>Die Dominikanische Gemeinschaft als Teil des Ordo Praedicatorum   | 133 |
| Da-Cruz, Patrick / Schwegel, Philipp:<br>Wachstumsstrategien von Ordensgemeinschaften als Träger sozialer Einrichtungen<br>Empirische Befunde aus dem Krankenhausmarkt                 | 168 |
| Dartmann SJ, Stefan:<br>„Austausch der Gaben“ – bereichernd für alle<br>Ordensleute in Ost und West kooperieren mit Renovabis  | 86  |
| Gerhartz SJ, Günter:<br>Der Gehorsam der Gesellschaft Jesu (SJ)  | 437 |
| Herasym MSsR, Jelena / Obereder MSsR, Margret:<br>Miteinander von Ost und West<br>Herausforderung und Chance   | 32  |
| Hertewich OP, Ursula M.:<br>Anspruchsvolles Leben  | 444 |
| Kramp CJ, Igna:<br>Die drei Ordensgelübde und das Neue Testament   | 393 |
| Kramp CJ, Igna:<br>„Gleichwie du mich in die Welt gesandt hast, habe auch ich sie in die Welt gesandt“<br>(Joh 17,18)<br>Gehorsam im Johannesevangelium                                | 398 |
| Lau SCJ, Heinz:<br>„Pater, erzählen Sie uns von Gott!“<br>Von der Arbeit der polnischen Herz-Jesu-Priester im östlichen Europa   | 77  |
| Mananzan OSB, Mary John:<br>Ordensfrauen auf den Philippinen heute   | 334 |
| Meier OSB, Dominicus M:<br>Im Bewusstsein der eigenen Verantwortung<br>Ordensobere im Spannungsfeld von Gehorsam und Ungehorsam  | 424 |

## Ordensleben

|  |     |
|--|-----|
| Najmanová OSB, Anežka / Wagner OSB, Lucia:<br>Die Venio-Kommunität in Prag<br>Ein tschechisch-deutsches Benediktinerinnenkloster                         | 49  |
| Plattig O.Carm., Michael:<br>„Höre, mein Sohn!“<br>Hörbereitschaft und Gehorsam – Sondierungen   | 410 |
| Polag OSB, Athanasius:<br>Sämann und Schnitter freuen sich (Joh 4,36)<br>Erfahrungen in einem Kloster in Sachsen-Anhalt                                  | 17  |
| Reinl OSA, Peter:<br>Gehorsam als geteilte Verantwortlichkeit<br>Ein Zwischenruf   | 422 |
| Veits, Sebastian / Weiss, Benjamin:<br>Begeistert von Christus, der Kirche und ihrer Mission<br>Das Projekt Jung-Assoziierte der Oblaten                 | 156 |
| Wacker FCJM, Hiltrud:<br>Einsatz für die Ärmsten<br>Die Arbeit der Franziskanerinnen von Salzkotten in Rumänien  | 71  |
| Walko OFM, Andrzej:<br>20 Jahre nach dem Mauerfall und fünf Jahre als Seelsorger in Franken<br>Erfahrungen eines polnischen Franziskaners in Deutschland | 24  |
| Wehrmeyer OCD, Renata:<br>Aufbau eines Karmels in Lettland<br>Die Entwicklungsarbeit des Essener Karmels in Osteuropa                                    | 43  |
| Werr OSU, Brigitte:<br>Sind wir eigentlich Ursulinen?<br>Was ist ein Angelakreis?  | 161 |
| Wilmer SCJ, Heiner:<br>Entweltlichung<br>Benedikt XVI. in Deutschland und die Frage des Ordenslebens   | 389 |
| Zeis MC, Christine:<br>20 Jahre im anderen Deutschland<br>Vom Süden in den Osten und zurück  | 5   |

# Dokumentation

## **Deutsche Ordensobernkonzferenz: Jahrestagung 2011**

|   |     |
|---|-----|
| Herzig MSsR, Anneliese / Meier OSB, Dominicus:<br>„Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15) – Ordensleben in Übergängen<br>Ein Gespräch   | 271 |
| Zollitsch, Robert:<br>Ekklesiologischer Standort der Orden<br>Vortrag des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz bei der Mitgliederversammlung<br>der Deutschen Ordensobernkonzferenz am 6. Juni 2011 in Vallendar  | 261 |
| Integration von Sexualität und Prävention von Missbrauch im Ordensleben<br>Präsentation für die DOK-Vollversammlung 2011  | 329 |
| Gesprächsrunden   |     |
| „Zeugnissgeber der Hoffnung“<br>Die prophetische Dimension des Ordenslebens – eine Spurensuche  | 284 |
| In Vielfalt gelebte Spiritualität   | 287 |
| Ordenssendung in sich verändernden pastoralen Strukturen  | 290 |
| Ordenscharisma nach Abgabe der Werke  | 295 |
| Formation heute<br>im Spannungsfeld von Alt und Jung  | 297 |
| Jung in ‚alten‘ Orden – alt in ‚jungen‘ Orden   | 304 |
| Generation „Dazwischen“   | 307 |
| Individualisierung und Gemeinschaft   | 311 |
| Leben in wachsender Internationalität   | 313 |
| Konzentrische Kreise – Formen der Anbindung in Ordensgemeinschaften   | 316 |
| „Das Haus bestellen“ – Wenn Gemeinschaften sterben  | 320 |
| Gemeinschaft im Wandel<br>Kleiner werdende Gemeinschaften   | 323 |
| Ordensobere zwischen Macht und Ohnmacht   | 326 |
| <b>Sonstiges</b>  |     |
| Fleckenstein, Gisela:<br>Der Ordensname im Personalausweis  | 468 |
| Henseler CSsR, Rudolf:<br>Rolle und Selbstverständnis des Ordensreferenten  | 179 |
| Klaschka, Bernd:<br>Auf dem Weg zu einer prophetischen Kirche<br>Glaube und Glaubwürdigkeit verpflichten zum Handeln  | 206 |
| Leitlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger<br>durch Ordenspriester, -brüder und -schwestern von Ordensgemeinschaften päpstlichen<br>Rechts im Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz sowie durch Mitarbeiterinnen<br>und Mitarbeiter in ordenseigenen Einrichtungen | 190 |

.....

|   |     |
|---|-----|
| Piaz OSB cam., Gianni dal:<br>Ordensleben in Italien  | 197 |
| Pree, Helmuth:<br>Religiosen und deutsches Zivilrecht – vermögensrechtliche Fragen                                | 447 |
| Tumbrink, Marion:<br>In memoriam Edward Schillebeeckx OP<br>Bericht über ein internationales Symposium in Münster | 213 |

## Neue Bücher

|                               |                 |
|-------------------------------|-----------------|
| Biographie                    | 223             |
| Mönchtum                      | 243             |
| Orden                         | 370             |
| Pastoral                      | 507             |
| Theologie und Ethik           | 119 / 248 / 505 |
| Ordens- und Kirchengeschichte | 112 / 364 / 500 |
| Literatur und Mystik          | 490             |
| Spiritualität                 | 105 / 376 / 495 |
| Kurzanzeigen                  | 252 / 509       |

## Nachrichten

|                                |                      |
|--------------------------------|----------------------|
| Deutsche Ordensobernkonzferenz | 99 / 223 / 355 / 483 |
| Vatikan                        | 89 / 217 / 345 / 476 |
| Weltkirche                     | 92 / 219 / 349 / 479 |